

prae  
sens

# **Großwardeiner Beiträge zur Germanistik**

Schriftenreihe des Lehrstuhls für Germanistik  
der Christlichen Universität Partium

Band 13

Herausgeber der Reihe:

Szabolcs János

**Umwandlungen und Interferenzen**  
**Studien aus dem Bereich der Germanistik**

**Beiträge** der VI. Internationalen Germanistentagung  
an der Christlichen Universität Partium  
Großwardein / Nagyvárad / Oradea, 18.–19. September 2014

Herausgegeben von  
Szabolcs János

in Zusammenarbeit mit  
Andrea Bánffi-Benedek  
Gizella Boszák

Praesens Verlag

**Bibliografische Information der  
Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet  
diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte  
bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7069-0913-6  
ISSN 2069-010X

© Praesens Verlag  
<http://www.praesens.at>  
Wien 2016

Alle Rechte vorbehalten. Rechtsinhaber, die  
nicht ermittelt werden konnten, werden  
gebeten, sich an den Verlag zu wenden.

# Inhalt

## Literatur- und Kulturwissenschaft

<i>Tünde Radek (Budapest):</i> Kriegsdarstellungen in der deutschsprachigen Historiographie des Mittelalters .....	9
<i>Klára Berzeviczy (Budapest):</i> Darstellung des dauerhaften Kriegszustandes in deutschsprachigen Reiseberichten über Ungarn aus dem 16. und 17. Jahrhundert .....	17
<i>Attila Veróke (Eger):</i> Kriegsthematik in den Lesestoffen der Siebenbürger Sachsen (16.–18. Jahrhundert) .....	27
<i>Orsolya Lénárt (Budapest):</i> Tendenzen der Ungarnrezeption in der deutschsprachigen Literatur zwischen 1686 und 1848 .....	37
<i>Szabolcs János (Großwardein):</i> Siebenbürgen, das Banat und die Topografien der Fremdheit. Mobilität und Fremdheitserfahrung in Reiseberichten .....	49
<i>Kálmán Kovács (Debrecen):</i> J. W. v. Goethes Anti-Kriegsdiskurs im Jahre 1814. <i>Des Epimenides Erwachen</i> (1814) von J.W. von Goethe und <i>Des Epimenides Urteil</i> (1815) von Konrad Levetzow .....	67
<i>Zsuzsa Bognár (Budapest):</i> Kriegsnarrativen im <i>Pester Lloyd</i> 1914–1916. (Anti)Kriegsnovellen von Ernő Szép .....	77
<i>Szilvia Ritz (Budapest):</i> „Ein ordinäres Handwerk.“ Die Kriegsberichte von Ferenc Molnár .....	85
<i>Péter Varga (Budapest/Großwardein):</i> Großbürgerliches Ethos in Krisenzeiten. Das Kriegstagebuch von Robert Jánosi Engel .....	95
<i>Enikő Dác (München):</i> Ästhetisierung und Wirklichkeit des Krieges in literarischen Aufzeichnungen von der Front. Zoltán Franyós <i>Bruder Feind. Begegnungen und Visionen eines Mitkämpfers</i> .....	107

<i>Hilda Schauer (Pécs):</i> Erinnerungsdiskurs in Wolfgang Koeppens Roman <i>Die Mauer schwanket</i> (1935) und in dem Bericht <i>Masuren, August 1914. Die Zerstörung der Stadt Ortelsburg, die Russenflucht und der Sieg von Tannenberg</i> (1933) .....	115
<i>Ali Osman Öztürk (Konya):</i> Entfremdung durch Kriegserfahrung bei Stefan Zweig .....	125
<i>Anita Szentpétery-Czeglédy (Budapest):</i> „Ein Training im Ich-Sagen“ – Re-Konstruktion von Vergangenheit in Günter de Bruyns Autobiographie <i>Zwischenbilanz</i> .....	135
<i>Mihaela Zabaria (Bukarest):</i> Narrativisierung der Erinnerung als Überlebensstrategie bei Philomena Franz .....	147
<i>Zsuzsa Soproni (Piliscsaba):</i> Erinnerungsmodi in Uwe Timms Erzählung <i>Am Beispiel meines Bruders</i> .....	157
<i>Carmen Elisabeth Puchianu (Kronstadt):</i> Theater in Zeiten der Krise. Von Dada zur postmodernen Performance am Beispiel einiger Duo-Bastet-Inszenierungen .....	167
<i>Andrea Horváth (Debrecen):</i> Nach den Jugoslawienkriegen. Zur Inszenierung von Erinnern und Erzählen in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur .....	177
<i>Eszter Propszjt (Szeged):</i> Kriegserfahrungen der ungarndeutschen Literatur .....	189
<i>Gábor Pusztai (Debrecen):</i> Die Wandlung der Identität im Tagebuch von István Radnai .....	197
<i>Eszter Pabis (Debrecen):</i> Strukturen der Gewalt in Urs Widmers <i>Im Kongo</i> .....	207
<i>Orsolya Nagy-Szilveszter (Neumarkt):</i> Täter- und Opfergeschichten während und nach dem Zweiten Weltkrieg in Herta Müllers Prosa .....	217
<i>Erika Verešová (Istanbul):</i> Wirkung des Bösen auf Körper und Geist. Analyse narrativer Techniken und philosophisch-psychologischer Umwandlungen in ausgewählten Werken von Herta Müller und Saskia Hennig von Lange .....	227
<i>Renata Stoicu-Crisan (Großwardein):</i> Förderung der interkulturellen kommunikativen Kompetenz durch filmische Kontexte .....	237

## DaF-Didaktik und Sprachwissenschaft

<i>Jiří Pilarský (Debrecen):</i> Ausdrucksmittel personaler Bezugnahme im Deutschen, Rumänischen und Ungarischen. Eine kontrastive Korpusanalyse am Beispiel von Medieninterviews.....	247
<i>Mihály Harsányi (Eger):</i> Deverbale Suffixderivation als Marker der perfektiven Aktionsart in ungarisch-deutscher Relation .....	263
<i>Ana Iroaie (Bukarest):</i> Grammatische, semantische und lexikografische Aspekte bei der kontrastiven Beschreibung deutscher Deverbativa mit fester Präposition .....	275
<i>Ágota Nagy (Großwardein):</i> Interlinguale (Quasi-)Homophonie und konzeptionelle Mündlichkeit: direkte lexikalische Transferenzen aus dem Jiddischen in deutschsprachigen Presstexten.....	287
<i>Daniela-Elena Vladu (Klausenburg):</i> Phraseologismen in deutsch-rumänischer literarischer Übersetzung .....	297
<i>Erzsébet Drabota-Szabó (Szeged):</i> Realien-Phraseologismen im DaF-Unterricht .....	307
<i>Andrea Bánffy-Benedek (Großwardein):</i> Somatismen, Kinogramme und Phraseogesten im DaF-Unterricht. Eine interkulturelle Annäherung .....	317
<i>Alma Halidović (Tuzla):</i> Polyfunktionalität im Sprachvergleich. Eine Untersuchung des Konnektors wenn im Deutschen und Bosnischen .....	329
<i>Azra Bešić (Tuzla):</i> Textsorte <i>Witz</i> in der deutschen und bosnischen Sprache. Rhetorische Figuren in deutschen und bosnischen Witzen .....	339
<i>Heinrich Siemens (Bonn):</i> Sprachbünde im Ostseeraum.....	349
<i>Sanela Mešić (Sarajevo):</i> Wie wurde der Tod des Kronprinzen Franz Ferdinand und seiner Gemahlin in der Presse verkündet? Eine diskurslinguistische Analyse der Todesanzeigen .....	355
<i>Ivica Tokić (Tuzla):</i> Die Abfolge der Personalpronomina und Nominalphrasen im Deutschen und Bosnischen .....	369

# **Literatur- und Kulturwissenschaft**

TÜNDE RADEK (BUDAPEST)

## Kriegsdarstellungen in der deutschsprachigen Historiographie des Mittelalters

### 1. Einleitung

In zahlreichen Werken der mittelalterlichen Literatur werden Kriegsdarstellungen geschildert. Denke man hier vor allem an die Kriegs- und Schlachtschilderungen in den Texten der Chansons de gestes, der Helden- und der Kreuzzugsdichtung oder der höfischen Romane. Aber auch erzählende Texte der volkssprachigen Historiographie des Mittelalters bieten diesbezüglich einen reichen Fundus. Im vorliegenden Aufsatz wird der Akzent anhand von deutschsprachigen Chroniken des Mittelalters auf die Art der Darstellung der Streifzüge/Ungarnzüge<sup>1</sup> gelegt, d.h. des Eintritts des ungarischen Stämmebundes in die europäische Geschichte, wobei vor allem die sprachlichen Darstellungsformen, stereotype Schilderungen, Ausdrucks- und Wahrnehmungsformen analysiert werden. Nicht zuletzt wird dem Fragenkreis nachgegangen, was alles aus diesen kriegerischen Auseinandersetzungen in die historiographischen Erzählungen überhaupt Eingang gefunden hatte, bzw. wie diese Ereignisse resp. die Ungarn selbst in den Texten geschildert wurden.

### 2. Korpus

Da eine diachrone Untersuchung viel mehr dazu beiträgt, Unterschiede in der Darstellung der Ungarnzüge festzustellen, wurden die Quellentexte aus einem größeren Zeitraum ausgewählt: Die erste Quelle stammt aus der Mitte des 12. Jahrhunderts und die letzte aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Die zur Untersuchung herangezogenen Quellentexte werden hier in chronologischer Reihenfolge aufgezählt: die „Kaiserchronik“ eines Regensburger Geistlichen, zwischen 1140 und 1150 entstanden (im Weiteren: Kchr),<sup>2</sup> die „Gandersheimer Reimchronik“ von Eberhard von Gandersheim, um 1216 entstanden (im Weiteren: GRchr),<sup>3</sup> die „Sächsische Weltchronik“ aus dem Anfang oder aus der Mitte des 13. Jhs. (um 1229 oder nach 1260/1275) (im Weiteren: SW),<sup>4</sup> die „Ungarnchronik“ Heinrichs von Mügeln aus der Mitte des 14. Jahrhunderts.

---

<sup>1</sup> De Vajay, Szabolcs: *Der Eintritt des ungarischen Stämmebundes in die europäische Geschichte (862–933)*. Mainz: Hase & Koehler, 1968 (Studia Hungarica. Schriften des Ungarischen Instituts München, 4).

<sup>2</sup> *Die Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen*. In: MGH Deutsche Chroniken 1, 1. Hg. v. Edward Schröder, Hannover: Hahn, 1892 (Neudruck 1964).

<sup>3</sup> Wolff, Ludwig (Hg.): *Die Gandersheimer Reimchronik des Priesters Eberhard*. Tübingen: Niemeyer, 1969 (Altdeutsche Textbibliothek, 25).

<sup>4</sup> *Sächsische Weltchronik*. In: MGH Deutsche Chroniken 2, 1. Hg. v. Ludwig Weiland, Hannover: Hahn, 1877, S. 1–384.

(im Weiteren: HvMUchr),<sup>5</sup> die „Cronicen“ des Jakob Twinger von Königshofen aus dem Ende des 14. Anfang des 15. Jahrhunderts (im Weiteren: JTvK),<sup>6</sup> die „Prosachronik“ von Johann Statwech, Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden (im Weiteren: JS),<sup>7</sup> „Die Chronik von der Gründung der Stadt Augsburg bis zum Jahre 1469“, aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts (im Weiteren: GSA),<sup>8</sup> die „Cronecken der sassen“ (auch „Magdeburgische Chronik“) von Konrad Bote aus dem Ende des 15. Jahrhunderts (im Weiteren: KB)<sup>9</sup> die „Kärntner Chronik“ von Jakob Unrest aus dem Ende des 15. Jahrhunderts (im Weiteren: JUKChr),<sup>10</sup> die „Ungarische Chronik“ von Jakob Unrest aus dem Ende des 15. Jahrhunderts (im Weiteren: JUUChr),<sup>11</sup> „Der Hungern Chronica...“ von Hans Haug zum Freystein aus dem Jahre 1534 (im Weiteren: HHZF).<sup>12</sup>

### 3. Darstellung der Ungarnzüge

Wie bekannt können die Ungarneinfälle auch mit Eckdaten versehen werden, von 899 bis 970 wurden etwa 47 Heereszüge (davon 38) nach Westen bzw. (9) nach Süden geführt.<sup>13</sup> Die Mehrheit der deutschsprachigen Quellentexte – auch wenn sie aus unterschiedlichen Zeiträumen stammen – behandelt die Ungarnzüge am Ende des 9. Jahrhunderts und im 10. Jahrhundert, d.h. vor allem unter den Ostfranken Königen, so unter Arnulf von Kärnten (887–899, ab 899 auch römischer Kaiser) und unter Ludwig dem Kind (900–911), dann unter Konrad I. (911–918) und Heinrich I. dem Vogler (919–936), und Otto I. dem Großen (ab 936 König des Ostfrankenreiches, ab 962 römisch-deutscher Kaiser bis 973). Zusammenfassend können wir sagen, dass die Texte zum Teil die Zerstörungen durch die Ungarn und zum Teil ihre Siege und vor allem ihre Niederlagen schildern.

---

<sup>5</sup> *Chronicon Henrici de Mügeln Germanice conscriptum*. In: *Scriptores rerum Hungaricarum, tempore ducum regnumque stirpis Arpadianae gestarum* 2, 3. Hg. v. Eugenius Travnik. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1938.

<sup>6</sup> *Jakob Twinger von Königshofen, Chronik*. In: *Chron. dt. St. Bd. 8: Die Chroniken der oberrheinischen Städte. Straßburg* 1. Hg. v. Carl Hegel, Leipzig: Hirzel, 1870, S. 230–498; Bd. 9, Leipzig: Hirzel, 1871, S. 499–910.

<sup>7</sup> Deiter, Heinrich: *Johann Statwechs Prosa-Chronik. Jahrbuch des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung* 39, 1913, S. 33–74.

<sup>8</sup> *Die Chronik von der Gründung der Stadt Augsburg bis zum Jahre 1469*. Hg. v. Ferdinand Frensdorff. In: *Chron. dt. St. Bd. 4. Die Chroniken der schwäbischen Städte, Augsburg*, 1. Leipzig: Hirzel, 1865, S. 279–332.

<sup>9</sup> *Konrad Bote, Cronecken der sassen*. Hg. v. Gottfried Wilhelm Leibniz, Hannover: Förster, 1711 (*Scriptores Rerum Brunsvicensium*, 3), S. 277–423.

<sup>10</sup> *Jakob Unrest, Chronicon Carinthiacum*. Hg. v. Simon Friedrich Hahn. Braunschweig: Meyer, 1724 (*Collectio monumentorum veterum et recentivm ineditorvm*, 1), S. 479–536.

<sup>11</sup> *Jakob Unrest, Ungarische Chronik*. Hg. v. Adolf Armbruster. Bukarest: Ed. de l'Acad., 1974 (*Revue Roumaine d'histoire. Académie Roumaine, Section des Sciences Historiques et d'Archéologie* 13, 3), S. 473–508.

<sup>12</sup> *Der Hungern Chronica inhaltend wie sie anfänglich ins land kommen sind / mit anzeygung aller irer Koenig / und was sie nambafftißs gethon haben. Angefangen von irem ersten Koenig Athila / und volfueret bis auff Koenig Ludwig / so um 1526 jar bey Mobatz vom Tuercken umbkomen is*. Göttingen, Staats- und Universitätsbibliothek, Sig.: HSD: 4 H HUNG 4005 RARA.

<sup>13</sup> Kristó, Gyula: *Magyarország története 895–1301*. Budapest: Osiris, 1998, S. 60–61.

### 3.1. Attributive Konstruktionen über die Ungarn im Allgemeinen

Unter den attributiven Konstruktionen sind vor allem die Zusammensetzungen wie die *wilden Unger* (Kchr v. 15712), *die vil ubelen* (Kchr v. 15624), d.h. sehr bösartig, sehr grimmig oder aber die *muotigen haiden* (Kchr v. 15948), d.h. die rasenden Heiden, *de alden viande* (SW S. 161), d.h. die alten Feinde oder *gar eine boese gryme geselleschaft* (JTvK S. 415), d.h. eine sehr schlechte und grausame Gemeinschaft oder *ain wilds vngelaubigs volckeb* (JUUChr S. 482), d.h. ein wildes, ungläubiges Volk hervorzuheben. Sie verwüsten rasend fast ganz Europa: *um sich zu rechen, zugen wider aus, dann sie schmerzset der schad vnd spott, den sie vor Augsprug, Regenspurg vnd Entzessfeld gelitten betten* (HHzF 15<sup>v</sup>). Nach JUUChr (S. 482) aßen die „Hunnen, jetzt Ungarn [...] rohes/ungekochtes und schlecht gekochtes Fleisch“. JTvK und KB referieren in Bezug auf die 900er Jahre über eine schreckliche Eigenschaft der Ungarn:

und zerstornt vil stette und dörfer und kirchen [...] und wen sü vingent, es were man wip oder kint, das erstochent sü und trunkent das blut, das die lüte deste wurst abe in erschrokent und sich deste minre gegen in zu were sattent [...] JTvK (S. 415–416.)

bzw.

De Ungeheren de togen in Dudesche lant unde vorherden Beygeren, Doringh [...] dar verloren de Beygeren den stryt, do worden de Ungerer so krefftich, und togen dorch Swaven, dorch Francken unde slogen unde morden vele lude. Unde druncken der lude blot, unde bunden de fruvven to samede by den haren, unde dreven se mit den kynderen ut dem lande. KB (S. 302)

Nach dem ersten Beispiel wurde vom Trinken des Menschenblutes nur wegen Abschreckung des Feindes Gebrauch gemacht, während der zweite Bericht in dieser Hinsicht eine allgemeine Feststellung trifft.<sup>14</sup>

Diesen im Allgemeinen benutzten attributiven Konstruktionen widersprechen die tatsächlichen Berichte über die Ungarnzüge (*gar*) nicht. Die Ungarn verursachen nämlich *in dem rübe ainen michelen verren* (Kchr v. 15590), d.h. ein großes Gewirr, sie *dadon grote not* (SW S. 157), also große Drangsal, *si (Ungere) herten im sine marche* (Kchr v. 15796) d.h. sie verheerten seine Mark; *ain burch haizet Basila* [Basel], *die zestörten si da* (Kchr vv. 15727–15729; etwas ähnlich: SW S. 158), d.h. sie machen die Städte zunichte (s. auch HvMUChr S. 141; HHzF 2<sup>v</sup>, HHzF 7<sup>r</sup>); *und verderbten die* (HvMUChr S. 141), d.h. und richten sie zugrunde; *si stiften roub unde brant* (Kchr v. 15992), dh. sie plündern und setzen alles in Brand<sup>15</sup>, *din gotes hús si zestörten* (Kchr v. 15993), d.h. sie richten die Kirchen zugrunde (Kchr v. 15727, Kchr vv. 15802–15803; HHzF 7<sup>r</sup>), *und vertribn da alle Pfaffhait*

---

<sup>14</sup> Zum Blutvertrag als möglicher Hintergrund siehe: Radek, Tünde: *Das Ungarnbild in der deutschsprachigen Historiographie des Mittelalters*. Frankfurt am Main / Berlin / Bern / Bruxelles / New York / Oxford / Wien: Peter Lang, 2008 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft, 12), S. 251–252.

<sup>15</sup> Kchr vv. 15730–15734, Kchr v. 15777; Kchr vv. 15782–15783; Kchr vv. 15802–15803; GRchr vv. 1375–1376, SW S. 156; HvMUChr S. 141, JUKChr S. 480; 143; HHzF 7<sup>r</sup>.

(JUKChr S. 482), d.h. und sie vertreiben da alle Geistlichen. Es gibt sogar Beispiel für die totale Zerstörung durch die Ungarn: *din erde gebar wîn noch korn, / nebainer slabte wuocher si truoch* (Kchr. vv. 15671–15672), d.h. die Erde brachte keine Früchte, keine Weintrauben und kein Getreide, und keine einzige Art der Pflanzen brachte irgendwelchen Ertrag.<sup>16</sup> An anderen Stellen: *mit swerten si choltten, / wîp unt chint si hin berten* (Kchr vv. 15626–15627), *kolten* (Kchr v. 15731), d.h. mit Schwertern quälten sie die [Menschen], sie töteten Frauen und Kinder,<sup>17</sup> *daꝛ lint si hine vuorten* (Kchr 15595), d.h. sie führten die Menschen weg (s. auch SW S. 156). Auch darüber wird berichtet, wie grausam die Ungarn mit den Gefangenen umgingen: *se namen de vrowen unde de diernen unde bunden se mit dem hare tosamene unde drevn se mit den kinderren also en vê to lande* (SW S. 157), sie nahmen also die Frauen und die Dienerinnen/Mädchen und sie banden sie bei den Haaren zusammen und trieben sie wie das Vieh durch das Land durch.<sup>18</sup> Was die Ungarn bei ihren Heereszügen erbeuteten, wird nur ganz selten zur Sprache gebracht: *vnd verbeerten ganzꝛ Greciam vnd brachten daraus vil golds, edelgestein vnd viech on ꝛal* (HHzF 16<sup>r</sup>).

Aus den oben erwähnten Schilderungen geht der Gegensatz zwischen den Christen und Heiden an mehreren Stellen hervor, nicht nur mit dem Hinweis darauf, dass die Ungarn die Gotteshäuser zugrunde richteten, sondern dass das Land – zur Schande der Christen – durch die Ungarn verwüstet und abgebrannt wurde: *daꝛ lant si alleꝛ wuosten unt branten / den cristen ꝛe scanden* (Kchr vv. 15782–15783).<sup>19</sup>

### 3.2. Darstellung von Siegen der Ungarn

Es kommt auch vor, dass die siegreichen Heerfahrten der Ungarn zum Ausdruck gebracht werden. In diesem Fall halten sich die Chronisten ziemlich zurück und begnügen sich mit einigen hingeworfenen Worten: Wenn die Ungarn die Bayern oder die Schwaben oder die Franken oder die Thüringer besiegten, wird ganz wortkarg nur so viel mitgeteilt, dass sie mit den Ungarn stritten und sie blieben ohne Sieg / siegelos

---

<sup>16</sup> Später nach dem Mongoleneinfall in Ungarn von 1241–1242 können wir sonst ähnlich über eine schwere Not sprechen: in der „Detmar-Chronik“ (um 1395 entstanden, *Detmar-Chronik*, hg. v. Karl Koppmann. In: Chron. dt. St. Bd. 19. Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Lübeck 3. Leipzig: Hirzel. S. 195–597): *na desseme jamer quam so grot hungber in Ungheren unde dure tyd, dat de lude eten bunde unde catten unde ok dode lude, de dar weren vormordet in deme stride* (S. 322), d.h. Auf diesen großen Jammer folgte so großer Hunger in Ungarn und so große Dürre, dass die Menschen Hunde und Katzen aßen und auch Menschen, die da früher im Streit getötet wurden bzw. in der Magdeburger Schöppenchronik (um 1372–1468 entstanden, *Magdeburger Schöppen-Chronik*. In: Chron. dt. St. Bd. 7., hg. v. Karl Janicke. Leipzig: Hirzel, 1869 (Neudruck 1962), S. 1–265) [...] [warz] *Ungeren so verwüstet und vorheret dat de eelderen [sogar] ore eigene kindere eten* (S. 149), d.h. Ungarn wurde so sehr verwüstet und verheert, dass die älteren Menschen ihre eigenen Kinder aßen.

<sup>17</sup> Siehe auch SW S. 157.

<sup>18</sup> Zum Vergleich: Der ungarische König, Salomon führte vor allem Verteidigungskriege gegen die *Pebem, Tatter / Cuni Reussen und Pessen* (HvMUchr). Nach den Darstellungen gehen die Tartaren in ihren Einfällen am grausamsten vor: [...] [sic] *triben aus dem gepite [...] tyer und levte und was sie funden [...] und triben weyb und kint hinweg und punten sie an strengre und czugen sie uber wasser und uber die pruch unparmbereziglich* (HvMUchr S. 176).

<sup>19</sup> Siehe auch JS (S. 265): *De Hunen erboven sek vveder den Cristen loven unde deden groten schaden*; JUKChr S. 482.

(*stridden mit in unde worden segelos* SW S. 157) oder *Do belaid der Deuschen vil tod und verlorn den streit* (HvMUchr S. 142) oder *die Hungern [...] drungen jn* [Swatopluk I. (Mähren)] *vnd die seinen mit grossem gewalt zu der flucht* (HHzF 14<sup>v</sup>).

### 3.3. Darstellung von Niederlagen der Ungarn

Auch die Niederlagen der Ungarn werden manchmal nur flüchtig erwähnt: *der Hüne wart vil reslagen, / si muosen scentliche wider varn* (Kchr vv. 15546–15547), d.h. von den Hunnen wurden viele getötet, sie müssen schmachvoll in ihr Land zurückkehren. Oder *de [Ungeren] wurden geslagen bi dem In van den Beieren* (SW S. 158). Im Vergleich aber erfahren die Niederlagen der Ungarn doch ausführlichere oder viel ausführlichere Schilderungen. Da alle Beispiele hier nicht angeführt werden können, werden eher Tendenzen und Merkmale der dabei verwendeten Darstellungsweisen vorgestellt.

Ganz auffällig ist es in den Schilderungen der Ungarnzüge, dass sich ständig das Heidnische und das Christliche aufeinander prallen. Das manifestiert sich nicht nur in den Angriffen auf Klöster und Kirchen, wie wir das früher schon gesehen haben, sondern auch in den Eigenschaften, die die Heiden und Christen in diesen Kriegen aufweisen. Die Ungarn/die Hunnen tun sich dabei mit ihrem Übermut und mit ihrer Überheblichkeit hervor, der immer für die *unsaeligen* (Kchr v. 15691), d.h. für die Ungläubigen, also für die Heiden kennzeichnend ist. Die Christen handeln dagegen eher *wise* (Kchr v. 15698), also klug und erfahren, ihre Heerführer sind *biderbe* (Kchr v. 15856), d.h. tüchtig, angesehen und sie siegen *loblich* (HHzF 16<sup>r</sup>). Diese gegensätzlichen Pole können wir auch in den Verhaltensweisen beobachten. Die Ungarn benehmen sich *harte ungezogenliche* (Kchr v. 15927), also sehr der guten und feinen Sitte zuwider, sie schänden die Frauen (*diu wip si behuorten*, v. Kchr 15929), sie quälen die Kinder mit Feuer und mit Schwert (*diu kint si kolten / mit fiure unt mit swerten* Kchr vv. 15930–15931), um noch einige Beispiele außer den früher Genannten zu nennen.

Die christlichen Heerführer sind dagegen die Beschirmer der Frauen, der Witwen und der Kinder und der ganzen Christenheit. In HHzF (16<sup>r</sup>) wird sogar geschildert, wie Kaiser Heinrich I. nach dem Sieg über die Ungarn bei Merseburg mit seinem vereinigten Heer feierte: *Des zu einer eweigen gedechtnus richtet der selb Kaiser Heinrich das edel vnd ehrlich Ritterspil vnd zucht des Adels den Turnier mit den obbemelten vnd allem andern adel auff*.

Des Öfteren wird von Eingriffen Gottes auf der Seite der Christen erzählt,<sup>20</sup> Ludwig (das Kind) trug den Sieg an der Enns mit *gotes craft* (Kchr v. 15601) davon und acht Tausend *Hunen* (Kchr v. 15603) wurden dabei erschlagen. Gott hilft den christlichen Herrschern oder Heerführern auch durch Traumvisionen und zwar so dass ihnen der Sieg in einem Traum prophezeit wird. Dem Bischof von Augsburg Ulrich erscheint z.B. Sankt Afra im Traum und weissagt ihm die Schlacht gegen die Ungarn auf dem

---

<sup>20</sup> Z.B. auch Kchr vv. 15932–15934: *Mîn trābtūn selbe gebôt dô, / dax der chunich Ottô / relōste si ūz den sorgen*; GRchr 1421: *de kraft schal ek hebben von godes gnaden*; SW S. 159: *An den tiden vacht de koning Heinrich mit den Ungeren bi Mersburch unde lovede godde, dat he symoniacos alle wolde verstoten van sineme rike, durch dat he segen muoste. Dat gescha, wande he sloch der Ungeren en ummate*.

Lechfeld (Kchr vv. 15943–15949; GSA, S. 295,14–18<sup>21</sup>). Gott kann dann entweder durch das Volk selbst oder durch bedeutende geistliche oder weltliche Persönlichkeiten angerufen werden. Der von Konrads [I.] einberufene *vursten rate von Baieren unt von Swaben* (Kchr v. 15675) bat beispielsweise *got von himele, / daz er dem chunige / gaebe hail unt sigenunft* (Kchr vv. 15678–15680) bzw. *der chunig unt die sine / paten ir scepfaere* um Hilfe / *daz er selbe ir fride-waere* (Kchr vv. 15683–15685). Nach solchen Anflehungen gibt sich der Chronist dann zufrieden: *do erbört auch si min trätin* (Kchr v. 15686). Als Reaktion auf die Verwüstungen unter Heinrich [I.] in *Baiern unt Swaben, Elsaßen unt Lutringen* (Kchr v. 15775) konnte sogar die ganze Christenheit die durch die Ungarn verursachten Leiden nicht mehr ertragen und sie riefen alle zu Gott: *Do nemabte di cristenhait den zwinel / langer niht erliden, / si riefen alle ze gote* (Kchr vv. 15784–15786). Manchmal schickt Gott zum Siege verhelfende Instrumente oder Heilige:

auff ain zeitt da er [St. Ulrich] meß hett, da erschin im ain hand von himel und segnet im das sacrament. [...] auch ward im ain creutz von himel gesandt zuo ainem sig seiner veind, wider die Ungern, als im sant Afra gesagt hett. (GSA, S. 296,8–14).

Oder nach der SW (S. 162) nahm Otto den *heiligen speer* in die Hand und kam zu seinen Mannen zu Hilfe. Die Ungarn wurden flüchtig und wurden geschlagen und nur wenige konnten entfliehen.

Es kommt auch vor, dass Gott dem heidnischen Feind irgendwelches Unheil zufügt. Z.B. die Kraft verlässt auf einmal die Ungarn, sie können sich nicht wehren und können während der Schlacht ihre Hände nicht aufheben, so auch nicht kämpfen und erleiden dadurch eine Niederlage.<sup>22</sup> Oder das ungarische Heer befindet sich plötzlich im Qualm (Kchr v. 15823)<sup>23</sup> oder im starken Regen<sup>24</sup> oder im Nebel<sup>25</sup> oder aber die

<sup>21</sup> GSA, S. 295,14–18: [...] *sant Ulrich ernevet auch sant Afra kirch und tet auch vil quotz an der stat Augspurg. auff ain zeitt da er schlief, da erschin im sant Afra und weissagt im von aim streitt der Ungern, der bescheben solt auff dem Lechveld, und zäigt im ach wie sant Peter sas under vil schar der hailigen.*

<sup>22</sup> Kchr vv. 15814–15820: *die Unger wurden zwinelhaft, / si verluorn alle ir craft, / die hant sie nie uf gehuoben, die cristen si dô resluogen.* Beim Tartareneinfall [im Jahre 1285] steht Gott schon auf der Seite der früher bekehrten Ungarn in der Steirischen Reimchronik (vv. 23740–23759, zwischen 1300 und 1321 entstanden, *Ottokars Österreichische Reimchronik*. Nach den Abschriften Franz Lichtensteins hrsg. v. Joseph Seemüller (MGH Deutsche Chroniken 5, 1–2) Hannover: Hahn, 1890/1893): [...] *an den Snæberc mit scharn, / do erzeigte got der guote, / der in siner huote / bet die kristenheit / swer an im niht verzeit / und sich siner helfe tröst, / daz er den schiere hät erlöst / ûz aller nôt bitter. / ez kom ein solich ungewiter / von schüre und von snê, / daz die Tâtraer niht mê / geluste ber wider. / si sluoc der schür dar nider, / darzuo der frost ir verderbte / só vil und erstrebte, / daz man daz wol abt, / die si beten ûz bräht, / der kom bin wider mit unheil, / kûm der hundertist teil [...].*

<sup>23</sup> Kchr v. 15823: *sam si lagen in ainem twalme.*

<sup>24</sup> GRchr vv. 1424–1428: *nu schulle gi horen, nu et eins nachts geschach. / god sine gnade to den Sassen wande, / einen starken regen he von dem himmele sande, / de warde von deme avende went an den morgen. / an den herbergen lagen de Ungern vorborgen, / nemande se vrochten to komende over sik.*

<sup>25</sup> GRchr vv. 1440–1441: *unse here ok den Ungern stadede / mit einem titliken nevele, den he vallen leit.*

Sonne<sup>26</sup> blendet die Ungarn, so dass sie nichts sehen können und durch diese Begebenheiten schwere Niederlage erleiden müssen.

Um den Sieg noch glanzvoller hervortreten zu lassen, kennzeichnen manche Chronisten die Heiden in grellerem Licht. Es genügt ihnen nicht, über die argen Verwüstungen, über die Gefangennahmen und Tötungen vieler Christen zu berichten, sondern sie formulieren ihre Aussagen noch konkreter: *an den galgen si si hiengen* (Kchr v. 16350) und *die tirsten si do viengen* (Kchr v. 16351). Es muss aber auch erwähnt werden, dass sich auch die westlichen christlichen Gegner ihren Feinden nicht besonders barmherzig verhielten: *vnd die besten aus jn gehencket auch iren vil die orn abgeschnitten vnd die augen außgestochen vnd da mit gen Vngern gejagt* (HHzF 15<sup>v</sup>). In den Schilderungen über den Sieg der christlichen Herrscher über die Ungarn/Heiden bedienen sich die Chronisten häufig der Hyperbeln, die auf noch nie erlittene Niederlagen<sup>27</sup> oder Verluste der Ungarn<sup>28</sup> oder auf noch nie erlebte Wunder<sup>29</sup> Bezug nehmen. Heinrich I. SW (S. 160) und sein Nachfolger Otto I. (SW S. 162) wurden nach dem Sieg über die Ungarn sogar *keiser unde augustus unde des landes vater gebeten*. Zuletzt ist auch die unmäßig große Zahl des ungarischen Heeres zu erwähnen (Kchr v. 15956, SW S. 159, HHzF 14<sup>v</sup>, auch HHzF 16<sup>v</sup>), d.h. die Übermacht der Ungarn konnte nicht genug betont werden, damit der Sieg über sie noch mehr hervorgehoben werden kann.

#### 4. Zusammenfassung

Aus dem oben Gesagten geht hervor, dass die Quellentexte auf das Heerwesen und die Kriegstaktik nicht besonders eingehen.<sup>30</sup> Es darf nicht außer Acht gelassen werden, dass die Bezeichnungen Hunnen – Ungarn<sup>31</sup> in zahlreichen Quellentexten bei der Schilderung der Ungarnzüge gleichwertig verwendet wurden, was zugleich negative Assoziationen implizieren konnte. In Bezug auf die Gegenüberstellung Heiden – Christen muss erwähnt werden, dass später – als die Ungarn schon als Christen selber gegen die Heiden (Tartaren) kämpfen – ihnen auch schon die christlichen Eigenschaften und dadurch auch Gottes Hilfe zustehen: Den heidnischen Tartaren werden der ungarische König Salomon, Géza und Ladislaus I. in ihrer christlichen Haltung gegenübergestellt (HvMUchr S. 176) und Ladislaus I. kann nach seiner schweren Verletzung nur Dank Gottes Hilfe am Leben bleiben (HvMUchr S. 177). Es muss auch darauf hingewiesen werden, dass die früher den Hunnen, den Ungarn oder den Tartaren zu-

---

<sup>26</sup> GRchr vv. 1442–1445: *von steken unde slegen leden de Ungern noit, / der sunnen lechtes en konden se nicht gesein, / an unkeude en wisten se ok nicht wurhen vlein. / unde also worden se vil na alle geslagen.*

<sup>27</sup> Kchr v. 15711: *den Hunen da vor nie so laide geschach.*

<sup>28</sup> Nach der Niederlage der Ungarn auf dem Lechfeld [955] blieben nur sieben von 100 000 Ungarn am Leben (Kchr vv. 15956–15957: *uz aller der haideniscer menige / genaren ir niht wan sibene*). Die Ungarn wurden in einer unmäßigen Zahl getötet (SW S. 159): *he [Heinrich I.] sloch der Ungerer en ummate*; HvMUchr S. 141: *do wurden der Vngern an czal erslagen.*

<sup>29</sup> Kchr vv. 15818–15820: *doz was mines trahitines zaichen: / ir nebain mahte sich gelaichen / neweder hin noch her.*

<sup>30</sup> HHzF (13<sup>v</sup>) erwähnt nur, wie das landnehmende Heer in Siebenbürgen unter die 7 *hauptleute* eingeteilt wurde.

<sup>31</sup> Radek [Anm. 14], S. 133–135.

geschriebenen Eigenschaften mit der Zeit und zwar besonders in der Zeit der Türkenbelagerungen auch auf die Türken übertragen werden, z.B. bei den in den Kriegszeiten verübten Grausamkeiten wie das Schänden von Gefangenen, das niederträchtige Töten von schwangeren Frauen und von Kranken (JUÖChr S. 7, 9,3–13; JUÖChr S. 26, 30,16–22, S. 27, 30; JUÖChr S. 236, 242,25–27) und das kann nicht nur in der Chronistik sondern auch in einer anderen Textsorte, in den Flugschriften beobachtet werden, was aber noch einer eingehenderen Untersuchung bedarf. Die Quellentexte operieren also mit Wandertopoi – hierbei aber schon mit einer Verschiebung zugunsten der Ungarn und zum Unbill der Türken. Dabei überwiegt doch die Bedeutung und die Rolle der Ungarn als Verteidiger der christlichen Länder und überhaupt als Verteidiger des Christentums,<sup>32</sup> während die Türken mit ihrer geographischen Verortung und mit ihrer islamischen Religion an die frühere „östliche und heidnische Position“ der Ungarn „aufrücken“.<sup>33</sup>

---

<sup>32</sup> Siehe auch Walkó, György: *Nemzetkarakterológia. Történeti vázlat a népjellemzés irodalmáról*. Budapest: Danubia, 1944 (Minerva-Könyvtár, 159) und Turóczi-Trostler, Josef: *Zum weltliterarischen Streit um den ungarischen Charakter*. Budapest: Gustav Ranschburg, 1939.

<sup>33</sup> Ein Paradebeispiel dafür bietet das Flugblatt von Hans Sachs aus dem Jahre 1532 mit dem Titel: Hans Sachs: ‚Ein Klag zu Gott / über die grausam wütere / des grausamen Türgken / ob seinen viel kriegem und obsigen‘ (Günser Stadtmuseum, Kőszeg, Inventarnummer 56.164.1).

KLÁRA BERZEVICZY (BUDAPEST)

## Darstellung des dauerhaften Kriegszustandes in deutschsprachigen Reiseberichten über Ungarn aus dem 16. und 17. Jahrhundert

Die Lage Ungarns war während der türkischen Besatzungszeit durch einen permanenten Kriegszustand geprägt. Wirkliche Friedenszeit herrschte im Land während dieser Zeitperiode eigentlich nie, nur die einzelnen kriegerischen Auseinandersetzungen waren mal heftiger und mal ruhiger.<sup>1</sup>

Über diesen dauerhaften Kriegszustand finden wir in jenen Reiseberichten, die von Mitgliedern einzelner nach Konstantinopel geschickten kaiserlichen Gesandtschaften verfasst wurden, des Öfteren Informationen. Eine Besonderheit bildet der Bericht über die Reise des Gesandten Graf Caprara,<sup>2</sup> der 1683 seine Rückreise aus Konstantinopel mit den gegen Wien ausziehenden türkischen Truppen antreten musste. Ebenfalls sehr interessant sind zwei Berichte über die Gesandtschaftsreise des Friedrich Freiherrn von Kreckwitz (1591–1593),<sup>3</sup> der in Konstantinopel verhaftet wurde. Er starb im Gefängnis in Nándorfehérvár (Griechischweissenburg / Belgrad), während die Mitglieder seiner Gesandtschaft ins Gefängnis geworfen wurden und erst später nach ihrer Freilassung in ihre Heimat zurückkehren konnten.<sup>4</sup>

Zu den in diesen Texten vorhandenen Informationen gehören verschiedene Berichte über Sklaven, die von den Gesandten geführten Verhandlungen, die Behandlung der einzelnen Gesandtschaften durch die Türken, drohende Gefahren, denen sie ausgesetzt waren und über die einzelnen Kriegereignisse. Hauptgegenstand unserer Untersuchungen bilden diese zumeist wahrheitsgetreu dargestellten Berichtteile und weniger solche Bemerkungen, die mehr zu den berühmten Topoi über Ungarn (Bollwerk der Christenheit, usw.) zu rechnen sind.

---

<sup>1</sup> Hegyi, Klára / Zimányi, Vera: *Az Oszmán Birodalom Európában [Osmanisches Reich in Europa]*. Budapest: Corvina, 1986, S. 87.

<sup>2</sup> Benaglia, Johann: *Außführliche Reiß-Beschreibung / Von Wien nach Constantinopel / und wieder zurück in Teutschland / auch was sich Merckwürdiges dabey zugetragen: Deß Hoch-Gebornen Grafen und Herrn / Herrn Albrecht Caprara / etc. [...]* Frankfurt: Matthias Wagner, 1684.

<sup>3</sup> *Des Freyherrn von Wratislaw merckwürdige Gesandtschaftsreise von Wien nach Constantinopel. [...]* Leipzig: Schönfeldsche Buchhandlung, 1787 und *Denckwürdige Gesandtschaft an die Ottomanische Pforte, Welche ehemals auf Röm. Kays. Maj. Rudolphi II Hohen Befehl Herr Fridrich von Kreckwitz Sr. Maj. Reichs-Hof-Rath verrichtet, [...] schriftlich hinterlassen von Fridrich Seideln damahls des Herrn Oratoris Apotheker [...] in Druck gegeben von M. Salomon Hausdorff.* Görlitz: Laurentius, 1721.

<sup>4</sup> Seidel [Anm. 3], S. 33.

## 1. Sklaven

Einen immer wiederkehrenden Themenkreis bildet das Schicksal von Gefangenen. In den meisten Berichten werden mehr oder weniger erfolgreiche Verhandlungen des Gesandten erwähnt, um verschiedene Sklaven befreien zu können.

Der Gesandte Adam Freiherr zu Herberstein versuchte 1608 bei dem Pascha von Ofen zu vermitteln, damit fünf vornehme Gefangene (unter ihnen ein Graf zu Liechtenstein) freigelassen werden. Diese wurden ihm mit Fesseln an den Füßen zwar auf das Schiff geschickt, sodass er mit ihnen sprechen konnte. Allerdings wurde nur einem von diesen die Erlaubnis gegeben, für zwei Monate nach Wien zu reisen, um dort bei dem Erzherzog Matthias über ein Lösegeld oder ihre Auswechslung zu verhandeln. Die anderen vier mussten als Bürgen zurück bleiben.<sup>5</sup>

Die Möglichkeit der Auswechslung von Gefangenen erscheint außerdem im Tagebuch des Freiherrn von Kuefstein 1628. Er sollte die Freilassung einiger deutscher Gefangener beim Pascha von Buda erlangen. Murteza Pascha war schließlich dazu bereit, fünf Personen frei zu lassen, aber unter der Bedingung, dass Kuefstein beim Kaiser im Interesse der Freilassung des in Raab (Győr) gefangen gehaltenen Saphir Aga Fürsprache tat.<sup>6</sup>

1665 konnte Graf Walther Leßlie viele Sklaven freikaufen, sowohl aus eigener Tasche, als auch aus der von den österreichischen Jesuiten ihm für solche Zwecke mitgegebenen Geldsumme.<sup>7</sup>

Auf der Rückreise ließ Graf Leslie ein Mädchen nach Hause schicken. Die junge Frau stammte aus Mähren, wurde dort gefangen genommen und war später Sklavin eines Paschas. Als sie aber nicht bereit war, Mohammedanerin zu werden, wurde ihr mit der Verschickung nach Konstantinopel gedroht. Sie wurde nur dadurch gerettet, dass dem Pascha zur gleichen Zeit aus Konstantinopel der Seidenstrick geschickt wurde, welcher das Todesurteil bedeutete. Schließlich konnte sie sich aus ihrem väterlichen Erbe erlösen.<sup>8</sup>

---

<sup>5</sup> Karl Nehring: *Adam Freiherrn zu Herbersteins Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel. Ein Beitrag zum Frieden von Zsitvatorok (1606)*. München: Oldenbourg 1983, S. 80–81 und 86.

<sup>6</sup> *Diarium vber die Türckische Legation; [...] Geschehen: durch Herrn Hannß Ludwigen Freyherrn von Kueffstain / etc. Jm Jahr Christi. 1628. vnd 29. Oberösterreiches Landesarchiv Linz, Weinberger Archivalien Hs. 16. fol. 28r-v. Die Edition der Handschrift wird von K. Berzeviczy vorbereitet. Die Familie schreibt ihren Namen heute als „Kuefstein“, in der Handschrift wurde die historische Schreibweise „Kueffstain“ verwendet.*

<sup>7</sup> *Der Röm[ischen] Kay[serlichen] May[estät] Leopoldi I. Deß grossen Türcken Sultans Mehemet Cham Ottomani-sche Porten Anno 1665. den 25. May abgeordnete Bottschafft / welche Ibro Hochgraß[liche] Excellenz / etc. Herr / Herr Walther Leßlie / deß Heil[igen] Röm[ischen] Reichs Graff [...] verrichtet Vnd von P. Paulo Tafferner der Societät Jesu Priester [...] Anno 1668 [...] verfasst.* Wien: Leopold, Voigt o.J., S. 46–47.

<sup>8</sup> Ebd., S. 241–243.

## 2. Verhandlungen

Die einzelnen Gesandten führten oft Verhandlungen über die Grenzstörungen, die Schikane der Bevölkerung und einzelne Grenzbefestigungen.

Friedrich von Kreckwitz z.B. beschwerte sich 1591 beim Pascha von Buda, weil türkische Soldaten das Vieh von kaiserlichen Untertanen weggetrieben hatten. Er ersuchte den Pascha, solche Räubereien den Soldaten künftig streng zu verbieten.<sup>9</sup>

1628 verhandelte Hans Ludwig Freiherr von Kuefstein mit dem Pascha von Buda über die Übergabe der Befestigungen Lippa und Vác in die Hände der Kaiserlichen, allerdings ohne Erfolg. Der Pascha berief sich darauf, dass bei den Unterhandlungen 1627 in Szőny betreffend der Verlängerung des Friedens von Zsitvatorok von diesen zwei Befestigungen nicht die Rede war, also wollte er darüber auch nicht verhandeln.<sup>10</sup>

1644, bei seiner zweiten Gesandtschaftsreise, verhandelte Hermann Graf Czernin von Chudenic in Buda mit dem Pascha, dass er beim Großwesir in Konstantinopel erreichen soll, dass keine türkische Hilfstruppen dem siebenbürgischen Fürsten György I. Rákóczi geschickt werden,<sup>11</sup> welcher 1644 einen Krieg gegen die Habsburger angefangen hat.<sup>12</sup> Nachdem dies versprochen worden war, erwähnte Graf Czernin auch bestimmte Grenzortschaften, die zu dieser Zeit durch die Türken besetzt waren. Darauf bekam er die folgende Antwort des Wesirs<sup>13</sup>: „...Was die besetzten Palanken und die neu errichteten anbelangt, so sollen sie nach Erkenntniss der Comission gesprengt und abgetreten werden.« – Diese Comission soll bald von der Pforte einberufen werden und aus rechtliebenden, uninteressierten und unpartheiischen Mitgliedern zusammengesetzt sein.<sup>14</sup> Außerdem wollte der Wesir, dass Graf Czernin vom Kaiser einen Befehl an die kaiserlichen Soldaten zu erlassen veranlasst, damit diese der Bevölkerung an der Grenze keinen Schaden zufügen und sie nicht zu brandschatzen trauen. Als Gegenleistung erklärte er sich bereit, einen ähnlichen Befehl an die türkischen Soldaten zu erlassen.<sup>15</sup>

Der Sekretär des Grafen Albrecht Caprara, Johann Benaglia, erwähnt bei Baja, dass die dortige Bevölkerung Angst von den Husaren von Veszprém hatte, weil diese,

---

<sup>9</sup> Wratilaw [Anm. 3], S. 21.

<sup>10</sup> Kueffstain [Anm. 6] fol. 30r-v.

<sup>11</sup> *Zweite Gesandtschaftsreise des Grafen Hermann Czernin von Chudenic nach Constantinopel im Jahre 1644.* Neuhaus: Graf Czernin'sches Archiv 1879, S. 19.

<sup>12</sup> Tarján, M. Tamás: 1630. november 26. I. Rákóczi Györgyöt erdélyi fejedelemmé választják [Georg I. Rákóczi wird zum Fürst von Siebenbürgen gewählt]. *Rubicon*.

[http://www.rubicon.hu/magyar/oldalak/1630\\_november\\_26\\_i\\_rakoczi\\_gyorgyot\\_erdelyi\\_fejedelemme\\_valasztjak/](http://www.rubicon.hu/magyar/oldalak/1630_november_26_i_rakoczi_gyorgyot_erdelyi_fejedelemme_valasztjak/) (Zugriff am 01.09.2014)

<sup>13</sup> Die Paschas von Buda waren zumeist sowohl im Krieg als auch in der Staatsverwaltung jahrzehntelang erprobte Männer, die oft auch mit einer Schwester des Sultans verheiratet waren und den Rang eines Großwesirs oder Wesirs erreicht haben. (vgl.: Tegy, Karl: *Die kaiserliche Großbotschaft an Sultan Murad IV. 1628. Des Freiherrn Hans Ludwig von Kuefsteins Fabrt zur Hoben Pforte.* Wien: Verlag A. Schendl 1976, S. 62.)

<sup>14</sup> Czernin [Anm. 11], S. 19.

<sup>15</sup> Ebd.

obwohl die Entfernung mehr als eine siebentägige Reise ist, das Land öfters überflogen.<sup>16</sup>

### 3. Berichte über Kriegereignisse

Die Berichte über Kriegereignisse können in zwei große Gruppen unterteilt werden: Berichte, die über historische Kriegereignisse berichten und solche, die auf der Reise erlebte oder gehörte zeitgenössische Geschehnisse erwähnen. Auf die erste Gruppe soll hier wegen Umfangsgründen nicht näher eingegangen werden. Zu der zweiten Gruppe gehören vor allem zwei außergewöhnliche Berichte über zwei Gesandtschaften, deren Mitglieder zwar unter anderen Umständen, aber jeweils mit einem nach Ungarn ziehenden türkischen Heer ihre Rückreise antreten mussten.

#### 3.1. Schicksal der Gesandtschaft des Freiherrn von Kreckwitz

Das Schicksal der Gesandtschaft nahm eine schlechte Wende, als der neue Großwesir Sinan Pascha wurde. Gleichzeitig wurde der vormalige Hofmeister des Gesandten Ladislaus Mert von Altenburg zum Türken und verriet den Gesandten. Es wurde ein Durchsuchungsbefehl erlassen und obwohl der Gesandte alle offiziellen Schreiben verstecken bzw. vernichten ließ, wurde der Entwurf seines Briefs an den Kaiser gefunden. Als der Sinan Pascha<sup>17</sup> 1593 zum Oberbefehlshaber des türkischen Heeres ernannt wurde, wurde der Gesandte unter Hausarrest gesetzt und kurz danach verhaftet. Ebenfalls wurden die Mitglieder der Gesandtschaft verhaftet. Sinan Pascha nahm den Gesandten mit sich nach Nándorfehérvár, wo dieser ein halbes Jahr nach seiner Verhaftung im Gefängnis starb. Diejenigen, die mit ihm verhaftet wurden, wurden nach Buda geschickt. Die andern in Konstantinopel verhafteten Mitglieder der Gesandtschaft wurden gleich nach Galata ins Gefängnis gebracht.<sup>18</sup>

Diese wurden erst nach mehr als zwei Jahren Haft mit Hilfe von Lösegeld wieder befreit, allerdings sollten sie laut Befehl des Großwesirs Ibrahim Pascha<sup>19</sup> bis nach Ungarn mit dem sich zum Krieg ausziehenden Heer mitfahren. Als Patrone bekamen sie den französischen und den englischen Gesandten.<sup>20</sup> Als sie Nándorfehérvár erreichten, berichtet Friedrich Seidel über den Sieg des siebenbürgischen Fürsten Zsigmond Báthory über den Großwesir Sinan Pascha 1595 in der Moldau und Walachei und auch über die nicht erfolgreiche Belagerung von Temesvár 1596 durch das sieben-

---

<sup>16</sup> Benaglia [Anm. 2], S. 25.

<sup>17</sup> Koca Sinan Pascha war zwischen 1580–1596 insgesamt 5 mal Großwesir des Osmanischen Reiches. Vgl. Liste der Großwesire des Osmanischen Reiches.

[http://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_der\\_Gro%C3%9Fwesire\\_des\\_Osmanischen\\_Reiches](http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Gro%C3%9Fwesire_des_Osmanischen_Reiches) (Zugriff am 08.09.2014)

<sup>18</sup> Seidel [Anm. 3], S. 14–35.

<sup>19</sup> Damat İbrahim Pascha war 1596–1601 insgesamt 3 mal Großwesir des Osmanischen Reiches. Vgl. Liste der Großwesire des Osmanischen Reiches.

[http://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_der\\_Gro%C3%9Fwesire\\_des\\_Osmanischen\\_Reiches](http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Gro%C3%9Fwesire_des_Osmanischen_Reiches) (Zugriff am 08.09.2014)

<sup>20</sup> Wratislaw [Anm. 3], S. 434–438 und Seidel [Anm. 3], S. 76–79.

bürgische Heer.<sup>21</sup> Friedrich Seidel nennt aber statt Zsigmond Báthory den siebenbürgischen Fürsten und polnischen König Stephanus Báthory, der ja Onkel des Zsigmond Báthory und während seiner Minderjährigkeit auch sein Vormund war. Er starb aber schon 1586.

Friedrich Seidel, der Freiherr Wratislaw und die anderen Mitglieder der ehemaligen Kreckwitzschen Gesandtschaft müssten zum Teil deswegen mit dem türkischen Hauptheer ihre Heimreise antreten, weil eine große Gefahr bestand, dass sie sonst in die Hände von Tataren und Martalosen kamen und wieder in die Gefangenschaft weggeführt werden könnten.<sup>22</sup>

In Nándorfehérvár ersuchte der englische Botschafter den Ibrahim Pascha, die Mitglieder der ehemaligen Gesandtschaft noch vor der Belagerung von Eger (Erlau) 1596 nach Buda zu schicken. Ibrahim Pascha ging darauf ein, allerdings sollten sie dem Kaiser eine Nachricht über die Größe des türkischen Heeres überbringen und versuchen ihn zu einem Friedensschluss zu überreden. Sie erhielten einen Freibrief und für den Pascha von Buda einen Befehl, die weiteren dort gefangen gehaltenen fünf Mitglieder der Gesandtschaft auch frei zu lassen.<sup>23</sup>

Beide Berichterstatter dieser Reise erwähnen die Eroberung von Hatvan 1596 durch das kaiserliche Heer und auch das Blutvergießen, welches den Christen unwürdig war. Friedrich Seidel erwähnt, dass „Wallonen“ daran schuld gewesen seien. Beide Berichterstatter schreiben, dass die Türken dadurch so ergrimmt waren, dass sie die deutschen Gefangenen sogleich ermordeten und auch das Leben der Mitglieder der ehemals Kreckwitzschen Gesandtschaft in Gefahr stand.<sup>24</sup> Tatsächlich waren an dem Blutbad in Hatvan vor allem die ausländischen in Eger stationierten Söldner schuld und die Türken zogen auch als Rache mit großem Heer nach Eger. Nach dessen Eroberung ermorden sie die Söldner und führten alle ungarischen Soldaten in die Sklaverei.<sup>25</sup>

Schließlich, als die Türken von Szolnok nach Eger aufbrachen, schickte der englische Botschafter – um ihr Leben vor der Wut der Türken schonen zu können – die Mitglieder der ehemals Kreckwitzschen Gesandtschaft mit seinem eigenen Janitscharen Richtung Buda mit ihrem vorhin erwähnten Freibrief. Die Aufgabe des Janitscharen war, mit Hilfe des Freibriefes sie vor den herumstreifenden Tataren und Türken zu schützen, als Gegenleistung wurde ihm der Schutz gegenüber den herumstreifenden ungarischen Husaren versichert.<sup>26</sup> Allerdings mussten sie auch erfahren, dass der Freibrief sie vor den Tataren wahrscheinlich nicht schützen kann. So fuhren sie unter großen Besorgnissen ab. Und tatsächlich müssten sie vor den Tataren in ein ungarisches Dorf flüchten, wo sie in der Kirche versteckt wurden. Die Tataren raubten das Vieh

---

<sup>21</sup> Seidel [Anm. 3], S. 85–86. und Szalay, József, Baróti, Lajos: *A Magyar Nemzet Története [Geschichte der ungarischen Nation]*. <http://mek.niif.hu/00800/00892/html/doc/c300062.htm> (Zugriff am 02.09.2014)

<sup>22</sup> Seidel [Anm. 3], S. 88.

<sup>23</sup> Wratislaw [Anm. 3], S. 444–448.

<sup>24</sup> Seidel [Anm. 3], S. 89–90 und Wratislaw [Anm. 3], S. 449–451.

<sup>25</sup> Eger ostroma 1596 [Die Belagerung von Eger 1596].

[http://hu.wikipedia.org/wiki/Eger\\_ostroma\\_%281596%29](http://hu.wikipedia.org/wiki/Eger_ostroma_%281596%29) (Zugriff am 05.09.2014)

<sup>26</sup> Wratislaw [Anm. 3], S. 451–453 und Seidel [Anm. 3], S. 91–92.

des Dorfes und plünderten es aus. Als aber die Mitglieder der Gesandtschaft unvorsichtig hervorkamen, wurden sie von den Tataren erblickt und weder der Freibrief noch der Janitschar hätte sie retten können, wenn nicht ein starker Platzregen gekommen wäre. Dank dieses Vorfalles konnten sie mit Hilfe eines Wegweisers das Dorf verlassen und die Reise fortsetzen. Aber „... die ganze Gegend umher wimmelte von Tatern, wir hörten vom weiten das Wehklagen der armen beraubten Landleute, und an vielen Orten zeigte uns unser Führer Brandstätte von Dörfern und Flecken, so die Tatern angesteckt hatten.“<sup>27</sup>

Die starke Furcht, die sie beherrschte, wurde dadurch gezeigt, dass sie auf der Reise ein Lustwäldchen für eine Gruppe Tataren hielten und als sie ihr Missverständnis erkannten, der Janitschar ihnen nicht glauben wollte, da er Angst vor den ungarischen Husaren hatte. Als sie schließlich weiterfuhren, wurden sie unvermutet von dreißig türkischen Reitern umzingelt. Aber der Janitschar konnte sie retten. Vor Buda trafen sie ein starkes Heer, aus dem wiederum etwa hundert Reiter auf sie mit vorgestreckten Lanzen zukamen. Wiederum wurden sie mit Hilfe des Janitscharen befreit und gelangten in die Stadt Pest. Dort zeigte der Janitschar die Freibriefe dem Kadi, dem türkischen Richter, und erlangte, dass ihnen eine Unterkunft gewährt wurde. Am nächsten Tag wurde dem Pascha der Befehl des Sultans, die anderen in Buda gefangen gehaltenen Mitglieder der ehemaligen Gesandtschaft frei zu lassen und sie alle bis zur Grenze begleiten zu lassen, vorgelegt. So geschah es auch. Die als Boten nach Vác vorausgeschickten Bauern mit dem Wagen fielen aber in die Hände der Tataren, sodass man in der Grenzfestung über die Ankunft der Mitglieder der ehemals Kreckwitzschen Gesandtschaft keine Nachricht erhielt. Als sie also den ersten königlich-kaiserlichen Grenzort Vác (Waitzen)<sup>28</sup> mit dem Schiff erreichten, wurden sie statt mit Freude mit einem Kanonenschuss empfangen, da die Verteidiger der Festung der Meinung waren, dass sie mit einem türkischen Raubschiff kamen, vor allem als sie sahen, dass sie am Ufer ein Janitschar auf dem Pferd begleitete. Einige Tage zuvor hatten nämlich verkleidete Türken zwei Fischer und eine Frau aus Vác entführt. Da der Kanonenschuss das Schiff nicht traf, fangen die Fahrgäste zu schreien an, dass sie gefangene Christen wären. Daraufhin kamen ihnen zwei mit Kanonen versehene Schiffe aus der Festung entgegen, umkreisten sie und die Soldaten traten mit Pistolen bewaffnet herüber in das Schiff. Als sie sich darüber versicherten, wer nun die Reisenden waren, wurde ihr Schiff bis an die Festung gezogen. Selbst die türkische Eskorte wurde dort über Nacht bewirtet. Somit endete die türkische Reise der ehemaligen Mitglieder der Gesandtschaft Kreckwitz. Am nächsten Tag erreichten sie das kaiserliche Lager von Erzherzog Maximilian III. bei Esztergom (Gran), wo sie über den türkischen Vormarsch nach Eger Bericht erstatteten. Daraufhin rückte der Erzherzog Richtung Eger, aber zu spät, weil er während des Marschs erfuhr, dass die Burg schon verloren war.<sup>29</sup>

<sup>27</sup> Wratislaw [Anm. 3], S. 453–457, hier: S. 457.

<sup>28</sup> In der deutschsprachigen Ausgabe steht der nicht identifizierbare Ortsname Tomaschow, in der ungarischen Übersetzung und bei Friedrich Seidel Vác. Vgl. Wratislaw [Anm. 3], S. 464–465; *Mitrovicéi Vratislav Vencel viszontagságai...* [Übersetzt von Judit Nagy] Budapest: Madách/Európa, 1982, S. 248–249.) und Seidel [Anm. 3] S. 94.

<sup>29</sup> Wratislaw [Anm. 3], S. 459–469. Siehe noch: Seidel [Anm. 3], S. 94.

Friedrich Seidel macht eine interessante und gegenüber dem christlichen Heer sehr kritische Bemerkung, als sie in Esztergom ankamen: „[Wir sahen] wie es in dem Christlichen Lager zugegangen / ist es uns gegen dem Türkischen seltzam fürkommen. Denn bey denen Türcken gienge es alle stille / Gottsfürchtig nach ihrer Art, und ordentlich zu. Dargegen aber bey denen Christen befanden wir nichts anders / sonderlich unter denen Landsknechten / als sieden und kochen / braten und backen / fressen und sauffen / spielen und tanzen / fiedeln und pfeiffen, fluchen, schelten, Gottslästern, hadern, zancken, huren und buben, rauffen, schlagen, hauen, balgen, morden, in summa ein säuisch und epicurisch Wesen / daß es zu erbarmen.“<sup>30</sup>

### 3.2 Reise des Grafen Caprara

Im Februar 1682 trat der Gesandte Albrecht Graf Caprara seine Reise nach Konstantinopel an. Seine Aufgabe wäre die Erneuerung des Friedens von Vasvár (Eisenburg, 1664) zu erlangen, allerdings, wie sein Sekretär Johann Benaglia in seiner Reisebeschreibung berichtet, erfuhren sie schon in Buda, dass der Befehl des Sultans an den Pascha von Buda betreffend eines großen Krieges unterwegs ist.<sup>31</sup>

Die Gesandtschaft erfuhr das Schicksal, dass sie ihre Rückreise mit dem unter Wien ziehenden türkischen Heer antreten müssen. Auf der Reise bei Philippopolis (Plovdiv, Bulgaria) berichtet Benaglia, dass dort die Gesandten von Imre Thököly mit Geschenken angekommen sind.<sup>32</sup> Diese Bemerkung ist interessant, da Thököly 1682 mit türkischer Unterstützung Oberungarn von den Habsburgern eroberte und zu dessen Fürst gewählt wurde.<sup>33</sup>

In Nándorfehérvár gibt Benaglia eine ausführliche Beschreibung des türkischen Lagers, auf deren Wiedergabe wir hier verzichten müssen.<sup>34</sup> Er berichtet auch über eine symbolische Tat, mit der der Sultan die Macht des Oberbefehlshabers des Heers an den Großwesir erteilte: Aus den Händen des Sultans empfing der Großwesir, Kara Mustafa Pascha<sup>35</sup> während einer besonderen Zeremonie – die Benaglia auch beschreibt – die Fahne des Propheten Mohamed. Diese alte Standarte war grün und wurde nie aufgewickelt. Sie besaß eine symbolische Kraft, da sie für die Fahne des Propheten Mohamed gehalten wurde, sollte sie verloren gehen, wäre es für die Türken ein Vorzei-

---

<sup>30</sup> Seidel [Anm. 3], S. 95.

<sup>31</sup> Benaglia [Anm. 2], S. 22–23.

<sup>32</sup> Ebd., S. 110.

<sup>33</sup> Tarján, M. Tamás: 1683. július 14. Kara Musztafa ostrom alá veszi Bécsset [Beginn der Belagerung Wiens durch Kara Mustafa]. *Rubicon*.  
[http://www.rubicon.hu/magyar/oldalak/1683\\_julius\\_12\\_kara\\_musztafa\\_ostrom\\_ala\\_veszi\\_becset/](http://www.rubicon.hu/magyar/oldalak/1683_julius_12_kara_musztafa_ostrom_ala_veszi_becset/) (Zugriff am 06.09.2014)

<sup>34</sup> Benaglia [Anm. 2], S. 115–116.

<sup>35</sup> Merzifonlu Kara Mustafa Pascha war von 1676 bis 1683 Großwesir des Osmanischen Reiches. Nach der osmanischen Niederlage bei Wien wurde er hingerichtet. Vgl. Liste der Großwesire des Osmanischen Reiches.

[http://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_der\\_Gro%C3%9Fwesire\\_des\\_Osmanischen\\_Reiches](http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Gro%C3%9Fwesire_des_Osmanischen_Reiches) (Zugriff am 08.09.2014)

chen des baldigen Untergangs des Osmanischen Reichs. Diese Fahne wurde danach immer vor dem Großwesir getragen.<sup>36</sup>

Benaglia berichtet auch darüber, dass sie durch einen Kurier über das Bündnis des polnischen Königs, Jan Sobieski mit dem Kaiser Nachricht erhielten und bemerkt außerdem, dass bei dem Zustandekommen dieses Bündnisses Papst Innozenz XI. mitgewirkt hat.<sup>37</sup>

Von Nándorfehérvár aus nahm das türkische Heer die Strecke Richtung Eszék.<sup>38</sup> Hier sollte sich der Weg der Gesandtschaft von dem des türkischen Heeres trennen, es gab aber Verzögerungen, weil Imre Thököly mit seiner Truppe im türkischen Lager ankam. Benaglia berichtet auch über den prächtigen Einzug des Fürsten Thököly,<sup>39</sup> aus Platzgründen müssen wir aber hier auf dessen Schilderung verzichten.

Schließlich fuhr die Gesandtschaft in Begleitung des Beges von Székesfehérvár (Stuhlweißenburg) Richtung Mohács, wo sie mehrere christliche Offiziere in Eisen geschlagen sahen, die als Gefangene zum Großwesir gesandt wurden.<sup>40</sup>

Auch Benaglia berichtet darüber, welche Gefahr die umherschweifenden Tataren bedeuten: Báltaszék, wo sie übernachteten, war nur einige Stunden zuvor durch die Tataren ausgeplündert worden und man wusste nicht, wann sie eventuell zurückkehren. Nach ihrer Ankunft in Buda müssten sie die Weiterreise verschieben, weil der Pascha von Buda wegen der Tataren nicht für ihre sichere Weiterfahrt bürgen konnte. Das Heer der Tataren überquerte gerade bei Pest die Donau, um den Befehl des Großwesirs zu befolgen und nach Stuhlweißenburg zu gehen, wo sie aber durchritten plünderten sie alles aus. Während dieses Aufenthalts erfuhren die Mitglieder der Gesandtschaft, dass das türkische Heer sowohl von dem Wallachischen als auch von dem Moldauischen Fürsten militärisch unterstützt wurde.<sup>41</sup> Auch weitere Kriegsinformationen erhielten sie: Veszprém hat sich den Türken ergeben, und Győr (Raab) wurde belagert. Außerdem fiel Kassa, Füleki und Ónod in die Hände der Türken. Der Großwesir eroberte Magyaróvár (Altenburg) und wollte innerhalb von drei Tagen vor Wien sein. Diese Nachrichten bereiteten den Mitgliedern der Gesandtschaft großen Kummer, da sie meinten, sie werden bis zu der Entscheidung des Krieges nicht ins christliche Lager gelassen. Wenn also vor Wien die Türken siegen, werden sie als Sklaven weggeführt, wenn aber die Türken sich zurückziehen müssen, werden sie das türkische Lager bis zum Ende des Krieges nicht verlassen dürfen.<sup>42</sup>

Schließlich konnten sie Buda in Begleitung eines Pascha Richtung Tata (Totis) verlassen. Auch in Tata erfuhren sie, dass die Ortschaft kurz zuvor von den Tataren angezündet wurde. Bei Győr, im Lager des Ibrahim Pascha von Buda, sahen sie wieder

---

<sup>36</sup> Benaglia [Anm. 2], S. 118–119.

<sup>37</sup> Ebd., S. 116.

<sup>38</sup> Ebd., S. 128.

<sup>39</sup> Ebd., S. 132–133. Siehe auch: Angyal, Dávid: *Késmárki Thököly Imre 1657–1705*. Bd. II. Budapest: Franklin, 1889. <http://mek.oszk.hu/05600/05641/html/2kotet/01.htm#d1e193> (Zugriff am 06. 01. 2015)

<sup>40</sup> Benaglia [Anm. 2], S. 132 und 135–137.

<sup>41</sup> Ebd., S. 138–141.

<sup>42</sup> Ebd., S. 142–144.

eine große Zahl von Gefangenen, wodurch ihr Elend ihnen noch bewusster wurde.<sup>43</sup> Sie wurden dann Richtung Magyaróvár (Altenburg) geführt, auf dem Weg waren aber alle Ortschaften ausgeplündert. Wie Benaglia schreibt: „*Alles war mit todtten Leichnamen / Mord / Brand und Raub erfüllet...*“<sup>44</sup> Schließlich kamen Sie über Bruck an der Leitha und Fischach bis nach Tulln. In Tulln wurden sie dann nach kurzen Verhandlungen mit dem dortigen kaiserlichen Offizier, von einem Pascha nahe an die Stadt begleitet und von den Kaiserlichen empfangen.<sup>45</sup>

#### 4. Schlussbemerkungen

Wie die hier erwähnten Beispiele zeigen, wurden in den nach den Regeln der diplomatischen Vorschriften verlaufenen Gesandtschaften ähnliche Themen erwähnt. Hingegen erfahren wir aus den Texten, die über jene Reisen berichten, welche einen unplanmäßigen Verlauf nahmen, viele Einzelheiten, welchen Gefahren sie ausgesetzt waren, wie man diesen entkommen konnte oder welche politischen Ereignisse ihr Schicksal beeinflussten. Aus diesen bekommen wir eine – wenn auch aus dem Blickwinkel von Ortsfremden – subjektive Sicht einer Zeit in Ungarn, welche durch ständige Kriege, Störungen an der Grenze und Armut gekennzeichnet war.

---

<sup>43</sup> Ebd., S. 146–147.

<sup>44</sup> Ebd., S. 149–150, hier: S. 150.

<sup>45</sup> Ebd., S. 150–157.



ATTILA VERÓK (EGER)

## Kriegsthematik in den Lesestoffen der Siebenbürger Sachsen (16.–18. Jahrhundert)

In einer multiethnischen Region wie Siebenbürgen spielten sich Umwandlungen und Interferenzen unter und innerhalb den verschiedenen Volksgruppen öfters mit großer Intensität ab. All das gilt auch für die historischen Krisensituationen, die in der frühen Neuzeit meist in Form von kriegerischen Auseinandersetzungen ihren Höhepunkt erreicht haben. Da sich viele Menschen an diesen europäischen oder regionalen Geschehnissen der Zeit nicht beteiligen konnten (nicht so, wie im Mittelalter), gab es stets reges Interesse für die Nachrichten, die etwas Neues für den gemeinen Mann in seinem mikrogeschichtlichen Kontext mitbrachten. Intra- oder interkulturell geprägte Kriege wurden also nicht nur geführt, sondern von ihnen erzählt, gehört und geschrieben – sowohl in militärwissenschaftlichem als auch belletristischem bzw. in symbolisch-übertragenem Sinne oder in angeregter Weise (wie z.B. in Form von Musikstücken)<sup>1</sup> verfassten Werken. Das Phänomen und der Begriff Krieg<sup>2</sup> produzierte zahlreiche Schrift- und Druckwerke seit dem Mittelalter in der europäischen Kulturgeschichte. Einen Bruchteil davon nahm auch die siebenbürgisch-sächsische Bevölkerung in ihren Privat- und Institutionsbibliotheken auf. In diesem Beitrag wird das Buchmaterial der frühen Neuzeit aus dieser Perspektive behandelt.<sup>3</sup>

Da uns eine stattliche Menge von buch- und lesegeschichtlichen Quellen aus dem 16. bis zum 18. Jahrhundert zur Verfügung steht, können Lesestoffe ausgewählt werden, in denen es sich um die genannte Problematik handelt. Die Kriegsthematik taucht

---

<sup>1</sup> Zum Thema Krieg und Musik zusammenfassend siehe jüngstens Rode-Breymann, Susanne: Stichwort „Politische Musik“. In: Jaeger, Friedrich (Hrsg.): *Enzyklopädie der Neuzeit*. Bd. 10. Physiologie – Religiöses Epos. Stuttgart – Weimar: J. B. Metzler, 2009, S. 144–149, besonders S. 147–149: „Musik zu Krieg und Frieden“ oder Hofer, Achim: Stichwort „Militärmusik“. In: Jaeger, Friedrich (Hrsg.): *Enzyklopädie der Neuzeit*. Bd. 8. Manufaktur – Naturgeschichte. Stuttgart – Weimar: J. B. Metzler, 2008, S. 514–517 (beides mit weiterführender Literatur).

<sup>2</sup> Vgl. dazu Kroener, Bernhard: Stichwort „Krieg“. In: Jaeger, Friedrich (Hrsg.): *Enzyklopädie der Neuzeit*. Bd. 7. Konzert – Männlichkeit. Stuttgart – Weimar: J. B. Metzler, 2008, S. 137–162, besonders S. 158–160: „Interkulturelle/transkulturelle Kriege“ (mit reichhaltiger Fachliteratur).

<sup>3</sup> In einer Analyse ähnlicher Art wurden früher schon ausschließlich die militärwissenschaftlichen Lesestoffe der aus dem Karpatenbecken erschlossenen Bücherverzeichnisse behandelt (siehe Domokos, György – Hausner, Gábor – Veszprémy, László: *Hadtudományi nyomtatványok régi könyvjegyzékeinkben* [Militär-geschichtliche Drucke in unseren Bücherverzeichnissen]. In: *Magyar Könyvszemle* 113(1997), Heft 1, S. 33–57). In den letzten zwanzig Jahren sind aber eine bedeutende Menge neuer Quellen aufgetaucht und veröffentlicht, darunter auch die Lesestoffe der Siebenbürger Sachsen, die bei der oben genannten Statistik gar nicht berücksichtigt werden konnten. An dieser Stelle biete ich einen kurzen Nachtrag zu dieser Thematik, in erweiterter Form der Gattungen und ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

aber nicht nur in den Bücherverzeichnissen<sup>4</sup> oder heute noch zugänglichen alten Drucken in den Regalen großer Institutionsbibliotheken der Siebenbürger Sachsen vor, sondern in Glücksfällen auch als Randvermerke oder handschriftliche Einträge auf den Blättern der einzelnen Bücher auf. Die Menschen der Zeit nicht nur hörten, sondern schrieben auch von Kriegsgeschehnissen in ihren Notizen zwecks Erinnerung, also die Kriegsthematik gehörte ihren alltäglichen Gedankenwelt zu.<sup>5</sup> Sie war eine immanente Erscheinung in der frühen Neuzeit auch bei den Siebenbürger Sachsen, die übrigens gar keine „kriegerisch-militärische“ Ethnie im weitesten Sinnen des Wortes waren. Sie lebten vom Feld- und Ackerbau bzw. vom Kontinentalhandel – vor allem in Richtung Osten.<sup>6</sup> In dem Sinne waren sie von Kriegsfragen betroffen, weil es für sie zu jeder Zeit nötig war, die handelsrechtlichen Möglichkeiten der finanziellen Partner auch unter Kriegsumständen zu kennen und gewinnbringend auszunutzen.

Obwohl – wie erwähnt – die meisten Sachsen im Grunde genommen vom Kriegswesen allgemein nicht berührt waren, standen sie von Anfang an mit militärischen Angelegenheiten in Verbindung. Bei ihrer Niederlassung in Siebenbürgen erhielten die verschiedenen Siedlergruppen oder auch einzelne Ortschaften den ihnen zugesagten Hospites-Status nach deutschem Recht (*ius Theutonicum*). In dem wichtigsten Privileg der Siebenbürger Sachsen, dem sogenannten Goldenen Freibrief (*Andreanum*), ausgestellt vom König Andreas II. (Herrscher: 1205–1235) im Jahre 1224, wieder bestätigt vom König Matthias (Herrscher: 1458–1490) für die Gesamtheit der königsmittelbaren sächsischen Gebiete, der sogenannten sächsischen Nationsuniversität (*Universitas Saxonum*), das als Grundlage ihres verfassungsrechtlichen Standes bis ins 19.

---

<sup>4</sup> Die Bücherverzeichnisse der Siebenbürger Sachsen aus zwei Jahrhunderten der frühen Neuzeit sind schon erschlossen und ans Tageslicht gebracht: *Lesestoffe der Siebenbürger Sachsen (1575–1750) I-II*. Herausgegeben von István Monok, Péter Ötvös, Attila Verók. Budapest: Országos Széchényi Könyvtár, 2004. (Adattár XVI–XVIII. századi szellemi mozgalmaink történetéhez = Materialien zur Geschichte der Geistesströmungen des 16.–18. Jahrhunderts in Ungarn; 16/4.1–4.2 – Erdélyi könyvesházak = Bibliotheken in Siebenbürgen; IV/1–2) [fortan: Adattár 16/4].

<sup>5</sup> In Kürze erscheint ein Katalog über die Hungarica-Drucke, die sich in den historischen Büchersammlungen der Franckeschen Stiftungen zu Halle (Deutschland) befinden. Die Beschreibungen der einzelnen Werke enthalten auch den Text der handschriftlichen Einträge, darunter auch die bezüglichen kriegs- oder militärgeschichtliche Anmerkungen. Da diese Schulanstalt seit seiner Gründung im Jahre 1698 bis Ende des 18. Jahrhunderts bei den Sachsen aus Siebenbürgen sehr gefragt war, hat eine absolute Relevanz, die erschlossenen Drucke in diesem Kontext zu erwähnen (vgl. dazu bald *Die Hungarica Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Teil 3A–3B: Alte Drucke*. Herausgegeben von Brigitte Klosterberg und István Monok. Bearbeitet von Attila Verók. Budapest: MTA Könyvtár és Információs Központ, 2016. (Adattár XVI–XVIII. századi szellemi mozgalmaink történetéhez = Materialien zur Geschichte der Geistesströmungen des 16.–18. Jahrhunderts in Ungarn). – Innerhalb einiger Jahre endet das Forschungsprojekt für die Erschließung der alten Drucke der Siebenbürger Sachsen in Kronstadt und Umgebung. Der Katalog der Bücher wird aus der Feder des Verfassers dieses Beitrags in der Reihe *Quellen zur Geschichte der Stadt Brassó* veröffentlicht werden. In diesem Band steht den Lesern immer ein Hinweis für handschriftliche Randvermerke in den einzelnen Drucke zur Verfügung.

<sup>6</sup> Siehe dazu kurz und bündig Roth, Harald: *Kleine Geschichte Siebenbürgens*. Köln – Weimar – Wien: Böhlau, <sup>3</sup>2007 und Wagner, Ernst: *Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Ein Überblick*. Thaur bei Innsbruck: Wort und Welt, <sup>6</sup>1990 (beides mit der vollständigen Geschichte der einschlägigen Fachliteratur).

Jahrhundert bildete, stehen schon zwei Punkte mit Bezug auf Kriegsaktionen. Zu den Verpflichtungen der Sachsen gehörte nämlich die Stellung von 50 bis 500 Bewaffneten, je nachdem, ob der König am Feldzug teilnahm und wohin dieser führte bzw. Festlegung von zwei bis drei Bewirtungen für den König oder den Wojewoden bei Heerfahrten.<sup>7</sup> Der Freibrief sicherte weitestgehende Freiheiten und Rechte, die in der Folgezeit bis 1627 von verschiedenen ungarischen Königen oder siebenbürgischen Fürsten zehnmal bestätigt und gefestigt und durch weitere Privilegien ausgebaut werden konnten. Er

enthält das am besten ausgearbeitete und weitestgehende Siedlerrecht, das westlichen Siedlern in Osteuropa verliehen wurde und stellte das Grundgesetz der Siebenbürger Sachsen auf Königsboden für viele Jahrhunderte dar.<sup>8</sup>

Trotz aller Versuche bildeten die kriegerischen Auseinandersetzungen gegen fremde (interkulturelle Kriege) und heimische Feinde und Gegner (intrakulturelle Kriege) einen ungewollten Komponenten des Alltagslebens der Sachsen seit dem 12. Jahrhundert. Zuerst verwüstete der Mongolensturm von 1241 auch die landwirtschaftlichen und Wohngebiete der Deutschen Siebenbürgens. Neben Chroniken des westlichen und östlichen Auslands über diese Heimsuchung in der ungarländischen Geschichte gibt es auch eine siebenbürgische Schilderung in lateinischer Sprache: *Carmen miserabile*, verfasst vom Großwardeiner (rum. Oradea, ung. Nagyvárad) Zisterziensermönch Rogerius (um 1205–1266). Die persönliche Quelle über den Tatarensturm in Siebenbürgen steht uns in origineller Form gar nicht zur Verfügung. Sie ist als Anhang des zu damaliger Zeit in großer Menge gedruckten Wiegendrucks *Thuróczy-Chronik* (Brünn, 1488) erhalten geblieben.<sup>9</sup> Dies – d.h. ab Mitte des 13. Jahrhunderts – war die Zeit der Entstehung der typisch siebenbürgisch-sächsischen befestigten Kirchen, der sogenannten Kirchenburgen. Als Zeichen für die Erinnerung an den Mongolensturm des 13. Jahrhunderts lässt sich die Epoche der siebenbürgisch-deutschen erzählenden Literatur im 19. Jahrhundert identifizieren, als die einstigen Geschehnisse wiederum thematisiert worden sind.<sup>10</sup>

---

<sup>7</sup> Vgl. Endlicher, Stephan Ladislaus: *Rerum Hungaricarum monumenta Arpadiana*. Sangalli, 1849, S. 420–423 (lateinischer Text) und Wagner, Ernst: *Quellen zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen 1191–1975*. Köln – Wien: Böhlau, <sup>2</sup>1981. (Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens; Bd. 1). S. 15–20 (Text in deutscher Übersetzung).

<sup>8</sup> Kroner, Michael: *Geschichte der Siebenbürger Sachsen*. Bd. 1. Von der Ansiedlung bis Anfang des 21. Jahrhunderts. Nürnberg: Haus der Heimat, 2007. (Schriftenreihe Geschichte der Siebenbürger Sachsen und ihrer wirtschaftlich-kulturellen Leistungen) [fortan: Kroner 2007]. S. 68.

<sup>9</sup> In lateinischem Original erschien der Text in: *Scriptores Rerum Hungaricarum tempore ducum regumque stirpis Arpadianae gestarum*. Vol. I–II. Ed. Emericus Szentpétery. Budapest, 1937–1938; Reprint: SRH. Hrsg. v. Szovák Kornél, Veszprémy László, Budapest, <sup>2</sup>1999, S. 543–588. – Der Text in deutscher Übersetzung wurde veröffentlicht in: Csallner, Robert (Hg.): *Quellenbuch zur vaterländischen Geschichte*. Hermannstadt, 1905, S. 42–50.

<sup>10</sup> Zu erwähnen sind beispielsweise Seivert, Gustav: Vor 621 Jahren. In: Ders.: *Culturbistorische Novellen*. Bd. 2. Hermannstadt, 1866, S. 389–450 und Albert, Michael: Else. In: *Sächsischer Hausfreund*. Kronstadt, 1887, S. 28–53.

Im Ausgang des 14. Jahrhunderts setzten die in Hinsicht auf die Folgezeit das Alltagsleben in Siebenbürgen wesentlich bestimmenden Türkenkriege ein. Liefen die Angriffe der Mongolen sturmartig ab, erfolgten die Offensiven der Türken viel planvoller. Nach der Schlacht auf dem Amselfeld (1389) nahmen auch die Sachsen am Kreuzzug unter dem Oberbefehl des ungarischen Königs Sigismund von Luxemburg (Herrscher: 1387–1437) teil. Das sächsische Aufgebot unter dem Sachsengrafen Johannes dürfte im Rahmen des siebenbürgischen Truppenverbandes auch dabei gewesen sein. Es war dies der letzte große Kreuzzug der Christen gegen die Muselmanen. Die entscheidende Schlacht fand 1396 bei Nikopolis an der Donau statt und endete mit einer verlustreichen und schweren Niederlage der Christen. Der letzte Staat auf dem Balkan in der Interessensphäre des westlichen Christentums, die Walachei, ist gezwungen worden, die Oberhoheit der Türken zu anerkennen. Nun war Siebenbürgen direkt bedroht, reichte doch das Osmanische Reich bis an die untere Donau. Viele Generationen haben fortan mit der Angst gelebt, dass die Türken zu jeder Zeit kommen können. Und sie kamen tatsächlich immer wieder: in den Jahren 1395, 1421, 1432, 1437 und 1438. In dem letztgenannten Feldzug taucht auch der Name des Fürsten der Walachei, Vlad Dracul (1431–1476) auf. Was aber von lesegesellschaftlichem Aspekt aus viel wichtiger scheint, ist das sogenannte *Türkenbüchlein*<sup>11</sup> des in der siebenbürgisch-deutschen Literatur als Rumeser Student – auch als Ungenannter Mühlbacher, Bruder Georg, Transylvanus Sebesiensis, Captivus Septemcastrensis oder Romos – bekannten Autors. Die Geburt des Büchleins knüpft sich nämlich an die Mühlbacher Schlacht (1438), wo der spätere Verfasser von der Türken gefangengenommen worden war. Nach zwanzig Jahren der Sklaverei im Osmanischen Reich konnte er fliehen, dann hat er 1481 als Dominikanermönch (genannt Bruder Georg) in Rom in lateinischer Sprache das Büchlein *Tractatus de moribus conditionibus et nequicia Turcorum* (Traktat über die Sitten, die Lebensverhältnisse und die Arglist der Türken) veröffentlicht.<sup>12</sup> Dieses Büchlein ist die erste kenntnisreiche Beschreibung eines Europäers über türkisches Leben und zugleich das erste bekannte, in Druck erschienene Buch eines siebenbürgisch-sächsischen Autors. Der „Bestseller“ *Tractatus* war so gefragt, dass er bis 1550 noch weitere neun Auflagen in lateinischer Sprache und elf in deutscher Übersetzung erlebte, darunter eine mit einem Vorwort von Dr. Martin Luther (Nürnberg, 1530).<sup>13</sup>

---

<sup>11</sup> Türkenbüchlein oder Türkendrucke können generell als Teil der Turcica-Literatur auch als eine Art Gattung literarischer Werke betrachtet werden, in denen meistens die Gewohnheiten, Taten, Lebensumstände, Listigkeit der Türken bzw. die Gewissensbisse und Glaubenszweifel der christlichen Gefangenen geschildert werden.

<sup>12</sup> Klockow, Reinhard (Hg.): *Georgius de Ungaria: Tractatus de moribus, conditionibus et nequicia Turcorum. Traktat über die Sitten, die Lebensverhältnisse und die Arglist der Türken*. Nach der Erstausgabe von 1481 herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von R. K. Köln – Weimar – Wien: Böhlau, 1993. (Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens; Bd. 15). – Die neueste Ausgabe des Werkes erschien in französischer Sprache: *Georgius de Hungaria: Des Turcs, traité sur les moeurs, les coutumes et la perfidie des Turcs*. Trad. Joël Schnapp. Toulouse, 2003.

<sup>13</sup> Vgl. dazu die Online-Version des Gesamtkatalogs der Wiegendrucke (GW) (<http://www.gesamtkatalogderwiegendrucke.de/>) und die des Verzeichnisses der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des 16. Jahrhunderts (VD16) ([www.vd16.de](http://www.vd16.de) oder <https://www.bsb-muenchen.de/index.php?id=1681&type=0>).

Das sowohl durch die Reformation als auch durch die antitürkische Propaganda der Politik benutzte Werk diente noch lange Zeit als Grundlage für das Wissensmaterial zahlreicher Reisebeschreibungen und Drucke über die Türken.<sup>14</sup> In der heutigen Fachliteratur wird der Verfasser – seit seine Person 1939 von Florio Banfi identifiziert wurde – als Georg von Ungarn oder Georgius de Hungaria (1422?–1502) bezeichnet. Unterschiedliche Auflagen dieses Werkes, das sozusagen als Wegweiser für in türkischer Gefangenschaft geschmachtete Christen vorgesehen war, sind auch in den Bücherverzeichnissen der Sachsen<sup>15</sup> bzw. auch in den bis heute physikalisch existierenden, rekonstruierten Bücherbeständen in großen Institutionsbibliotheken – beispielsweise in Kronstadt (rum. Braşov, ung. Brassó) und Hermannstadt (rum. Sibiu, ung. Nagyszeben) – zu finden.<sup>16</sup>

Damit waren aber die Türkenüberfälle in Siebenbürgen gar nicht zu Ende. In den Jahren 1442, 1456, 1462, 1479, 1493, 1529, 1551, 1598, 1599, 1600, 1601, 1602, 1610 und 1658 bis 1680 erlebte das Land – auch die sachsenbewohnten Gebiete – immer wieder „*Schrecken ohne Ende*“ wie Bischof Georg Daniel Teutsch (1817–1893) das Zeitalter an manchen Stellen seines Monumentalwerkes<sup>17</sup> allgemein bezeichnete. Im Zusammenhang hauptsächlich mit den Geschehnissen des 15. Jahrhunderts schreibt Joachim Wittstock in literarischem Stil sehr plastisch:

Die Gefechte, an denen sich die Sachsen, im Verein mit den anderen siebenbürgischen Völkerschaften, beteiligten, haben auch in der schöngeistigen Literatur ihren Niederschlag gefunden [...] Eindringlich wird in Schilderungen [...] die Tatsache vergegenwärtigt, daß die Siebenbürger Deutschen im 15. Jahrhundert »in die geschichtliche Stunde ihrer höchsten Erprobung eingetreten« waren. Sie haben diese Stunde der Prüfung »ehrentvoll durchgestanden« und zum Kampf um die Behauptung abendländischer Eigenart nach Kräften beigetragen, wobei die Volksgemeinschaft durch die ständige Belastung der Türkenabwehr freilich auch geschwächt wurde, die Kolonisation erfuhr um 1450 in mancher Hinsicht einen »Niedergang«, einen »Schrumpfungsprozess«.<sup>18</sup>

---

<sup>14</sup> Cziráki Zsuzsanna: *Az erdélyi szászok története – erdélyi szász irodalomtörténet* [Geschichte der Siebenbürger Sachsen – Siebenbürgisch-sächsische Literaturgeschichte]. Kozármisleny: Imedias, 2006, S. 225.

<sup>15</sup> Vgl. dazu Adattár 16/4.

<sup>16</sup> Sowohl im Adattár als auch in den genannten Institutionsbibliotheken, wo die Rekonstruktion der alten Buchbestände noch in Gang ist, gibt es zahlreiche Werke, die der hier aufgenommenen Thematik zugeordnet werden können. Die erwähnten Titel im vorliegenden Beitrag sind nur Beispiele aus dem weiten Literaturfeld, die uns zur Verfügung steht. Die Gesamtheit der einschlägigen Werke können in den Adattár-Bänden sofort und in dem Kronstädter Quellen-Katalog erst in der Zukunft aufgewickelt werden.

<sup>17</sup> Teutsch, Georg Daniel: *Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk*. Bde 1–2. (mehrmals und bei verschiedenen Verlagen herausgegeben).

<sup>18</sup> Wittstock, Joachim: Deutsche Sprache und Literatur im Rahmen der Sozial- und Kulturgeschichte Siebenbürgens. In: Wittstock, Joachim – Sienerth, Stefan (Hg.): *Die deutsche Literatur Siebenbürgens. Von den Anfängen bis 1848*. I. Halbband. Mittelalter, Humanismus und Barock. München: Südostdeutsches Kulturwerk, 1997, S. 20.

Als der letzte Krieg mit türkischer Unterstützung, geführt vom Fürsten Franz Rákóczi II. (1676–1735) mit dem Frieden von Sathmar (1711) zu Ende ging, verblieb Siebenbürgen bei Österreich, dem er seit 1691 verfassungstechnisch angehörte.<sup>19</sup> Die traurige Bilanz der Kriegszeiten sah wie folgt aus: Die sächsische Bevölkerung hatte sich während der vier Jahrhunderten des Abwehrkampfes gegen die Türken und Tataren und der inneren Thronstreitigkeiten, die von Hungersnot und Seuchen begleitet waren, nicht vermehrt und zählte mit rund 100.000 Menschen am Anfang des 18. Jahrhunderts – also nicht mehr als am Anfang des 14. Jahrhunderts!

Auf Grund solcher Geschehnisse und nach dem Vorausgegangenen ist es kein Wunder, dass man in den Lesestoffen der Siebenbürger Sachsen oft auf Drucke mit Kriegsthematik unterschiedlichster Art stößt. Was die städtischen Wehranlagen angeht, kann man behaupten, dass sich die sächsischen Siedlungen anfangs gegen Überfälle durch Hecken, Dornenverhaue, Gräben oder Erdholzwälle (Palisaden) schützten, durch die ein Tor in den Ort führte. Diese Wehranlagen erwiesen sich bei Angriffen größerer feindlicher Heere, wie beispielsweise 1241/42, als die Mongolen-Tataren das Land überrannten, als nicht hinreichend, so dass die ungarischen Könige die Anlage von Steinburgen förderten. In den sächsischen Siedlungen war beim Bau von Steinkirchen dem dazu gehörenden Turm von Anfang an auch eine Wehrfunktion zgedacht. Die Kirche selbst wurde durch Erdwälle oder Zäune, später durch Ringmauern gesichert. Während die ländlichen Siedlungen ihre Wehranlagen um das Gotteshaus zu Kirchenburgen ausbauten (siehe auch oben), bemühten sich die Städte, ein möglichst großes Wohngebiet innerhalb von Ringmauern zu umfassen.<sup>20</sup> In der frühen Neuzeit wurden gedruckte Werke wie zum Beispiel *Architectura Vniversalis. Das ist: Von Kriegs-Statt- und Wasser Gebäwen* von Joseph Furtenbach, erschienen 1635 in Ulm, oder auch andere *Fachwerke der Civil-Bau-Kunst* benutzt und gelesen, um bessere und sicherere Wehranlagen bauen zu können. Während der Jahrhunderte entstand dank dieser Baulust eine Reihe von ständig umgebauten, bautechnisch immer wieder entwickelten, nicht nach festem Bauplan ins Leben gerufenen Wehrkirchen oder Kirchenburgen, Flichburgen und Grenzburgen, die als eine richtige Besonderheit der sogenannten Kirchenburgenlandschaft der Siebenbürger Sachsen bis heute gelten.<sup>21</sup>

Als Außenhändler lasen die sächsischen Bürger auch theoretische Werke, um mit den Rechtsmöglichkeiten im Kriegszustand im Ausland im Klaren zu sein. Sogenannte *Kriegsrechtsbücher* und *Krieges-Articul* oder beispielsweise eine *Türkische Kriegs Ordnung* des italienischen Geschichtsschreibers Paolo Giovio (Frankfurt am Main, 1595) finden wir im Altbestand der Kronstädter Gymnasialbibliothek, also in der berühmten Büchersammlung am

---

<sup>19</sup> Aus siebenbürgisch-sächsischer Sicht wurde diese Epoche von einem Siebenbürger Sachsen erörtert: Volkmer, Gerald: Ausblick. Franz II. Rákóczi (1704–1711). In: Ders.: *Das Fürstentum Siebenbürgen 1541–1691*. Kronstadt – Heidelberg: Aldus – Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde, 2002. (Veröffentlichungen von Studium Transylvanicum). S. 204–209.

<sup>20</sup> Mehr dazu siehe bei Kroner 2007, S. 69–70.

<sup>21</sup> Ein gründlicher und vollständiger Katalog zu den genannten Bauanlagen wurde schon mit Fachliteratur zu den einzelnen Bauobjekten ans Tageslicht gebracht: Fabini, Hermann: *Atlas der siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen und Dorfkirchen*. Hermannstadt – Heidelberg: Monumenta – Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde, <sup>3</sup>2002–2013.

Tor der wichtigsten Ostgrenze der siebenbürgisch-sächsischen Wohngebiete, wo die Orienthandelsstraße begann. Neben der konkreten, praktischen Theorie wurden auch abstraktere theoretische Darstellungen gelesen wie das in vielen Auflagen bekannte Buch *De jure belli et pacis* von Hugo Grotius oder der *Krieges und Staats-Rath* von Chilemont. (Bei den Sachsen sind mehrere Exemplare von mehreren Besitzern erschlossen.) Die Kriegstheorie wurde auf dem höchsten Niveau auch im akademischen Milieu behandelt: Studenten schrieben über solche Fragen in ihren Disputationen, die dann in Siebenbürgen bei Privatleuten landeten (z.B. *Dissertationem Priorem De His qui neutras in bello partes sequuntur* des Adolph Schrötering, verteidigt und veröffentlicht 1687 in Leipzig) oder selber in Siebenbürgen verfasst wurden (z.B. *De Fatis sactisque Venatorum Transylvano Saxonum in bellis proxime finitis Gallicis Dissertatio* des Samuel Jacob Müller, alias Capellanus Castrensis), verteidigt am 11. September 1816 in Cibinium (Hermannstadt).

In der größten Menge lasen aber die Sachsen über die zeitgenössischen historischen Begebenheiten, die meist Kriegsnachrichten und Beschreibungen von Schlachten bedeuteten. Zu den Zeitungen in Liedform gehörte zum Beispiel das Werk *Ein schön new lied vom zug auß Sibenburgien, wie es ietzt im sturm vor Lippa ergangen ist* eines Birthälmer (rum. Biertan, ung. Berethalom) Verfassers.<sup>22</sup> Die *Newen Zeitungen* und die historischen Kalender wie beispielsweise das mehrmals herausgegebene Werk *Calendarium Historicum* von Paul Eber oder der in Hermannstadt gedruckte *Neu-verbesserte und Alter Kalender, auf das Jahr 1791. Welches ein gemein-Jahr von 365 Tagen ist. Darinnen die Monate, Wochen, Sonn- u. Feiertage, Planetenlauf, Aspekten, Witterung, Sonnen-Auf- u. Niedergang, wie auch die Fortsetzung der Geschichte des gegenwärtigen Krieges, nebst einer für den Bürger und Landmann zweckmäßig verfaßten Leben- und Regierungsgeschichte Josephs II. und einigen frohen Aussichten in die Regierung Leopolds II. enthalten. Auf Siebenbürgen, Ungarn und andere angränzende Oerter gerichtet* informierten die Menschen über die neuesten Geschehnisse in der weiten und der nähen Umgebung. Die vielen historischen Chroniken wie beispielsweise die mit einem Barocktitelblatt versehene *Hungarische / Sibenburgische / Moldau-Wallach-Türk-Tartar-Persian- und Venetianische Chronica* von Johann Gradelehnus (Frankfurt am Main, 1665) oder die anonym veröffentlichte *Türkische / Tartarische / Persianische / Griechische und Venetianische Chronica* (Frankfurt am Main, 1665) bzw. die *Ungarische Chronica / oder Kurtze Historische Beschreibung von allen Ungarischen Christlichen Königen / wie auch unterschiedlichen Kriegs-Empörung-Belägerungen- vieler Städt und Vestungen / Schlachten und Victorien / so sich in Ober- und Unter-Ungarn / auch Siebenbürgen / mit dem Türcken / zugetragen: Nemlichen / Vom Jahr der Geburt Christi 1390 biß auf vernüchenes Jahr 1661. in aller Kürtze ordentlich beschrieben* von Caspar Maurer (Nürnberg, 1664) gaben den Lesern aufschlussreiche Beschreibungen, wenn sie die schrecklichen Kriegereignisse nicht miterlebt haben. Eine zeitvertreibende Beschäftigung gleicher Art sicherten die starken Bände des monumentalen Werkes *Theatrum Europaeum*, die sowohl die europäische als auch die ungarländische politische und militärische Geschichte zusammenfasst und durch zahlrei-

<sup>22</sup> Der deutsche Text des Liedes ist zu lesen in: Liliencron, Rochus von: *Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert*. Bd. 4. Leipzig, 1869, S. 521–526 oder *Chronica und Beschreibung der Turkey. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe Nürnberg 1530 sowie fünf weiterer „Türkendrücke“ des 15. und 16. Jahrhunderts*. Mit einer Einführung von Carl Göllner. Köln – Wien: Böhlau, 1983. (Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens; Bd. 6). S. 229–232.

che schöne Kupferstiche zur Schau gestellt haben. Aber auch die lateinischsprachigen Chroniken von Johann Carion und Johann Sleidan konnten öfters als Mittel für Vergnügung benutzt werden. Gefragt wurden die Werke siebenbürgisch-sächsischer Autoren wie Johann Tröster (*Das Alt- und Neu-Teutsche Dacia*. Nürnberg, 1666 und *Das Bedrängte Dacia*. Nürnberg, 1666, das heißt, die deutsche Übersetzung des lateinischsprachigen Werkes *Rerum Transylvaniae Libri quatuor* von Johann Bethlen. Amsterdam, 1663) bzw. Lorenz Töppelt (*Origines et occasus Transylvanorum, seu erutae Nationes Transylvaniae, earumque ultimi temporis revolutiones, historica narratione breviter comprehensae* (Leiden, 1667, Wien, <sup>2</sup>1762, Rinteln, <sup>3</sup>1766). In zahlreichen Bücherlisten findet man und die meisten erhalten gebliebenen Exemplare weist das Buch *Siebenbürgischer Würg-Engel / Oder Chronicalischer Anhang des 15. Seculi nach Christi Geburt / aller theils in Siebenbürgen / theils Vngern / und sonst Siebenbürgen angränzenden Ländern / fürgelauffener Geschichten* von Mathias Miles (Hermannstadt, 1670) auf, das voller Kriegs- und Schlachtenbeschreibungen ist.

Neben Geschehnissen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart erstreckte sich die Leselust der sächsischen Bürger auch auf die historischen Kriegswerke der verschollenen Zeiten. Kriegsgeschichten von Autoren aus der Antike wurden mal ab und zu gelesen. Nur einige Beispiele dafür: Plutarchos, Thukydides, Josephus Flavis, Titus Livius, Julius Caesar, Suetonius, Lucanus usw. tauchen mit ihren Kriegsdarstellungen in den Bücherverzeichnissen und erschlossenen Büchersammlungen der Sachsen nicht selten auf.

Die Reihe derartiger Bücher und Texte, die sich an die Kriegsthematik knüpfen und in den Lesestoffen der Sachsen präsent sind, könnte noch sehr lange fortgesetzt werden. Das ist bei weitem die weitverzweigteste thematische Gattung aus dem Gesichtspunkt des jetzigen Beitrags.<sup>23</sup> Statt einer unendlichen Aufzählung möchte ich lieber noch andere Bereiche der versinnbildlichten Kriegsführung anhand der lesegeschichtlichen Quellen kurz erwähnen. Parallel zur tatsächlichen militärischen Aktionen der Alltäge galt auch die seelische oder religiöse „Kriegsführung“ als zentrales Element in der Weltanschauung der Menschen der frühen Neuzeit. Enorm viele Texte und Bücher waren dieser Tätigkeit gewidmet. An dieser Stelle nenne ich nur einige als Beweis dafür. Als der Siebenbürger Sachse Georg Cursoris aus Hermannstadt am 20. August 1655 im Alter von 22 Jahren während seines Studienaufenthalts in Wittenberg entschlief, hielt der Professor Abraham Calovius eine lange Leichenpredigt in der lokalen Pfarrkirche unter dem Titel *Cursoris athletici consummati coronatio* *Wie ein Christlicher*

---

<sup>23</sup> Interessiert sich noch jemand dafür, kann ich ihm die Bände *Régi magyarországi nyomtatványok* [Alte Drucke aus Ungarn]. Bd. 1–4. (1473–1670). Budapest, 1971, 1983, 2000, 2012 und einen deutschsprachigen Auszug aus dem ersten Band Borsa, Gedeon (Hrsg.): *Alte siebenbürgische Drucke*. Köln – Weimar – Wien: Böhlau, 1996. (Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens; Bd. 21) empfehlen. In diesen Bibliografiebänden stehen den Lesern die buchhistorischen Angaben und der kurze Inhalt sämtlicher Drucke, die während der Referenzperiode in Siebenbürgen produziert worden waren und der ausgewählten Thematik angehören, zur Verfügung. Es ist eine ziemlich kleine, aber dafür bemerkenswerte Gruppe der Drucke, die in dieser Hinsicht zu Wort kommen. In diesem Beitrag wurden sie nicht unter die Lupe genommen, weil sie zugänglich sind. Hier standen die rezipierten Werke der Buch- und Bibliotheksgeschichte im Mittelpunkt, weil sie beim Publikum kaum oder gar nicht bekannt sind.

*Läufer und Kämpfer müsse seinen Lauf und Kampf vollenden / daß er die herrliche Ehren-Krone erlange.* Der später gedruckte Text wurde von den Sachsen noch jahrzehntelang gelesen. Ebenso wie andere Leichenreden, z. B. *Consul Triumphans. Der Triumphierende Regent. Aus den 4. Cap. der 2. Epist. an Timotheum vers. 7. 8. Ich habe einen guten Kampf gekämpft* von Johann Michael Strauss aus dem Jahre 1676. Oder *Idea boni Ecclesiasta, Abbildung eines rechtschaffenen Predigers / Nach dem Muster S. Pauli 2. Tim. 4,7: Ich habe einen guten Kampf gekämpft* von Christoph Bulaeus. Sonstige „kriegerische“ Werke des Glaubenskampfes kommen in großer Anzahl in den Lesestoffen vor: *Rettung Der Alten Waahren Christlichen Catholisch-Evangelischen Religion, wider etliche Hinderungen / welche unter den Religions-Kriegen der Sathan unvermerckt gesät* von August Fuhrmann (Amsterdam und Frankfurt, 1677) oder das anonym veröffentlichte Buch *Betrachtungen über den gegenwärtigen innerlichen Krieg der Teutschen, und dessen Absicht auf die Religion* (Goßlar, 1757) oder die sehr beliebte und mehrmals herausgegebene Lektüre *Enchiridion Militis Christiani*.

Im Bereich der Lesestoffe wurde aber manchmal auch ein *Bellum grammaticale* geführt; Das ist: Eine sehr Artige und Kurtzweilige Beschreibung des Kriegs / den beede König der Nominum und Verborum, in der Landschaft Grammatic / um den Vorzug mit einander geführt (Schwäbisch-Hall, 1663). Ursprünglich von Johann Spangenberg in lateinischer Sprache verfasst, später von Johann Georg Seybold ins Deutsche übersetzt.

Um den Liebhabern der Theatergeschichte eine Freude zu bereiten, hebe ich ein Titel aus der Menge der „kriegerischen“ Lesestoffen hervor: *Der Kriegende Alexander Im Schau-Spiel vorgestellt*. Von einem gewissen Filidor 1662 auf Bühne gestellt. Krieg wurde also auch auf der Bühne nachgespielt und den Zuschauern lebendig gemacht.

Damit schließe ich die Auswahl der Lektüren mit Kriegsthematik – mit der Anmerkung, dass im späteren, näheren Untersuchungen folgend, auf Grund der zahlreichen betroffenen buchhistorischen Andenken kultur- und mentalitätsgeschichtliche Folgerungen gezogen werden können, die hoffentlich einen inhaltreichen Beitrag zur Rezeptionsgeschichte der geistigen Strömungen im Vielvölkerland Siebenbürgen leisten. Bis dahin kann festgestellt werden, dass der Krieg in der frühen Neuzeit bei den Sachsen auf sämtlicher Ebene der Alltäge wahrgenommen war: Krieg wurde in Leib und Seele miterlebt, über den Krieg wurde in handschriftlichen und gedruckten Texten gelesen bzw. geschrieben, über Krieg wurde an Hochschulinstitutionen auf theoretischer Ebene disputiert, Krieg wurde auf der Bühne theatralisch nachgespielt und auf künstlerisches Niveau gehoben, Krieg wurde also sowohl in der Tat als auch in der Welt der Symbole oder in abstrakter Art und Weise geführt. Der Kriegsgedanke „militarisierte“ die zivile siebenbürgisch-sächsische Gesellschaft in übertragenem Sinne für lange Zeit. Kann es sein, dass der Oberbegriff Krieg als ein Stimulus oder ein Antriebsmechanismus bei den Menschen der Zeit galt? Hierzu bräuchte man aber historisch gesinnte soziologische und psychologische Untersuchungen. Die Buchgeschichte hat hier die Grenzen ihres Kompetenzbereichs erreicht und versucht gar keine hypothetische Antwort auf die Forschungsfrage zu geben.



ORSOLYA LÉNÁRT (BUDAPEST)

## Tendenzen der Ungarnrezeption in der deutschsprachigen Literatur zwischen 1686 und 1848

### 1. Einleitendes

Ungarn wurde in der deutschsprachigen Literatur seit der Anfänge kontinuierlich, aber mit schwankender Intensität thematisiert. Die Quantität sowie die Qualität dieser „Ungarnbilder“ waren also stark von der historisch-politischen Beziehungen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und des Königreich Ungarn geprägt. Als Fallbeispiel könnte man z. B. die Beurteilung der Ungarn als furchterregender bzw. als mutiger, das Respublika Christiania verteidigender Krieger erwähnen. Dieses Bild ist seit der frühmittelalterlichen Zeit vorhanden (*Hildebrandslied*), kam aber in zahlreichen Varianten in den deutschsprachigen Werken vor. Auf eine ähnlich lange Geschichte blickt das Bild des reichen, fruchtbaren Boden Ungarns zurück, der als Topos (*fertilitas Pannoniae*) in der europäischen (vor allem in der deutschsprachigen, französischen und italienischen) Literatur weiterlebte und lange Zeit (zum Teil bis heute) die Vorstellung über Ungarn prägte.

Für den vorliegenden Beitrag wurde eine Zeitspanne von etwa 160 Jahren vorgesehen mit dem Ziel, die wichtigsten Tendenzen der literarischen Bearbeitung der Ungarnwahrnehmung und die Beweggründe der Veränderung der Ungarnbilder nach den Türkenkriegen bzw. vor der ungarischen Revolution 1848/49 sichtbar zu machen. Die beiden Daten stellen nämlich meiner Ausgangsthese nach einen bedeutenden Wendepunkt in der Entwicklungsgeschichte der Ungarnrezeption dar. Eine der strategisch wichtigsten Eroberungen war während der Türkenkriege die Belagerung der Festung von Ofen 1686, die in ganz Europa als ein großer Triumph der christlichen Truppen gefeiert wurde. Drei Jahre nach der erfolgreichen Schlacht am Kahlenberg bedeutete der Sieg bei Ofen, dass sich die Kraftverhältnisse auf dem mitteleuropäischen Kriegsschauplatz zu verschieben begannen.<sup>1</sup> Parallel dazu lässt sich in den Ungarnarstellungen eine Akzentverschiebung nachvollziehen. Ungarn wurde zwar im Kontext der Befreiungskriege wahrgenommen (ein Interesseverlust lässt sich aber eindeutig beobachten!), fiel der Akzent vielmehr auf die Erfolge der kaiserlichen Truppen, Heerführer und Fürsten. Neben den Ereignissen der Türkenkriege trugen die innen- sowie außenpolitischen Maßnahmen des Königreichs Ungarn, vor allem aber die habsburgfeindliche Politik des Fürsten Imre Thököly (seine Allianz mit den Osmanen) dazu bei, dass Ungarn nicht mehr in der Rolle des Beschützers des christlichen Europa, sondern vielmehr als Feind des Christentums rezipiert wurde. Das bisher auch vielfältige, mosa-

---

<sup>1</sup> Bérenger, Jean: *Die Geschichte des Habsburgerreiches: 1273 bis 1918*. Aus dem Franz. übers. von Marie Therese Pitner. Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 1995, S. 376.

ikartige Ungarnbild wurde mehr ambivalent, als zuvor. Der im 16. und 17. Jahrhundert beliebte *Propugnaculum-Topos* (*Hungaria est propugnaculum Christianitatis*) löste sich auf und geriet das Bild der untreuen Ungarn zunehmend in den Mittelpunkt der Ungarndarstellungen. Am Ende dieses Prozesses stand die Beurteilung Ungarns als Verräter des Christentums, die sich als Folge starker Schematisierung in den späteren Jahrzehnten festigen konnte und neben den üblichen positiv konnotierenden Bausteinen des Ungarnbildes (z. B. *Fertilitas Pannoniae*) die Ungarnrezeption prägte. Als Ergebnis dieses Prozesses lässt sich die *Steierische Völkertafel* betrachten, die nach Franz K. Stanzel das Resultat einer (fiktiven) Meinungsumfrage zu Beginn des 18. Jahrhunderts sein kann und in der sich offensichtlich Aussagen vermengen, die sich sowohl auf historische Berichte wie auch auf literarisch-fiktionale Vorlagen beziehen.<sup>2</sup>

Die Zeit der Aufklärung bedeutet aus der Sicht der Geschichte der Ungarnrezeption eher eine Zäsur. Jene europaweite Offenheit für die Ungarn-Thematik der zweiten Hälfte der 1680er Jahren, wie sie in Flugblättern, Reisebeschreibungen, Zeitungsartikeln oder sogar in Erfolgsromane (in Daniel Speers *Ungarischer oder Dacianischer Simplissimus* oder Eberhard Werner Happels *Der Ungarische Kriegs-Roman*) nachzuweisen ist, flaute um 1720 für mehr als ein halbes Jahrhundert ab. Daran änderte sich die Tatsache auch nicht, dass die ungarischen Husaren der Kaiserin Maria Terezia in den Kriegen gegen Friedrich den Großen um Mitte des 18. Jahrhunderts einen (man kann vielleicht sagen) europäischen Ruhm erwarben. In den Jahrzehnten der sog. Schwabenzüge, als die infolge der Türkenkriege verwüsteten Gebiete des Königreichs Ungarn durch deutschstämmige Untertanen besiedelt wurden, fiel das Interesse des deutschsprachigen Publikums nach László Tarnói zu einem absoluten Tiefpunkt zurück.<sup>3</sup>

Um 1800 kam es in der Geschichte deutsch-ungarischer Kulturkontakte zu einer quantitativen und qualitativen Wende. Da Ungarn nach der Französischen Revolution kein Hauptschauplatz der großen Politik war, wurde es zum Zufluchtsort für eine ganze Reihe deutscher Persönlichkeiten, die den exotischen Charakter des Landes und dessen Bevölkerung (wieder)entdeckten.<sup>4</sup> Die veränderte Weltansicht der Romantiker suchte im Fremden nach Werten des Urwüchsigen. Bei der Besinnung auf eigene Nation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewann das Fremde an Bedeutung: die nationale Selbsterkenntnis setzte ja die Bestimmung des „Anderen“ voraus. Das Fremde wurde also oft in der romantischen Art zum Exotischen erklärt, was in den Ungarnbildern der Zeit auch nachvollziehbar sind.<sup>5</sup> Dieses durch den Liebe-Wein-Freiheit-Trias geprägte Ungarnbild modifizierte sich wohl in den Revolutionsjahren 1848/49, als das Land wieder in den Mittelpunkt des europäischen Interesses rückte, bestimmte es jedoch die Rezeption Ungarns in der Literatur des geschlossenen deutschen Sprach-

<sup>2</sup> <http://www.uni-graz.at/communication/unizeit/archiv/vor1999/397/3-97-05.html>

<sup>3</sup> Tarnói, László: *Parallelen, Kontakte und Kontraste : die deutsche Lyrik um 1800 und ihre Beziehungen zur ungarischen Dichtung in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts*. Studienband. Budapest: ELTE, Germanisztikai Intézet, 1998, S. 301–302.

<sup>4</sup> Fassel, Horst (Hg.): *Pannonien vermessen: Ungarnbilder in der deutschen Literatur von Ekkehard IV. bis Siegfried Lenz*. (Miteinander – Schriftenreihe des Ungarischen Kulturinstituts Stuttgart, Bd. 2). Tübingen: Institut für donauschwabische Geschichte und Landeskunde, 2004., S. 346.

<sup>5</sup> Tarnói [Anm. 3], S. 303.

raumes‘ fast im gesamten 19. Jahrhundert. Um dieses ‚Bild von außen‘ zu kontrastieren, das grundsätzlich von ihrer Natur her nur wenige und unbedeutende Innovationen erlebte, halte ich es für wichtig, das ‚Bild von innen‘ auch in die Untersuchung einzu beziehen. Im Klartext: um ein umfangreiches Bild über das Ungarnimage des 19. Jahrhunderts – vor allem im Vorfeld der Besinnung auf Heimat, Vaterland und Nation – gewinnen zu können, ist es unentbehrlich, auf das Ungarnbild deutschschreibendes Autoren aus dem Königreich Ungarn zu reflektieren.

## 2. Am Ende eines Schematisierungsprozesses – Die Steierische Völkertafel (1725) und das Ungarnbild des 18. Jahrhunderts

In der Beschreibung des kulturell Andersartigen kam der Darstellung des Volkscharakters eine prägende Rolle zu. Die Eigenschaften einer Nation wurden teils auf reale Beobachtungen und historische Erfahrungen, teils auf bestimmte narrative Traditionen stützend in einer stark schematisierenden Art präsentiert. Die vertraute Welt des Eigenen wurde als Norm betrachtet und das Fremdartige des anderen Volkes wurde als eine komische oder verächtliche Abweichung von dieser Norm verstanden. Die Schematisierung und Dramatisierung des Fremden kommt am plakativsten bei der *Steierischen Völkertafel*<sup>6</sup> vor, auf der die charakteristischen Wesenszüge der Völker Europas in einem streng geometrischen Schema, auf knappe Formen reduziert dargestellt und miteinander verglichen wurde.<sup>7</sup>

Es genügt einen kurzen Blick auf die Spalte „Unger“ zu werfen, um festzustellen, wie sich die Wahrnehmung Ungarns nach den Türkenkriegen weiterentwickelte und welche Bausteine des Ungarnbildes aus dem 17. Jahrhundert übernommen wurden. Gleich in der zweiten Zeile der Tabelle, als rhetorische Disposition, liest man als Sitte des ungarischen Volkes das Attribut „Untrey“, was im Spiegel der Unabhängigkeitsbestrebungen der Ungarn im 16.–17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts nicht überraschend ist. Das Bild der untreuen Ungarn, welches in der siebten Zeile durch das Attribut „Verräther“ nochmals unterstrichen wurde, war bereits im Zuge der Krönung des Woiwoden Johann Zápolya bzw. des langen Türkenkriegs (1593–1606) in der deutschsprachigen Öffentlichkeit präsent, wurde es aber in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (vor allem infolge der Tätigkeit des Fürsten Imre Thököly) dank der zahlreich verlegten Zeitungen, Zeitschriften, Flugschriften und Pamphlete<sup>8</sup> verschärft und in breiteren Kreisen verbreitet.

Was die weiteren Charakterzüge der Ungarn angeht, malte der unbekannte Künstler der Völkertafel auch kein schmeichelhaftes Bild. Alte Klischees, die bereits im Mit-

---

<sup>6</sup> *Aigentliche Vorstell- und Beschreibung der Fürnehmsten in EUROPA befindlichen Land-Völcker*. Steiermark, um 1730.

<sup>7</sup> Stanzel, Franz Karl: Das Nationalitätenschema in der Literatur. In: Günther Blaicher (Hg.): *Erstarrtes Denken. Studien zu Klischee, Stereotyp und Vorurteil in der englischsprachigen Literatur*. Tübingen: Narr, 1987, S. 84–96, hier: S. 85.

<sup>8</sup> Die Druckschriften, welche zwischen 1664 und 1699 mit der ungarischen Frage beschäftigten, wurden von Béla Köpeczi ausführlich analysiert: Köpeczi, Béla: *Staatsräson und christliche Solidarität. Die ungarischen Aufstände und Europa in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts*. Wien [et al.] und Budapest: Böhlau und Akadémiai, 1983.

telalter präsent waren, wurden wieder aktualisiert. Ich denke hier vor allem an die Eigenschaft „Aller Grausambst“ und „Bluthbegirig“ in den Zeilen zwei und vier, welche lange Zeit die Basis ungarischer Geschichtsschreibung ausmachten.<sup>9</sup> Denken wir nun an das *Hildebrandslied* aus dem 9. Jahrhundert, oder an die Chroniken des Abtes Regino von Prüm aus dem 10. oder von Ekkehard IV. aus dem 11. Jahrhundert, in denen die Hunnen als Heiden dargestellt wurden, die rohes Fleisch essen, Blut trinken oder sogar das Herz der Gefangenen als Heilmittel verspeisen.<sup>10</sup> Das Bild der grausamen Ungarn blickt also auf eine lange Geschichte zurück und verschwand in den Zeiten der Türkenkriege auch nicht: der etwas wilde Charakter und kriegerische Natur des Volkes erschien nur mit einem anderen, positiven Vorzeichen, oder er wurde als Folge des langen Krieges angesehen, der die Bevölkerung des Landes dehumanisierte.<sup>11</sup>

Wenn man eine Zwischenbilanz ziehen möchte, kann festgestellt werden, dass auf der Völkertafel die negativen Attribute überwiegen bzw. die Aussagen bezüglich der kriegerischen (früher als positiv beurteilte) Verhaltensweise dominieren. Die einzige positive Aussage der Völkertafel bezieht sich auf den seit etwa der Antike vorhandenen Fertilitas-Topos,<sup>12</sup> der das Reichtum des Landes u.a. an Nahrungsmittel und Bodenschätze thematisierte: „Ihr land: Frucht- und goldreich“ und „Haben Überfluß: In Allen“ (Zeile 14). Die Frage ist es nun: was blieb von diesem ambivalenten, jedoch facettenreichen Gesamtbild zur Zeit der Aufklärung erhalten?

Während des 18. Jahrhundert verharrte man weiterhin auf die Vorstellung, dass Ungarn in erster Linie Reiterkrieger seien (die Kostümfigur der Völkertafel, ein Soldat in Husarentracht kann diese Aussage auch untermauern). Nach dem Frieden von Sathmar wurden Husaren der Kuruzzenarmee ins kaiserliche Heer übernommen<sup>13</sup> und Friedrich der Große ließ für seine Armee auch Ungarn anwerben, die als Exponenten besonderer Tapferkeit geschätzt wurden. Die ungarischen Soldaten wurden in literarischen Werken häufig thematisiert, wie z. B. bei Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803), der in seinen Idyllen und Romanzen die ungarischen Husaren und Panduren erwähnte. Die Tradition ungarischer Anwerbungen prägte auch die Autoren, wie etwa Gotthold Ephraim Lessing oder Heinrich von Kleist, bei denen sogar ungarische ‚Sprachimplantate‘ im deutschen Text (meistens Schimpfwörter und Flüche) erschienen.<sup>14</sup> Trotz der Aktivitäten ungarischer Soldaten blieb Ungarn in der deutschsprachigen Literatur, abgesehen von einigen Reisebeschreibungen und wissenschaftlichen

<sup>9</sup> Ötvös, Péter: Aktualisierung alter Klischees. Die Ungarn auf der Völkertafel. In: Franz Karl Stanzel (Hg.): *Europäischer Völkerspiegel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts*. Heidelberg: Winter 1999, S. 265–282, hier: S. 269.

<sup>10</sup> Fassel [Anm. 4], S. 335.

<sup>11</sup> Battafarano, Italo Michele: Berichtetes und erzähltes Ungarn im 17. Jahrhundert. In: Gábor Tüskés / Dieter Breuer (Hg.): *Das Ungarnbild in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit*. Der Ungarische oder Dacianische Simplicissimus im Kontext barocker Reiseerzählungen und Simplizjaden (=Beihefte zu Simpliciana 1). Bern [et al.]: Peter Lang 2005, S. 13–53, hier: S.41.

<sup>12</sup> Imre, Mihály: „Magyarország Panaszja.“ *A Querela Hungariae toposz a XVI–XVII. század irodalmában* [Klage Ungarns. Der Topos Querella Hungariae in der Literatur des 16–17. Jahrhunderts]. Debrecen: Kossuth, 1995, S. 223.

<sup>13</sup> Ötvös [Anm. 9], S. 265.

<sup>14</sup> Fassel [Anm. 4], S. 342–344.

Arbeiten z. B. über die Geschichte Ungarns, eher unreflektiert (insbesondere im Vergleich mit früheren Jahrhunderten). Das Interesse der Autoren der Aufklärung richtete sich auf die weltweite Verbreitung der Aufklärung und auf ihre Entwicklung unter verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen.<sup>15</sup> Auf Grund der vorhandenen Texte kann aber festgestellt werden, dass das Bild Ungarns im 18. Jahrhundert von uralten Beschreibungsschemata und Stereotypen geprägt war: der Prototyp des faulen, selbstsüchtigen, ausbeuterischen, tyrannischen und geistlich ungebildeten Ungarn blieb beibehalten.<sup>16</sup> Diese Haltung widerspiegelt sich bei Leopold Alois Hoffmann (1760–1806), bei dem Wiener Publizisten und Professor für deutsche Sprache in Pest. In seiner 1790 veröffentlichten Schrift *Ninive*, in der er gegen den revolutionären Geist der ungarischen Reformversammlung kämpfte,<sup>17</sup> schrieb er: „Ein ungarischer Dorfadeliger weiß gemeiniglich kaum so viel als ein Faßzieher zu Paris“ und „Rohe Sitten, ungekämmte Haare, zottichter Knebelbart, Tabakdampf und ein breiter Säbel sind in keinem anderen Lande Vorzüge und Ehrenzeichen des Adels als in Ungarn.“<sup>18</sup> Hoffmann weigerte sogar nicht, auf das Bild der Ungarn als ‚Menschenfresser‘ und zurückzugreifen: „Als Belgrad in die Hände der deutschen Sieger fiel [...] saßen diese Aristokraten in ihren patriotischen Höhlen, und wehklagten und knirschten im Dampf ihres Tabakrauschs [...] über das Unglück des hunnischen Vaterlandes, und über die völlige Zugrundrichtung ihrer innig geliebten Kannibalenfreiheit.“<sup>19</sup>

### 3. Das Ungarnbild der deutschsprachigen Öffentlichkeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts innerhalb und außerhalb des Königreichs Ungarn

Auf Grund dieser Textstellen wirkt die Aussage des unbekanntenen Schriftstellers in der „Rheinländischen Zeitung“ nicht übertreibend:<sup>20</sup> „Im psychischen, wie im Moralischen kennt der Mensch oft das am wenigsten, was ihm am nächsten berührt: es ist gewiss auffallend, das man von sehr entfernten Ländern in Afrika und Asien mehr weiß, als von manchen Europäischen Staaten. Dahin gehört Ungarn [...]“<sup>21</sup> Eine Wende im Umgang mit der Ungarn-Thematik signalisiert auch die 1803 veröffentlichte Reisebeschreibung von Ernst Moritz Arndt. Obwohl er versuchte, ein klischeefreies

---

<sup>15</sup> Fata, Márta: „Mein geliebtes Kalmuckenvolk“. Ungarns Geschichte in deutschen historischen Darstellungen zwischen Nationalismus, Konservatismus und Liberalismus im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. In: Ders. (Hg.): *Das Ungarnbild der deutschen Historiographie*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2004 (= Schriftenreihe des Instituts für Donauschwäbische Geschichte und Landeskunde 13), S. 49–83, hier: S. 49.

<sup>16</sup> Schubert, Gabriella: Ungarnbilder. Hintergründe. Mythen. In: *Zeitschrift für Balkanologie* 47 (2011), heft 3, S. 202–216, hier: S. 208.

<sup>17</sup> Eckhardt, Alexander: Das Ungarnbild in Europa. In: *Ungarische Jahrbücher* 22 (1942), S. 152–185, hier: S. 165.

<sup>18</sup> Hoffmann, Leopold Alois: *Ninive. Fortgesetzte Fragmente über die dermaligen politischen Angelegenheiten in Ungarn*. o.O. 1790, S. 14. und S. 42.

<sup>19</sup> Ebd., S. 26.

<sup>20</sup> Fata [Anm. 15], S. 49.

<sup>21</sup> Gemälde von Ungarn. In: *Rheinländische Zeitung* 46 (1803), S. 182.

und genaues Bild von Land und Leute zu entwerfen, projizierte er bewusst oder unbewusst seine eigenen Vorstellungen und Wünsche in die ungarische Umwelt.<sup>22</sup> Bei ihm darf man nicht übersehen, dass er zurzeit seiner 1798 unternommenen Reise stark von dem deutschen Nationalismus geprägt war und somit die ungarische Geschichte aus dieser Warte erklärte.<sup>23</sup>

Arndt ging bei der Darstellung Ungarns vom wohlbekanntem Fertilitas-Topos aus, dessen Elemente eine unglaubliche Variabilität aufzeigen.<sup>24</sup> Arndt betonte vor allem den Reichtum des Landes an Nahrungsmittel und schrieb: „Von der Fülle und Üppigkeit des Landes und seinem Natur Reichtum hat keiner eine Vorstellung, der es nicht gesehen hat [...]“<sup>25</sup> Arndt differenziert aber das Bild über den märchenhaften Naturreichtum des Landes durch die Darstellung der Geschichte und der Bewohner des Landes. Er forschte nämlich nach einem Zusammenhang zwischen dem Topos und dem Charakter der Landesbewohner, um die bis dahin überlieferten Urteile zu überprüfen und diese zu korrigieren. Obwohl er sich während seiner Studien in Greifswald und Jena wahrscheinlich nicht explizit mit Ungarn auseinandersetzte und Kenntnisse über das Land in Wien, wo er ein Vierteljahr verbrachte, sammeln musste, konnte er ein differenziertes Bild über den ungarischen Nationalcharakter vermitteln. Arndt hob als die wichtigste Eigenschaft der Ungarn die Ehrlichkeit und Hilfsbereitschaft hervor und widerlegt das Bild der dummen Ungarn mit dem Topos der ‚Hegemonie der lateinischen Sprache‘ wider. Er hebt den Widerspruch zwischen dem fruchtbaren Land und der Unproduktivität der Bauer, der in den Ungarndarstellungen als rhetorisches Mittel gerne eingesetzt wurde, teilweise auf.<sup>26</sup> Darüber hinaus berichtet er über die Schönheit ungarischer Frauen, die in der deutschen Literatur vom Minnesang bis etwa zum berühmten Piroschka-Film kontinuierlich thematisiert wurde, sowie über die militärische Tugenden ungarischer Soldaten, wodurch er einen alten, im vorigen Jahrhundert in die Vergessenheit geratenen Topos in Erinnerung rief.<sup>27</sup> Ungarn erschien für Arndt, wie er in seinem Brief an seinen Vater berichtete, als eine unbekannte, jedoch als vertraut empfundene Welt. Es heißt aber nicht, dass er ein eindeutig positives Bild über das Königreich Ungarn gezeichnet hätte. Er stellt die Bevölkerung als roh und verwildert, sogar ein wenig zurückgeblieben dar, die der sorgfältigen Verbreitung der höheren geistigen, moralischen etc. Kultiviertheit der Deutschen bedürfen: „Ungarn ist noch zu helfen.“<sup>28</sup> Seine größte Leistung ist vielmehr, dass er sich von den Narrativen des späten 18. Jahrhunderts distanzieren konnte und dadurch ein differenziertes Gesamtbild schuf.

Wie in der Einleitung erwähnt, veränderte sich die Wahrnehmung Ungarns im Zeitalter der Romantik – insbesondere im Vergleich mit der Spätaufklärung – grundle-

---

<sup>22</sup> Tarnói [Anm. 3], S. 305.

<sup>23</sup> Fata [Anm. 15], S. 50.

<sup>24</sup> Tarnói [Anm. 3], S. 299.

<sup>25</sup> Arndt, Ernst Moritz: *Reisen durch einen Theil Teutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 u. 1799*. 1. Theil. 2. Auflage. Leipzig, 1803, S. 320.

<sup>26</sup> Fata [Anm. 15], S. 52–54.

<sup>27</sup> Tarnói [Anm. 3], S. 298–299.

<sup>28</sup> Arndt [Anm. 25], S. 324.

gend. Gleichzeitig wurden die traditionellen Beschreibungsschemata und Topoi fortgesetzt bzw. in ein anderes Licht gestellt. Ein gutes Beispiel dafür ist der bereits zitierte Artikel der rheinländischen Zeitung aus 1803, in dem der Autor neben dem Fertilitas-Topos sogar auf das im 16–17. Jahrhundert gängige Vormauer/Verteidiger-Bild zurückgriff: „[...] dieses kriegerische Land, der alte Wall Europas gegen die Ungläubigen von einem heroischen Volke bewohnt [...]“ und „Noch jetzt ist Ungarn die Kornkammer und das Arsenal Österreichs.“ Die Bewohner des Landes wurden auch mit positiven Attributen charakterisiert: „Diese tapfere großmüthige Nation, von einfachen Sitten, an Leib und Seele gesund und unverdorben, freimüthig und loyal, ist den Neuerungen feind [...]“.<sup>29</sup> Wieso kam es zu einer derartigen Wende? Der letzte Satz des Zitats beantwortet diese Frage: Die romantische Seele flieht aus der Stadt in die Natur und entdeckt die Werte des Urwüchsigen, des Unverdorbenen und des Individuellen. Die Romantiker entdecken im ungarischen Nationalcharakter diejenigen Züge, die ihrer Vorstellungswelt entsprachen.<sup>30</sup> Die Vorliebe für den natürlichen und freien Menschen widerspiegelt sich u.a. auch bei Clemens Brentano, der in seiner Novelle *Die mehreren Wehmüller oder ungarische Nationalgesichter* (1817) die Schauplätze (Böhmen und Mähren) als Kulisse für die Darstellung des ungarischen Nationalcharakters und ungarischer Geschichte verwendet. Bei ihm sind die Panduren aus Südungarn oder Hinweise auf das Vampirglauben in Südosteuropa genauso vorhanden, wie Erzählungen über die Zigeuner (insbesondere über das Zigeunermädchen Mitidka).<sup>31</sup>

Zu dieser Zeit begann die Entwicklung der sog- Pußta- und Zigeunerthematik, die u.a. von Nikolaus Lenau und Karl Isidor Beck, die das Land im gewissen Maß ‚von innen‘ kannten, weit verbreitet wurden und die Ungarnrezeption des gesamten 19. (und vielleicht auch des 20.) Jahrhunderts bestimmten. Nicolaus Lenau, der sich selber als einen Deutsch-Ungarn nannte, nahm die Erinnerungen an die ungarische Landschaft und an seine Kindheit nach Deutschland mit.<sup>32</sup> Bei Lenau war es die Idee der Freiheit und Selbstbestimmung, die er bei den ungarischen Landsleuten anzutreffen glaubte.<sup>33</sup> Er stellte in seinen Gedichten vor Augen, wie ungarische Bauer in einer Schenke am Ufer der Theiß feurigen Rotwein trinken und nach dem Takt der Zigeunermusik tanzen (*Die Bauer am Tiszastrande*). Die Zigeunermusik ist bei ihm ein konstantes Element der Ungarn Darstellungen: sogar die Älteren tanzen ununterbrochen bis zum Morgen. Er griff auch auf die Husarenthematik gerne zurück: Im Gedicht *Werbung* zeichnete er z. B. zu wilder Zigeunermusik tanzende, sonnenverbrannte und vom Wein erhitzte Husaren. Er reflektierte dabei auf die nationalen Charakterzüge der Ungarn, wie auf die Kampfbereitschaft und Freiheitsliebe und operierte immer mit wiederkehrenden Typen: mit dem Pferdehirt, Räuber, Husar und selbstverständlich mit dem Zigeuner. In ihrer Darstellung glitt Lenaus Darstellung bereits in das Romantisch-Phantastische: sein Mischka ist wie ein Paganini, der uralte Heldenlieder spielt, die an die Zeiten der Türkenkriege erinnern, in denen Ungarn als Beschützer des Christen-

<sup>29</sup> Gemälde von Ungarn [Anm. 21], S. 182.

<sup>30</sup> Eckhardt [Anm. 17], S. 168.

<sup>31</sup> Fassel [Anm. 4], S. 347 und S. 412.

<sup>32</sup> Eckhardt [Anm. 17], S. 168.

<sup>33</sup> Fassel [Anm. 4], S. 349.

tums geehrt wurden (*Mischka an der Marosch*). Daneben waren aber auch durch historische Stoffe und durch politische Begebenheiten motivierten Ungarnbilder in der deutschsprachigen Literatur vorhanden. Die Darstellungsweise Lenaus scheint also zweifelsohne sympathischer zu sein, als die der Spätaufklärung. Seine größte Leistung ist es aber, dass sein Ungarnbild so gut wie völlig unpolitisch ist. Lenaus Gedichten wurden zu einem großen Publikumserfolg im deutschsprachigen Raum und so fand seine Art der Ungarndarstellung eine weite Verbreitung, wie etwa bei Johann Gabriel Seidl, oder eben bei Johann Nepomuk Vogl und Franz Liszt.<sup>34</sup>

Neben diesen romantischen Ungarndarstellungen erschienen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch durch historische Themen und politische Begebenheiten motivierte Ungarnbilder. Friedrich Schlegel betonte z. B. noch 1810 die Notwendigkeit der Josephinischen Reformversuche unter nationalhistorischen Aspekten und stellte sie in die Reihe von denen des Heiligen Stephans oder Matthias Corvinus. Auch Goethe klagte 1821 darüber, dass das größte Hindernis für jegliche Entwicklung des Königreichs „die Aufrechterhaltung“ der „alten Consitution“<sup>35</sup> gewesen sei.<sup>36</sup> In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erschienen Werke in großer Zahl, die sich der Ausgestaltung der ungarischen Geschichte im Rahmen eines üppigen Handlungsgefüges, deren Gerüst idyllische Liebesgeschichte bildete, auseinandersetzten. Beliebt waren vor allem die Darstellungen der Geschichte von Stephan dem Heiligen, Matthias Corvinus oder der Familie Thököly. Denken wir nun an die Dramen und Prosawerke von Wilhelmine von Gersdorf, Tobias Gottfried Schröers oder an Eduard Breier. Das markanteste Beispiel der Bearbeitung eines ungarischen, historischen Stoffes findet man aber bei dem bekannten österreichischen Dramenautor, Franz Grillparzer, der in seinem Drama *Ein treuer Diener seines Herrn* (1828) die gleiche Geschichte bearbeitete, wie früher der ungarische Autor József Katona in seinem *Bánk bán*.<sup>37</sup>

#### 4. Das Ungarnbild im Vorfeld der Revolution 1848/49 in der deutschsprachigen Literatur aus dem Königreich Ungarn

Die Themen der ungarischen Geschichte fanden Eingang auch in die Literatur des Deutschtums im Königreich Ungarn, die in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eine Blütezeit erlebte.<sup>38</sup> Die Sprache der poetischen Werke war zwar Deutsch, der Inhalt aber Ungarisch, und zeigte sie unübersehbare inhaltstypologische Übereinstimmungen mit der zeitgenössischen ungarischsprachigen Literatur.<sup>39</sup> Denken wir nun an die Dramen des ungarndeutschen Ladislaus Pyrker, in deren Mittelpunkt bedeutende Persönlichkeiten der ungarischen Geschichte standen und die im Sammelband *Historische Schauspiele* (1810) in Wien verlegt wurden, oder an die epischen

<sup>34</sup> Eckhardt [Anm. 17], S. 168–170.

<sup>35</sup> *Goethes Gespräche*. Hg. von Woldemar Freiherr von Biedermann. Bd. 4. Leipzig, 1889–1890, S. 118.f.

<sup>36</sup> Tarnói [Anm. 3], S. 307.

<sup>37</sup> Fassel [Anm. 4], S. 347–348.

<sup>38</sup> Pukánszky, Béla: *A magyarországi német irodalom története. A legrégebbi időktől 1848-ig*. Máriabesnyő–Gödöllő: Attraktor, 2002, S. 418.

<sup>39</sup> Tarnói [Anm. 3], S. 310.

Werke der siebenbürgisch-sächsischen Autoren, Daniel Roth oder Josef Marlin. Die Frage ist es nun: wie differenzieren die auf dem Gebiet des Königreichs Ungarn tätigen, deutschstämmigen Autoren das bisher skizzierte Ungarnbild im Zeitalter der nationalen Erwachens?

Die nationale Bestrebungen, die Entwicklungen des sog. Reformzeitalters und die seit 1830er Jahren betriebene Magyarisierungspolitik im Königreich Ungarn, in dessen Rahmen ein immer größerer Anwendungsbereich der ungarischen Sprache unter den nicht-ungarischen Ethnien sollte durchgesetzt werden, betrafen das Schicksal der deutschsprechenden Einwohner Ungarns, die sich von Anfang an als Untertanen der Ungarischen Krone bekannten, tiefgehend<sup>40</sup> und trugen zur Verschärfung des Ungarnbildes der deutschsprachigen Literatur bei.<sup>41</sup>

Die Reaktionen der Autoren auf die Ereignisse der Zeit schwankten allerdings zwischen der Toleranz und der Konfrontation. Deutschsprachige Hungari setzten sich als Werber für die ungarische Dichtung, für die Vermittlung und Popularisierung der Schätze ungarischer Literatur im deutschen Sprachraum ein. Ludwig Schedius (1768–1847), Karl Georg Romy (1780–1847), oder Karl Maria Kertbeny (geb. Benkert, 1824–1882) haben über Ungarn ein positives Bild vermittelt: die ungarische Sprache sei edel und der Dichtung geschaffen, während das ungarische Volk den Schutzdamm des christlichen Europas darstelle. Andere Autoren erwiderten aber den zunehmenden Nationalismus mit einer Bekennung zur deutschen Muttersprache, zur Heimat, zu ihren Vorfahren und Volkssitten und manche, wie Johann Ladislaus Pyrker (1772–1847), oder Jacob Glatz (1776–1831), kämpften in ihren Schriften gegen die sog. „Magyaromanie“.<sup>42</sup>

Die unterschiedlichen Reaktionen auf die historischen Veränderungen in der Mitte des 19. Jahrhunderts lässt sich aber am deutlichsten in der Literatur der Siebenbürger Sachsen beobachten. Als führende Literaten galten u.a. Daniel Roth, Stephan Roth, Johann Friedrich Geltch und Josef Marlin, die unterschiedliche Standpunkte in dem vor allem auf das Sprachproblem ausgespitzten sächsisch-ungarischen Konflikt. Während Stephan Roth in seinem Werk *Der Sprachkampf in Siebenbürgen* (1842) eine Kompromisslösung anstrebte und die Gleichberechtigung der lateinischen, deutschen, rumänischen und ungarischen Sprachen betonte, war die Meinung von Geltch, die später die sächsische Öffentlichkeit dominierte, viel radikaler. Er wollte die Identität der Sachsen an das lutherische Deutschland binden und betonte in seinem *Liederbuch für die Siebenbürger Sachsen* (1847) die sächsische Einheit gegenüber des Ungartums. Diese Art der Betrachtung wurde dann von Josef Marlin differenziert, der in seinen politischen Romanen aus der Geschichte Siebenbürgens ausgehend auf die Fragen der Zeitgeschichte antwortete. Obwohl er eine mäßigere Stellung in der Ausarbeitung des sächsischen Ungarnbildes einnahm, lässt sich seine Ungarnrezeption auf Grund seines dichotomischen Weltbildes ambivalent lesen. Bei ihm kam der Ungarn abwechselnd eine

---

<sup>40</sup> Rózsa, Mária: „Ihr Männer auf, jetzt ruft die Zeit.“ *Deutsche Texte aus Ungarn zur Revolution und zum Freiheitskampf 1848/1849*. Budapest: Argumentum, 2006, S. 345.

<sup>41</sup> Schubert [Anm. 16], S. 208.

<sup>42</sup> Pável, Rita: Entwicklungsgeschichtliche Erwägungen zur ungarndeutschen Literatur mit besonderer Rücksicht auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dissertation. Budapest, 2006, S. 64.

negative oder positive Rolle zu: in seinem Werk *Attila* (1847) sind sie die vorantreibende Kraft der Weltfreiheit und Emanzipation von Osteuropa, im *Horra* (1849) aber Hindernisse der Entwicklung. 1848 glaubte er noch an den Freiheitskampf, wurde aber enttäuscht von der Nationalitätenpolitik der ungarischen Regierung. Er brachte also seine negative Erfahrung und Meinung über die Ungarn mehrmals zum Ausdruck und griff dabei auf wohlbekannte Topoi zurück: „Der volksschlag, welcher die Steppen Ungarns bewohnt, ist kräftig, kühn, stolz auf seine Nationalität, aber selbstgenügsam, roh und geistig ungeweckt.“<sup>43</sup> Wieso lässt sich sein Ungarnbild trotzdem als eine Wende lesen? Trotz der Vorwürfe, dass er die wohlbekannten Beschreibungsschemata übernahm und verstärkte, gelang es Marlin, sich (zumindest anfangs) gegenüber der sächsischen Öffentlichkeit zu behaupten und zur Differenzierung des Ungarnbildes, wenn auch im geringen Maße, beizutragen.<sup>44</sup>

## 5. Fazit und Ausblick

Wenn man die Entfaltung des Ungarnbildes seit dem Mittelalter beobachtet, lässt sich feststellen, dass die Beschäftigung mit Ungarn nicht immer genauso intensiv war. Die Christianisierung Ungarns, die wachsende Türkengefahr, die bedeutendsten Schlachten gegen die Osmanen oder die Zeit um 1800 gaben Anregungen für deutschschreibende Autoren, sich mit dem Ungarn-Stoff auseinanderzusetzen. Was die Qualität der Ungarnbilder angeht, lässt sich feststellen, dass die Vorstellungen von einer fremden Nation eine gewisse historische Kontinuität aufzeigen, sich langsam verändern und oft nur wenig differenziert weitergegeben werden.<sup>45</sup> Daneben muss auch betont werden, dass die einzelnen (imago)typen Elemente des Ungarnbildes der Wandelbarkeit ausgesetzt sind. Das heißt, dass einzelne Bausteine des Images relativ sensibel auf die historisch-politischen Veränderungen reagieren können, denken wir nun an das aufkommende Verräter-Bild am Ende des 17. Jahrhunderts im Zuge der Thököly-Allianz, was die Wahrnehmungshorizont der Autoren des 18. Jahrhunderts bestimmte, oder an den Propugnaculum-Topos, der in den Ungarnbeschreibungen des 19. Jahrhunderts immer wieder auftauchte. Das Aufkommen neuer Elemente bedeutet aber nicht zugleich das Verschwinden älterer Bausteine, was oft zur Entfaltung eines ambivalenten Gesamtbildes über das kulturell Andersartige führte.<sup>46</sup>

Diese Aussagen lassen sich auf Grund von Texten, die im Vorfeld der Revolution 1848/49 entstanden sind, untermauern. Denn nicht nur deutschschreibende Autoren des Königreichs Ungarn beobachteten die Ereignisse mit wachsendem Interesse. Im Ungarnbild, das in der ‚binnendeutschen‘ Presse und Literatur um 1848 entstand, spiegeln sich die wohlbekannten Narrativen der vorigen Jahrzehnten genauso, wie die Reflexionen auf die aktuellen historischen Begebenheiten wider. Viele verfolgten die

<sup>43</sup> Mrlin, Josef: Skizze einer Reise von Hermannstadt über Klausenburg und Debreczin nach Pest. 5. Debreczin und die Theiß. In: Pester Zeitung 3, 430 (1847), S. 2303.

<sup>44</sup> Balogh F., András: *A száz év irodalom magyarságképe*. Budapest: Littera Nova 1996, S. 30–46.

<sup>45</sup> Tarnai, Andor: *Extra Hungariam non est vita... (Egy szállóige történetéhez)* [Extra Hungariam non est vita... Zur Geschichte eines Sprichwortes]. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1969, S. 17–18.

<sup>46</sup> Radek, *Das Ungarnbild in der deutschsprachigen Historiographie des Mittelalters*. Frankfurt am Main/ Berlin/ Bern et al.: Peter Lang (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 12), 2008, S. 29.

Unabhängigkeitsbewegung der unter fremder Herrschaft befindlichen Völker mit Sympathie und betrachteten den Ungarn als Symbol der Freiheit. Begeistert für die ungarischen Ereignisse war z. B. Heinrich Heine, der in seinem Gedicht *Im Oktober 1849* das Scheitern der Revolution mit aufrichtiger Anteilnahme, als Fall „der Freiheit letzte Schanz“<sup>47</sup> bedauerte.<sup>48</sup> Aus einer anderen (eher konservativen) Perspektive näherte sich an das Thema der unbekannte Autor des Gedichts *Ein Lied auf den Feldzug in Ungarn 1849* an, in dem die Ungarn als Rebellen, vernunftlose Bauer bezeichnet wurden. Es muss aber hinzugefügt werden, dass der anfangs freundliche Ton (gleich nach den Märzereignissen) langsam von einem kritischen, verurteilenden, manchmal höhnischen Ton abgelöst wurde. Die Kritik betraf vor allem Kossuth, aber man warf den Ungarn im Allgemeinen eine barbarische Gnadenlosigkeit vor. Und das gilt nicht nur für die maßgebenden österreichischen Blättern (z. B. *Wiener Zeitung*): Nur wenige, deutschsprachigen Blättern wie z. B. Marx' *Neue Rheinische Zeitung*, zeigten Sympathie für Ungarn und für den Freiheitskampf.<sup>49</sup>

Nach den Nachklängen der 1848er Revolution blieb Ungarn für die deutschschreibenden Autoren weiterhin von großem Interesse, seine Rezeption war aber ambivalent. Auf der einen Seite erklangen Töne, die stark auf die Zeitgeschichte aufgriffen und in Anlehnung an der Revolution ein eher negatives Ungarnbild vermittelten. Als Beispiel könnte man das Werk des Ethnologen Karl Freiherr von Czoernig erwähnen, der 1857 eine ‚Völkertafel‘ über die Völker und Sprachen der Monarchie anfertigte, auf der die Ungarn, gemeinsam mit den Juden, Roma und Armenier zur Gruppe der asiatischen Sprachstämme zuordnete,<sup>50</sup> was man nach Péter Hanák als die Aktualisierung des seit dem Mittelalter präsenten Bildes des barbaren Steppenvolkes lesen könnte.<sup>51</sup> Als weitere, literarische Beispiele können Theodor Scheibe (*Die Rebellen*, 1855) oder Mariam Tenger erwähnt werden, die sich gegen die Revolution äußerten. Eine Reaktion auf die Niederlage der Revolution war allerdings bei vielen, vormals engagierten Literaten der resignativer Rückzug in eine gewisse historische Nostalgie (z. B. bei Franz Pulszky). Im Weiteren griff man also oft auf die vorgeprägten Stoffen und Formen zurück, besonders zur Zeit der beginnenden Aufsplitterung der Literaturszene um die Jahrhundertwende: In der ausufernden Ungarn-Literatur lässt sich thematisch eine ungläubliche Vielfalt, ohne extreme Schwankungen ausmachen.<sup>52</sup>

---

<sup>47</sup> Heine, Heinrich: Im Oktober 1849. Online: [https://de.wikisource.org/wiki/Im\\_Oktober\\_1849](https://de.wikisource.org/wiki/Im_Oktober_1849) (Zugriff am 01.07.2015).

<sup>48</sup> Schubert [Anm. 16], S. 211.

<sup>49</sup> Rózsa [Anm. 3], S. 375–376.

<sup>50</sup> von Czoernig, Karl Freiherr. *Ethnographie der Oesterreichischen Monarchie*. 1. Theil. Wien 1687, S. 80–81.

<sup>51</sup> Hanák, Péter: Az osztrák és német vezető réteg magyarságképe a századforduló idején [Das Ungarnbild der österreichischen und deutschen Elite zur Zeit der Jahrhundertwende]. In: *Magyarságkép és történeti változásai*. Budapest: Magyar Tudományos Akadémia, 1999, S. 27–41, hier: S. 29.

<sup>52</sup> Fassel [Anm. 4], S. 351–352.



## **Siebenbürgen, das Banat und die Topografien der Fremdheit: Mobilität und Fremdheitserfahrung in Reiseberichten<sup>1</sup>**

Die von Deutschen, Rumänen, Ungarn, Zigeunern, Juden, Serben, Griechen etc. bevölkerten Siebenbürgen und das Banat waren immer Vielvölkerregionen, die im Laufe der Zeit mehreren Staaten zuhörten: Siebenbürgen ist heute ein Landesteil von Rumänien, war aber bis zur türkischen Eroberung (1526) ein Teil des Königreichs Ungarn, nach der Schlacht bei Mohács (1526) bis zum Jahre 1711 autonomes Fürstentum, und ab 1867 kam es in Folge des Österreichisch-Ungarischer Ausgleichs wieder unter ungarischer Herrschaft. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Siebenbürgen 1918 Rumänien zugeschlagen, seine Übertragung wurde im Frieden von Trianon (1920) festgeschrieben. Das Banat wurde nach der Schlacht bei Mohács von den Türken erobert, 1718 wurde es durch Prinz Eugen von Savoyen von den Türken befreit und 1778 ins Königreich Ungarn integriert. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Banat unter Rumänien, Serbien und Ungarn geteilt.

Mit dem rasanten Aufschwung der Reiselust und der Verbesserung der Reisemöglichkeiten und Reisebedingungen im 18. Jahrhundert wurden auch Siebenbürgen und das Banat in die Routen verschiedener Reisenden einbezogen, die aus Deutschland und Österreich nach Ungarn und Siebenbürgen zogen, und die bereisten Regionen zu Teilen der südosteuropäischen Kulturlandschaft machten. Die Reisenden waren nicht ausschließlich deutschsprachig-österreichischer Herkunft, es gab unter ihnen auch „Reichsdeutsche“. Nicht alle aus dem Westen nach Siebenbürgen und ins Banat wandernden Reisenden haben das ganze Königreich Ungarn und Siebenbürgen bereist, wohl aber sind mehrere: nach einem längeren oder kürzeren Aufenthalt in den so genannten Provinzen versuchten sie immer wieder in die Zentren des binnendeutschen Sprachraumes (Wien, Berlin, Leipzig) zurückzukehren.

Das Reisen und die Berichte über die Erlebnisse und Erfahrungen in der Fremde sind in den letzten Jahrzehnten häufig wiederkehrende Themen der Literaturwissenschaft. Sie hat die Reise als eine wesentliche Form der Mobilität und als ein Medium des internationalen Kultur- und Wissenstransfers entdeckt. Dieses Interesse zeigt sich an der großen Anzahl von im deutschen, englischen und französischen Sprachraum erschienenen Monografien und Sammelbänden, die sich mit der Kategorisierung von

---

<sup>1</sup> Die Forschung wurde gefördert durch das Wissenschaftliche Forschungsinstitut der Sapientia Stiftung, Forschungsprojekt: *Forschungen zur Xenologie – Die Erforschung der Fremdbilder in den Literaturen Ostmitteleuropas*. Der Autor des vorliegenden Beitrages ist Universitätsdozent an der Christlichen Universität Partium, Oradea/Großwardein.

Reiseliteratur, der Betrachtung des Reisens aus historisch-soziologischer, aus anthropologischer und auch aus literaturwissenschaftlicher Sicht befassen.<sup>2</sup>

Bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts bildete das Reisen vorwiegend die Beschäftigung von wohlhabenden Adligen oder Patriziersöhnen, die Europa einst bereisten, um Erfahrungen an fremden Höfen zu sammeln oder Unterricht an ausländischen Bildungsinstitutionen zu erhalten.<sup>3</sup> Wenn die im Geiste des Humanismus im 16. Jahrhundert entstandene Kavalierstour oder Grand Tour fast ausschließlich den Söhnen des Adels die Gelegenheit zum Studium an einer ausländischen Universität geben oder durch den Besuch der großen europäischen Höfe und der urbanen Zentren West- und Südeuropas höfische Umgangsformen und weltmännisches Auftreten vermitteln sollte, ging diese klassische Phase im frühen 18. Jahrhundert zu Ende. Die Reisewelle ergriff jetzt immer mehr Bevölkerungsgruppen, so dass sich auch Angehörige des Bürgertums größere Reisen leisten konnten. Im Zeitalter der Aufklärung kam das Bürgertum zu immer mehr Wohlstand, und durch die Entwicklung der Presse und des Buchmarktes wie durch die allgemeine Verbesserung der Kommunikationsmittel wurde das Reisen immer interessanter.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts kann man also eine tiefgreifende Neuorientierung der sozialen Wertvorstellungen im Zusammenhang mit der geographischen Mobilität bemerken. Sie wird nicht mehr als Privileg oder Deklassierung kategorisiert, sondern parallel mit der Etablierung des Bürgertums wird diese Art der Mobilität eine Chance aller: „Es gibt die faktische Teilhabe an einem Privileg, welches keiner gesonderten Anerkennung bedarf. Bürgerliche Reisende müssen sich ein Recht auf Freizügigkeit nicht erkämpfen, sie können wie selbstverständlich den Spielraum der Mobilität, den ihnen die neuen Verkehrsmittel unter dem Schutz des Absolutismus eröffnen, nutzen.“<sup>4</sup> Im 18. Jahrhundert stieg aber nicht nur die Reisetätigkeit an, immer mehr Reisende waren auch bereit, ihre Erfahrungen und Erlebnisse aufzuzeichnen. Diese Tendenz wird von der Fachliteratur widergespiegelt. Das Interesse für die Reiseberichte des 18. Jahrhunderts und die starke Konzentration der literaturgeschichtlichen Forschung auf dieses Genre ist dadurch legitimiert, dass es hier wohl quantitativ und qualitativ seinen Höhepunkt erreicht hat:

Reisen konnten sich im 18. Jahrhundert viele leisten – einfache Bürger, Beamte, Lehrer, Schriftsteller und Gelehrte. Die Gründe für den Aufbruch waren jeweils verschieden und reichten von der Suche nach einem neuen, besseren Arbeitsplatz bis hin zu wissenschaftlichen Erkundungen fremder und exotischer Länder; das Ziel war jedoch immer gleich:

---

<sup>2</sup> Siehe z.B.: Balogh, András F. – Leitgeb, Christoph (Hg.): *Reisen über Grenzen in Zentraleuropa*. Wien: Praesens, 2014; Ertzhoff, Xenja von (Hg.): *Beschreibung der Welt. Zur Poetik der Reise- und Länderberichte*. Amsterdam: Rodopi, 2000; Bhatti, Anil (Hg.): *Reisen, Entdecken, Utopien*. Bern et al: Peter Lang Verlag 1998; Brenner, Peter J. (Hg.): *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1989; Griep, Wolfgang – Jäger, Hans-Wolf (Hg.): *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Heidelberg: Carl Winter, 1983.

<sup>3</sup> Seidler, Andrea 2007: Freude und Tücken des Reisens: die Zips in einer Reisebeschreibung des späten 18. Jahrhunderts. In: Kriegleder, Wynfried – Seidler, Andrea – Tancer Jozef (Hg.): *Deutsche Sprache und Kultur in der Zips*. Bremen: Edition Lumière, S. 225–243.

<sup>4</sup> Pernitz, Erika: *Reisen im Königreich Ungarn im 18. Jahrhundert*. Dissertation. Wien, 2008, S. 44.

neue Erfahrungen zu sammeln, die vertraute Welt des eigenen Milieus zu verlassen und an einem anderen Ort – nicht unbedingt im Ausland, auch in eigenem Land – ein neues Leben anzufangen.<sup>5</sup>

Das zu ansehnlichem Wohlstand gekommene Bürgertum beziehungsweise der niedrige Adel, der im Königreich Ungarn dem europäischen Bürgertum entspricht, war im 18. Jahrhundert materiell in der Lage, die nähere Umgebung, aber auch fernere Reiseziele kennen zu lernen.

Der Aufstieg des Bürgertums, der sich in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens manifestierte, führte zu einer Umwandlung der sozialen Rollen und einem immer stärker werdenden Bedarf an Bildung, die dank neu gegründeter Universitäten fast allgemein zugänglich geworden ist. Mit diesem rasanten Bedürfnis nach Wissen und Information hängt die spektakuläre Entwicklung des literarischen Marktes und der periodischen Presse zusammen; im 18. Jahrhundert wurden viele Verlage, Leihbibliotheken und Presseorgane gegründet, die den Bedürfnissen des wachsenden Lesepublikums entgegen kommen sollten:

Weltkenntnis zu erwerben, war eines der Haupterfordernisse für die bürgerlichen Gebildeten in der noch aristokratisch bestimmten Welt. Die Ausweitung der Lebenswelt und Welterfahrung waren für sie angesichts der ständischen Gesellschaft zunächst nur durch das Medium der Literatur zu erlangen.<sup>6</sup>

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts haben die Reiseberichte vorerst die Funktion der Informationsvermittlung. Von dem letzten Drittel des Jahrhunderts kann man von einem Paradigmawechsel sprechen, wenn die Informationsvermittlungsfunktion der Berichte im Hintergrund zurücktritt. Die literarischen Merkmale werden immer wichtiger, die subjektive Perspektive wird immer mehr betont. Die Motive dieses Paradigmawechsels hat Uwe Hentschel in die folgende sechs Fakten gefasst: die ökonomische und politische Emanzipation des europäischen Bürgertums, die nahezu abgeschlossene statistische Erkundung Deutschlands, Veränderung der Wahrnehmungs- und Anschauungsformen (Auswirkung des Französischen Revolution), individualisierte Reisepraxis (die Autoren waren keinem Mäzen verpflichtet), entwickelte Subjektbewußtsein des Individuums und die Differenzierung der Leseinteressen.<sup>7</sup>

Parallel dazu nahm auch das berufsbedingte Reisen an Popularität zu:

---

<sup>5</sup> Berg, Anna de: „*Nach Galizien*“. *Entwicklung der Reiseliteratur am Beispiel der deutschsprachigen Reiseberichte vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2010, S. 40.

<sup>6</sup> Bödeker, Hans Erich: Reisen: Bedeutung und Funktion für die deutsche Aufklärungsgesellschaft. In: Griep, Wolfgang – Jäger, Hans-Wolf (Hg.): *Reisen im 18. Jahrhundert. Neue Untersuchungen*. Heidelberg: Winter, 1986, S. 91–110, hier: S. 94.

<sup>7</sup> Hentschel, Uwe: Studien zur Reiseliteratur am Ausgang des 18. Jahrhunderts: Autoren – Formen – Ziele. Frankfurt am Main: Peter Lang, 1999, (Studien zur Reiseliteratur- und Imagologieforschung; Band 4.), S. 15–17.

Gesellenreisen, Kaufmannsreisen wurden unternommen, um bereits erkundete ökonomische Gebiete individuell nutzbar zu machen oder – im Fall des Königreichs Ungarn – überhaupt erst zu entdecken. Den *Sitten* der Zeit gemäß wurden diese Erfahrungen zuweilen auch aufgezeichnet.<sup>8</sup>

Hier sollen Reiseberichte von Johann Lehmann<sup>9</sup>, Christoph Ludwig Seipp<sup>10</sup>, dem Grafen Hoffmannsegg<sup>11</sup> und Franz Josef Sulzer<sup>12</sup> untersucht werden, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts über das Königreich Ungarn und Siebenbürgen berichten. In der itineraren Literatur des 18. Jahrhunderts gab es nur eine ziemlich geringe Anzahl von Beschreibungen der Städte Ungarns, vor allem die Hauptstadt Pressburg erfreute sich einer gewissen Bekanntheit. Die wichtigen europäischen Großstädte wie London, Paris, Rom oder Wien waren eindeutig früher und detaillierter erfasst als die Reiseziele des Königreichs Ungarn und Siebenbürgens. Dennoch standen den interessierten Reisenden bereits einige zuverlässige Informationsquellen zur Planung einer Reise in diesen fernen Teil Europas zur Verfügung.

Die Reisenden, die sich für eine Ungarn-Reise interessierten, vertraten meist den Typus des aufgeklärten, dem gebildeten Stand zugehörigen Bürgers oder Adligen:

Ist der Reisende ein Gelehrter, so erkundigt er sich nach dem Zustande der Gelehrsamkeit. Die Namen sehr würdiger Gelehrten findet er sowohl im gelehrten Oesterreich, als in mehreren Verzeichnissen von gelehrten Ungarn. Die Anzahl solidgelehrter Ungarn ist gewiß nicht gering. Die Ungarn überhaupt sind sehr fähige Köpfe, geben nicht nach, wenn sie sich vorsetzen, etwas zu ergründen.<sup>13</sup>

Die aus der Frühen Neuzeit stammenden Reiseberichte, die auch als *Ars apodemica* betrachtet werden können, sind eigentlich Berichte über Reisen, in denen das dabei Erfahrene im methodischen Sinne erfasst, systematisiert, ausgewertet und einer breiten Öffentlichkeit bekannt gemacht wurde: „Apodemik kann man also auch bezeichnen als eine Methode der strukturierten Datengewinnung. Hierzu lag allen Reiseanleitungen ein Basisschema zugrunde, nach denen sie aufgebaut waren. Die in der *Ars apodemica* begründete Systematik der Reiseanleitungen blieb noch lange aktuell, wurde vielfältig

---

<sup>8</sup> Seidler [Anm. 3], S. 225.

<sup>9</sup> Lehmann, Johann: *Reise von Preßburg nach Hermannstadt in Siebenbürgen*. Dünkelspiel u. Leipzig 1785. Der Text stammt eigentlich von demselben Verfasser wie der folgende Titel, dem in Worms geborenen Theatermann und Dichter Christoph Seipp (1747–1793).

<sup>10</sup> Seipp, Christoph: *Reisen von Preßburg durch Mähren, beyde Schlesien und Ungarn nach Siebenbürgen und von da zurück*. In drey Abtheilungen. Frankfurt u. Leipzig 1793. Die beiden Texte von Seipp werden durch die genannten Autornamen unterschieden.

<sup>11</sup> Hoffmannsegg, Johannes Centurius von: *Reise des Grafen Hoffmannsegg in einige Gegenden von Ungarn bis an die türkische Gränze. Ein Auszug aus einer Sammlung von Original-Briefen*. Görlitz (C. G. Anton) 1800.

<sup>12</sup> Sulzer, Franz Josef: *Altes und neues oder dessen litteralische Reise durch Siebenbürgen, den Temeswarer Banat, Ungarn, Oesterreich, Bayern, Schwaben, Schweiz und Elsaß*. o.O. 1782.

<sup>13</sup> Lehmann [Anm. 9], S. 45.

adaptiert und erweitert, und erlebte eine zweite Blüte im 18. Jahrhundert.”<sup>14</sup> In Johann Heinrich Zedlers *Großem Vollständigen Universal-Lexikon* von 1742 wurde der Begriff des Reisens folgendermaßen definiert: „Das gemeine Absehen bey Reisen soll gemeinlich darinnen bestehen, daß man die Welt kennen lerne, das ist, die Völker in ihren Sitten, Gewohnheiten, Aufführungen betrachtet, und alles gehöriger massen zu seinen Nutzen anwendet.“<sup>15</sup>

Die Reisenden praktizierten unterschiedliche Berufe und hatten verschiedene Reiseziele. Der Geograph und Historiker Franz Josef Sulzer veröffentlicht im Jahre 1782 sein *Altes und neues oder dessen litteralische Reise durch Siebenbürgen, den Temeswarer Banat, Ungarn, Österreich, Bayern, Schwaben, Schweiz und Elsaß*, in dem er sich vor allem mit der soziokulturellen Verhältnissen in Ungarn und Siebenbürgen auseinandersetzt. Sulzer war von 1759 bis 1773 und von 1783 bis zu seinem Tod als österreichischer Hauptmann und Rittmeister in Siebenbürgen tätig, außerdem gab er im späten 18. Jahrhundert mehrere Werke über Südosteuropa heraus. Mit seinem 15jährigen Sohne unternahm er im Sommer 1782 „eine litterarische Reise“ durch Siebenbürgen, den Temeswarer Banat und Ungarn bis nach Vorderösterreich und dem Elsass mit dem Hauptziel, seinem jugendlichen Begleiter ein Stück Welt zu zeigen. Auf dieser Reise kehrte er mit Vorliebe in den Klöstern ein, besuchte bekannte Bibliotheken und anerkannte Wissenschaftler wie Bodmer, Lavater und Geßner. Seine Reiseerlebnisse über die im Königreich Ungarn und Siebenbürgen herrschenden Verhältnisse bearbeitete er in geschickt formulierten Sendschreiben und schickte sie an den Kronstädter Prediger Theodor Lange.

Im Jahre 1785 erscheint unter dem Autorennamen Johann Lehmann ein Reisebericht mit dem Titel *Reise von Preßburg nach Hermannstadt in Siebenbürgen*, die über eine Reise auf der Strecke Pressburg – Hermannstadt über Wieselburg, Raab, Komorn, Ofen, Kecskemét, Szegedin, Temeswar, Lugosch, Mühlbach und Reußmarkt berichtet. 1793 wird eine Reisebeschreibung mit dem Titel *Reisen von Preßburg durch Mähren, beyde Schlesien und Ungarn nach Siebenbürgen und von da zurück* veröffentlicht, mit einer wesentlich erweiterten Reiseroute: Sie führt diesmal über Mähren, Schlesien, die Karpaten hinein in die Zips und von hier aus über die Weingegend Tokaj, das Máramaros-Gebirge nach Siebenbürgen – Klausenburg, Torda, Hermannstadt. Die Rückreise von Hermannstadt folgt bis nach Ofen bzw. Pest über Temeswar Szeged, Kecskemét, und setzt sich dann dort weiter über Gran, Neuhäusel und Tyrnau fort und erreicht Pressburg. Der Autor der beiden Reiseberichte ist der Theaterdirektor Christoph Ludwig Seipp, der ursprünglich in Jena, Gießen und Heidelberg Theologie und Jura studierte, diese Laufbahn allerdings zugunsten der Schauspielkarriere aufgab. Er war zu Beginn Mitglied verschiedener erfolgreicher Wandertheater – Abbt, Wahr, später Moll – und zog in dieser Funktion durch Deutschland. Seipp reiste 1781 von Pressburg nach Temeswar, übernahm die Bühne in Hermannstadt und verließ Siebenbürgen schließlich

---

<sup>14</sup> Knoke, Josef: Reiseberichte als kultur- und wirtschaftshistorische Quelle. Am Beispiel von Henry Th. von Böttingers: „Durch 360 Längengrade“. Masterarbeit. Düsseldorf: GRIN, 2009. <http://www.hausarbeiten.de/faecher/vorschau/152746.html> (Zugriff am: 29.03.2016)

<sup>15</sup> Johann Heinrich Zedler (Hg.): *Großes vollständiges Universallexicon Aller Wissenschaften und Künste*. 68 Bd. Johann Heinrich Zedler: Halle und Leipzig, 1732–1754, Bd. 31, S. 366.

wieder, um in seine Wahlheimat Pressburg zurück zu kehren. Diese Erlebnisse dürfte er in der ersten, 1785 unter dem Namen Lehmann erschienenen Reisebeschreibung aufgezeichnet haben. 1786 brach der Schauspieler erneut auf, die siebenbürgische Strecke der Reise führte diesmal über Klausenburg, Torda, Hermannstadt und Temeswar. Diese Reise wird in seinem zweiten, unter seinem eigenen Namen erschienenen Reisebericht dokumentiert.<sup>16</sup>

Der Naturwissenschaftler Johann Centurius Graf von Hoffmannsegg begab sich im Juni 1793 auf eine erste ausgedehnte Reise, die ihn durch Österreich, Italien und Ungarn führte, wo er sich insbesondere ornithologischen und entomologischen Studien und dem Sammeln von Pflanzen und Insekten widmete. Seine Reiseeindrücke, dokumentiert durch den Briefwechsel mit seiner Schwester, wurden unter dem Titel *Reise in einige Gegenden von Ungarn bis an die türkische Gränze* (1800) veröffentlicht. Die Reisebeschreibung enthält aber weniger Naturhistorisches als kulturhistorisch bedeutende Informationen.

Den unterschiedlichen Interessen und Motivationen der Reisenden entsprechend fokussieren die Reiseberichte auf verschiedene Aspekte des Reisens und thematisieren unterschiedliche Reiseerfahrungen, doch lassen sich einige wichtige Knotenpunkte wie Sicherheit, Reisemöglichkeiten, Beschreibung der hiesigen Nationen und der politisch-gesellschaftlich-kulturellen Verhältnisse bestimmen.

Ein häufig wiederkehrendes Thema der Reisebeschreibungen ist die mangelnde Sicherheit der ungarischen und siebenbürgischen Reiserouten, bzw. die Schilderung der auf einen Reisenden lauern den Gefahren. Der Graf von Hoffmannsegg berichtet 1800 über die gefährlichen, überall anwesenden Räuberbanden und über die allgemeine Armut der walachischen Bevölkerung, die die Reisenden mit fast unlösbaren Herausforderungen konfrontieren:

Die Reise dahin ist theils der Räuber wegen unsicher, theil deßwegen beschwerlich, weil man in den meisten Orten nichts, nicht einmal Brodt bekommt; denn sie Walachen leben bloß von einer Art Brodt, das aus grob gemahlnem Mais besteht, und auch das verkaufen sie gar nicht Es schmeckt sehr süß, ist aber unkräftig, mit Milch eigebrockt ists noch am besten.<sup>17</sup>

Ungarn und Siebenbürgen lagen vor dem Ende des 18. Jahrhunderts noch außerhalb der regelmäßig bereisten Routen in Europa. In der Frühen Neuzeit gehörten sie zu den Gegenden Europas, deren bloße Erwähnung die meisten Reisenden abgeschreckt hat, worüber 1785 auch Lehmann reflektiert:

Mehrere Engländer, Deutsche, Franzosen, Ungarn reisen als Krautforscher, Kunstkenner, Beobachter, Menschenforscher und Lehrer. Sie bereisen die unbewohntesten Gegenden, lassen sich weder durch Hitze und Kälte, noch durch beraubte Nahrungsmittel und mancherley Gefährlichkeiten absprechen, ihr, der Menschheit nützlich Vorhaben auszu-

---

<sup>16</sup> Die beiden Texte von Seipp werden im Folgenden durch die genannten Autornamen unterschieden.

<sup>17</sup> Hoffmannsegg [Anm. 11] S. 203–204.

führen. Kommen sie herab, so lassen sie sich schwankend machen, durch bößhafte Vorspielungen von Todschlägen, Plünderungen, Mangel an Lebensmittel und Bequemlichkeit und vielen dergleichen Ungeheuern. Sie gehen zurück, ohne ihr nützlich Vorhaben ausgeführt zu haben. – So bleiben die seltensten Naturalien, Alterthümer, Pflanzen, Kräuter, Mineralien und einzelne Produkte des gesegneten Theils von Ungarn, Bannat unbekannt, so bleibt Siebenbürgen dem großen Haufen bloß durch Kriege und innerliche Unruhen berühmt, nur sehr Wenigen nach seinem innerlichen Werthe, da andere Gegenden, die bey weitem solche Vorzüge nicht haben, der lernenden Jugend schon ausführlich erklärt werden. [...] Bey der Beschreibung einer Reise von Preßburg nach Herrmanstadt habe ich keinen anderen Zweck, als den ganz simplen: ich will sagen, daß man ganz bequem durch Gegenden reisen könne, deren bloßer Name manchen Innländer, wie viel manche Ausländer, schreckt. Sage ich beyher noch etwas, so ist es Zugabe.<sup>18</sup>

Dieses Zitat kann eindeutig als Reaktion auf das negative Ungarnbild betrachtet werden, welches in der Reiseliteratur des 18. Jahrhundert ein immer wiederkehrendes Motiv ist.

Das Ungarnimage wird u.a. von der am Anfang des 18. Jahrhunderts entstandenen *Steirischen Völkertafel* belegt, eine Sammlung von tabellarisch geordneten Zuschreibungen verschiedener Eigenschaften, die ethnische Stereotype systematisiert. Wenn es um sein Charakter und Verhalten geht, wird der „Unger“ eindeutig negativ geschildert: seine Sitten sind „Untrey“, seine Natur und Eigenschaft „Aller Graussambst“, Verstand hat er „Nochweniger“ und die „Anzeügung deren Eigenschaften“ ist „Bluthbegirig“. Die Ungarn vertreiben ihre Zeit mit „Miessigehen“ und ihre Kriegstugenden werden als „Aufriererisch“ beschrieben. Der Ungar sei ein Verräter und akzeptiere als seinen Herrn *Einen Unbeliebigen*; sein Lebensende erlebe er *unter dem Säbel*. Diesen negativen sind allerdings auch positive Stereotype an die Seite gestellt: der Reichtum Ungarns an fruchtbarem Boden mit vielen Bodenschätzen sowie an Vieh und Getreide wird auch in der *Völkertafel* ebenfalls vermittelt und zwar in den Zeilen „Haben Überfluss – In Allen“ und „Ihr Land – Frucht Und golt Reich“.

Das Bild des hochmütigen, selbstsüchtigen, ausbeuterischen, tyrannischen, ja geistig primitiven Ungarn prägt das Ungarnbild in Westeuropa. Diese einseitige Beurteilung der Ungarn hängt mit den Bestrebungen des Wiener Hofes zusammen, der daran interessiert war, die Ungarn als Verräter und Rebellen darzustellen.

In den Reiseberichten des 18. Jahrhunderts widerfinden sich in einer – von der Einstellung und Absicht, bzw. von den Vorkenntnissen der Autoren abhängigen – Alternanz die verschiedenen Elemente des im 18. Jahrhundert gültigen Katalogs des stereotypen Ungarnimage des 18. Jahrhunderts: schöne Frauen, heroische Männer und brave Soldaten, fruchtbarer Boden, veranlagte Menschen, aber zur gleichen Zeit auch: Unkultiviertheit, Rohheit, Wildheit, mangelnde Ordnungsliebe.<sup>19</sup>

Der unbekannte Verfasser des 1760 in Regensburg erschienenen Reiseberichts *Die Donau-Reise* zeichnet ein eindeutig positives Bild der ungarischen Nation:

---

<sup>18</sup> Lehmann [Anm. 9], S. 2.

<sup>19</sup> Vgl. Tarnói, László: Ungarnimage um 1800 – Ungarn: Heimat und/oder Fremde. *Palimpszeszt* 1998/9, [http://www.irodalom.elte.hu/palimpszeszt/09\\_szam/12.htm](http://www.irodalom.elte.hu/palimpszeszt/09_szam/12.htm) (Zugriff am: 02.02.2015).

Im übrigen ist die Ungarische Nation von guter Art, geschickt in Erlernung freyer Künste, und anderer Gelehrsamkeit, haben mehrentheils, zumahlen in Nieder-Ungarn, die lateinische Sprache von denen alten Römern beybehalten, sind gute Soldaten, ja Bischöfe selbst wiedmen sich öfters darzu, und ziehen mit a la Campagne...<sup>20</sup>

Diese negative Einstellung zu Ungarn und Siebenbürgen wird durch reisetechische, aber auch historische Gründe motiviert: einerseits bot eine Reise dorthin keinesfalls die in vielen europäischen Ländern schon selbstverständliche Gemächlichkeit, andererseits rief das Gedächtnis der einst herrschenden Türkengefahr und der zahlreichen Aufstände im 17. Jahrhundert sowie der Pestepidemien auch noch im 18. Jahrhundert bei den potentiellen Reisenden Angst hervor und bekräftigte die über Jahrhunderte überlieferten Stereotypen von Land und Leuten. Wenn man nach dem Kern dieser Vorurteile sucht, kann man bemerken, dass sie zunächst das Klima und die Gefahren für das leibliche Wohl der Reisenden betrafen. Die für Ungarn charakteristische Witterung wurde von den meisten Reisenden als gesundheitsschädlich betrachtet und in dieser Art beschrieben; außerdem wurde die Bevölkerung für unzivilisierte Barbaren gehalten. Daher ist es gar nicht verwunderlich, dass noch im späten 18. Jahrhundert immer wieder vor Räubern und Strauchdieben gewarnt wurde.

Die Vermittlung von nutzbaren, überprüften Informationen über Ungarn und Siebenbürgen ist die Aufgabe des Lehmannschen faktenorientierten Reiseführers bzw. Reisehandbuchs, wie auch Jozef Tancer feststellt: „Für einen Ungarn-Reisenden hält er praktische, reisetechische Informationen bereit, allen voran eine Information von geradezu lebensentscheidender Bedeutung: Ungarn ist ein reisesicheres Land“.<sup>21</sup> Daneben werden die Richtigstellung von Pauschalurteilen und Infragestellung der in der einschlägigen Literatur tradierten Stereotype auch als wichtige Ziele des Lehmannschen Reiseberichts deklariert:

Bey der Beschreibung einer Reise von Preßburg nach Herrmanstadt habe ich keinen andern Zweck, als den ganz simplen: ich will sagen, daß man ganz bequem durch Gegenden reisen könne, deren bloßer Name manchen Innländer, wie viel manche Ausländer, schreckt. Sage ich beyher noch etwas, so ist es Zugabe. [...] Ich habe nun eben gesagt, daß sich viele Reisende durch falsche Vorspiegelungen von Räubereyen und Mangel an Lebensmitteln abschrecken laßen, das tiefe Ungarn und Siebenbürgen zu bereisen. Die falschen Vorstellungen von Unbequemlichkeit und Mangel an Lebensmitteln, werden in meiner vorhabenden Beschreibung, aus Erfahrung, widerlegt, daß nicht der geringste Zweifel übrig bleibt.<sup>22</sup>

---

<sup>20</sup> J. F. F.: *Die Donau-Reise, Das ist: Kurzverfasste Nachricht von denen Ströbmen, Flüssen und Bächen, welche der Donau zugebracht werden, von derselben Ursprung, bis an das Enzinisch- und schwarze Meer, nebst denen angränzenden Provinzen, Städten, Schlössern und Vestungen etc.* Regensburg (Johann Leopold Montag) 1760, S. 44.

<sup>21</sup> Tancer, Jozef: Von Pressburg nach Hermannstadt. Zwei Variationen auf ein itinerares Thema. In: W. Krieglleder; A. Seidler u. J. Tancer (Hg.): *Deutsche Sprache und Kultur, Presse – Literatur – Geschichte in Siebenbürgen.* Bremen: edition lumière, 2009, S. 249–267, S. 251–252.

<sup>22</sup> Lehmann [Anm. 9], S. 2 und S. 4.

In diesem Kontext verfährt Seipp sehr subtil, indem er nicht den Wahrheitsgehalt der negativen Stereotypen über das Königreich Ungarn und Siebenbürgen außer Kraft zu setzen versucht, sondern die in der einschlägigen Literatur verbreiteten positiven Urteile über Land und Leute hervorhebt, vor allem das Bild eines an Natur- und Bodenschätzen gesegneten, fruchtbaren Landes. Dementsprechend hat Siebenbürgen

ausser Salz und Wasser, die Hauptschätze der Menschheit, gesunde Luft, muntre, starke, schöne Menschen, besonders vom weiblichen Geschlechte, auf der Oberfläche; und unter derselben Gold, Silber, Bley, Kupfer, Eisen, Quecksilber, und alles, was man anderwärts nur sparsam einzeln findet, zusammen im genugsamen Vorrath.<sup>23</sup>

Im Falle des Königreichs Ungarn lautet es bei Lehmann folgendermaßen:

Ungarn bringt alles hervor, was der Mensch, nicht bloß zur Nothdurft, sondern auch zur Erquickung, braucht. Erdfrüchte von jeder Art findet man in Ungarn. Alle Gattungen von Obst sind in Ungarn, von der Hainbutte bis zur Ananas. Wein, Frucht und Fleisch giebt es den Ausländern.<sup>24</sup>

Bei der Beschreibung der Ungarn kombiniert Lehmann die in der Literatur verbreiteten negativen Heterostereotypen mit den positiven Autostereotypen:

In Künsten sind die Ungarn sehr zurück. Sie bedürfen der fremden Künstler. Die schönen Wissenschaften sind, so wie die Künste ihrem starken kräftigen Nationalcharakter zuwider; nur wenige beschäftigen sich damit, und auch diese wenige nur beyher. Die Jugend wird mit Gewalt von ausgebreiteter Lektur abgehalten. [...] Der Charakter der Ungarn ist schwer zu biegen. Ein Ungar, welcher sich in der Jugend zum Schönen, Guten, Nützlichen lenkt, ist durch keine Versuchung und Verführung auf die Gegenseite zu kehren. So ist im Gegentheile alle Mühe zur Umkehr verlohren, wenn er sich mit Vorsatz zu schädlichen Lastern und Ausschweifungen lenkt.<sup>25</sup>

Seipp beobachtet sehr scharf die soziokulturellen Bedingungen in Ungarn und in Siebenbürgen und lenkt die Aufmerksamkeit der Leser auf die kulturellen Unterschiede der beiden Länder. Dies zeugt von einer tiefgreifenden Analyse der Kultur und des gesellschaftlichen Lebens:

Die Sitten in Siebenbürgen sind von denen in Ungarn gar weit unterschieden. [...] Die Einheimischen haben schon gar vieles von den Fremden angenommen. Der Einfluß des Wiener Hofes auf das Königreich Ungarn unter der Regierung der, den Ungarn unvergesslichen, Maria Theresia, Kaiserinn Königin, ist von größter Wichtigkeit gewesen. Beynahe

---

<sup>23</sup> Seipp [Anm. 10], S. 375.

<sup>24</sup> Lehmann [Anm. 9], S. 72.

<sup>25</sup> Ebd., S. 50 f.

alle Magnaten sind damals zu Wien erzogen worden, oder haben doch mehrere Jahre Hofdienste leisten müssen.<sup>26</sup>

Die soziokulturellen Bedingungen des kulturellen und literarischen Lebens in Siebenbürgen werden besonders in den beiden Reiseberichten Seipps problematisiert. Seine itineraren Texte thematisieren die verschiedensten sozialen, kulturellen, konfessionellen und geschichtlich-politischen Faktoren, die dazu geführt haben, dass auf dem Gebiet der Literatur und Wissenschaft Siebenbürgen so unfruchtbar sei:

Es leben im Bannattheile Ungarns und in Siebenbürgen würdige gelehrte erfahrene Männer, welche Fähigkeit und Willen haben, ihr Vaterland und dessen Verhältnisse mit andern bekannter zu machen, wenige derselben haben die dazu erforderliche Zeit übrig. Die gelehrtesten Männer sitzen in königlichen und Landesbedienungen, welche ihnen kaum Zeit zur nothwendigen Erholung lassen. Gelehrte Männer, ausser Bedienungen, haben nicht immer das Vermögen, mit Unkosten verknüpfte Erfahrungen anzustellen, und diese, auf eigene Kosten, drucken zu lassen.<sup>27</sup>

Ähnliche Feststellungen kommen auch in der von Martin Hochmeister von 1790 bis 1801 in Hermannstadt herausgegebenen „Siebenbürgischen Quartalschrift“, ein Presseorgan, welches sich als siebenbürgische gelehrte Zeitschrift und Forum der kulturellen und wissenschaftlichen Arbeiten der in Siebenbürgen lebenden Nationalitäten definiert. Der Mangel an einem funktionierenden Buchmarkt, an Fürstenhöfen, an einem für die Kunst interessierten wohlhabenden Bürgertum, an „gelehrten Gesellschaften“ und Universitäten, bzw. an solchen neuen Publikationsformen, die in Deutschland durch die Erscheinung von Moralischen Wochenschriften, Musenalmanachen, bzw. Rezensions- und Literaturzeitschriften gesichert wurden, wurden von den Beitragenden der Zeitschrift – zu deren Kreis als okkasioneller Mitarbeiter auch Seipp gehörte – als wichtigsten Hindernisse der „Schriftstellerei“ in Siebenbürgen erklärt. Der ehemalige Hermannstädter Gymnasialrektor und späterer Bischof der evangelischen Kirche, Daniel Georg Neugeboren analysiert in dem Artikel „Ueber die Lage und Hindernisse der Schriftstellerei in Siebenbürgen“ die Wirkungen dieser ungünstigen Bedingungen sehr ausführlich:

Wer soll schreiben? Wenn die Gelehrten einen besondern Stand ausmachen; das heißt, wenn die Einrichtung und die Bedürfnisse des Staates zu der ausschließlichen Beschäftigung mit Gelehrsamkeit durch sichere Vortheile einluden und ermunterten; so müsste es nothwendig die Pflicht dieses Standes sein: denn Gelehrsamkeit und Wissenschaft sind unstreitig die ersten Erfordernisse eines Schriftstellers. Aber wie die Sachen beinahe in ganz Europa liegen, hängt es von der äußern Lage des Gelehrten, der in unsern Staaten nur entweder als Diener der Kirche oder des Staats, oder als Privatmann existieren kann, ab,

---

<sup>26</sup> Seipp [Anm. 10], S. 196.

<sup>27</sup> Lehmann [Anm. 9], S. 3.

ob ihm Muße und Muth übrig bleibt, auch als Schriftsteller auf seine Nation, und auf sein Zeitalter zu wirken.<sup>28</sup>

Das Entwicklungsniveau der Kultur und die Intensität des kulturellen Lebens, bzw. der Bildungsgrad der Bevölkerung und die Maßnahmen für die Verbesserung der Bedingungen des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens gelten als wichtige Kriterien bei der Beschreibung der in Siebenbürgen lebenden Nationen. Daraus ergibt sich in den Reisebeschreibungen ein ziemlich komplexes, manchmal auch widersprüchliches Bild der einzelnen Nationen.

In seiner Beschreibung Siebenbürgens berichtet Lehmann sehr detailliert über die im Großfürstentum lebenden Völker, die von ihnen gesprochenen Sprachen und die religiöse Zusammensetzung der Bevölkerung. Bei der Schilderung der in Siebenbürgen lebenden Völker werden vor allem solche Aspekte beschrieben, wie Nationalcharakter, Sprache, Religion, Lebensweise, Sitten usw. Die Berichterstatter betrachten die ethnisch-religiöse Vielfalt, bzw. die damit verbundene Toleranz als wesentliches Charakteristikum Siebenbürgens und des Banats:

In Siebenbürgen bestehen drey wesentlich einheimische Nationen, die der Ungarn, der Szekler und der Deutschen, welche letztere Sachsen genennt werden. [...] Die ungarische Nation ist die stärkste an Seelenzahl, die der Szekler ist schwächer, und die der Deutschen gleichfalls. [...] Die Nation der Wallachen ist an Seelenzahl vielleicht stärker als alle andre Nationen in Siebenbürgen zusammen genommen. Sie hat demohngeachtet kein Eigenthumsrecht, und wird als eine Fremde betrachtet.<sup>29</sup>

Auch der Graf Hoffmannsegg bewundert die sprachliche Vielfalt mit der schon stereotyp gewordenen Beobachtung über die sprachliche Kompetenz der in Ungarn und Siebenbürgen lebenden Menschen:

Unter den hiesigen geistlichen Herren ist ein einziger, der ein hübsches Haus macht, der Domherr Koller, ein gescheuter und gelehrter Mann.... Er spricht sieben Sprachen vollkommen gut, die von einander sehr abweichen, nämlich: Ungarisch, Deutsch, Lateinisch, Französisch, Italienisch, Schlawakisch und Raezisch. Alle diese Sprachen sind hier gebräuchlich, und oft hört man drei oder vier davon an einer Tafel auf einmal sprechen. Fast jeder Dorfpfarrer kann drei oder vier davon, nämlich Ungarisch, Deutsch, Lateinisch und Raezisch.<sup>30</sup>

Bei Lehmann und Seipp findet sich „die explizite Ablehnung von Pauschalurteilen und die Vermeidung einer zivilisatorisch hierarchisierenden Perspektive“.<sup>31</sup> Die eigenen Erfahrungen als Maßstäbe der Beurteilung, die Anzweiflung aller tradierten

---

<sup>28</sup> Neugeboren, Daniel Georg: Ueber die Lage und Hindernisse der Schriftstellerei in Siebenbürgen. In: *Siebenbürgische Quartalschrift. Erstes Quartal*, 1790, S. 4–5.

<sup>29</sup> Lehmann [Anm. 9], S. 199.

<sup>30</sup> Hoffmannsegg [Anm. 11], S. 90.

<sup>31</sup> Tancer [Anm. 21], S. 254.

Informationen und des überlieferten Wissens charakterisieren seine explizit aufgeklärte Haltung in diesen Aufzeichnungen: „Der Verfasser derselben ist weder Soldat noch Politiker. Er ist ein Mensch, der Augen hat zu sehn, und Willen zu prüfen, was ihm die Augen gezeigt haben.“<sup>32</sup> Diese aufgeklärt-kritische Haltung ist besonders an der Beschreibung der Walachen, der „Wilden“ des Südostens, nachweisbar, vor allem dann, wenn man bedenkt, dass die Völkerbeschreibungen und Reiseberichte des 18. Jahrhunderts ein äußerst negatives, von tradierten Stereotypen geprägtes Rumänenbild propagiert haben wie etwa der Hermannstädter Gymnasiallehrer und Prediger Michael Lebrecht:

Noch immer ist der Wallach eine ganz eigene Menschenrace, in den Gebürgen, die er am liebsten bewohnt, von der stiefmütterlichen Natur ausserordentlich vernachlässigt. Man findet viele, die ausser der menschlichen Figur kaum etwas Menschliches an sich haben: auch diese ist durch Kröpfe und andere Naturfehler entstellt und verschoben. Im flachen Lande, an Städten und Dörfern andrer Nationen [...] haben sie zwar Fähigkeit zu allem erhalten, wozu ein Mensch fähig seyn kann; aber sie wird nicht gebildet, bleibt roh und wild. Ein unerklärlicher Starrsinn läßt ihnen beynahe keine Kultur zu. [...] Arbeitsamkeit und Fleiß, ist eben sowenig ihre Sache. Der größte Theil faulenzet hinter den Schaafen, ein andrer hudelt mit Fuhrwerken im Lande herum. [...] Doch haben sie die größte Hochachtung für ihre Geistlichen, die sonst eben so roh und stupide Leute sind, daß sie oft weder lesen noch schreiben können.<sup>33</sup>

Das von Lebrecht propagierte negative Image der Rumänen findet sich auch in der 1760 publizierte *Donau-Reise*. Der unbekannt Autor widmet einen ziemlich breiten Raum der Beschreibung der Walachei, in der er seine imagologischen Beobachtungen wie folgt zusammenfasst:

Von der Wallachey ist beyläufig zu bemerken, dass die verheytheten Weibs-Personen in ihrer Wirtschaft sich nicht ehender zu der Arbeit accommodiren wollen, sie haben dann wöchentlich wenigstens ein paar mal einige Karbatschen-Streiche von ihren Männern erhalten, in Ermangelung deren sie nur mit Brummen und Poltern herum gehen, nach Empfang solcher Streiche aber wiederum mit ihren Männern aufs Beste sich betragen, und einander küssen; und diese Gewohnheit wird bis dato beybehalten. Es greifet der Wallache nicht ehender zu dergleichen Disciplin, bis er siehet, dass es die Nothwendigkeit erfordert.<sup>34</sup>

---

<sup>32</sup> Seipp [Anm. 10], S. 195.

<sup>33</sup> Lebrecht, Michael: *Über den National-Charakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen*. Wien (Hörling) 1792, S. 88–92.

<sup>34</sup> J. F. F.: *Die Donau-Reise, Das ist: Kurzverfasste Nachricht von denen Strömen, Flüssen und Bächen, welche der Donau zugebracht werden, von derselben Ursprung, bis an das Euxinisch- und schwarze Meer, nebst denen angränzenden Provinzen, Städten, Schlössern und Vestungen etc.* Regensburg (Johann Leopold Montag) 1760, S. 42 f.

Diese „einseitig negative Darstellung der Rumänen in der Literatur über Siebenbürgen“ resultiert „vor allem aus Voreingenommenheit der Autoren für die Sache der privilegierten Ethnien in den nationalen Auseinandersetzungen“,<sup>35</sup> daher

erweist sich das Rumänenbild, dem wir in den Darstellungen aus dem 18. und dem frühen 19. Jahrhundert begegnen, immer wieder als ein äußerst negativ geprägtes Zerrbild, als ‚häßliche Karikatur‘, das sich aus dem kulturellen Überlegenheitsgefühl der deutschsprachigen Nation wie auch aus der Angst vor Überflutung der Minderheit durch die Mehrheit ergab, aus einer Art Belagerungsmentalität schon damals bei den privilegierten Nationen der Sachsen wie der Ungarn.<sup>36</sup>

Lehmann jedoch reproduziert bei der Schilderung der Wallachen nicht einfach diese häufig wiederkehrenden Urteile, sondern blickt tiefer und analysiert die soziokulturellen Bedingungen ihres Lebens. Die immer wieder beklagte moralische Rückständigkeit betrachtet er als eine notwendige Folge der mangelnden volksaufklärerischen Tätigkeiten und der Armut: „Wenn sich der Wallach bessern soll, so muß man ihm Wohlstand angedeihn lassen.“<sup>37</sup> Als großen Mangel definiert er die geringe Anzahl der weltlichen Schulen und die Dominanz der orthodoxen Kirche. Deren Beurteilung ist ziemlich negativ, mit der rumänisch-orthodoxen Kirche wird ständig Dunkelheit und Rückständigkeit assoziiert:

Der Wallach ist blutdürstig, rachsüchtig. – Welcher lebende Mensch wäre anders, wenn er nicht in zarter Jugend gehört hätte, was gut und böse ist, wenn er nicht wäre gelehrt worden: „was du nicht willst, daß andere dir thun, das thue ihnen auch nicht [...], wenn er nicht durch Beyspiele guter Männer Hang zum Guten, durch Beyspiele von Ruchlosen Abscheu vorm Bösen sich gesammelt hätte, wenn die Kraft der göttlichen Religion, welche Liebe übt, und befiehlt und wirkt, nicht Saamen zum Guten in die junge Seele gestreut, der die ganze Lebenszeit den Menschen zum Guten stimmt. [...] Ihr Vorgesetzten der Geistlichen, Bischöffe und Lehrer in Klöstern, jagt eure Popen weg, und bildet euch nützlich seyn wollende und könnende Priester fürs Landvolk. [...] Die jetzigen sind nicht bloß unwissend, sie sind nicht selten tückisch und boshaft, und trachten, ihre Heerde auch so zu machen. Selten ergeht ein Kriminalprozeß über einen Wallachen, in welchen der Pope nicht verwickelt ist. Eure Nachbarn sind so voll Grimm deswegen, daß sie ungescheut behaupten: neben dem aufgehängten Wallachen sollten, nach Recht und Billigkeit, ohne Untersuchung sein Pope hängen...“<sup>38</sup>

Lehmann beklagt auch den Mangel der Volksschulen, obwohl er feststellt, dass die rumänisch-orthodoxe Kirche imstande wäre, öffentliche Schulen zu fördern: „Die

---

<sup>35</sup> Heitmann, Klaus: Die Rumänen Siebenbürgens aus deutscher Sicht im 19. Jahrhundert. Das Porträt der Ethnie von Rudolf Bergner (1884). In: Gündisch, Konrad; Höpken, Wolfgang u. Markel, Michael (Hg.): *Das Bild des anderen in Siebenbürgen. Stereotype in einer multiethnischen Region*. Köln, Weimar u. Wien 1998 (Siebenbürgisches Archiv, Folge 3, Bd. 33), S. 37.

<sup>36</sup> Ebd., S. 35.

<sup>37</sup> Lehmann [Anm. 9], S. 30.

<sup>38</sup> Lehmann [Anm. 9], S. 11–13.

Geistlichkeit der Wallachen hat mehr Einkünfte, als die Geistlichkeit irgend eines protestantischen Landes in Deutschland.<sup>39</sup> Die rumänisch-orthodoxe Kirche, welche sich der Verbreitung der Aufklärung sich bewusst entgegengesetzt, wird auch von Sulzer scharf kritisiert: „Ihre Popen sind meistens viel zu dumm und sorglos, um ihnen das mindeste gescheutere beizubringen. Auch gehen sie wenig in die Kirche, wenn sie nicht müssen. Da wäre fast nicht eine Spuhr von dem Christenthume, das im Geiste und in der Wahrheit bestehen soll.“<sup>40</sup>

Im ausgehenden 18. Jahrhundert war die These über die römische Abstammung des rumänischen Volkes schon ein Gemeinplatz des öffentlichen Diskurses. Hoffmannsegg verwendet diese These bei der Beschreibung der Walachen auch mit dem vermutlichen Zweck, das äußerst negative Image des walachischen Volkes zu konterkarieren und entschärfen:

Man sieht aber auch schon Wallachen. Diese Nation, welche man mit gutem Grunde für Abkömmlinge der alten römischen Kolonien hält, die in diesen Gegenden häufig waren, bewohnen einen großen Theil vom Bannat und von Siebenbürgen. Sie haben eine ganz eigne Sprache, die offenbar aus dem Lateinischen abstammt, und mit schlechtem Italienisch große Aehnlichkeit hat, in welcher sie sich auch selbst nicht Wallachen, sondern Rumani nennen. [...] Die Physiognomien sind hie und da wirklich ziemlich aus römischen Schnitt; ihre Religion ist griechisch.<sup>41</sup>

Der deutschsprachigen Bevölkerung Siebenbürgens und des Banats, vor allem aber den Siebenbürger Sachsen wird eine größere Beachtung gewidmet als den anderen Nationen. Als Tugenden der Siebenbürger Sachsen werden Fleiß, Sparsamkeit, Geschicklichkeit, Ausdauer, Ordnungsliebe und Abneigung gegen den aus Wien kommenden, die Moral verderbenden Luxus gepriesen:

Wie hat sich diese Nation selbst so gehalten, dass sie nicht die Gelegenheit gegeben, Veränderung ihres Charakters und ihrer Verfassung zu leiden, oder zu bewirken? Durch Beybehaltung der alten Sitten. [...] Die Sprache [...] gleicht der alten deutschen wie sie jedermann in der Vorrede zu Gellerts Fabeln finden kann. [...] Entfernung von jedem Zweige des abwechselnd einreissenden Luxus in Kleidung, Nahrungsmittel und Bequemlichkeit, ward zum andern Grund, auf welchem die Vestigkeit der Nation ruhte. Die Nation kleidet sich heute noch in der Tracht, in welcher sie nach Siebenbürgen gekommen.<sup>42</sup>

Auch wenn die Dauer seiner Reise und seines Aufenthaltes in Siebenbürgen und im Banat sich auf eine kürzere Zeitspanne erstreckte, als die von Seipp und Hoffmannsegg, beurteilt Sulzer die Perspektiven der deutschstämmigen Bevölkerung in den beiden Regionen mehr differenzierter, als die anderen Berichtersteller. Bei der Beschreibung der beiden Regionen, bzw. der Hauptstädte Hermannstadt und

---

<sup>39</sup> Ebd., S. 17.

<sup>40</sup> Sulzer [Anm. 12], S. 212.

<sup>41</sup> Hoffmannsegg [Anm. 11], S. 178.

<sup>42</sup> Seipp [Anm. 10], S. 245 u. S. 247.

Temeswar zieht er auch die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung, bzw. die politischen Ansichten des Königreichs Ungarn, welches an einer Assimilierung der banatdeutschen Bevölkerung stark interessiert war, in Betracht:

Hermannstadt die Hauptstadt Ihres Vaterlandes kennen Sie, und wissen, was darinnen vorgeht, weit besser als ich – zu Temeswar? Je nun! Da kömmt bald ein Walache, bald ein Raitze, bald ein Korn- oder Weinhändler, kauft Güter, und wird Edelmann. Die Kolonisten packen ein, und gehen zum Theil in die Bukowina, zum Theil nach Deutschland zurück. [...] Kurz das schöne Temeswar ist öde, und jetzo kann der stolze Unger den Schnurrbart streichelnd mit seinem langen Säbel in dortigen Gassen einsam hinunter schäppern, und in den schön eingelegten, und gebohten Boden des dortigen Landhauses, mit dem Stiefelsporn sein hochadeliches Wappen kritzeln, so viel es ihm beliebt.<sup>43</sup>

Seipps Erwägungen über die Notwendigkeit der Volksaufklärung und der weltlichen Schulen bzw. der einheitlichen (deutschen) Amtssprache, seine enthusiastische Bejahung der ethnisch-religiösen Vielfalt des Landes lassen ihn als einen konsequenten Anhänger des Josephinismus erkennen, der vor allem in der zweiten Reisebeschreibung zum Vorschein kommt. Der Reisebericht ist im Jahre 1793 erschienen, also in unmittelbarer zeitlicher Nähe der Französischen Revolution, in einer Zeit radikaler Umwandlungen in Europa:

Der Aufenthalt des Verfassers in Siebenbürgen fällt in einen Zeitpunkt, welcher in Betracht des Landes von nicht geringer Erheblichkeit ist. Es ist der des Krieges, des Todes Kaiser Joseph des Zweyten, der Staatsveränderungen im Lande, und der des nahen Friedens.<sup>44</sup>

Seinem josephinischen Standpunkt gemäß wird Siebenbürgen vom Autor als ein Land angesehen, welches zur Zeit Josephs II. merkwürdige Fortschritte gemacht habe:

Grade Siebenbürgen ist das Land, auf welches die Türken ihr hauptsächliches Augenmerk gerichtet haben, grade dieser Theil der österreichischen Monarchie ist es, welcher unter Kaiser Josephs Regierung die merklichsten Neuerungen, und nach dessen Hintritt die beträchtlichsten Veränderungen empfunden hat. Grade dieß Land ist es, welches die Frucht des Friedens am dankbarsten zu verehren Ursache hat.<sup>45</sup>

Joseph II. wird bei Seipp zur Verkörperung des Idealbildes des aufgeklärten Herrschers, mit dessen Regierung der Geist der Aufklärung zum ersten Mal seinen Einzug in das politische Leben hält. Der Kaiser wird als ein Herrscher dargestellt, der seine Macht für das Wohl des Volkes verwendet:

---

<sup>43</sup> Sulzer [Anm. 12], S. 5.

<sup>44</sup> Ebd., S. 195.

<sup>45</sup> Ebd., S. 195.

Das Klagegeschrey ist bis zu dem Ohr des menschlichsten Beherrschers, der jemals den Thron geziert hat, gekommen; und das schon vor Antritt seyner Regierung. Er hat in Person untersucht und gar vieles gegründet gefunden. Er hat für seine Regentpflicht gehalten, den Klagen abzuhelfen.<sup>46</sup>

Die religiöse Toleranz und die ethnisch-kulturelle Vielfalt werden in dem Reisebericht von Lehmann als einzigartige Leistung des Großfürstentums Siebenbürgen und als natürliche Folge der von Joseph II. vertretenen aufgeklärten Politik erklärt:

Es ist in Europa kein Land, welches so vielerley Religionsarten nährt, als das kleine Land Siebenbürgen, und kein Land, in welchem sich wenige Gattungen so gut vertragen, als da die unglaublich vielen. [...] Diese Freyheit ists vielleicht einzig und allein, was dies kleine, von allem Handel und Erwerb beynahe abgeschnittene Land hält und trägt, so daß es im Stande ist, des Jahrs anderthalb Millionen zu kontribuieren.<sup>47</sup>

Denselben Standpunkt vertritt auch Sulzer und betont noch ausdrücklicher, dass in Religionsachen Siebenbürgen eindeutig toleranter ist als Ungarn:

Wie glücklich sind Sie Freund, nicht in diesem Königreiche gebohren, sondern ein Protestante aus Siebenbürgen zu seyn; [...] Noch jetzt, da der menschenfreundliche wahrhaft christliche Kaiser den Gewissenszwang abgeschafft hat, sind die protestantischen Unger von der Wuth der Katholiken allerdings nicht sicher. Und berufen sie sich auf das Toleranz-Dekret, so hören sie gleich: Ja da sieht man die Strafen Gottes, der den kezerischen Kaiser seiner Augen beraubt, der ihn blind gemacht hat. Der Himmel wolle ja so eine schwere Strafe von unsern Häuptern wenden. Nein, das Eselsgeschrey reicht nicht bis zum Himmel. Joseph müsse lange leben, und lange seine Augen zum Glücke seiner Staaten behalten.<sup>48</sup>

Die zitierten Stellen sind noch interessanter, weil Joseph II. zu seinen Lebzeiten äußerst unpopulär war. Nach Emmanuel Berl wäre Joseph II. der erste der modernen Diktatoren gewesen; diese Ansicht basiert aber lediglich auf den zur Durchsetzung seiner Reformen verwendeten Mitteln.<sup>49</sup> Erst nach dem Widerruf der meisten seiner Erlasse und Reformen änderte sich die Beurteilung seiner Person.<sup>50</sup>

Als Fazit kann man feststellen, dass die besprochenen Reisebeschreibungen die Aufmerksamkeit des Lesers auf die verschiedenen Formen der Vielfalt im Königreich

---

<sup>46</sup> Ebd., S. 116.

<sup>47</sup> Lehmann [Anm. 9], S. 55.

<sup>48</sup> Sulzer [Anm. 12], S. 15 f.

<sup>49</sup> Vgl. Béhar, Pierre: Josef der Große. Versuch einer Einschätzung. In: Kulcsár-Szabó, Ernő; Manherz, Karl u. Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen“. Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag. Berlin u. Budapest: ELTE – Humboldt Universität zu Berlin, 2004, S. 35–40, hier: S. 39.

<sup>50</sup> Vgl. Biró, Annamária: Zur Klärung der nationalen Identitätsfrage der Siebenbürger Sachsen im Spiegel der *Siebenbürgischen Quartalschrift* (1790–1801). In: Bachleitner, Norbert u. Seidler, Andrea: *Zur Medialisierung gesellschaftlicher Kommunikation in Österreich und Ungarn. Studien zur Presse im 18. und 19. Jahrhundert*. Wien: Lit Verlag, 2007, S. 119–132, hier: S. 121.

Ungarn und in Siebenbürgen lenken.<sup>51</sup> Die Pluralität wird zum wichtigsten Kennzeichen der bereisten Länder, und die sich verbreitende Toleranz wird als Ergebnis der aufgeklärten Politik des Staates erklärt. Dadurch wird die Vielfalt der Nationen, Sprachen und Religionen in den Reiseberichten des 18. Jahrhunderts zum bestimmenden Element des Ungarn- und Siebenbürgenbildes.

---

<sup>51</sup> Vgl. Tancer [Anm. 21], S. 260.



KÁLMÁN KOVÁCS (DEBRECEN)

**J. W. v. Goethes Anti-Kriegsdiskurs im Jahre 1814.  
*Des Epimenides Erwachen* (1814) von J.W. von Goethe  
und *Des Epimenides Urteil* (1815) von Konrad Levetzow**

Die vorliegende Studie berührt nur indirekt jenen Krieg, der heute den Namen *Erster Weltkrieg* trägt. Das unmittelbare Thema ist Goethes Festspiel *Des Epimenides Erwachen* (1815) und damit die Reflexionen Goethes auf die Napoleonischen Kriege, die aber wesentliche Berührungspunkte mit dem Ersten Weltkrieg haben. Die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege waren ja im 19. Jahrhundert *die* Erfahrung vom großen Krieg schlechthin. Max Scheler nannte den ersten Weltkrieg in seinem Buch *Der Genius des Krieges* (1915) das „erhabenste“ Ereignis „seit der französischen Revolution“<sup>1</sup>, was anders ausgedrückt bedeutet, dass die Revolution das erhabenste historische Ereignis vor dem Ersten Weltkrieg gewesen sei.

Zweitens wird der Begriff Weltkrieg im *Deutschen Wörterbuch* von Grimm bis Ende des 16. Jahrhunderts belegt. Er bezeichnete einen Krieg „zwischen den groszmächten der erde“ oder „ein groszes völkerringen, das viele länder in mitleidenschaft zieht“.<sup>2</sup> Der Begriff Weltkrieg stand im 19. Jahrhundert oft für die Napoleonischen Kriege.

Schließlich erwähne ich, dass dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges die Feierlichkeiten des Zentenariums der Leipziger Schlacht vorangehen. Auf diese Dimension können wir hier nicht eingehen, erwähnen wir nur, dass die Veranstaltungen im Jahre 1913 den Kriegsbeginn mit den Napoleonischen Kriegen verbinden.

## I.

Im Jahre 1814 war in Berlin eine zentrale Siegesfeier geplant, bei dem König Friedrich Wilhelm III. und auch Zar Alexander I. anwesend sein sollten. August Wilhelm Iffland (1758–1814), seit 1811 Generaldirektor des Königlichen Schauspiels in Berlin, wandte sich im Mai 1814 an Goethe<sup>3</sup> und erbat ein Festspiel von einer Länge von 20 Minuten.<sup>4</sup> Goethe nahm den Auftrag an und schrieb das Festspiel *Des Epimenides Erwachen*. Die geplante Aufführung kam am Jahrestag der Leipziger Schlacht im Jahre 1814 nicht zustande, das Festspiel wurde erst am 29. und am 30. März 1815 aufgeführt. Es war

---

<sup>1</sup> Scheler, Max: *Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg*. Leipzig: Verlag der Weißen Bücher, 1915. Vorrede, o. Seitenzahl [S. 1].

<sup>2</sup> *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*. Leipzig 1854–1961.  
<http://woerterbuchnetz.de/DWB/> (Zugriff am 19.03.2015).

<sup>3</sup> Durch den Hofrat Krims. Goethe, Johann Wolfgang: *Sämtliche Werke. Dramen 1791–1832*. Hg. von Dieter Borchmeyer und Peter Huber. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1993 (Frankfurter Ausgabe, I. Abt., Bd. 6), S. 1294.

<sup>4</sup> Ebd., S. 1320.

der erste Jahrestag der Eroberung von Paris.<sup>5</sup> Napoleon war jedoch inzwischen zurückgekehrt und am 20. März bereits in Paris, was die Stimmung der Siegesfeier in Berlin mit Sicherheit dämpfte. Eine Druckversion erschien bereits 1815, eine Aufführung in Weimar mit drei Wiederholungen erfolgte am 30.01.1816.<sup>6</sup>

Nach der Schlacht bei Waterloo wurde eine weitere Siegesfeier veranstaltet: Der Altertumsforscher und Dramatiker Konrad Levezow (1770–1835), der für die Buchausgabe von Goethes *Epimenides* ein Vorwort schrieb<sup>7</sup>, hat Goethes Stück unter dem Titel *Des Epimenides Urteil* (1815) fortgesetzt und gemäß der neuen Situation aktualisiert.<sup>8</sup>

Im Kontext von Goethes Gesamtwerk gilt der *Epimenides* als ein wichtiger Schritt für die Dramatik des Alters.<sup>9</sup> Das neue Theaterkonzept beinhaltet u.a. eine „hochstilisierte Verssprache“ und eine „extreme Symbolik und Allegorisierung“<sup>10</sup>, sowie die große Bedeutung von nichtsprachlichen Elementen (Musik, Bühnenbild, Kostüme etc.). Der *Epimenides* sei, so Buck, ein „Probelauf“ für den *Faust II*.<sup>11</sup>

Mich interessiert an dieser Stelle jedoch die Rede über den Krieg. Mit dem Fest sollte ein welthistorisches Ereignis abgeschlossen werden. Dass Goethe als Autor engagiert wurde, war ebenso verständlich, wie problematisch. Verständlich, weil er in diesen Jahren bereits als Repräsentant der deutschen Kultur und der Nation galt. So konnte der Berliner Intendant Iffland mit Recht schreiben: „Es gibt keine höhere Feier als die, dass der erste Mann der Nation über diese hohe Begebenheit schreibt“.<sup>12</sup>

Auf der anderen Seite war Goethe absolut fehl am Platze, da er nicht viel von der patriotischen Dichtung hielt und zudem ein Verehrer Napoleons war, der den vom Kaiser verliehenen Orden der Ehrenlegion mit kindischem Stolz trug.<sup>13</sup> Zudem be-

<sup>5</sup> Ebd., S. 1297.

<sup>6</sup> Ebd., S. 1298.

<sup>7</sup> Levezow, Konrad: Vorwort an die Zuschauer des Festspiels: Des Epimenides Erwachen. In: [Johann Wolfgang v. Goethe:] *Des Epimenides Erwachen. Ein Festspiel von Goethe*. Berlin: Duncker und Humblot, 1815, S. VII–XIII. Goethe bedankte sich für das Vorwort in seinem Brief v. 13.05.1815. Goethe [Anm. 3], S. 1328.

<sup>8</sup> Levezow, Konrad: *Des Epimenides Urteil. Ein Festspiel in einem Akt. Zur Feier des Sieges bei la belle Alliance und des Einzugs der Preußen und des vereinigten brittischen [!] Heeres in Paris und zur Geburtsfeier Sr. Majestät des Königes, aufgeführt am 16. und 17. Julius und am 3. August 1815 auf dem großen königlichen Operntheater zu Berlin, mit der Musik zu den Chören vom königl. Kapellmeister Bernhard Anselm Weber*. Berlin, 1815. In Kommission der hallischen Waisenhaus-Buchhandlung, 46 S. Über die Aufführung berichtet auch die Zeitschrift *Dramaturgisches Wochenblatt in nächster Beziehung auf die königlichen Schauspiele zu Berlin*, 29. Jul. 1815 (Nr. 4), S. 27–30, gez. R. A.

<sup>9</sup> Siegrist, Christoph: [Goethes] Dramatische Gelegenheitsdichtungen: Maskenzüge, Prologe, Festspiele. In: Hinderer, Walter: *Goethes Dramen. Neue Interpretationen*. Stuttgart: Reclam (UB 8717), S. 226–243, 239. Siehe auch Buck, Theo: *Des Epimenides Erwachen*. In: Bernd Witte, Carina Janßen, Theo Buck (Hrsg.): *Goethe-Handbuch*. Stuttgart: Metzler, 1996 (Bd. 2), S. 241–351, 344 ff.

<sup>10</sup> Buck [Anm. 9], S. 345.

<sup>11</sup> Ebd., S. 345

<sup>12</sup> Zit. Siegrist [Anm. 9], S. 238.

<sup>13</sup> Wilhelm v. Humboldt berichtet darüber, dass Goethe den Orden auch nach dem Sturz Napoleons trug, was in seiner Umgebung eine Empörung hervorrief: „Wie Colledero gekommen ist, hat Goethe noch die Legion [d.i. den Orden *Légion d'honneur* – K.K.] getragen, und Colledero hat ihm gleich gesagt: „Pfui Teufel, wie kann man so etwas tragen!“ Humboldts Brief v. 13.10.1813. Humboldt,

trachtete er Napoleon noch im Jahre 1812 in seinem Gedicht *Ibro Kaiserin von Frankreich Majestät* (1812)<sup>14</sup> einen potentiellen Friedensstifter.<sup>15</sup>

Das Stück *Epimenides*, das ein neues Napoleon-Bild zeigt, zeugt nach Borchmeyer auch von Goethes persönlichen Schuldgefühlen<sup>16</sup> und es sei eine „Zurücknahme“ des eigenen „Napoleon-Mythos“<sup>17</sup>, der Zusammenbruch einer Illusion.<sup>18</sup>

## II.

Die Geschichte des Epimenides ist von Diogenes Laertios (3. Jh. n. Chr.) überliefert.<sup>19</sup> Der junge Epimenides aus Kreta fällt in einer Höhle in einen jahrzehntelangen Schlaf. Nach dem Erwachen wurde er als ein göttlicher weiser Mann verehrt. Bei Goethe lassen die Götter Epimenides ein zweites Mal einschlafen, „damit er eine große Unglücks-Periode nicht mit erlebe, zugleich aber auch die Gabe der Weissagung [...] erlangen möge“.<sup>20</sup> Bei Goethe bedeutet der Schlaf Besinnung und Distanz.<sup>21</sup>

Ein merkwürdiger Stoff für ein allegorisches Gelegenheitsstück. Idealisiert wird hier eine Figur, die das historische Ereignis verschlafen hat. Wer ist der Schläfer? Einerseits Goethe, aber zugleich bot sich auch eine andere Gestalt zur Identifikation, nämlich der preußische König Friedrich Wilhelm III., der sich jahrelang weigerte, den Waffenstillstand mit Frankreich zu brechen. In *Epimenides* zeigte sich deutlich, wie weit Goethe von dem zeitgenössischen politisch-patriotischen Diskurs entfernt war<sup>22</sup>, wie wenig er den Nerv der Zeit treffen konnte oder *wollte*.

Der *Epimenides* ist ein allegorisches Stück. Die Figuren des Guten, die Schwestern Glaube, Liebe, Hoffnung und Einigkeit, auch Tugenden genannt, kämpfen gegen die Kräfte des Bösen, gegen die Dämonen des Krieges, der Unterdrückung und der List.

In der ersten Hälfte des Festspiels werden die Schwester Glaube und Liebe von den Dämonen gefesselt und nur noch die Hoffnung ist frei. Im zweiten Akt<sup>23</sup> wird die Passion von Liebe und Glaube gezeigt. Bald tritt Hoffnung auf und befreit die gefes-

---

Wilhelm – Caroline von Humboldt: *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*. Hrsg. v. Anna von Sydow. Berlin: Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1910 (Bd. 4, *Federn und Schwerter in den Freiheitskriegen*. Briefe v. 1812–1815), 156. Weitere kritische Bemerkungen Humboldts siehe ebd., S. 207.

<sup>14</sup> Goethe, Johann Wolfgang von: *Gedichte 1800–1832*. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag, 2010 (Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch, Bd. 45), S. 439 f.

<sup>15</sup> Über Goethe und Napoleon siehe Conrady, Karl Otto: *Goethe Leben u. Werk*. 2. Aufl., Düsseldorf, Zürich: Artemis & Winkler, 1999, S. 806 f., 811 f.

<sup>16</sup> Borchmeyer, Dieter: *Weimarer Klassik: Portrait einer Epoche*. Aktualisierte Neuauflage. Weinheim: Beltz Athenäum, 1998, 504. Ferner siehe Goethe [Anm. 3], S. 1334.

<sup>17</sup> Ebd., S. 504 und Goethe [Anm. 3], S. 1335.

<sup>18</sup> Ebd., S. 1335.

<sup>19</sup> Ebd., S. 1310f. und S. 1332f.

<sup>20</sup> Ebd., S. 1311.

<sup>21</sup> Ich erinnere dabei an *Faust II*, dessen Handlung ebenfalls nach einem heilenden Schlaf beginnt.

<sup>22</sup> Buck [Anm. 9], S. 349.

<sup>23</sup> Die Einteilung des Textes in Aufzügen erfolgte erst bei der Weimarer Aufführung im Jahre 1816 (Goethe [Anm. 3], S. 1293). Auf die Textüberlieferung gehe ich hier nicht ein. Die heutige Textgestalt geht nicht auf den Berliner Text zurück, sondern beruht auf die Weimarer Aufführung. Siehe Goethe [Anm. 3], S. 1292ff.

selten Schwestern. Darauf folgt die Apotheose der Tugenden und ein junger Held, „Jugendfürst“ genannt, führt ein Befreiungsheer an, der Chor singt einen Aufruf zur Befreiung: „Brüder, auf! die Welt zu befreien!“ Auf der Bühne sammelt sich das befreite Volk „aller Stände“ und Epimenides führt die vierte Schwester „Einigkeit“ auf die Bühne. Das vereinte Volk bildet nun mit dem Fürsten eine neue Symbiose.

Goethes Text weicht an mehreren Punkten vom zeitgenössischen patriotischen Diskurs ab. Dabei sind vor allem (1) die Abstraktheit, (2) die Ironie und (3) das Kriegskonzept hervorzuheben.

Die Figuren Glaube, Liebe, Hoffnung und Jugendfürst entbehren allen offensichtlichen historischen Referenzfeldern, sie verweisen über die Befreiungskriege hinaus „auch auf immer wiederkehrende Geschichtliche Konstellationen“.<sup>24</sup> Die Identität des Bösen (Napoleons) wird durch verdeckte Hinweise<sup>25</sup> zwar erkennbar und in den abschließenden Bühnenbildern sind auch Preußen und die Alliierten zu identifizieren, aber das Ganze bleibt im Vergleich mit anderen Texten zum Thema sehr allegorisch. Die Festspiele der frühen Vormärz-Zeit wurden zwar oft allegorisch gestaltet<sup>26</sup>, aber in diesen Texten wurden historische Situationen (Flucht Napoleons), Personen (Herrscher) und konkrete Ereignisse (Leipziger Schlacht) eindeutiger gestaltet.

Ein wesentlicher Charakterzug der literarischen Tradition der Befreiungskriege im 19. Jahrhundert ist die homogene pathetische<sup>27</sup> Stimme, eine „kontrafaktische Anordnung“ der Perspektiven, die nach Iser für „erbauliche, didaktische und propagandistische Literatur“ typisch ist.<sup>28</sup> Diese „zweifelsfreie“ Rede, wie es Bachtin<sup>29</sup> nennt, wird bei Goethe mit den Knittelversen polyfon gestaltet. Auch Schiller distanzierte sich in *Wallensteins Lager* mit Knittelversen von dem historischen Material und machte dadurch die Kunst „heiter“, im Gegensatz zum „Ernst“ des Lebens. Wenn die berühmten Worte des Prologs „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst“ tatsächlich bedeuten, dass sich „das ästhetische Subjekt für eine bestimmte Zeit aus dem Geschichtsprozess zu-

<sup>24</sup> Pütz, Marinus: Goethes „Des Epimenides Erwachen“ – politisch betrachtet. *Goethe Jahrbuch*, 113, 1996, S. 287–290, S. 287.

<sup>25</sup> Wie etwa ein Napoleon Zitat („Dem Wunderbarsten widm’ ich mich mit Lust“, Goethe [Anm. 3], S. 741), was dem Zuschauer und dem Leser höchstwahrscheinlich nicht bekannt war und ist (Ebd., S. 1346).

<sup>26</sup> Unter anderen Brentano, Clemens: *Viktoria und ihre Geschwister, mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel von Clemens Brentano*. Berlin: 1817; Kotzebue, August: *Der Flußgott Niemen und Noch Jemand. Ein Freudenpiel in Knittelversen Gesang und Tanz. Aufgeführt auf dem Theater zu Reval zur Feier des Freudenfestes, als die letzten Ueberreste der fliehenden Franzosen von den tapfern Russen wieder zurück über den Niemen gejagt wurden*. Reval, 1812. Zu den Festspielen siehe Sprengel, Peter: *Die inszenierte Nation. Deutsche Festspiele 1813–1913*. Tübingen: Francke, 1991 und Kovács, Kálmán: Theodor Körner als Festfigur in dramatischen Spielen des 19. Jahrhunderts. Goethe, Brentano, Hauptmann und andere. *Jahrbuch d. Ungarischen Germanistik* 2013. Budapest-Bonn: GuG–DAAD, 2014, S. 89–108 und S. 95.

<sup>27</sup> Jeismann, Michael: *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich, 1792–1918*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1992, S. 36.

<sup>28</sup> Iser, Wolfgang: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. 4. Auflage. München: Fink, 1994 (UTB 636), S. 172.

<sup>29</sup> Bachtin, Michail M.: *Die Ästhetik des Wortes*. Hg. u. eingeleitet v. Rainer Grübel. Aus dem Russischen übers. v. Rainer Grübel u. Sabine Reese. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1979 (Edition Suhrkamp 967), S. 178.

rückzieht und dadurch von dem «Ernst» des Lebens Abstand gewinnt<sup>30</sup>, so bedeutet der „Holterdiepolter-Rhythmus“<sup>31</sup> des Knittelverses Ironie, einen „parodistischen Charakter“<sup>32</sup>, d. h. eine Dissonanz zum ernststen, tragischen Kriegsgeschehen. Goethes Knittelverse in *Epimenides* bedeuten eine ähnliche Diskrepanz von Stoff und Form.

Als der Dämon der Unterdrückung als tragischen Höhepunkt des Geschehens die Geschwister Liebe und Glaube fesselt, lesen wir folgendes:

So hab' ich euch dahin gebracht,  
Beim hellsten Tag in tiefste Nacht.  
Getrennt wie sie gefesselt sind,  
Ist Liebe töricht, Glaube blind.  
Allein die Hoffnung schweift noch immer frei,  
Mein Zauber winke sie herbei!<sup>33</sup>

Epimenides formuliert auch programmatisch diese Diskrepanz:

EPIMENIDES.  
Ein heitres Lied, ihr Kinder; doch voll Sinn.  
Ich kenn' euch wohl! Sobald ihr scherzend kommt,  
Dann ist es Ernst, und wenn ihr ernstlich sprecht,  
Vermut' ich Schalkheit.<sup>34</sup>

Gustav von Loeper (1822–1891)<sup>35</sup> geht auf dieses Problem in seiner Textausgabe des *Epimenides* im Jahre 1871 ein. Er fühlt sich gezwungen, die Polyfonie von Goethes Sprache vor einem abstrakten Publikum zu verteidigen, das für das Thema des Stückes einen homogenen pathetischen Ton favorisiert. Loeper will die beiden Redeformen am Beispiel der Soldatenlieder Schillers und Goethes in *Wallensteins Lager* zeigen.<sup>36</sup> Die pathetische Redeform schreibt er Schiller zu und betrachtet sie als den Ton der patriotischen Dichtung schlechthin. Er meint auch, dass dieser „höhere Ton“ durch Theodor Körners Dichtung repräsentiert wird:

---

<sup>30</sup> Hofmann, Michael: *Schiller. Epoche, Werk, Wirkung*. München: Beck, 2003, S. 157.

<sup>31</sup> Lange, Barbara: *Die Sprache von Schillers Wallenstein*. Berlin: De Gruyter, 1973, S. 79.

<sup>32</sup> Ebd., S. 79.

<sup>33</sup> Goethe [Anm. 3], S. 754.

<sup>34</sup> Ebd., S. 738f.

<sup>35</sup> Jurist, Staatsbeamter und Goetheforscher. Unter seiner Leitung entstand die sog. *Hempelsche Ausgabe* der Werke Goethes (1868–79). Loeper betreute mehrere Bände in der Ausgabe. Dazu: Kunow, Amélie Deventer von: Gustav von Loeper. Zu seinem 100. Geburtstag. *Goethe Jahrbuch* 1922, S. 226–228, S. 226. Die Textausgabe von Goethes *Epimenides*, aus deren Vorwort hier zitiert wird, ist ein Separatdruck der Hempel'schen Werkausgabe.

<sup>36</sup> Mit dem Schiller'schen Soldatenlied meint Loeper den Chor *Wohlauf Kameraden* am Ende von *Wallensteins Lager*. Schiller, Friedrich: *Wallenstein*. Hg. v. Frithjof Stock. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag, 2005 (Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch, TBd. 3), S. 51. Goethes Soldatenlied ist das Gedicht *Es leben die Soldaten*, das als Eröffnungsschor für die Weimarer Aufführung im Jahre 1798 entstanden ist: Goethe, Johann Wolfgang von: *Gedichte 1756–1799*. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag, 2010 (Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch, Bd. 44), S. 720 f. und S. 1256.

[An die Stelle des] edel-pathetischen Ausdrucks [tritt bei Goethe K.K.] ein mehr volkstümlicher, naiver und humoristischer Ton oder [...] eine *kunstvolle Kunstlosigkeit*. Dem idealisierten Schiller'schen Soldatenliede gegenüber, nach welchem höhern Ton sich Th. Körner gebildet, liebte Goethe eine derbere und populärere, dem alten Landsknechtston ähnlichere Weise, wie namentlich in seinem Soldatenchor zn *Wallenstein's Lager*<sup>37</sup>.

Die beiden Redeweisen sind jedoch nicht als die von Goethe und die von Schiller schlechthin zu verstehen, wie Loeper suggeriert. In *Wallensteins Lager* verwendet Schiller dieselbe Polyfonie der Knittelverse, die wir in Goethes *Epimenides* finden. Auch die erwähnten Soldatenlieder repräsentieren keinen generellen Unterschied zwischen Goethe und Schiller. In Goethes Soldatenlied stammen einige Strophen von Schiller und „eine genaue Sonderung [der Autorschaft – K. K.] ist nicht möglich“.<sup>38</sup> Die ironische Rede zeugt aber wohl von dem generellen Unterschied zwischen Goethe und der patriotischen Trivalliteratur eines Theodor Körners. Für die Goethe-Rezeption der Kaiserzeit gilt im Allgemeinen, dass die ironische Dimension von Faust verkannt wird.<sup>39</sup>

Der vielleicht auffälligste Unterschied in Goethes Text zum patriotischen Diskurs jener Zeit ist sein Kriegskonzept. Der damalige historische Konflikt erscheint in der patriotischen Literatur meistens als Differenz zwischen zwei klar getrennten Entitäten, die oft mit den religiös gefärbten Begriffen des Guten und Bösen belegt werden. Bei Theodor Körner heißt es in seinem Gedicht *Aufruf* (1813): „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen; / Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!“<sup>40</sup> Und in Heinrich von Kleists *Katechismus der Deutschen* (1812) erscheint der Krieg als ein Angriff des Bösen gegenüber der göttlichen Weltordnung.<sup>41</sup>

Nach dem Universalismus der Aufklärung entstehen mit der Entwicklung des Nationalstaates eine Reihe von Exklusionen,<sup>42</sup> die Goethe nicht teilt. Er definiert den Krieg nicht im Rahmen einer moralischen oder nationalen Differenz, sondern als Funktionsstörung einer ungeteilten Menschheitskultur. Der Kriegskonflikt erscheint grundsätzlich als eine gestörte Weltharmonie, als gestörtes Gleichgewicht zwischen

<sup>37</sup> Loeper, Gustav von: Des *Epimenides* Erwachen. Vorbemerkung des Herausgebers. In: Johann Wolfgang von Goethe: *Des Epimenides Erwachen. Ein Festspiel von Goethe. Mit Vorwort und erläuternden Anmerkungen von G.[ustav] von Loeper*. Separat-Abdruck der neuen Ausgabe von Goethes Werken. Berlin: Gustav Hempel, 1871, S. 5–36, 25.

<sup>38</sup> Goethe [Anm. 36], S. 1256.

<sup>39</sup> Schmidt, Jochen: *Goethes Faust, erster und zweiter Teil. Grundlagen, Werk, Wirkung*. München: Beck, 2001 (Arbeitsbücher zur Literaturgeschichte), S. 312f.

<sup>40</sup> [Körner, Theodor:] *Körners Werke 1–2*. Hrsg. v. Hans Zimmer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut, o. J. [1893] (=Meyers Klassiker-Ausgaben, Bd.1), S. 89.

<sup>41</sup> „Fr[age]. Was hältst du von Napoleon, dem Korsen, dem berühmten Kaiser der Franzosen? [...] Antw[ort]. Für einen verabscheuungswürdigen Menschen; für den Anfang alles Bösen und das Ende alles Guten; für einen Sünder, den anzuklagen, die Sprache der Menschen nicht hinreicht, und den Engeln einst, am Jüngsten Tage, der Odem vergehen wird.“ Kleist, Heinrich von: *Sämtliche Erzählungen, Anekdoten, Gedichte, Schriften*. Hrsg. v. Klaus Müller-Salget. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag, 2005 (Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch, Bd. 5), S. 484.

<sup>42</sup> Wimmer, Andreas: *Kultur als Prozess. Zur Dynamik des Aushandelns von Bedeutungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2005, S. 128ff.

Gut und Böse. Das Böse bedeutet dabei nicht Napoleon und das Gute nicht die Deutschen, sondern sie beide sind Prinzipien der gestörten Weltharmonie. Ich habe den Eindruck, dass das Böse auch hier ein „Teil von jener Kraft“ ist, „Die stets das Böse will und stets das Gute schafft“, wie Mephisto sich in *Faust I.* definiert. In *Epimenides* heißt es zum Gleichgewicht zwischen Gut und Böse:

Und Glück und Unglück tragen so sich besser,  
Die eine Schale sinkt, die andre steigt,  
Das Unglück mindert sich, das Glück wird größer,  
So auf den Schultern trägt man beide leicht!<sup>43</sup>

Besonders bemerkenswert ist, dass die Dämonen der List unter anderen durch die Figuren *Kardinal*, *Diplomat*, *Hofmann* und *Jurist* konkretisiert werden. Die Kirche, die Staatskunst, die Politik und das Rechtssystem vergegenwärtigen die Mittel oder Bereiche, die den Verfall bzw. den Untergang der Weltharmonie, vorbereiten. Sie sind sogar effektiver als pure Gewalt. Der Diplomat meint, dass die Zerstörungen durch den Krieg nur die Oberfläche betreffen, die eigentliche Zerstörung ist die kulturelle:

DIPLOMAT.  
Zertret' er [der Dämon des Krieges – KK] goldner Saaten Halme  
Mit flügelschnellem Siegeslauf,  
Allein wenn ich sie nicht zermalme  
Gleich richten sie sich wieder auf.<sup>44</sup>

Die historische Krise erscheint dadurch als ein kulturelles Defizit im Bereich des Eigenen, was eine sehr weitreichende Einsicht *Goethes* war. Dieses innere Defizit schließt die dichotomische Struktur von Wir und Sie aus. Im Eigenen werden die allegorischen Figuren Liebe und Glaube durch die bösen Kräfte ausgeschaltet, was dem Hass Raum gibt.<sup>45</sup>

Obwohl Goethes Anti-Kriegsdiskurs grundlegend vom zeitgenössischen Diskurs abweicht, gibt es doch auch gemeinsame Punkte. Ohne dies wäre ja das Festspiel nicht für dieses Fest geeignet gewesen. Goethe gestaltet in der Schlusszene ein monarchisches Siegesfest, mit erkennbaren Symbolen Preußens und der alliierten Länder. Im Schlusschor erklingen beinahe deutschstümelnde Töne:

---

<sup>43</sup> Goethe [Anm 3], S. 737.

<sup>44</sup> Ebd., S. 745.

<sup>45</sup> Zur Rolle der Dichtung in der Kriegspropaganda der Napoleonischen Kriege und vor dem Ersten Weltkrieg vgl. u.a. Mosse, George L.: *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und Namenloses Sterben*. Aus dem Amerikanischen v. Udo Rennert. Stuttgart: Klett-Cotta, 1993, S. 27.; Siemann, Wolfram: *Krieg und Frieden in historischen Gedenkfeiern des Jahres 1913*. In: Düding, Dieter – Peter Friedemann – Paul Münich: *Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1988, S. 298–320, S. 298.

CHOR.

So rissen wir uns rings herum  
Von fremden Banden los.  
Nun sind wir Deutsche wiederum  
Nun sind wir wieder groß.<sup>46</sup>

Ein anderes konservatives Element in Goethes politischen Vorstellungen ist sein Konzept vom Herrscher: Goethe „hielt an der Überzeugung fest, daß die Gesellschaft am besten funktioniere, [...] wenn sie [die Menschen – KK] von weisen Herrschern mit einem gewissen sozialen Verantwortungsbewußtsein regiert werden“.<sup>47</sup> Am Ende des Stückes wird die erwünschte Symbiose von Fürst und Volk neu gestaltet:

Und Fürst und Volk und Volk und Fürst  
Sind alle frisch und neu!  
Wie du dich nun empfinden wirst  
Nach eigenem Sinne frei.<sup>48</sup>

### III.

Wie bereits erwähnt, wurde das Siegesfest am 29./30. März 1815 von Napoleons Rückkehr überschattet. Nach Waterloo wurde nun ein neues Fest geplant, wozu Konrad Levezow ein neues Stück lieferte: Unter dem Titel *Des Epimenides Urteil* (1815) schrieb er Goethes Stück fort. Das neue Spiel wurde am 16./17. Juni in Berlin uraufgeführt. Goethe zeigte sich über die Fortsetzung seines Spieles gelassen und äußerte sich freundlich über die „Zusammenarbeit“.<sup>49</sup> Levezows Spiel aktualisiert den Stoff nach Waterloo und gestaltet zugleich Goethes Konzept um.

Die erste Szene zeigt Epimenides im erreichten Frieden, den wir in Goethes Stück gesehen haben. Bald verkünden aber die Schwester Glaube und Eintracht die Nachricht von der zweiten Erscheinung des Dämons der Unterdrückung. Tatsächlich zieht das Heer der Dämonen durch den Schauplatz. Ein verwundeter preußischer Krieger aus der letzten verlorenen Schlacht bei Ligny vergegenwärtigt die neuen Leiden des neuen Krieges. Es kommt die Nachricht vom Sieg des vereinigten britisch-preußischen Heeres. Am Tore vor Paris erwarten die besiegten Gallia und Lutetia die Sieger. In einem Buße-Monolog Galliens werden die neuen Gräueltaten aufgezählt. Nach dem Einzug des triumphierenden Heeres hören Gallia und Lutetia die Anklage von Borus-

---

<sup>46</sup> Goethe [Anm. 3], S. 770.

<sup>47</sup> Craig, Gordon A.: *Die Politik des Unpolitischen. Deutsche Schriftsteller und die Macht 1770–1871*. München: Beck, 1993, S. 36.

<sup>48</sup> Goethe [Anm. 3], S. 771.

<sup>49</sup> „so hätten Sie keinen Augenblick in Zweifel stehen können, daß mir nicht ein solches Werk höchst angenehm seyn würde. Denn auch diese Arbeit kann als eine gemeinsame angesehen werden, wenn der zweyte Dichter den Faden da aufnimmt, wo ihn der erste gelassen hat; das erste wird als Exposition angesehen, das zweyte als Folge und Schluß, wie es denn in dem gegenwärtigen Falle ganz eigentlich gefordert wurde.“ Brief an Levezow v. 15. Okt. 1815. *Goethes Werke*. Hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Abtlg. I–IV. 133 Bde. in 143 Tln. Weimar: H. Böhlau, 1887–1919 (Weimarer Ausgabe, IV. Abt., Bd. 26), S. 101f.

sia kniend an. Epimenides urteilt: Die Dämonen werden in die Hölle geschickt, Gallia und Lutetia erhalten jedoch die Möglichkeit einer Besserung und schließlich auch Gnade.

Die Souveränität Goethes zeigt sich auch im Vergleich mit Levezows Stück: Alle Eigentümlichkeiten Goethes (schwache Referenzialisierbarkeit, Ironie, Kriegskonzept) werden in der Fortschreibung eliminiert.

Levezows Epimenides verweist am Anfang der Handlung auf vergangene Ereignisse aus Goethes Spiel. Ebenso werden eine Reihe allegorischer Gestalten weitergeführt. So treten unter anderen die Dämonen der Unterdrückung, des Krieges und der List, die Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung und Eintracht auf. Sie werden mit allegorischen Gestalten der Länder ergänzt: Es sind die Genien Borussia, Britannia, Gallia und Lutetia (Paris), sowie die Figuren Wellington und Blücher. Die Letzteren, zusammen mit uniformierten britischen und preußischen Offizieren, sichern aber die historische Referenz. Borussia hält darüber hinaus eine lange Anklage gegen Gallia, in der die historischen Ereignisse erkennbar werden: Ligny wird erwähnt, und im Schlussbild erscheint auch der Name *Belle Alliance*. Das Spiel behält zwar seinen allegorischen Charakter, aber die Referenzialisierbarkeit seiner Symbole wird größer. Diese Eindeutigkeit war übrigens auch die Absicht Ifflands, der Goethes allegorisierende Ansätze abschwächen wollte.<sup>50</sup> Der Kriegskonflikt selbst, das eigentliche Ereignis, bleibt jedoch allegorisch. Von der Rückkehr Napoleons heißt es nur: „emporgestiegen aus der Hölle Schlund / Ist [...] / Der Unterdrückung nimmer rastend Ungeheuer“.<sup>51</sup>

Auch der sprachliche Charakter von Levezows Spiel weicht von dem des Goethe'schen Spieles merklich ab: Levezows Spiel entbehrt jeglicher Mehrstimmigkeit und jeglicher Ironie. Sechshebige Jamben sichern die Homogenität der Sprache, bis auf die Stellen, wo Levezow Textteile aus Goethes Spiel übernimmt.<sup>52</sup> Der Ton ist pathetisch, weitere Töne sind nicht zu vernehmen.

Schließlich ist die Zweiteilung der Welt entlang der Frontlinie im Kriegskonzept auffallend. Diese Zweiteilung erfolgt teilweise auf nationaler Ebene: Das Böse wird durch die Franzosen (Gallia und Lutetia), der Bereich des Guten durch die Alliierten repräsentiert. Während der Konflikt bei Goethe in einer universeller Kultur kontextualisiert wurde, bleiben der Bereich des Eigenen und die Tugenden bei Levezow unverehrt. Der Dämon der Unterdrückung befreit sich zwar aus der Hölle und greift die Tugenden an, aber er bleibt draußen, außerhalb des Eigenen, und wird sehr schnell bekämpft.

Dies bedeutet einen Schritt zur Nationalisierung des Konflikts, was jedoch Grenzen hat: Wir sehen nicht das bürgerlich-nationale Feindbild eines Ernst Moritz Arndts,

---

<sup>50</sup> Goethe wollte in seinem „Scenar“ vom 24.05.1814 von den historischen Trachten nur einige Motive übernehmen und den Kriegs-Dämon als „römischen Imperator“ einkleiden: Goethe 1993 [Anm. 3], 1298 ff. Die preußischen Soldaten wollte er ursprünglich „in der Ordenskleidung der Johanniter“ auftreten lassen (Ebd., 1305). Iffland wollte demgegenüber einen höheren Erkenntlichkeitsgrad erzielen. Siehe auch die Kommentare von Loeper, der eher moderne Uniforme für die Dramenfiguren vorschlug. Siehe: Loeper [Anm. 37], S. 6, Anm.\*\*

<sup>51</sup> Levezow [Anm. 8], S. 6f.

<sup>52</sup> Es sind die *Pandora*-Einlagen, die Goethe in seinem Text verwendet hat. Goethe [Anm. 3], S. 740 und S. 742, bei Levezow [Anm. 8], S. 13 und S. 15.

in dem die Franzosen die Substanz des Bösen repräsentieren. Die Franzosen werden nicht als Teufel dargestellt, sondern als vom Teufel *besessen*. Nachdem aber der Dämon erfolgreich ausgetrieben wurde, werden Gallia und Lutetia wieder *gesellschaftsfähig* und damit wieder in die Gemeinschaft der Nationen integriert.

In seinem Urteil verweist Epimenides die Dämonen in die Hölle: „Verstoßen seydt Ihr in der tiefsten Hölle Flammen, / Zur ew'gen Reue Qual.“<sup>53</sup> Gallia und Lutetia sind aber „Verführte“<sup>54</sup>, von denen es heißt:

Daß Euch der Dämon riß zum blinden Wahnsinn fort! –  
Mit ihm habt Ihr Euch selbst verdammt zu ewgen Leiden,  
[...]  
Doch, – Gnade darf ich Euch von Himmel selbst verkünden,  
Wenn Ihr ein sichres Unterpfand der reue gebt;“<sup>55</sup>

Es ist eher der monarchistische Universalismus des Wiener Kongresses, wonach Frankreich nicht eliminiert werden soll.

Goethes Werk wurde auch später als Hypotext<sup>56</sup> verwendet. Zum hundertsten Jubiläum der Leipziger Schlacht wurden in Deutschland große Festakte veranstaltet. Ein zentrales Ereignis war die Jahrtausendausstellung in der neuen Jahrhunderthalle in Breslau. Im Auftrag der Stadt Breslau schrieb Gerhart Hauptmann ein Festspiel zum Festprogramm: *Ein Festspiel in deutschen Reimen* (1913), das am 31. 05. 1913 uraufgeführt wurde.<sup>57</sup> Die Regie führte Max Reinhardt. Hauptmann greift bewusst und sichtbar auf Goethes Stück zurück und gestaltete einen neuen Anti-Kriegsdiskurs. Aufgrund dessen wurde das Stück bereits nach elf Aufführungen abgesetzt.<sup>58</sup> Die Einzelheiten dieser neuen Fortschreibung sind jedoch Gegenstand einer neuen Studie.

---

<sup>53</sup> Levezow [Anm. 8], S. 44.

<sup>54</sup> Ebd., S. 44.

<sup>55</sup> Ebd., S. 45.

<sup>56</sup> Zum Begriff siehe Genette: Jeder Text, „der von einem früheren Text durch eine einfache Transformation oder durch eine indirekte Transformation abgeleitet wurde“ Genette, Gérard: *Palimpsest*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1993 (=es 1683), S. 18.

<sup>57</sup> Sprengel [Anm. 26], S. 85 und Sprengel, Peter: *Gerhart Hauptmann. Bürgerlichkeit und großer Traum*. München: Beck, 2012, S. 446 ff.

<sup>58</sup> Sprengel [Anm. 37], S. 454.

ZSUZSA BOGNÁR (BUDAPEST)

## Kriegsnarrativen im *Pester Lloyd* 1914–1916. (Anti)Kriegsnovellen von Ernő Szép

Von Kriegsdichtern gibt es vier Spielarten:  
die Sänger und Besinger des Kriegs,  
die lyrischen Betrachter,  
die Protestler,  
die Schweigenden.  
Ehre den Schweigenden! Ihr Stummsein durchklingt  
den Lärm der Zeit. Ihr Schweigen macht den Mördern  
den Prozeß. Es ist Anklage und Urteil.<sup>1</sup>

(Alfred Polgar)

### 1. Einführung

Wie in der Presse weltweit, so verursachte der Anbeginn des Ersten Weltkriegs auch in der wichtigsten deutschsprachigen Tageszeitung Ungarns, dem *Pester Lloyd*, früher nie erfahrene inhaltliche und strukturelle Veränderungen. Um diese im Hinblick auf die literarische Prosa nachvollzuziehen, nimmt der vorliegende Beitrag den Feuilletonteil des Blattes von Ende Juli 1914 bis Oktober 1916 unter die Lupe. Die Fokussierung auf diese Rubrik kann damit begründet werden, dass die früheren kulturellen Teile der Zeitung durch die Vorrangstellung der Kriegsgeschehnisse bereits Ende Juli an Wichtigkeit verlieren und von den politischen Tagesaktualitäten verdrängt werden.

Aus Platzgründen kann nur eine schmale Auswahl von Texten geboten werden. Trotz dessen haben die zu behandelnden Prosastücke in der Mehrheit eine paradigmatische Funktion, indem durch sie die wichtigsten Tendenzen der Novellenproduktion der ersten beiden Kriegsjahre aufgespürt werden. Der vorliegende Beitrag erstrebt dabei nicht nur eine Darstellung der typischen, kriegsbejahenden literarischen Kurzprosa, sondern durch die Analyse einer einzigen Novelle von Ernő Szép unter dem Titel *Budapest* wird auch ein Gegenbeispiel angeführt. In diesem Sinne konzentriert sich der zweite Teil des Beitrags auf das Werk und die Tätigkeit des jungen Autors, der seine unverwechselbare Erzählweise auch während des Krieges beibehalten hat. Sein Interesse galt allein den typischen Szenerien der Großstadt, er erzählte liebe- und verständnisvoll von den Sorgen und Illusionen von deren typischen Figuren. Wie diese Konditionen auf seine Kriegsnovellistik auswirken, wird bei der eingehenden Behandlung des Textes im Mittelpunkt stehen.

---

<sup>1</sup> Polgar, Alfred: *Das Große Lesebuch*. Hg. von Harry Rowohlt. Indiana University: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, 2004, S. 55.

## 2. Literarische Kurzprosa im *Pester Lloyd* in den ersten beiden Kriegsjahren

### 2.1. Mediale Veränderungen im Feuilletonteil

Für den *Pester Lloyd* war in politischer Hinsicht die unbedingte Loyalität zur Habsburger-Dynastie maßgebend. Dementsprechend unterstützte die Redaktion von Anfang an mit den spezifischen Mitteln der Tagespublizistik die Idee des Krieges.

Der Kriegsausbruch bewirkte von einem Tag auf den anderen eine Reduzierung der Themen und publizistischen Textsorten. In der untersuchten Periode war von nichts anderem die Rede als – direkt oder indirekt – vom Krieg. An Tagen mit schicksalswendenden Ereignissen – seien sie von politischer oder militärisch-strategischer Wichtigkeit – wurden alle anderen Interessen unterminiert, so dass öfters auf das gewohnte Feuilleton verzichtet wurde. Die früheren anspruchsvollen kulturellen Rubriken zu Literaturkritik sowie Rezensionen verschwanden. Der seit Monaten gebrachte englische Fortsetzungsroman von David Christie Murray, *Der Fall Brangwynn*, wurde noch beendet, auf ihn folgte aber kein neuer. Auch die Sonntags- und Feiertagsbeilagen wurden eingestellt, deren Aufgabe es war, die Novitäten der ungarischen Moderne in deutscher Übersetzung zu vermitteln. Überhaupt wurde Belletristik Monate lang kaum veröffentlicht: Ab und zu konnte man Gedichte, ausnahmslos Kriegsdichtung, lesen, bis Mitte November erschien jedoch keine Kurzprosa mit literarischem Anspruch.

Das Feuilleton wurde zum Sammelbecken für jedes Schrifttum, das nicht zur Politik, Wirtschaft und den offiziellen Kriegsberichten gehört. Es beherbergte unter anderen subjektive Kriegsberichterstattungen, Kriegstagebücher, fiktive Briefe, welche als literarische Randerscheinungen betrachtet werden können. In größerer Anzahl erschienen jedoch Aufsätze, die eine Kulturgeschichte oder Kulturphilosophie des Krieges zu entwerfen versuchten. Öfters wurden auch kulturanthropologisch ausgerichtete Feuilletons veröffentlicht, welche danach strebten, die Gültigkeit von negativen nationalkulturellen Stereotypen für die feindlichen Völker zu bestätigen. Zusammenfassend kann man feststellen: Zunächst erfolgte die theoretische Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Krieges, seine literarische Verarbeitung kam erst später.

### 2.2. Typische Themen und Tendenzen in der literarischen Publizistik

#### 2.2.1. Frontnovellen

Wie überall in der Presse, so wurden etablierte Prosaschriftsteller auch beim *Pester Lloyd* von der allgemeinen Kriegsbegeisterung mitgerissen. Als eigener Kriegsberichterstatter wurde der begabte Novellist Ludwig Biró von der Redaktion angestellt<sup>2</sup>, von ihm

---

<sup>2</sup> Ludwig Biró (1880–1948) tätigte bis zum Ende des Ersten Weltkriegs zunächst als Publizist, daneben war er bekannter Novellist und Dramatiker. Nach 1919 ging er mehrmals in die Emigration und lebte abwechselnd in Wien, Paris, Rom und Berlin, schließlich ließ er sich in London nieder und verfasste erfolgreiche Filmdrehbücher.

stammte die erste Serie des Kriegsschrifttums unter dem Titel *Tagebuch aus dem Kriegsquartier*.<sup>3</sup> Biró ging an die Front und schickte von dort seine Kriegsberichte, die sehr lebendige, öfters pointierte Dialoge enthielten, gleichzeitig, an den Erwartungshorizont der Leser angepasst, der Realität verpflichtet waren.

Birós erster Kriegseindruck war höchst positiv: Zuerst berichtete er davon, wie herzlich die ungarischen Soldatenzüge, welche an die Front rollten, von der ländlichen Bevölkerung auch in nicht-ungarischen Gebieten begrüßt wurden.

In seinen Berichten konnte man die erste instinktive Reaktion der Künstler und Schriftsteller auf die Kriegssituation erkennen: den freiwilligen Verzicht auf abgrenzende Eigenheiten, die Bereitschaft zum Aufgehen in der Masse, welche sonst als antimodernistische Verhaltensweisen erscheinen. Die Verabschiedung des Individualismus führte in den meisten Werken zur Aufwertung des alltäglichen kleinen Menschen, des namenlosen Helden auf dem Schlachtfeld, des Weiteren zur Beachtung von Kollektivleistungen, welche bisher als belanglos nicht beachtet wurden.

Ein anderer bedeutender Novellist, Karl Lovik, von dem nach der Kriegsproklamation der oben erwähnte erste literarische Text im *Pester Lloyd* stammte<sup>4</sup>, schrieb in dieser Zeit in erster Linie politische Feuilletons und essayistische Studien, in denen seine Kriegsverbundenheit und seine Sympathie für Deutschland zum Ausdruck kamen.<sup>5</sup> An literarischer Prosa lagen von ihm nur zwei Texte vor, die keine originalen Beiträge für den *Pester Lloyd* darstellten, sondern Übersetzungen aus dem Ungarischen waren. Unter der Gattungsbezeichnung „Kriegsmärchen“ erzählten sie von einem idealisierten Krieg, in dem der einfachste Soldat Heldentaten vollzubringen vermochte. Beide Märchen waren geeignet, auf eigene Weise das Ethos des Krieges zu fördern: *Die Zinnsoldaten* propagierten, der Andersenschen Vorlage treu bleibend, die Ideen der Beharrlichkeit und Tapferkeit; *Die wunderbaren Stiefel* nährten die Illusion der kurzfristigen Heimkehr aus dem Krieg.<sup>6</sup>

1916, anderthalb Jahre nach dem Ausbruch des Weltkriegs ging der frühere Kriegsenthusiasmus merklich zurück. Die negativen nationalen Stereotype verschwanden zwar nicht, der kulturalanthropologische Diskurs enthielt jedoch neue Akzente. Die Franzosen wurden in dieser Zeit von dem *Pester Lloyd* schon um einige Grade milder als in den ersten Kriegsjahren behandelt. Das Klischee von ihrer Leichtsinnigkeit und hedonistischer Lebensführung tauchte nur einmal auf, ausnahmsweise in einem literarisch anmutenden Text. Der Ich-Erzähler der Novelle *Marguerite im Krieg* berichtete verständnisvoll und verzeihend von den Liebesabenteuern eines leichtsinnigen, aber zweifellos anmutigen französischen Mädchens, welches den richtigen Partner schließ-

<sup>3</sup> Der erste Artikel heißt noch: Aufbruch nach dem Kriegsquartier. In: *Pester Lloyd*, M. 187, 07.08.1914, S. 2–3.

<sup>4</sup> Lovik, Karl: Die Zinnsoldaten. In: *Pester Lloyd*, M. 291, 19.11.1914, S. 1–2. Lovik (1874–1915) war Publizist, Prosaschriftsteller, Freimaurer, Pferdexperte. Er studierte Jura, war bis zu seinem Tod Mitarbeiter der Wochenzeitung *A HÉT*, schrieb mehrere Zeitromane, von der ungarischen Literaturgeschichte wurden jedoch in erster Linie seine Novellen über die bürgerliche Welt der Jahrhundertwende hochgeschätzt.

<sup>5</sup> Vgl: Lovik, Karl: Geschichte. In: *Pester Lloyd*, M., 231, 06.08.1914, S. 2.; Ders.: Romain Rolland contra Gerhart Hauptmann. In: *Pester Lloyd*, M., 228, 17.09.1914, S. 2.

<sup>6</sup> Lovik, Karl: Die wunderbaren Stiefel. In: *Pester Lloyd*, M., 296, 24.11.1914, S. 1–2

lich in einem zuverlässigen, ernsthaften deutschen Arzt findet. Dieser stirbt jedoch im Kriege, wodurch die Konstellation bei dem Leser gleich für einen imagologischen Vergleich den Anlass bot.<sup>7</sup>

Von demselben Erzähler, Béla Landauer, der Biró ähnlich im Ersten Weltkrieg als Kriegsberichterstätter tätig war<sup>8</sup>, veröffentlichte der *Pester Lloyd* im Herbst eine andere Novelle, die ebenfalls leicht hätte zu imagologischen Überlegungen, diesmal über das russische Volk, anregen können.<sup>9</sup> Als Ich-Erzähler gibt es hier einen Offizier, der bei einer armen jiddischen Familie in einer russischen Stadt einquartiert wird. Der Offizier ist erschöpft und krank, er möchte vor allem seine Ruhe haben. Einem Alptraum gleich erscheint für ihn alles, die schmutzige Straße, das elende Zimmer, welches er sogar mit seinen Unterkunftgeberinnen, fünf hässlichen Frauen von verschiedenem Alter in der Nacht teilen muss. Diese widerwärtige Umgebung entspricht dem Topos von der Kulturlosigkeit und Verkommenheit der russischen Zivilbevölkerung, der in der zeitgenössischen Publizistik weit verbreitet war. Gegen alle Erwartungen bleibt jedoch die Novelle nicht bei dem Klischee. Wenn der Offizier am nächsten Morgen erwachend eine von den Frauen belauscht, wie sie ihre kleine Tochter erzieht, dann muss er für sich eingestehen, im Bezug auf Wortverwendung und Betonung könnte er bei dieser familiären Szene zwischen der vorhin noch verachteten Russin und einer wohlsituierten Frau von dem gebildeten Westen keinen Unterschied entdecken.

### 2.2. 3. Hinterland-Novellen

Die letzte Novelle führt zu einem neuen Thema innerhalb der Kriegsnovellistik hinüber, der Problematik des Zivillebens inmitten des Krieges. Dies ist ein Themenkreis, der aus verständlichen Gründen erst später auftauchen konnte, da in der ersten Periode jedes Interesse den unmittelbaren Fronterlebnissen galt. Landauers Novelle behandelte dieses Thema unter dem Aspekt eines Offiziers in einem feindlichen Land; dessen Perspektive dominierte die Novelle, und die höchste Erkenntnis, die unter diesen Verhältnissen gewonnen werden konnte, die Akzeptanz des Anderen, wurde ihm schließlich auch zuteil.

Die nächstfolgenden Novellen haben nicht mehr die gleiche Raumkonstellation. Auch sie spielen im Hinterland ab, das Hinterland repräsentiert in ihnen aber einen anderen semantischen Raum als in der vorigen Russland-Novelle: Indem als Hinterland das eigene Land/ die eigene Stadt des Protagonisten behandelt wird, besitzt dieses die in Kriegszeiten hochwertige Qualität der Friedlichkeit.

Die Hinterland-Novellen konnten sich bereits von den konkreten Kriegsereignissen lösen, aber auch sie hatten den Krieg als unerlässliche Folie. Thematisiert wurde in ihnen in erster Linie die Begegnung der zwei Gegenwelten bzw. ihrer Wertsysteme.

---

<sup>7</sup> Landauer, Béla: Marguerita im Krieg. In: *Pester Lloyd*, M. 247., 05.09.1916, S. 1–2.

<sup>8</sup> Béla Landauer (1870–1922) studierte ursprünglich Jura. Als Mitarbeiter der Zeitschrift *Alkotmány* berichtete er von allen Kriegsschauplätzen während des Ersten Weltkrieges. Seine Berichterstattungen wurden bereits ab 1916 in mehreren, selbstständigen Bänden veröffentlicht, die auch heute als heeresgeschichtliche Dokumente berücksichtigt werden.

<sup>9</sup> Landauer, Béla: Familie Herschmann. In: *Pester Lloyd*, M. 292., 20.10.1916, S. 1–2.

Das klassische Schema, laut dessen es zur tragischen Kollision kommt, wenn sich die Gegensätzlichkeit der Positionen zuspitzen lässt, funktioniert in der Prosa der Moderne nicht mehr. In den besten Hinterland-Novellen dominiert die Zivilsphäre dermaßen, dass der Krieg, die Frontgeschehnisse verdrängt worden zu sein scheinen; gerade die Verharmlosung der Konfliktsituation deutet aber auf die Absurdität des Weltzustandes hin.

Ein treffendes Beispiel dafür stellte ein Stück der *Kleine Skizze* von Alfred Polgar unter dem Titel *Abschied* dar.<sup>10</sup> Es geht hier um einen lumpen Reichswehroffizier, der sich zu Beginn der Novelle gerade von seiner Frau und seinen Kindern am Bahnhof verabschiedet, als plötzlich sein Kreditgeber auftaucht und versucht ihn zur Rechenhaftigkeit zu ziehen. Der Reichswehroffizier kann sich dadurch retten, dass er schnell in dem anfahrenden Zug verschwindet und damit seine Schulden der Familie hinterlässt. Die Skizze endet daraufhin mit der Erkenntnis des Mannes, der Krieg „hat auch seine schönen Seiten“, was freilich als ein höchst ironischer Schluss aufzufassen ist.

### 3. Ernő Szép und seine Kriegsnovellen

#### 3.1. Die Kurzprosa von Szép

Die beste Hinterland-Novelle, die in dem Kriegsjahr 1916 unter dem Titel *Budapest* im *Pester Lloyd* erschien<sup>11</sup>, wurde von dem ungarischen Dichter und Prosaschriftsteller Ernő Szép verfasst.<sup>12</sup> 1914 meldete er sich im Alter von 30 Jahren als freiwilliger Sanitär in den Krieg und bald wurde er der Kriegsberichterstatte der Zeitung *Est*. Seine Gedichte um 1915 galten als schmerzhaft lyrische Reflexionen auf die Kriegererlebnisse, die sog. Frontnovellen von ihm unterschieden sich jedoch nicht viel von den späteren Hinterland-Novellen, und keine von den beiden Gruppen wich von der übrigen Szép-Prosa wesentlich ab. Die frühen Novellen haben die gleiche Thematik und eine ähnliche Erzählperspektive. Szép interessierten die kleinen Menschen der modernen Großstadt, die bei ihm lauter Randexistenzen sind: Handwerker, Kellner, unbedeutende Büroangestellte, ab und zu auch Tänzerinnen eines Nachtlokals. Sie erscheinen als ziellos herumbummelnde Figuren, so werden die Novellen inhaltlich nicht durch die Handlung, sondern durch die Stimmung bestimmt; als vorherrschende Textsorte der Novellen sollen Beschreibung und Dialog genannt werden. Szép gab in erster Linie Charakterbilder<sup>13</sup>, wobei zu der Eigenartigkeit seiner Porträts die Erzählstimme in hohem Maße beiträgt. Die typischen Merkmale seiner Narration sind auktoriales Erzählverhalten in Ich-Form, häufige vertauliche Anrede des Lesers bei einer vorge-

<sup>10</sup> Polgar, Alfred: Kleine Skizzen. In: *Pester Lloyd*, M. 13., 13.01.1916, S. 2–3.

<sup>11</sup> Szép, Ernő: Budapest. In: *Pester Lloyd*, M. 291., 19.10.1916, S. 1–3.

<sup>12</sup> Ernő Szép (1884–1953) war Dichter, Publizist, Dramatiker und Prosaautor. Er war auch Mitarbeiter von prominenten Zeitschriften wie *Nyugat*, und ein Freund von Endre Ady. Wegen seiner jüdischen Abstammung musste er in den 40er-Jahren Zwangsarbeitsdienst leisten. Nach dem Zweiten Weltkrieg lebte er in Armut. In der letzten Zeit wurde er von der literarischen Öffentlichkeit wiederentdeckt, neuerdings gehört sein Werk zum Kanon der ungarischen literarischen Moderne.

<sup>13</sup> N. Tóth, Anikó: Áttúnések. In: *Kalligramm*, Jg. 4., 1995/10.

<http://www.kalligram.eu/Kalligram/Archivum/1995/IV.-evf.-1995.-oktober/Attunesek>

täuschten Naivität des Erzähltons. Mehrere Interpreten heben seinen Gefühlskult heraus<sup>14</sup>, was durchaus stimmt, allerdings ist auch sein Mitleid mit den peripheren Existenzen immer spürbar. Gegen Sentimentalität wehrt sich Szép mit Hilfe von sehr präzisen, haargenau stimmenden Darstellungen; sein Erzähler ist ein Beobachter-Typ: er will kein Detail der Realität versäumen.

Trotzdem erscheint der Krieg in der Prosa von Szép nie in seiner Brutalität, nicht einmal in seiner Frontnovelle mit dem Titel *Czippós Kis János* kommen Kriegshandlungen vor. Diese Novelle beschränkt sich auf das Charakterbild der Titel gebenden Figur. Sie erscheint als ein moderner hässlicher Schelm, der durch den Wunsch getrieben wird, mit Hilfe von illegalen Praktiken sich in der Welt, egal, ob der zivilen oder der militärischen, durchzusetzen.

1917 erschien sein Novellenband *A jázminok illata* [Der Duft der Jasmine – übersetzt v. Verf., Zs. B.]<sup>15</sup>, der die im *Pester Lloyd* abgedruckte Novelle unter dem originalen ungarischen Titel *Pest* enthielt. Trotz des Erscheinungsjahres dominierte in allen seiner Texte die Zivilatmosphäre: die Schauplätze sind europäische Metropolen – Paris, Budapest – mit ihren charakteristischen Unterhaltungsstätten, den Cafés, Restaurants und Lokalen. Mit einer Ausschließlichkeit wurde dadurch die Zivilperspektive als primär hingesezt und die seltener auftauchenden Soldaten mit ihren Fronterlebnissen konnte der Leser als Dissonanzen, Störungen der Normalität auffassen. Ein Beispiel dafür ist die Novelle *Jancsi, Béla, Csipcsala*, in der nacheinander drei Lebensentwürfe erzählt werden, von den drei Figuren ist es jedoch allein Csipcsala, der sich als Frontsoldat bewährt und als Verkörperung des „mittelmäßigen Glückes“ hingestellt wird.<sup>16</sup>

Durch diese Perspektive wurde das Ethos des Krieges und des kriegerischen Heldentums in Zweifel gezogen und als Bezugspunkt der missachtete Alltag mit seinen Banalitäten wie ein „Zuckerladen“ [*A cukrosbolt*]<sup>17</sup>, angenommen. Für Szép ist dieser letztere die Realität, während der Krieg als Übergangszustand gilt und nicht das Gewicht der Wirklichkeit besitzt. Über den Krieg wird in dem Novellenband nicht geschwiegen, aber er bleibt stets im Hintergrund, er kommt nie als ein Thema für sich vor. Nur beiläufig erwähnt der Erzähler, dass es unter den Kunden in dem Zuckerladen auch „verstümmelte Soldaten“ gibt<sup>18</sup>, sie scheinen aber im Weiteren nicht mehr der Rede wert zu sein.

### 3. 2. *Budapest als Antikriegsnovelle*

Diese Novelle ist das letzte Stück des Bandes, sie bietet aber keinen beruhigenden Ausklang, gerade im Gegenteil. Der Grund dafür ist, dass die vorhin noch stabile Hierarchie der Welt jetzt umkippt: die Übermacht des Alltags ist weg. Der Störfaktor Krieg scheint genug stark zu sein, ihn um die besten Augenblicke zu berauben, d. h. dessen Realität zu bezweifeln.

---

<sup>14</sup> Purcsi Barna, Gyula: *Szép Ernő*. Budapest: Akadémiai Kiadó 1984, S. 44.

<sup>15</sup> Szép, Ernő: *A jázminok illata*. Békéscsaba: Tevan-Kiadás [Verlag Tevan ] 1917.

<sup>16</sup> Ebd., S. 106 f.

<sup>17</sup> Siehe die gleich betitelte Novelle: ebd., S. 109–112.

<sup>18</sup> Ebd., S. 109.

Ausnahmsweise hat die Novelle eine nachvollziehbare Handlung. Der Protagonist ist ein Leutnant, der 14 Tage Urlaub bekommen hat und vor der Rückreise an die Front einen Tag in Budapest verbummeln will. Die Novelle befolgt in chronologischer Reihenfolge die einzelnen Stationen des Tages von 10 Uhr morgens bis zum Abend, wenn sein Zug abfährt.

Der letzte Tag des Urlaubs, in den der Leutnant große Erwartungen gesetzt hat, stellt jedoch eine Pechserie dar, wobei die Serienhaftigkeit dadurch akzentuiert wird, dass die Novelle aus kurzen nummerierten Szenen von I. bis XI. besteht, deren Schauplätze sich ständig wechseln; auf diese Weise kann der Leser dem Leutnant bei seiner Stadtbesichtigung genau folgen. Gleichzeitig deutet diese Gliederung darauf hin, dass der Protagonist zwar nach einem angenehmen Gesamterlebnis sehnt, kann er jedoch schließlich höchst Mosaikstücke erfahren. Zunächst geht er vom Bahnhof auf die Straße und dort lässt er die Stiefel putzen, dann geht er in ein Dampfbad und von dort in ein Restaurant um zu Mittag zu essen. Hier beginnt sein 'Leidensweg'. Im Restaurant kann er kein Brot bekommen, weil er keine Brotkarte hat und später muss er von Trafik zu Trafik wandern, um Zigaretten zu besorgen. Dann schlendert er ziellos von Ort zu Ort und möchte einen Wagen nehmen, jedoch wird er vom jeden Kutscher abgelehnt. Er kommt bald zu der Einsicht, dass in dem Hinterland nichts richtig funktioniert:

Er salutierte:

- Haben Sie, bitte, keine Zigaretten? Eine ältere Frau in Trauerkleidung blickte ihn geduldig an.
  - Nichts da... Es steht ja ausgeschrieben.
  - Keine einzige? Welche Sorte immer.
  - Nein, bitte, heute hat der sechste Bezirk bekommen.
  - Der sechste Bezirk?
  - Der sechste. Der achte Bezirk bekommt morgen früh.
- Antal kaufte eine Ansichtskarte und eine Theaterzeitung.<sup>19</sup>

Daraufhin beginnt er den Soldatenalltag mit dem Zivilalltag instinktiv zu vergleichen und er kommt zur Schlussfolgerung: „[...] es wäre unmöglich, bei dieser Teuerung daheim zu leben.“<sup>20</sup>

Da er in diesem Zivilalltag Schritt für Schritt gehindert wird, seine Alltagswünsche zu befriedigen, kann er auch die Möglichkeit nicht nutzen, Budapest sorglos zu genießen. Dafür spricht die motivische Wiederkehr seiner Suche nach 'Bekanntem': Ständig hofft er darauf, irgendwo einen bekannten Offizier zu treffen. Und wenn er einen Theater- oder Kinobesuch erwägt, meint er damit nicht die eigene Unterhaltung, sondern er denkt an ein zukünftiges gemeinschaftliches Programm: „Man könnte den Kameraden von den Stücken erzählen.“<sup>21</sup>

---

<sup>19</sup> Szép [Anm. 11], S. 1.

<sup>20</sup> Ebd., S. 2.

<sup>21</sup> Ebd.

Erst am späten Nachmittag gelingt es ihm, die Militärwelt hinter sich zu lassen und sich in der Zivilwelt aufzulösen. Die Musik kommt ihm zur Hilfe. In einem Musikladen hört er den Coppelia-Walzer und kann sich von der Melodie nicht mehr trennen. Wenn er ihn schon zum fünften Male hört, dann werden endlich seine Seele und Phantasie frei, und er beginnt sich in einer erträumten erotischen Zivilatmosphäre wohl zu fühlen, wobei allein die Wahl des Musikstückes, nämlich seine prosaische Vorlage, *Der Sandmann* von E. T. A. Hoffmann, die Vermutung nahe legen, die Auflösung durch den bezaubernd schönen Walzer sei eine Selbsttäuschung.

*Budapest* gibt den anderen Szép-Novellen ähnlich ein Charakterbild. Im Unterschied zu jenen ist hier jedoch in der Erzählstimme keine Naivität bemerkbar, vielmehr lässt sich die Novelle als Produkt einer erzählerischen Konstruktion lesen: Der Erzähler betrachtet sich nicht als reiner Vermittler von Geschichten, sondern er reflektiert auf den Erzählvorgang und definiert sich dabei als Autor eines literarischen Textes: „Ich will es machen wie die Schriftsteller, wenn sie ihre Erzählungen durch römische Ziffern in Kapitel teilen. Sagen wir, daß auch dies eine Erzählung ist, und nageln wir sie mit römischen Ziffern“.<sup>22</sup>

Der Konstruktionscharakter wird gleich am Anfang bestärkt, wenn der Erzähler seinen Protagonisten als eigenhändig geschaffen, vorstellt: „Ein Leutnant, nennen wir ihn Antal [...]“.<sup>23</sup> Nach der ersten Szene verschwindet dieser auktoriale, eigenmächtige Erzähler, er übergibt das Wort Antal und seinen großstädtischen Abenteuern, und ergreift es nicht wieder. Auf die Dominanz der Erlebten Rede deutet auch die absichtliche Gefühllosigkeit des Textes hin. Diese erhält dann nachträglich, durch die Kontrastwirkung des letzten Satzes – „Das Herz tat mir sehr weh.“<sup>24</sup> – einen besonderen Akzent.

#### 4. Fazit

*Budapest* zeigt, wie schwer ist es für den Einzelnen, wenn Zeit und Welt aus den Fugen geraten, Militär- und Zivilwelt ineinander übergehen. Als Antikriegsnovelle veranschaulicht es, dass der Krieg, „verstanden als das Andere des zivilen Normalzustandes“ „eine enorme Herausforderung für die Sinnproduktion der symbolischen Ordnung einer Gesellschaft“ darstellt.<sup>25</sup> Die Eigenart der Novelle von Szép besteht darin, diese Erkenntnis aus der gestörten Perspektive des am meisten betroffenen Frontsoldaten mit hoher Authentizität zu vermitteln.

---

<sup>22</sup> Ebd., S. 1.

<sup>23</sup> Ebd.

<sup>24</sup> Ebd., S. 3.

<sup>25</sup> Koch, Lars: Krieg als Imaginationsraum. In: Koch, Lars / Marianne Vogel: Imaginäre Welten im Widerstreit: Krieg und Geschichte in der deutschsprachigen Literatur seit 1900. Würzburg: Königshausen und Neumann 2007, S. 11.

SZILVIA RITZ (BUDAPEST)

## „Ein ordinäres Handwerk.“ Die Kriegsberichte von Ferenc Molnár

### 1.

Die Nachricht vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges löste in Österreich-Ungarn zunächst eine wahre Welle der Begeisterung aus, der sich auch die meisten Intellektuellen nicht entziehen konnten. In ihren Erinnerungen an die ersten Stunden und Tage nach der Kriegserklärung wird diese Zeit erstaunlich ähnlich beschrieben. Stefan Zweig berichtet in *Die Welt von Gestern* von plötzlichen Freudenausbrüchen in den Straßen, von spontanen Aufmärschen, von freudig erregten Rekruten, die – endlich einmal im Mittelpunkt des Interesses stehend – mit dem stolzen Lächeln der sonst nicht beachteten „kleinen Menschen“ marschierten.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich bekennen, daß in diesem ersten Aufbruch der Massen etwas Großartiges, Hinreißendes und sogar Verführerisches lag, dem man sich schwer entziehen konnte. Und trotz allem Haß und Abscheu gegen den Krieg möchte ich die Erinnerung an diese ersten Tage in meinem Leben nicht missen. Wie nie fühlten die tausende und hunderttausende Menschen, was sie besser im Frieden hätten fühlen sollen: daß sie zusammengehörten.<sup>1</sup>

Die Stimmung am 23. Juli 1914 hielt Molnár am Anfang von *Egy haditudósító emlékei* [Titel der deutschen Ausgabe: *Kriegsfahrten eines Ungarns*<sup>2</sup>] in Bildern des allgemeinen Überschwangs und Hochgefühls fest. Die erste Aufzeichnung schloss er mit einer persönlichen Bemerkung, die wie anzunehmen ist, damals das generelle Gefühl der Ungarn ausdrückte:

Zwanzig Jahre lang lebte ich in dem Bewusstsein, dass ich in der eintönigen Ruhe eines stillen, armen kleinen Landes, fern von den Leidenschaften der großen Nationen geboren bin, in einem Zeitalter der Ruhe, der Kultur, der Erfindungen und des Frieden. Heute gehe ich mit dem Wissen zu Bett, dass ich mich im Brennpunkt der Welt befinde und die gesamte Unruhe der Menschheit in meinem Land tobt. Ich habe das Gefühl, als wäre dieses plötzlich pulsierendes, die Spannung zweier anderer Leben in sich tragende Leben dennoch ein Geschenk Gottes, das er uns eben in diesen Jahren darbot, uns, die glaubten, dem großen Welttheater still von einem Nest aus zuzuschauen. Selbst die Gewitter sind anders, die Freuden größer, das Unglück tiefer in der Welt, als sie es in meiner Kindheit waren. Und alles, was groß, interessant, weltbewegend ist, geschieht hier, um uns herum.

---

<sup>1</sup> Zweig, Stefan: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag, 1943, S. 258.

<sup>2</sup> Molnár, Franz: *Kriegsfahrten eines Ungarns*. Deutsch von Ernst Goth. Berlin: S. Fischer Verlag, 1916.

Der heutige Tag war unerhört schön. Vielleicht empfinden es viele ähnlich: Mir ist, als hätte ich an diesem einen Donnerstag Monate durchlebt.<sup>3</sup>

In einem Anflug von Patriotismus überwältigte dieser Enthusiasmus auch die Berichtenden und es scheint eine späte Beschönigung seitens Zweigs vorzuliegen, wenn er behauptete, er wäre „gewissermaßen geimpft [gewesen, Sz.R.] mit Mißtrauen gegen die Infektion patriotischer Begeisterung“.<sup>4</sup> Eberhard Saueremann zufolge meldete Zweig sich 1914 sogar freiwillig beim Innenministerium und bot an, „sich auf Kriegsdauer unentgeltlich der sprachlichen Verbesserung kriegswichtiger Proklamationen zur Verfügung zu stellen“.<sup>5</sup> Als er abgewiesen wurde, „bemühte er sich um die Aufnahme in die ‚Literarische Gruppe‘ des Kriegsarchivs, was ihm mit 1. Dezember 1914 gelang.“<sup>6</sup>

Molnár wurde von der Tageszeitung *Az Est* [Der Abend] ins Österreichisch-Ungarische Kriegspressequartier delegiert. Von 1914 bis Ende 1915 verbrachte er anderthalb Jahre an der Front und schickte vor allem über das galizische Kriegsgeschehen abgefasste Berichte nach Budapest. Nach seiner Heimkehr 1916 erschienen die Kriegsberichte im selben Jahr sowohl in ungarischer als auch deutscher Fassung.<sup>7</sup> Mehrere Meldungen über die Kriegshandlungen wurden noch während Molnárs Frontaufenthaltes von ausländischen, einige sogar von gegnerischen Presseorganen übernommen. Wie so viele Intellektuelle der Zeit versetzte der Ausbruch des Krieges auch Molnár in einen rauschartigen Zustand, der angesichts der Verluste jedoch zusehends nachließ. Anfänglicher Optimismus und das Vertrauen in einen schnellen Sieg charakterisieren etwa das erste Drittel seines Textes, wohingegen sich der Ton der Darstellungen nach dem Fall der Burg von Przemysl merklich verdüstert.

Nach diesen kurzen einführenden Überlegungen wende ich mich im ersten Teil des vorliegenden Beitrags Kriegsberichten allgemein und den Umständen ihrer Abfassung im Ersten Weltkrieg zu. Anschließend komme ich auf die Schwellenfunktion und auf die Besonderheiten des Ersten Weltkrieges zu sprechen, um in der Folge einen, wie ich hoffe, neuen Interpretationsansatz zu *Kriegsfahrten eines Ungarn* vorzuschlagen. Zuletzt fokussiere ich darauf, wie Molnár die Beschreibbarkeit der Welt beziehungsweise des Krieges in seinem Werk problematisiert.

## 2.

Kriegsberichte hatten die Funktion, die eigene Nation geistig und emotional zu mobilisieren. Zur Erfüllung dieser Aufgabe bildeten sich ganze Propagandainstitutionen

---

<sup>3</sup> Molnár, Ferenc: *Egy haditudósító emlékei*. Budapest: Pallas Stúdió, 2000, S. 14f. [Übersetzung von Sz.R.] Diese Passage fehlt in der deutschen Ausgabe, die mit einem Bericht vom Dezember 1914 beginnt.

<sup>4</sup> Zweig [Anm. 1], S. 263.

<sup>5</sup> Saueremann, Eberhard: *Literarische Kriegsfürsorge. Österreichische Dichter und Publizisten im Ersten Weltkrieg*. Wien: Böhlau, 2000, S. 32.

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> Im Folgenden beziehe ich mich auf die ungarische Fassung der gesammelten Kriegsberichte, da die deutsche mit der ungarischen Ausgabe nicht durchgängig identisch ist. Wichtige Aufzeichnungen, wie etwa der Bericht zum Fall von Przemysl fehlen im deutschsprachigen Band.

heraus, in denen die an die Front beorderten Journalisten eine wichtige Rolle spielten.<sup>8</sup> Allerdings muss sie einer kritischen Betrachtung unterzogen werden, denn es war den an die Front delegierten Korrespondenten untersagt, sich frei zu bewegen. Gruppenweise wurden sie von Offizieren herumgeführt. Zugang hatten sie somit nur zu dem, was ihnen gezeigt wurde, und dabei waren sie außerdem permanenter Kontrolle ausgesetzt. Dies war das so genannte Pool-System.<sup>9</sup> Almut Lindner-Wirsching zufolge kamen die deutschen und französischen Journalisten im Gegensatz zu den britischen mit kämpfenden Truppen kaum in Berührung, an Kampfhandlungen nahmen sie nur in Ausnahmefällen teil.<sup>10</sup> Als offizieller Kriegsberichtersteller der Österreichisch-Ungarischen Monarchie unterlag auch Molnár den Vorschriften und bezog die Informationen, wie seine Kollegen, meist aus zweiter Hand. Was seiner Natur entgegenkam, denn ihm wird nachgesagt, kein besonders tapferer Mensch gewesen zu sein: Es heißt, er habe lieber viele Kilometer hinter der Front Karten gespielt und sich alles, was er berichtete, von Soldaten und Bewohnern der jeweiligen Ortschaft erzählen lassen.<sup>11</sup>

Aufgrund der Zensurvorschriften konnten die akkreditierten Berichtersteller ihre Meldungen erst nach einer obligatorischen Kontrolle und der Genehmigung durch die Zensurbehörde an die heimatlichen Presseorgane telegrafieren. Inhaltlich entsprachen Molnárs Berichte den von der deutschen Zensur präferierten Themen: Vom Feind begangene Verwüstungen und Grausamkeiten und die „Pflege und das Wohlergehen der eigenen Verwundeten“.<sup>12</sup> Die Leser in der Heimat erwarteten ereignisreiche Nachrichten, zumal diese neue Form der Kriegsführung noch nicht bekannt war und man sich nicht vorstellen konnte, dass der Massenkrieg sowie die langen Aufenthalte in den Schützengräben so wenig spektakulär waren. Infolgedessen kam es in den Berichten nicht selten zu Ausschmückungen oder zu reinen Erfindungen, was wiederum von den Lesern an der Front beanstandet wurde, da ihnen die Darstellung des unmittelbar erfahrenen Leids fehlte.<sup>13</sup>

Wiederholt wurde bereits darauf hingewiesen, dass der Erste Weltkrieg eine neue Dimension in der Kriegsführung repräsentiert. Damit veränderte sich zugleich die Funktion der Kriegsberichterstattung, die – wie Ute Daniel betont – bis zum Ersten Weltkrieg noch nicht den Krieg beziehungsweise den aktuellen Krieg legitimieren wollte.<sup>14</sup> Kriege mussten früher deshalb nicht legitimiert werden, weil sie „Emanationen von Historie im Vollzug“ waren „und ihren Augenzeugen die günstige Gelegenheit“ boten, „Geschichte in ihrer aktivischen Form gewissermaßen ‚live‘ zu verfolgen und in

---

<sup>8</sup> Vgl. Lindner-Wirsching, Almut: Patrioten im Pool. Deutsche und französische Kriegsberichtersteller im Ersten Weltkrieg. In: Daniel, Ute (Hg.): *Augenzeugen. Kriegsberichterstattung vom 18. bis 21. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006, S. 113–132, S. 114.

<sup>9</sup> Vgl. ebd., S. 120.

<sup>10</sup> Vgl. ebd., S. 121.

<sup>11</sup> Vgl. Gunda-Szabó, Dóra: „A jó újságírás záloga a kivételes írói véna“. Beszélgetés Sárközi Mátyással Molnár Ferenc és Vészi Margit haditudósításairól. *Irodalmi Magazin*, 2, 2014/2, S. 10–13, S. 10.

<sup>12</sup> Lindner-Wirsching [Anm. 8], S. 122.

<sup>13</sup> Vgl. ebd., S. 123.

<sup>14</sup> Daniel, Ute: Bücher vom Kriegsschauplatz. Kriegsberichterstattung als Genre des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Hardtwig, Wolfgang / Schütz, Erhardt (Hg.): *Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert*. München: Franz Steiner Verlag, 2005, S. 93–121, S. 93.

eine spannende Erzählung umzumünzen beziehungsweise es dem lesenden Publikum zu ermöglichen, Geschichte in diesen narrativen Darstellungen lesend mitzuerleben.<sup>15</sup> Nun wurden die einzelnen Ereignisse noch während des Krieges in eine große Erzählung über die Bedeutung des Krieges eingebunden.<sup>16</sup>

Die große Kriegsbegeisterung griff unter anderem auch deshalb so schnell um sich, weil nach einer fast hundertjährigen Friedenszeit der Krieg als das Aufbrechen in eine neue Zeit, mit Franco Morettis Worten als ein riesiger „kollektiver Initiationsritus“ empfunden wurde.<sup>17</sup> Das „Mysterium des Krieges“ ging freilich nicht mit einer Erneuerung der individuellen Existenz einher, sondern bewirkte gerade das Gegenteil, ihre Nichtigkeit.<sup>18</sup>

### 3.

#### 3.1.

Der Erste Weltkrieg ist in vieler Hinsicht als eine Zeit des Übergangs beziehungsweise als Schwelle zu betrachten. Nicht Menschen kämpften mehr gegeneinander, sondern modernste technische Apparate.<sup>19</sup> Die Soldaten bedienten Maschinen und schossen auf entfernte Ziele, was zur „Leidenschaftslosigkeit des Kriegers“ und zu seiner „Verschmelzung mit der technischen Struktur des Krieges“ führte.<sup>20</sup> Deshalb konnten im Gegensatz zu früheren Kriegen die Menschenverluste und Zerstörungen wegen ihres immensen Ausmaßes mit den Interpretationsmustern des 19. Jahrhunderts nicht mehr erfasst werden. Man kann durchaus behaupten, dass der Erste Weltkrieg die Denkströmungen und Denkmuster des 19. Jahrhunderts endgültig abschloss. Das hatte freilich seine Konsequenzen für die literarischen Gattungen: Mit dem Ersten Weltkrieg verschwanden die großen epischen Formen des 19. Jahrhunderts, denn die Devaluierung des Individuums und die zeitgleiche Aufwertung der Masse nehmen literarischen Gattungen wie dem Entwicklungsroman und dem Künstlerroman die Existenzgrundlage. In diesem Zusammenhang stellt Moretti richtig fest: Wenn Geschichte die Entstehung kultureller Formen nötig macht, trifft auch dessen Umkehrung zu: Sie kann diese ebenso unmöglich machen. So etwa verfährt der Krieg mit dem Bildungsroman.<sup>21</sup>

---

<sup>15</sup> Ebd., S. 96.

<sup>16</sup> Ebd., S. 94.

<sup>17</sup> Vgl. Moretti, Franco: *The Way of the World. The Bildungsroman in European Culture*. London, New York: Verso, 2000, S. 229.

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> Vgl. Meschnig, Alexander: *Der Wille zur Bewegung. Militärischer Traum und totalitäres Programm: Eine Mentalitätsgeschichte vom Ersten Weltkrieg zum Nationalsozialismus*. Bielefeld: transcript Verlag, 2008, S. 55.

<sup>20</sup> Ebd., S. 58.

<sup>21</sup> Moretti [Anm. 17], S. 229.

### 3.2.

Molnár wuchs in den literarischen Traditionen des 19. Jahrhunderts auf und schuf bereits vor dem Krieg einen Bildungsroman, *Die Jungen der Paulstraße*, der in der ungarischen Literaturgeschichte in erster Linie als Jugendroman angesehen wird. Meiner Ansicht nach kann die ungarische Originalfassung von *Kriegsfahrten eines Ungarn* auch als moderner Bildungsroman gelesen werden. Begründen lässt sich meine These damit, dass der Erzähler als Kriegsberichtersteller einen Lernprozess durchläuft, der ihn dazu veranlasst, seine Arbeit, seine Tätigkeit und seine Position immer wieder kritisch zu hinterfragen. Angesichts der Gräueltaten erweist sich seine frühere positive Einstellung zum Krieg als unhaltbar. Der Reifeprozess zieht einen Bogen von der anfänglichen Begeisterung hin zur kaum noch artikulierbaren Erschütterung. Diese sich graduell vollziehende Veränderung der Persönlichkeit dokumentiert der Text.

Der 1878 geborene und fest in der literarischen Tradition des ausgehenden 19. Jahrhunderts verwurzelte Molnár stützte sich sowohl in der formalen wie auch inhaltlichen Gestaltung seiner Werke auf literarische Muster der Moderne und stand mit den österreichischen Autoren des *Fin de siècle* auf einer Plattform. *Kriegsfahrten eines Ungarn* ist kein Roman im herkömmlichen Sinne. Der Text besteht aus Aufzeichnungen, d.h. überarbeiteten Kriegsberichten, die früher einzeln in der Presse erschienen. Verschiedene von der Zensur nicht genehmigten Berichte, die der Autor später zu Croquis und Novelletten umarbeitete, wurden ebenfalls in diesen Band aufgenommen. Eine Art Kohärenz sichert die Linearität, die dem Ablauf der Kampfhandlungen an der nördlichen und östlichen Front folgt. Es gibt keine zentrale Figur oder wiederkehrenden Figuren und keine fortlaufende Handlung – außer wenn man den Krieg, der Anlass und Movers des Textes zugleich ist, als solche betrachtet.

Dennoch argumentiere ich dafür, dass dieser Text, wenn auch unter den Konditionen der Moderne, d.h. im Rahmen einer veränderten Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit und der Welt, wichtige Merkmale des Bildungs- und Künstlerromans aufweist, aufgrund derer eine neue Zugangsweise zum Werk möglich ist. Historisch gesehen etabliert sich diese Romanform im Zuge der napoleonischen Kriege. Dies hängt zu einem nicht geringen Teil mit dem sich intensivierenden Kult der Jugend zusammen, was wiederum die Folge eines jeden Krieges ist. Der Bildungsroman wird bald zu einer der herrschenden Gattungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Moretti betont die vielfache symbolische Bedeutung dieser literarischen Form.

Erstens zeigt sie die Unvorhersagbarkeit der sozialen Veränderung durch die Fiktion der Jugend. Sie erzählt eine turbulente Zeitspanne mit einem klaren Anfangs- und Endpunkt. Zweitens: Die Struktur der novellistischen Episode ließ die flexible, anti-tragische Modalität der modernen Erfahrung entstehen. Drittens: Der vielseitige, unheldenhafte Held des Romans verkörperte eine neue Subjektivität: alltäglich, durchschnittlich, diesseitig, „normal“.<sup>22</sup>

---

<sup>22</sup> Ebd., S. 230. [In meiner Übersetzung, Sz.R.]

Der Bildungsroman beschreibt die Akkulturation des Ich – die Integration eines Einzelnen in die Gemeinschaft und damit in die Gesamtheit der Menschheit.<sup>23</sup> Marc Redfield bringt es auf den Punkt: „The *Bildungsroman* [Hervorhebung im Original, Sz.R.], in short, is a trope for the aspiration of aesthetic humanism.“<sup>24</sup> Der positive Ausklang beziehungsweise die Möglichkeit der Integration in ein Kollektiv, das den Helden am Ende seines Vervollkommnungsprozesses als geschätztes und wertvolles Mitglied in sich aufnimmt, erscheinen schon im ausgehenden 19. Jahrhundert als suspekt, bestenfalls als Utopie. Morettis an einer früheren Stelle zitierte Feststellung, dass Geschichte kulturelle Formen ebenfalls zum Verschwinden bringen kann, gilt insbesondere für den Bildungsroman.<sup>25</sup> Durch seine Inhumanität entzog der Erste Weltkrieg dem Streben nach ästhetischem Humanismus und damit dem Bildungsroman jedwede Grundlage. Für viele Künstler war der Krieg eine völlig neue Erfahrung, die nicht mehr ästhetisierbar war. Versuche einer Ästhetisierung endeten häufig entweder im Kitsch oder in Propaganda.

Molnárs Werk ist m.E. insofern als moderner Bildungsroman lesbar, als der Künstler-Erzähler zwar einem bedeutsamen Lernprozess unterworfen ist, aber nach dem Muster des modernen Romans mit einer veränderten, undurchschaubaren Wirklichkeit konfrontiert wird und – mit der Tradition des klassischen Bildungsromans brechend – am Ende keine Lösung in Form einer sinnvollen, zusammenhängenden, durchschaubaren Welt, in die er sich einordnen kann, geboten bekommt. Der Krieg ist vielmehr eine aufs Äußerste zugespitzte existentielle Krise, in der der Erzähler den Zerfall seiner Welt unmittelbar erfährt. Die Desintegration der Welt erfolgt also nicht mehr auf einer abstrakten, sondern auf der realen, konkreten Ebene. Der Erzähler als Kriegsberichterstatte befindet sich somit räumlich inmitten des Zerfalls, buchstäblich zwischen den Fronten nimmt er alles auf, filtert das Erlebte durch sein Ich und vermittelt es auf diese subjektive Weise dem Leser.

#### 4.

In der kritischen Auseinandersetzung der Moderne mit der fragmentierten Welt stellt sich immer wieder die Frage nach ihrer Beschreibbarkeit. Sollte dies auch möglich sein, geht das mit den traditionellen Formen, die für die Darstellung eines Sinnzusammenhangs in der Welt entwickelt wurden, mit Sicherheit nicht mehr. Die Entstehung des modernen Romans zeigt das Ringen um neue, adäquate Ausdrucksformen sehr deutlich. Im modernen Roman „erscheint die Welt [...] abgründig und undurchschaubar, da dem Einzelnen Überblick und Verständnis der komplexen Zusammenhänge fehlen“<sup>26</sup>, heißt es bei Tanja Dembski. „Der Ausdruck von Sinnentstellung, Verfremdung und Absurdität in der modernen Dichtung enthält einen kritischen Gestus als Verweis auf den Zustand der modernen Welt, als Destabilisierung ihrer Funktionalität und

<sup>23</sup> Redfield, Marc: *Phantom Formations: Aesthetic Ideology and the Bildungsroman*. Ithaca: Cornell University Press 1996, S. 38.

<sup>24</sup> Ebd., S. 39.

<sup>25</sup> Vgl. Moretti [Anm. 17], S. 229.

<sup>26</sup> Dembski, Tanja: *Paradigmen der Romantheorie zu Beginn des 20. Jahrhunderts: Lukács, Bachtin und Rilke*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2000, S. 44.

rationalen Ordnung<sup>27</sup>, so Dembski weiter. Wenn wir den Ersten Weltkrieg aus der Perspektive des Individuums als höchsten Ausdruck der Sinnwidrigkeit dieser Welt betrachten, muss im Einklang mit dem Obigen die Frage gestellt werden, ob und wie der Erste Weltkrieg darstellbar beziehungsweise erzählbar ist. Mit wiederkehrender Selbstreflexivität thematisiert Molnár das Problematische seines Handwerks. Er äußert an vielen Stellen seine Zweifel, ob das von ihm Erzählte in der Heimat überhaupt vorstellbar, das Gesehene und Erlebte erst ertragbar, geschweige denn erzählbar sei: „Wer erklärt diese Menschen jemals denen, für die sie hier seit einem Jahr kämpfen?“<sup>28</sup> Es werden nicht nur emotionale, sondern auch ethische Bedenken hinsichtlich der Beschreibungsmöglichkeit des Krieges formuliert: „Alles umsonst. [...] Ein ordinäres Handwerk. Gut, dass ich es noch rechtzeitig begriffen habe.“<sup>29</sup>

Und an einer späteren Stelle heißt es:

Könnte ich doch diese Hitze, dieses rote Fieber, den hier ständig beschleunigten Puls des Lebens nach Hause schicken, auf die Terrasse eines einzigen Kaffeehauses, in den lauen Sommerabend [...] bloß ein kleines Fläschchen der ätzenden Luft des Leids und der Tapferkeit, von deren Geschmack keine Beschreibung dieser Welt jemals einen Eindruck geben kann, weil jedes Schreiben darüber jetzt wie später ein törichter Versuch bleibt. Noch nie habe ich so hoffnungslos Buchstaben zu Papier gebracht wie heutzutage. Man kann den Krieg nicht nach Hause schreiben. Wer hier ist, versteht sich auch ohne Sprache.<sup>30</sup>

Als Kriegsberichtersteller machte es sich Molnár zur Aufgabe, in seinen Berichten dem Schicksal des Einzelnen besonderes Gewicht zukommen zu lassen. Selbstverständlich informiert er den Leser über strategische Züge der Armeeführung, über Veränderungen in der Frontlinie, über Siege und Niederlagen, aber das Gros seiner Aufzeichnungen ist den Taten einzelner Soldaten oder kleinerer Kampfeinheiten gewidmet.

Die allerwichtigste Pflicht des ungarischen Kriegsberichterstellers ist es, Material zu sammeln. Als würde er für ein Museum arbeiten, hat er auf dem Schlachtfeld alles, was sich auf ungarische Soldaten bezieht, aufzulesen. Was andere später mit diesem Material machen, darüber wird nach dem Krieg gesprochen. In der Eile unserer Arbeit spielt zunächst der Sammler und nicht der Schriftsteller die Hauptrolle. So sind die nachfolgenden Aufzeichnungen ebenfalls lediglich Rohmaterial.<sup>31</sup>

Hinter dieser Zielsetzung stand wohl die neue Erfahrung, dass das Individuum in diesem Krieg zum ersten Mal völlig in der großen Masse unterging. Die totale Entperso-

---

<sup>27</sup> Ebd., S. 45.

<sup>28</sup> Molnár [Anm. 2], S. 330. Die nachfolgenden Zitate stammen aus der ungarischen Fassung und werden in meiner Übersetzung angegeben. Die deutsche Ausgabe ist eine stark selektierte Textvorlage, welche ausschließlich Berichte über erfolgreiche Kampfhandlungen und individuelle Heldentaten enthält. So zeigt sie nicht die Veränderung in der Haltung des Erzählers nach der Niederlage bei Przemysl.

<sup>29</sup> Ebd., S. 108.

<sup>30</sup> Ebd., S. 285.

<sup>31</sup> Ebd., S. 194.

nalisierung hat in letzter Konsequenz den unpersönlichen Tod zur Folge und der individuelle wird zum Ausnahmefall. Der Großteil der Soldaten liegt in dürftig oder nicht markierten Gräbern unter fremder Erde. Dieser kollektiven Anonymität stellt Molnár hartnäckig den exemplarischen Einzelfall kontrapunktisch gegenüber und insistiert darauf, dass trotz allem jeder Soldat das Recht auf ein eigenes Schicksal hat. Die individuellen Fälle stehen daher symbolisch für viele andere Einzelschicksale, die nicht erzählt werden konnten. Wie flüchtig die Erlebnisse sind, dessen ist sich auch Molnár bewusst, wenn er schreibt: „Ich muss diese kleine Sache schnell aufzeichnen, solange sie noch heiß ist, dann werden Geschichte und Bücherflut, vielleicht auch mein eigenes Gedächtnis diesen glänzenden Staub sowieso verschwinden lassen.“<sup>32</sup> Ob der Richtigkeit seiner Entscheidung hegt er allerdings Zweifel: „Oder ist es falsche Selbstquälerei, in Gedanken dagegen anzukämpfen, dass alles ausgelöscht wird, dass alles verblasst und in buntem Email zu verschönertem Leid einer Nation versteinert? Ist es ungerecht, die Einzelfälle so brutal verewigen zu wollen?“<sup>33</sup>

Immer wieder wendet Molnár die teleskopierende Technik an: Zunächst wird aus der Ferne ein Bild anvisiert, das sich bei näherer Betrachtung als etwas völlig anderes entpuppt, wie etwa vermeintliche Maibäume auf einem Hügel, deren Schmuck in Wirklichkeit zum Trocknen aufgehängte, farbenrohe Kleidungsstücke und glänzende Utensilien einer Gruppe von kampfmüden Husaren ist. Auf das Textganze bezogen lässt sich feststellen, dass Molnár stets nach demselben Muster verfährt: Bei der Darstellung der universellen Zerstörung fokussiert er auf das Individuelle, um auf diese Weise das Absurde vor Augen zu führen.

Die Zeitspanne, die das Werk umfasst, beträgt 15 Monate. Die Berichte von der Front beginnen im November 1914 und enden an Allerseelen 1915. Sie werden nach der Niederlage von Przemysl zunehmend düster, vereinzelte „Heldentaten“ wechseln sich ab mit Reflexionen über den Tod. Der Drang, den Soldaten in und mit diesen Berichten ein Denkmal zu setzen, tritt deutlich in den Vordergrund. Die gesammelten Berichte laufen auf einen Höhepunkt zu, der dramaturgisch wirksam im letzten Kapitel erreicht wird. Darin summiert Molnár die Kriegserfahrungen in einem grandiosen, pathetischen Bild der zu Allerseelen von unzähligen Kerzen beleuchteten Erde, wo an diesem Tag aller Opfer des Krieges, insbesondere aber der gefallenen Soldaten gedacht wird. Es jährt sich der „Freiheitskampf des Todes“, schreibt Molnár, in dem „der Tod von der unterdrückten Arbeitswut aufatmete, sich, bevor er die Sense schwang, nicht mehr mit der Wissenschaft und der Liebe und danach nicht mehr mit den Riten, die sich ins Gedächtnis einbrennen, herumschlagen musste.“<sup>34</sup> Die Gleichsetzung des Krieges mit dem Tod und die Personifizierung sollen auf dessen veränderten Stellenwert aufmerksam machen und den Überlebenden die Augen öffnen für die Opfer, das Leid und den Verlust der Menschlichkeit, die der Krieg innerhalb eines Jahres verursacht hatte.

---

<sup>32</sup> Ebd., S. 107.

<sup>33</sup> Ebd., S. 244.

<sup>34</sup> Ebd., S. 396.

## 5.

Als Fazit lässt sich feststellen, dass die *Kriegsfahrten eines Ungarn* nicht nur regelmäßig nach Budapest geschickte Meldungen von der Front sind, sondern literarische Kriegsberichte, deren Großteil der Dramatiker und Prosaist Molnár mit sicherer Hand zu Miniaturtragödien oder Novelletten verarbeitete. Dieses Verfahren setzt die Beteiligung am unmittelbaren Kriegsgeschehen nicht voraus, es war vielleicht sogar wichtiger, die Information aus zweiter Hand zu beziehen und sie literarisch so zu gestalten, dass darin Heldenhaftigkeit und menschliche Größe im Besonderen zum Tragen kam. Je länger der Autor sich unter den kämpfenden Soldaten aufhielt, desto problematischer wurde für ihn der Krieg, desto mehr fokussierte er auf den Tod und versuchte dem anonymen Sterben durch seine Arbeit entgegenzuwirken.

Der Reifeprozess des Schreibenden beginnt in diesem Werk im Gegensatz zum klassischen Bildungsroman nicht in der frühen Jugend, sondern im Alter von etwa 35 Jahren. Der Erzähler ist kein unbeschriebenes Blatt, sondern ein arrivierter Schriftsteller, ein Künstler, zudem ein fertiger Charakter. Sein Bildungsweg dauert nicht ein halbes Leben lang, sondern nur anderthalb Jahre. Gegeben sind aber ein klarer Anfangs- und Endpunkt, zwischen denen sich die Entwicklung linear vollzieht und das letzte Kapitel scheint bereits ein Mensch zu schreiben, dessen Persönlichkeit von dem bis dahin Erlebten deutlich geprägt und verändert ist. Er musste seine Karriere, seine literarische Tätigkeit, sein Verhältnis zu den Menschen und nicht zuletzt seine anfängliche Einstellung zum Krieg revidieren. In Anbetracht all dessen ist es vielleicht nicht zu abwegig, das Werk als modernen Bildungs- oder Entwicklungsroman zu lesen.



PÉTER VARGA (BUDAPEST/GROßWARDEIN)

## **Großbürgerliches Ethos in Krisenzeiten. Das Kriegstagebuch von Robert Jánosi Engel<sup>1</sup>**

An einem sonnigen Nachmittag im Juli 1991 besuchte ich auf Empfehlung und auch aus Höflichkeit eine 81 Jahre alte jüdische Frau in Manhattan, NYC. Sie hieß Rózsi Stein. Wir plauderten bei Tee und Gebäck über oral history, über die Bestände der Bibliothek der Columbia University, und über ihre Erinnerungen an die Kindheit im südungarischen Pécs/Fünfkirchen. Den flüchtigen Besuch behielt ich lange in Erinnerung.

Etwa fünfzehn Jahre später erhielt ich eine E-Mail von einem unbekanntem Herrn aus Deutschland, der mich im Zusammenhang mit meinen Publikationen über die jüdisch-deutsche Kulturgeschichte Ungarns im Internet gefunden hatte. Christof Baiersdorf, dessen Vorfahren jüdische Industrielle in Siebenbürgen waren, und sich ganz der Erforschung der Geschichte seiner Familie widmete, beschäftigte sich in diesem Zusammenhang seit vielen Jahren auch mit Adolf Engel und seinen Nachkommen. Er machte mich eines Tages auf das Kriegstagebuch des Robert Jánosi Engel aufmerksam, des Ehemanns seiner entfernten Verwandten Erna Erdösi-Baiersdorf. Als ich zur folgenden Studie die ersten Vorbereitungen traf und die Geschichte des Tagebuchs sowie den Text selbst näher kennen lernte, stellte ich verblüfft fest, dass die in den Aufzeichnungen stets als „meine geliebte Rózsika“ erwähnte fünfjährige Tochter von Robert Jánosi Engel identisch mit der in New York besuchten alten Frau ist. Rózsi Stein ist 2000 in New York gestorben, sie liegt heute in Pécs neben den Überresten ihres Vaters in der Krypta der innerstädtischen katholischen Pfarrkirche (Ghasi-Kassim-Moschee). Mit dieser Studie möchte ich ihrer Person und unserer Begegnung gedenken. Christof Baiersdorf lebt heute in Düsseldorf, ihm danke ich herzlich, dass er mir den Text zur Verfügung stellte.

Folgender Beitrag ist zum Teil identisch mit dem Aufsatz des Sammelbandes über den Ersten Weltkrieg (herausgegeben von Olivia Spiridon, Tübingen 2015), zum anderen Teil aber seine Fortsetzung. Erstere behandelt den Teil des Tagebuchs über die galizische Front, im folgendem geht es mehr um die rumänische Front in Siebenbürgen.

\*

Knapp hundert Jahre nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges scheint die Aufarbeitung und wissenschaftliche Reflexion der Ereignisse immer noch nicht abgeschlossen zu sein. Vor allem in der Zwischenkriegszeit wurden im Zuge einer

---

<sup>1</sup> Die Forschung wurde gefördert durch das Wissenschaftliche Forschungsinstitut der Sapientia Stiftung, Forschungsprojekt: *Forschungen zur Xenologie – Die Erforschung der Fremdbilder in den Literaturen Ostmitteleuropas*. Der Autor des vorliegenden Beitrages ist Universitätsdozent an der Christlichen Universität Partium, Oradea/Großwardein.

monolithischen nationalen Identitätsfindung, die auf das Abschleifen von Differenz abzielte, historische Ereignisse von den einzelnen Nachfolgestaaten der Monarchie retrospektiv neu codiert und konstruiert. Mit dem Aussterben der letzten Zeitzeugen verblasst das kommunikative Gedächtnis: Die ungeformte, beliebige und unorganisierte Form der alltäglichen Kommunikation wird im institutionalisierten Rahmen, in „Formen der objektivierten Kultur“ (J. Assmann), in der *histoire* (Halbwachs) tradiert, in Texten, Bildern, Riten, Bauwerken und Denkmälern.

Neben dem offiziellen Kanon von Texten der kollektiven Erinnerung tauchen jedoch immer wieder neue, auf dem Dachboden oder im Nachlass eines Großvaters aufgefundene private Aufzeichnungen, Tagebücher und Notizen auf, die zwar die historischen Fixpunkte nicht mehr revidieren, die Horizontlinie der zusammengetragenen Texte jedoch erweitern und einzelne Momente in den Vordergrund rücken und erleuchten.

Aus diesem Gesichtspunkt ist auch das in dieser Studie behandelte Kriegstagebuch von Robert János Engel von Bedeutung – es zeigt die Kriegshandlungen aus einem ganz persönlichen Blickwinkel, von dem aussachlich berichtet wird, *was* geschehen ist, und gleichzeitig auf subjektiver Ebene reflektiert wird, *wie* er das alles erlebte.

Robert János Engels Kriegstagebuch gewährleistet gerade den Blick von unten auf sein Lebensumfeld und die darin vorkommenden Akteure sowie auf Befindlichkeiten, die makroanalytischen Herangehensweisen entgehen, sodass die Zielsetzung folgender Studie nicht die Rekonstruktion der Kriegsereignisse im Spiegel des Tagebuchs verfolgt, sondern die Erforschung der Frage, wie das Leben von Robert János Engel durch den Krieg verändert wird, bzw. wie er die Teilnahme am Krieg in sein persönliches Leben, in seine „Lebenswelt“ integriert. Im Sinne der „Lebenswelt“-Konzepte geht es „um die Wahrnehmungs- und Erfahrungswelt Einzelner in Bezug auf ihre unmittelbare Umwelt, sowie – im Umkehrschluss – die Wirkung äußerer Lebensumstände auf die Handlungs- und Deutungsmuster von Individuen.“<sup>2</sup> Nach diesem Konzept wird auch Engels Lebenswelt nicht als eine „holistische, in sich geschlossene Einheit aufgefasst, sondern als etwas Offenes, das gekennzeichnet ist durch ein Wechselverhältnis von Strukturen und kultureller Praxis des Akteurs, durch Interaktion und Kommunikation“.<sup>3</sup> Durch die Selbstreferenz in der Schilderung von Kriegsereignissen des Ersten Weltkrieges tritt die persönliche, subjektive Perspektive in den Vordergrund, sodass sich die Akzente im narrativen Haushalt der Erinnerung an Krieg von einer heroisierend ausgerichteten Erinnerungskultur auf das persönliche Erfahren der Ereignisse verschieben.

Gattungsmäßig sind Engels autobiographische Aufzeichnungen am ehesten dem Reisebericht zuzuordnen, der zu Beginn des Ersten Weltkrieges als Berichterstattung

<sup>2</sup> Richers, Julia: *Jüdisches Budapest. Kulturelle Topographien einer Stadtgemeinde im 19. Jahrhundert*. Wien–Köln–Weimar: Böhlau 2009, S. 41. Richers fasst die verschiedenen „Lebenswelt“-Konzepte im Kapitel ihres Buches „Die ‚Lebenswelt‘ und ihre Koordinaten“ zusammen (S. 41–48).

<sup>3</sup> Haumann, Heiko: *Geschichte, Lebenswelt, Sinn*. S. 49. Zitiert nach Richers [Anm. 2], S. 42.

über die Front einen ungeheuer großen Aufschwung erfuhr. Diese Berichte dienten in erster Linie nicht nur der Dokumentierung von Tatsachen, sondern sollten die breitere Öffentlichkeit zur Aufarbeitung eines schockierenden Krieges verhelfen.<sup>4</sup> Der Krieg wurde vor allem als Flucht ins Unbekannte, als Erfahrung des Fremden und Begegnung mit den eigenen Grenzen auf diese Weise ein Beitrag zur eigenen Identitätsbildung. Auffallend ist in den Kriegs-Reiseberichten die Suche nach einer Legitimierung des Krieges bzw. der eigenen Teilnahme, sowie der Eifer einer Sinngebung für den ganzen Krieg.

Die Teilnahme des jüdischen Offiziers der k.u.k. Armee Robert Jánosi Engel am Krieg war kein Einzelfall. 1914 begrüßte die Mehrheit der Juden Österreich-Ungarns den Krieg mit patriotischer Begeisterung, ähnlich wie viele ihrer nicht-jüdischen Landsleute. Tausende von emanzipierten jüdischen Bürgern der Monarchie sahen in der Beteiligung am Krieg ein Zeichen ihrer Treue und Loyalität zu ihren Heimatländern sowie ihrer Anerkennung als gleichrangige Staatsbürger, wie das die Studien von Marsha L. Rozenblit und David Rechter nachweisen.<sup>5</sup> Rozenblit legt weniger auf die Beschreibung der Situation des ungarischen Judentums Wert, sondern rückt die Identität der Juden in der multikulturellen und multiethnischen Monarchie in den Mittelpunkt der Betrachtung, die als eine multipolare Identität auf drei Ebenen beschrieben wird:

Juden konnten patriotisch-loyal zum dynastisch definierten Staat sein, sich kulturell der jeweils dominierenden Gruppe (Deutsche, Ungarn, Tschechen usw.) verbunden fühlen, und sich doch als separate ethnisch-religiöse Gemeinschaft sehen. Letzteres galt natürlich je nach den Ausgangsbedingungen für weitestgehend assimilierte Juden der Mittelschicht in Wien mehr als etwa für orthodoxe Juden in Galizien – im Großen und Ganzen dürfte Rozenblits Modell dieser (den Betroffenen meist wohl unbewussten!) „dreifachen Identität“ zutreffen. Damit unterschieden sich die Juden Österreich-Ungarns von ihren Glaubensgenossen in den meisten anderen europäischen Staaten, wo das im 19. Jahrhundert entstandene nationalstaatliche Modell eine ganz andere Form der Identifizierung mit dem Staat und damit auch mit dem tonangebenden Staatsvolk forderte. In Österreich-Ungarn hingegen erlebten die Juden vor 1914 weitgehende Toleranz, trotz des seit dem späten 19. Jahrhundert zunehmenden Antisemitismus.<sup>6</sup>

Robert Jánosi Engel ist als Vertreter des emanzipierten jüdischen Großbürgertums zu sehen. Er gehörte zur dritten Generation der bereits 1886 von Kaiser Franz Joseph geadelten Magnatenfamilie der Stadt Pécs/Fünfkirchen. Er wurde am 3. August 1883

---

<sup>4</sup> Vgl. Köstlin, Konrad: *Krieg als Reise*. In: Berwing, Margit; Köstlin, Konrad (Hg.): *Reise-Fieber. Regensburg 1984*. Zitiert nach Fenyves Miklós, Iványi-Szabó Rita, Orosz Magdolna, Tóth Ildikó (Hg.): *Terepszemle. Utazások a Monarchia német nyelvű publicisztikájában*. Budapest 2010, S. 39.

<sup>5</sup> Vgl. Rozenblit, Marsha L.: *Reconstructing a National Identity: The Jews of Habsburg Austria During World War*. Oxford, New York 2001. – Rechter, David: *The Jews of Vienna and the First World War*. London, Portland 2001.

<sup>6</sup> [http://david.juden.at/buchbesprechungen/50-54/Main%20frame\\_Buch51\\_Weltkrieg.htm](http://david.juden.at/buchbesprechungen/50-54/Main%20frame_Buch51_Weltkrieg.htm) (Zugriff am 05.04.2012).

als zweiter Sohn des namhaften Wagner-Forschers József (Joseph) Jánosi Engel<sup>7</sup> in Pécs/Fünfkirchen geboren. Der Großvater Adolf Engel, als armer jüdischer Trödler nach Fünfkirchen gezogen, war später Gründer zahlreicher Firmen und war in den Branchen Holzhandel, Straßen- und Schienenbau sowie Kohlenbergwerk vertreten. Als einer der größten Arbeitgeber spielte er eine maßgebende Rolle in der Industrialisierung und dem wirtschaftlichen Aufschwung des Komitats Baranya und der Region. Seine Bedeutung und sein Bekanntheitsgrad überschritten sogar die Landesgrenzen. Für sein soziales Engagement bekannt, führte er für seine Angestellten den Wochenlohn und verschiedene Leistungen im Gesundheitswesen ein. Er und seine Söhne waren aber nicht nur wirtschaftlich erfolgreich, sondern waren auch Förderer der Fünfkirchner städtischen Kultur und der jüdischen Gemeinde. In seiner 1887 auf Deutsch geschriebenen Autobiographie fasste er die Errungenschaften seines Lebens und die wichtigsten Anweisungen an seine Söhne zusammen:

Dem Alter nahe, welches in den Psalmen unseres königlichen Sängers als die Grenze des gewöhnlichen menschlichen Lebens bezeichnet wird, dessen Dauer die göttliche Gnade nur in seltenen Fällen darüber hinaus erstreckt, fühle ich mich gedrängt, in den folgenden Euch gewidmeten Blättern einen kurzen Abriss meiner Lebensgeschichte zu geben. Euch zu zeigen, was ich als Staatsbürger, Familienvater, Kaufmann, Industrieller und Oeconom geleistet, damit Ihr daraus Belehrung schöpfen und aus den vorkommenden wichtigeren Ereignissen meines Lebens Euch die Nutzenwendung für Euer eigenes Leben ableiten könntet.<sup>8</sup>

Aus seinen Erinnerungen kristallisiert sich eine gebildete, wohlthätige und tief in ihrer jüdischen Identität verankerte Persönlichkeit heraus, die auch an seine 9 Kinder und Enkelkinder vererbt wurde.

Der Enkel Robert – Kind seines dritten Sohnes – schlug eine ähnliche Laufbahn wie der Vater und Großvater ein: Er und sein älterer Bruder Richard, der nach Richard Wagner benannt worden war, setzten mit großem Eifer die Traditionen des Familienunternehmens fort. Von ihm ist bekannt, dass er wichtige Positionen in zahlreichen Gremien der Lokalpolitik und des Bankwesens bekleidete und auch literarisch tätig war. Bekannt ist ein von ihm 1914 veröffentlichter Aufsatz über Baron József Eötvös, aus seinem Kriegstagebuch geht jedoch hervor, dass er zu dem Zeitpunkt bereits mehrere Schriften verfasst hatte.

Sein in ungarischer Sprache verfasstes Kriegstagebuch umfasst 367 handschriftliche Seiten und wird heute im Bakhtmeteff Archive der Columbia University, New York

---

<sup>7</sup> Als 18jähriger schrieb er einen Aufsatz unter dem Titel *Richard Wagners Judentum in der Musik, eine Abwehr* im Jahr 1933, im Alter von 82 Jahren veröffentlichte er ein umfassendes Werk: *Das Antisemitentum in der Musik*, in dem er sich noch einmal intensiv mit Wagner auseinandersetzte. Unter dem Pseudonym J.E. de Sinoja auch sind auch einige Dramen von ihm bekannt wie z.B. *Die Marranen* (1900), *Im Beichtstuhl* (1902), *Der Kabbalist* (1909), *Der Kaufmann von Rom oder Shylocks Urgestalt* (1925).

<sup>8</sup> Adolf Engel: *Mein Leben*. Pécs 1887 (Privatdruck), S. 1.

aufbewahrt, vermutlich durch die Vermittlung seiner Tochter Rózsi Stein, die selbst Bibliothekarin an der Universität war.<sup>9</sup>

Die berichtete Zeit des Tagebuchs umfasst die Zeit vom 28.03.1915 bis zum 30.03.1917, insgesamt zwei Jahre und zwei Tage. Die Eintragungen berichten meist von Ereignissen des jeweiligen Datums, manchmal aber auch rückblickend und zusammenfassend, je nachdem, wie der Autor Zeit und Möglichkeit zum Schreiben hatte. Laut Andeutungen im Tagebuch ist das vorliegende Exemplar jedoch bereits eine Abschrift der ursprünglich in Schnellschrift niedergeschriebenen ersten Fassung, die vom Autor von Zeit zu Zeit in ein Heft transkribiert wurde. Das Schnellschrift-Original ist nicht mehr auffindbar.

Der Textkorpus ist sprachlich-stilistisch mindestens auf drei Ebenen einzuordnen, eine trockene, offizielle Berichterstattung, eine gedankliche Ebene von Erwägungen und Interpretationen der äußeren Ereignisse sowie eine emotionale, innere Wahrnehmung der eigenen Befindlichkeit. Die Berichte über militärische Angelegenheiten werden im Telegrafienstil, oft mit Abkürzungen, in militärischem Slang oder Fachausdrücken protokollartig verfasst mit der dazu gehörenden Baedeker-artigen Landschaftsbeschreibung. Diese werden aber immer wieder mit Erzählungen über die eigenen Familienverhältnisse, die vermisste Tochter, den Bruder und die Cousins erweitert, aber auch mit Reflexionen der eigenen Gefühle und mit Überlegungen im Zusammenhang mit den Kriegsereignissen ergänzt. Die Eintragungen können in zwei große Gruppen eingeordnet werden: Der erste Teil umfasst die Zeit vom 28. März 1915, von der Einbeziehung Robert Engels als Reserveoffizier in das Militärkommando von Pécs, bis zum Ende der Russlandoffensive im August 1916, der zweite Teil behandelt die Kriegsereignisse an der rumänischen Front in Siebenbürgen bis zu seiner Entlassung im Februar und seiner Heimkehr Ende März 1917. Im Anhang gibt es einen Nachtrag aus dem Jahr 1937, der im Gegensatz zu den Kriegsjahren in einem höchst pessimistischen und verbitterten Ton geschrieben wurde. Der gesamte Text vermittelt dem Leser ein authentisches Bild nicht nur vom Alltag des Krieges, sondern auch vom Privat- und Gefühlsleben einer interessanten Persönlichkeit in einem breiten Beziehungsgeflecht.

Im Folgenden wird versucht, auf Grund der Aufzeichnungen hauptsächlich während der Zeit vom August 1916 bis zum Frühjahr 1917 die Persönlichkeit des assimilierten, großbürgerlichen jüdischen Intellektuellen, Robert Jánosi Engel nachzuzeichnen. Vor allen Dingen fällt es auf, wie eng er mit den Gewohnheiten eines „normalen“ bürgerlichen Lebens auch mitten im Krieg verbunden bleibt. Er blieb während seines Kriegseinsatzes stets gut informiert und war Mitarbeiter verschiedener Blätter. Er ließ sich die *Neue Freie Presse* und die Fünfkirchner ungarische Zeitung *Pécsi Napló* nachschicken, um den Kontakt zur zivilen Welt nicht zu verlieren. Aus diesen Zeitungen erfuhr er zum Beispiel vom Schicksal seines Neffen Paul, der sich in russischer Kriegsgefangenschaft befand. Es ist bemerkenswert, dass auch während intensiver Kampf Tätigkeiten die Feldpost einigermaßen funktionierte: am 1. Januar 1916 notiert er zum Beispiel

---

<sup>9</sup> Baiersdorf Kristóf: A jánosi Engel családról. Adatok és kérdőjelek, III. rész. A harmadik nemzedék, az unokák. [Über die Familie Jánosi Engel. Angaben und Fragezeichen, Teil 3: Die dritte Generation, die Enkelkinder]. *Pécsi Szemle (Fünfkirchner Rundschau)*, 2009/Winter, S. 74.

dass er die Weihnachtsnummer der Wiener „Neuer Freie Presse“ soeben erhielt, in der wichtige Artikel von Ballin und Gyula Andrassy über die Kriegsaussichten zu lesen sind (S. 34). Das Bedürfnis nach regelmäßigem Lesen und Schreiben bedeutet unter den extremen Umständen des Krieges die dünne Nabelschnur zur zivilisierten Welt. Wie wichtig auch das Schreiben selbst ist, erscheint auch in der Selbstdisziplin der täglichen Tagebuchführung: „ich möchte endlich *a jour* mit meinem Tagebuch sein“ – schreibt er unter anderem am 12. Januar 1916 (S. 36).

Bei seiner schriftstellerischen Tätigkeit handelte es sich meistens um regelmäßige Berichterstattungen an jüdische Zeitschriften (z.B. *Múlt és jövő, Egyenlőség*), in denen er von seiner Kriegserfahrung aus jüdischer Perspektiveschrieb. Am 11. Oktober 1915 erwähnt er die Zusendung eines Textes an die Zeitschrift *Egyenlőség* über die Feier des jüdischen Neujahres *Rosh Hashana* an der Front und berichtet wenige Wochen darauf vom Erhalt des gedruckten Artikels. Mehrmals erwähnt er, dass er verschiedene Texte für diverse Zeitschriften verfasst, wie zum Beispiel ein Gedicht unter dem Titel „An Italien“, in dem er auf den absehbaren Eintritt Italiens in den Krieg Bezug nimmt und das er von einem Professor Kurcz, einem Reserveoberleutnant, durchsehen ließ: „Seit Tagen beschäftigt mich das Schreiben des Gedichtes *Italien*, in dem ich meine in den letzten Tagen angestauten Gedanken offenbarte.“ (28. Mai 1915) Wahrscheinlich war er nach dem Besuch der zurückeroberten Stadt Przemysl so beeindruckt, dass ein Aufsatz mit dem gleichen Titel entstand, wie eine Notiz vom 17. Juni 1915 belegt.

Neben dem Schreiben genoss er es, in seiner Freizeit zu lesen. Mehrmals erwähnt er, wie gerne er Goethes Faust in die Hand nahm. Am 26. Dezember 1915 notierte er feierlich, mit welchem Genuss er Faust I zu Ende gelesen hatte. Einmal klagte er von einem mehrere Tage andauernden Darmkatharr, der ihm Anlass bot, Norman Angells Buch *The Great Illusion* in ungarischer Übersetzung zu lesen. Das damals populäre, gegen den Krieg verfasste Buch des späteren Friedens-Nobelpreisträgers (1933) wurde in der 8. Nummer der renommierten Literaturzeitschrift *Nyugat* von Melchior Lengyel rezensiert. Unter anderem schreibt er von Angell: „Zum humanen und klugen Standpunkt steht jener Herr am nächsten, der behauptet: wir sind in einer furchtbaren Gefahr, unsere Dummheit, unsere Erziehung, unsere Weltanschauung schüttete ungeheuer viel Schlimmes in unseren Hals.“<sup>10</sup> Zur Freizeitgestaltung gehörten auch das Schachspielen und aktive Musizieren, er spielte bei Gelegenheit Klavier und andere Offiziere hatten ihre Musikinstrumente auch dabei.

Einen besonderen Stellenwert bekommen in seinen Aufzeichnungen die Reflexionen über sein eigenes Judentum: die Wiederkehr der Todestage seiner Familienangehörigen (Jahrzeit), die jüdischen Festtage, die Situation der Juden in den eroberten Gebieten. In der letzten Eintragung seines Russlandaufenthaltes schreibt er mit großer Dankbarkeit über die jüdische Familie Blechmann in Gorochow, wo er drei Nächte verbrachte: „Ich wurde mit einer Gastfreundlichkeit aufgenommen, die unvergesslich

---

<sup>10</sup> Lengyel Menyhért: *Norman Angell: Rossz üzlet a háború.* [The Great Illusion, 1910] <http://epa.oszk.hu/00000/00022/00172/05527.htm> (Zugriff am 17.04.2012). 1910 veröffentlichte der britische Pazifist Norman Angell sein in kurzer Zeit in 22 Sprachen übersetztes Buch: *Die große Illusion*, in dem er erklärte, der Krieg sei ökonomisch unsinnig und werde deshalb aus der Mode kommen.

ist; diese ist vielleicht auch nicht meiner Person zuzuschreiben, sondern eher meinem Religionsmoment. Abends war ich etwa eine Stunde in ihrem Kreis und hörte viel Interessantes über die Situation der russischen Juden. Darüber schrieb ich für die Zeitschrift ‚Egyenlőség‘ im September 1916.“ (S. 63) Das Tagebuch legt an mehreren Stellen von der Interaktion Engels mit der Zivilbevölkerung Zeugnis ab. Gleichzeitig mit der emotionalen Reaktion auf grausame Verwundungen, Tod, und die Bilder der Zerstörung zeigt er sich in Disziplinterfragen konsequent und unbiegsam. An einem Abend kam „während des Abendessens einer meiner slowakischen Männer zu mir und bat um Urlaub. Zur Unterstützung seiner Bitte legte er 20 Kronen auf den Tisch. Ich ließ den Esel gleich prügeln (anbinden), schon wegen der Abschreckung.“ (S. 65)

Am 11. August 1916 beginnt die Abfahrt von der russischen Front an die neu eröffnete rumänische Front, das Ziel ist die Bahnstation des zu dieser Zeit ungarischen Déda, im Maros-Thal. Am 13. August erreicht der Zug Debrecen, hier hat er noch so viel Zeit, ein Telegramm nach Großwardein zu schicken, in der Hoffnung seine dort lebenden Verwandten treffen zu können: „Wir kamen um 7 Uhr abends in Nagyvárad an, meine Verwandten konnte ich aber nicht antreffen. – Dann erreichten wir das Bihar-Gebirge. (S. 64) Schon in Déda, bereits am 15. August erinnert er an den Tag seines Bar Mitzwa 20 Jahre zuvor, so wie am 20. August an den ungarischen nationalen Feiertag des heiligen Stephans, „von dem wir hier oben so gut wie nichts wahrgenommen haben“ (S. 65). Der nächste „zivilisierte“ Ort ist die ungarische Stadt Marosvásárhely (Neumarkt/Târgu Mures, Rumänien), wo die wichtigsten Einkäufe, Postübernahme, Gesundheits- und Körperpflege erledigt werden. Als er am 22. August zum Friseur in die Stadt fährt, bleibt auch Schönheit der Bauten nicht unerwähnt: „Marosvásárhely ist eine besonders hübsche Stadt; man sieht den Erfolg einer Jahre langen bewussten Stadt-Entwicklungspolitik. Ich aß in der Küche des Meder-Hotels, zwar ziemlich teuer, war aber auch köstlich.“ (S. 65) In ebenso positiver Erinnerung bleibt der kurze Besuch in Beszterce (Bistritz/Bistrica, Rumänien) am 18. September 1916: „Die Stadt bewahrte bis heute ihren deutschen Charakter, mit einigen alten Gebäuden und den schmalen Gassen. [...] Ich übernachtete im Hotel Sahling.“ (S. 69) Auch in kriegerischen Umständen zeigt Robert Engel eine Empfindlichkeit dem Schönen, Aristokratischen gegenüber und genießt gelegentlich das Vertraute an Luxus und Verwöhnung. Insbesondere fällt die Resonanz an die deutsche Kultur auf, die ihm das Eigene, das Bekannte auch in einer fremden Umgebung und unter den rohen Verhältnissen des Krieges repräsentiert.

Nach der Eröffnung der Rumänien-Front am 28. August („Aleia acta est“ – S. 66) wird die Angst über das Schicksal Ungarns formuliert und die spätere Nationaltragödie von Trianon leise vorweggenommen: „Gott gebe, dass das durch eine gerechte geographische Gegebenheit geschaffene Ungarn unversehrt aus diesem Kampf um Leben und Tod hervorgeht“ (S. 67). Welch eine prophetische Vorahnung und Voraussicht, die nur von wenigen ungarischen Intellektuellen, wie etwa Endre Ady, dem ungarischen Dichter-Propheten so scharfsichtig formuliert wurde.<sup>11</sup>

---

<sup>11</sup> Ady, Endre: S ha Erdély elveszik? [Und wenn Siebenbürgen weggenommen wird?]. *Huszadik Század* [Zwanzigstes Jahrhundert], November-Dezember 1912.

Einen besonderen Schwerpunkt im Tagebuch repräsentieren die Erinnerungen an die – in der jüdischen Tradition besonders wichtigen – Todestage der nächsten Angehörigen sowie an andere Ereignisse und Gedenktage der Familie. Fast an jedem Tag gibt es Anlass zum Gedenken und zum Kaddisch-Gebet.

Ereignisreiche Tage heben sich im Alltagstrott hervor, wie beispielsweise der 18. August 1915, der Geburtstag der verstorbenen Mutter und gleichzeitig die Geburtstagsfeier des Kaisers: „Ich nahm an dem Feldgottesdienst teil, danach defilieren die dortigen Truppen vor Generalmajor Obauer. Dann erteilte ich der Mannschaft Geld und Apanage aus dem freudigen Anlass des heutigen Tages – um Mittag nahm ich am Division-Festmahl mit Sekt teil, an dem Obermajor Obauer ein Laudatio an Seine Exzellenz hielt.“ (S.17) Anniversarien, Gedenktage und Jahrestage nehmen in der jüdischen Erinnerungskultur, dem *zikbor*, einen zentralen Stellenwert ein. Am wichtigsten erscheinen selbstverständlich der eigene Geburtstag (3. August), der Geburtstag der geliebten Tochter Rózsika (geboren am 14. Juni 1910), dann die Geburts- und Todestage der engeren Verwandten, vor allem der Mutter (29. Juni), der Großeltern (5. Juli: Todestag der Großmutter), wobei jeder Todestag auch nach dem jüdischen Kalender gezählt wird. Am 31. Juli 1915 erinnert er sich liebevoll an den Bruder Richard, der 34 geworden ist, und wünscht sich, den nächsten Geburtstag zu Hause in Frieden zu verbringen. Des Öfteren werden auch Schlüsselereignisse der eigenen Biografie genannt, wie die Heirat mit der Mutter von Rózsika, die Trennung, die zweite Ehe der geschiedenen Frau am 9. Mai 1915. Zur identitätsstiftenden Erinnerung gehören auch Episoden des jüdischen Lebens, wie beispielsweise das 20-jährige Jubiläum seiner *Bar Mitzwa*, das jüdische Ritual vom Erwachsenwerden im Alter von 13 Jahren. Nicht unerwähnt bleiben aber auch die Stationen des beruflichen Werdegangs: „23. September 1915: der erste Tag von Sukkot! Heute vor zehn Jahren war der unvergessliche Tag, an dem mein Name mit dem Dokortitel ergänzt wurde: am 23. September 1905 wurde ich an der Budapester Universität zum Doktoren geweiht.“ (S.21) Genannt werden auch historische Ereignisse wie das Attentat von Sarajevo, aber auffallend ist auch das minutiöse Aufzeichnen der Zeit seit seiner Einberufung in den Kriegsdienst.

Am häufigsten kreisen seine Gedanken jedoch um die geliebte Tochter Rózsika (Röschen), sodass sie im Tagebuch ständig präsent ist. Er freut sich über jedes Lebenszeichen und jeden Brief von ihr. Einige Beispiele: „Am Abend schrieb ich außer den offiziellen Briefen auch an meine teure Rózsa“ (23. April 1915); „Erhielt Brief von meiner teuren Rózsa“ (24. April 1915); „Montag, der 14. Juni [1915]: wunderschöner Tag, der Geburtstag von meiner Rózsika, heute ist sie fünf Jahre alt! Mit welchem Gedanken ich gestern einschlief, mit dem gleichen bin ich heute aufgewacht: an Dich dachte ich mein liebes Kind. Schon früher sorgte ich für dein Geburtstagsgeschenk – du sollst Freude daran haben“; „Der Tag begann mit großer Freude. Von meinem Engel Rózsika erhielt ich ein kleines Handarbeit-Geschenk (4. Juli 1915); „Am Nachmittag kam Post, mit vielen Briefen, unter denen auch einer mit dem Bild von meinem Engel Rózsika, ich erfreute mich maßlos darüber. Möge mich unser Gott, zu dem du täglich betest, zu dir zurückführen“ (29. Juli 1915); „In Anbetracht des zu erwartenden längeren Aufenthaltes in Zabriki, hängte ich das Foto meiner lieben Rózsika, des betenden Engels über mein Klappbett aus, ein wahrer Genuss“ (20-21. Oktober 1915).

Besonders ausführlich berichtet Robert Engel über seine – allerdings sehr seltene – Besuche zu Hause ab Ende Oktober 1915. Außer den obligatorischen Besuchen verbrachte er die meiste Zeit mit seiner Tochter. Mit Rührung schreibt er über das Wiedersehen, über ihre Fertigkeiten bei Turnübungen und Handarbeit, über ihr aufmerksames Zuhören beim Theaterbesuch und vom schmerzlichen Abschied nehmen.

Im September 1915 erlebte er noch auf ungarischem Gebiet, in Sátoraljaújhely, seinen ersten Kriegs-Pesach mit Synagogenbesuch und Seder-Abend in einem koscheren Restaurant der Stadt. Die großen Herbstfeste wie *Rosh Hashana* und *Jom Kippur* feierte er bereits in Brody, der Geburtsstadt Joseph Roths, deren jüdischen Charakter er in der kurzen Schilderung der Ortschaft hervorhebt. In einer der vielen Synagogen verbrachte er mehrere Stunden mit Gebet und Gottesdienst. Besonders beeindruckte ihn die singende Art der Liturgie im Shtetl Beresteczko mit ihren chassidisch-orthodoxen Juden, die erste Stadt auf damals russischem Boden hinter der Grenze von Galizien. An einer anderen Stelle, am 2. Januar 1916, vermerkt er jedoch mit leichter Verachtung die konservative Religiosität der ortsansässigen Bauarbeiter, die ihm unterstellt worden waren: „Zwei von ihnen wollten nicht einmal essen, sie verlangten koschere Speisen – sancta simplicitas!“ (S. 34) Auch während der darauf folgenden Monate und Jahre seines Kriegsdienstes versuchte er, jüdische Feste und Gedenktage in irgendeiner Form zu feiern. Gleichzeitig weist er aber eine schützende Toleranz in Sachen Religiosität auf: am Freitag, den 1. September 1916 erteilt er einen „scharfen Befehl mit den religiösen Anfeindungen aufzuhören“ (S. 67).

Ein besonders ausgezeichneter Tag ist der 27. September 1916, Mittwoch, der letzte Tag im jüdischen Kalenderjahr, der Vorabend zum Rosh Hashana. Am Nachmittag wird Tagebuch geführt, „dadurch die süße Heimat gegenwärtig gemacht“ – dann um sechst in der Anwesenheit von elf Glaubensgenossen der jüdische Neujahrsgottesdienst gefeiert: „Ich betete vor, und ermunterte meine Männer mit paar Worten zum Ausdauer. Wir flehten Gott vom Gipfel des 1550 Meter hohen Dealul Negru an, das jetzt angehende Jahr 5677 soll endlich den lang ersehnten Frieden für die Menschheit bringen! Amen! Dann verteilte ich zum Anlass des heutigen Tages für das ganze Bataillon Zigaretten und Obst.“ (S. 70) – Eine großzügige Geste des jüdischen Offiziers an seine nichtjüdische Mannschaft, gleichzeitig auch als ein Zeichen der Mitzwe, der jüdischen Wohltätigkeit zu deuten. Dass er selbst die Anleitung des Feldgottesdienstes übernahm, zeugt nicht nur von seiner Religiosität, sondern auch von der gründlichen Kenntnis der jüdischen Liturgie. Robert Engel konvertierte kurz vor seinem Tod aus heute unbekanntem Gründen zum katholischen Glauben. Das während des Ersten Weltkriegs geführte Tagebuch zeugt jedoch von seiner inneren Verbundenheit mit der jüdischen Tradition. Er legte hohen Wert auf die Einhaltung der jüdischen Gesetze, der Halacha, und versuchte, wo nur möglich, die jüdischen Feiertage würdig zu gestalten, ob es sich um eine „private“ Liturgie in stiller Einsamkeit oder um eine Feier im engen Kreis von mindestens zehn jüdischen Soldaten handelte, die er für den notwendigen Minjen zum Gebet einladen konnte. So wurde dann auch Jom Kippur am 6. Oktober unter einfachen Umständen gefeiert: „[Freitag]abends, als sich Jom Kippur näherte, nahm ich, wie gewöhnlich um 5 Uhr mein Abendessen, dann hielten wir mit 9 Kameraden den Kol Nidre Abend. [Am Samstag]

war ich dann Kind meiner Religion, vormittags hielten wir einen gemeinsamen, nachmittags einen Solo-Gottesdienst, wir beteten inbrünstig, damit der gute Himmel die Menschheit von den gegenwärtigen Grausamkeiten befreit und mein Bedrängnis ein Ende nimmt. Amen! Bis um 6 Uhr fastete ich anständig – schon zum 22. Mal – dann aß ich erst mein Abendessen, mit gutem Appetit!“ (S. 71) Zur privaten religiösen Praxis gehört das regelmäßige Beten sowie das Studium der Bibel, wie eine Eintragung vom 7. Juni 1915 verdeutlicht: „Von unserem andächtigen Kaplan bat ich um eine Bibel, abends las ich in das Buch Hiob.“ (S. 9) In diesem Zusammenhang erscheint noch die Empfindlichkeit zum Spiel mit den Zahlen als interessant, was möglicherweise in der jüdischen Zahlenmystik wurzelt. So etwa vermerkt er bei der Überfahrt von der galizischen zu der rumänischen Front am 11. August 1916 in der Beschreibung des Transport-Zuges: „Ich selbst bekam einen verhältnismäßig bequemen Platz im Abteil des Waggons Nr. 20033 – ein Zufall der Zahlen, dass die sog. Transportnummer des ganzen Zuges 40.066 war, also genau die Doppelte von meiner Waggon-Nummer“ (S. 64). Und etwas später am Montag, den 25. September 1916, wundert er sich beim Tagebuchschieben wiederum erstaunt über die Zusammenfälle der Zahlen: „Am Abend konnte ich wieder in mein Tagebuch schreiben. Ich konnte erfolgreich das Abschreiben vom II. Heft beenden, das genau bis zum 31. Juli dauerte. Interessanter Zufall, dass die 492 Tage zwischen dem 28. März 1915 und dem 31. Juli 1916 genau auf 246 – also auf den halben Seitenzahlen verewigt sind.“ (S. 69).

Der starke Offizier und harte Befehlshaber wird gelegentlich auch von der schönen Landschaft und Naturbildern beeindruckt. Am 2. November 1916 besucht er die aktuelle Arbeitsstelle in den Karpaten in der Nähe vom kleinen Szekler-Dorf Karácsonyfalva: „ich kletterte etwa 400 Meter zu unserem Arbeitsplatz hinauf, das Wetter war wunderschön, und vom 1374 Meter hohen Széphavas öffnete sich ein unvergesslich schöner Ausblick: ein Meer von Nebel erstreckte sich in den Grenztlälern von Süd-Transsylvanien, ich hatte den Eindruck, als säße ich auf einer Insel, darunter das Meer.

Insgesamt bietet das Kriegstagebuch ein überzeugendes Beispiel für die Fortsetzung von jenem großbürgerlichen Ethos, das vom Großvater Adolf Engel als Maßstab gesetzt wurde. Dieses Ethos manifestiert sich vor allem in Kleinigkeiten des Alltagslebens auch in Kriegszeiten, unter oft unmenschlichen Bedingungen. Die präzise Abrechnung in der Auszahlung der Sold, in den Anschaffungen von Materialien erinnert an die Genauigkeit des zu Hause erfolgreichen Handelsmannes in geschäftlichen Angelegenheiten. Der umfangreiche Briefwechsel mit den Familienangehörigen, die Kontakthaltung mit den lokalen und nationalen jüdischen Presseorganen, die täglichen literarischen Lektüren zeugen ebenfalls von einem gebildeten, trotzdem bescheidenen Großbürger. Noch mehr fällt sein tadelloser Gerechtigkeitsgefühl auf, indem er seinen untergeordneten Soldaten nicht nur Härte zeigt, sondern sie zugleich als Menschen behandelt. Robert Engel hat sich als selbstbewusster und gebildeter *Citoyen* nicht nur als Jude wahrgenommen,<sup>12</sup> sondern sich inmitten der Grausamkeiten des Krieges als

<sup>12</sup> Vgl. Gábor Schweitzer; Kristóf Baiersdorf: *Egy pécsi zsidó nagypolgár feljegyzései. Jánosi Engel Róbert Hadnaplója (1915-1917)*. [Das Kriegstagebuch von Róbert Jánosi Engel] In: Kornélia Koltai (Hg.): *A színek van két rekesze. Tanulmánykötet Prof. Dr. Schweitzer József tiszteletére, 90. születésnapja alkalmából*. [„Das Herz

Humanist verhalten. Er war ein großformatiger Europäer, wobei er gleichzeitig seiner ungarisch-jüdischen Herkunft treu blieb.



ENIKŐ DÁCZ (MÜNCHEN)

**Ästhetisierung und Wirklichkeit des Krieges  
in literarischen Aufzeichnungen von der Front.  
Zoltán Franyós *Bruder Feind. Begegnungen und Visionen  
eines Mitkämpfers***

Medien sind das Mittel, durch das Gesellschaften den Krieg als Ganzes imaginieren, kommunizieren und erinnern. [...] In Medien stellt der Diskurs her, was wir als Krieg bezeichnen. [...] Erst der Diskurs in gesellschaftlichen Medien verleiht dem Krieg Wirklichkeit.<sup>1</sup>

Die „Wirklichkeit“ des Ersten Weltkrieges ist in diesem Sinne ein Konstrukt, das während und nach den Ereignissen u.a. in den Medien erstellt wurde und wird. Es handelt sich naturgemäß um ein vielschichtiges, sich kontinuierlich veränderndes Gebilde, das keine endgültige Gestalt annehmen und somit auch nur fragmentarisch erfasst werden kann.

Von dieser Prämisse ausgehend, widmet sich der folgende Beitrag der Darstellung des Krieges aufgrund eines Beispiels von der in der Fachliteratur eher marginal betrachteten Ostfront.<sup>2</sup> Zoltán Franyós *Bruder Feind. Begegnungen und Visionen eines Mitkämpfers* verbindet literarische und journalistische Vermittlung und beansprucht besondere Aufmerksamkeit, da die Aufzeichnungen in den ersten Kriegsjahren große Breitenwirkung entfalten konnte. In der bekannten literarischen Zeitschrift *Nyugat* als Kriegsreportagen gelobt,<sup>3</sup> werden im Folgenden als Konstrukte des persönlich Erlebten und der dargestellte Mechanismus der Gewalt als ästhetisierte Erfahrung des Individuums gelesen. Die Untersuchung fragt dabei, wie der erlebte Krieg kommuniziert und dadurch für die Bevölkerung hinter der Front erfahrbar gemacht wird und ob es eine Bemühung um Ordnung innerhalb der katastrophischen Geschichte gibt.

Zugleich wird das ausgewählte Werk in Anlehnung an kulturwissenschaftliche Ansätze als Zirkulationsmedium des Gedächtnisses gedeutet,<sup>4</sup> d.h. als ein kollektiver

---

<sup>1</sup> Hüppauf, Bernd: Medien des Krieges. In: Koch, Lars / Kaufmann, Stefan / Werber, Nils (Hg.): *Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch*. Stuttgart–Weimar: J. B. Metzler, 2014, S. 311-339, hier: S. 311.

<sup>2</sup> Bachinger, Bernhard / Dornik, Wolfram (Hg.): *Jenseits des Schützengrabens? Einleitende Bemerkungen über Kriegserfahrung und Kriegserinnerung an der Ostfront im Vergleich*. In: Dies.: *Jenseits des Schützengrabens. Der Erste Weltkrieg im Osten: Erfahrung – Erinnerung – Kontext*. Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung. Graz–Wien–Klagenfurt. Hg. v. Kraner, Stefan. Sonderband 14. Innsbruck–Wien–Bozen: Studien Verlag, 2013, S. 11-26.

<sup>3</sup> Barta Lajos: A kárpáti harcokról. In: *Nyugat*, 1915/15, <http://epa.oszk.hu/00000/00022/00179/05687.htm> (Zugriff am 10.08.2014).

<sup>4</sup> Einleitend siehe dazu u. a. Erll, Astrid: Erinnerungshistorische Literaturwissenschaft: Was ist ... und zu welchem Ende? In: Nünning, Ansgar / Sommer, Roy (Hg.): *Kulturwissenschaftliche Literaturwis-*

Text, der sich durch seinen Realitätsbezug und seine Rezeption auf das kommunikative Gedächtnis der Gesellschaft auswirkt.<sup>5</sup> Der erfahrungshafte Modus,<sup>6</sup> in dem die Aufzeichnungen verfasst wurden, verstärkt dabei die das Kollektivgedächtnis prägende Wirkung des Werkes, es stellen sich zugleich zwei Fragen: Inwieweit prägen kulturelle Folien den mikroskopischen Blick des Erzählers an der Front? Verweigert sich der Text nationalen Sinnstiftungsversuchen und ist er vom Duktus der Rechtfertigung geprägt?

Um diese Fragen zu beantworten, soll in einem ersten Schritt *Bruder Feind* kontextualisiert werden. Bei Franyó handelt es sich im Sinne von Thomas Mann, der beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges zum Waffendienst mit der Feder ermunterte, um einen im Krieg doppelt engagierten Literaten, der beim Nachrichtendetachment Nr. 2 in Galizien an der Front diente und durch seine Schriften auch das von den Medien geschilderte Bild vom Krieg in Ungarn und somit das kommunikative Gedächtnis mitprägte.

1914 zählte der Verfasser, der eine militärische Ausbildung absolviert und die Armee erst 1910 nach einem Konflikt mit seinen Vorgesetzten verlassen hatte, zu den bekannten Journalisten in Ungarn und hatte sich auch schon in Zeitschriften als Dichter vorgestellt. Er ging nach Ausbruch des Kriegs an die galizische Front, wo er 1915 verletzt wurde und ins militärische Krankenhaus nach Wien kam. Nach der Genesung arbeitete er im Kriegsarchiv, bis man ihn an die italienische Front schickte. Seine Berichte von der Ostfront, die in *Az Est* [Der Abend] und im *Neuen Wiener Tageblatt* erschienen,<sup>7</sup> fanden besondere Beachtung, so dass die Novellen und Aufzeichnungen 1915 auch in Buchform veröffentlicht wurden, zunächst auf Ungarisch beim Atheneum Verlag,<sup>8</sup> dann 1916 auch auf Deutsch bei Seidel & Sohn in Wien. Einige Erzählun-

---

*enschaft: Disziplinäre Ansätze, theoretische Positionen und transdisziplinäre Perspektiven.* Tübingen: Narr, S. 115–128.

<sup>5</sup> Im Gegensatz zu kulturellen Texten, die kanonisiert sind und eine normative Funktion haben, sind kollektive Texte Vehikel von Wirklichkeitsperzeptionen oder Vergangenheitsversionen. Sie gehören oft dem Bereich der Populärliteratur an und haben einen großen Einfluss auf das kommunikative Gedächtnis einer Gesellschaft. Siehe mehr dazu bei Erll, Astrid: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung.* 2. aktualisierte Auflage. Stuttgart / Weimar: J. B. Metzler, 2011, S. 187–193.

<sup>6</sup> Im Unterschied zum monumentalen Modus, der bei der Darstenierung von Inhalten des kulturellen Gedächtnisses häufig anzutreffen ist, stehen im Falle der Darstellung im erfahrungshafte Modus lebensweltliche Details und spezifische Erfahrungen im Fokus. Der Gebrauch kultureller Schemata gehört zu den Charakteristiken dieses Modus. Siehe: ebd., S. 203–210.

<sup>7</sup> *Az Est* war nach seiner Gründung 1910 das wohl erfolgreichste Tageblatt in Budapest. Namhafte ungarische Schriftsteller wie Ferenc Molnár, Jenő Heltai, Zsigmond Móricz oder Sándor Bródy gehörten auch zu seinen Autoren. Während des Weltkrieges erreichte die Zeitung die Auflagenzahl von einer halben Million und wurde auch regelmäßig in den ausländischen Medien zitiert. Vgl. dazu Buzinkay, Géza: *Bulvárnapok a pesti utcán. Budapesti Negyed.* 1997/2-3, S. 31–44. Das *Neue Wiener Tageblatt* gehörte zu den auflagestärksten Tageszeitungen in Österreich. Siehe dazu Helmut W. Lang (Hg.): *Österreichische Retrospektive Bibliographie (ORB).* Reihe 2: *Österreichische Zeitungen 1492–1945.* Band 3: Helmut W. Lang, Ladislav Lang, Wilma Buchinger: *Bibliographie der österreichischen Zeitungen 1621–1945. N–Z.* Bearbeitet an der Österreichischen Nationalbibliothek. München: K. G. Saur, 2003, S. 63–64.

<sup>8</sup> Diese Ausgabe ist dem verantwortlichen Herausgeber der *Az Est*, Miklós Andor, gewidmet.

gen wurden 1916 ebenso in eine Stuttgarter Sammlung aufgenommen.<sup>9</sup> Vor der ersten deutschen Ausgabe kündigte man das Buch<sup>10</sup> enthusiastisch mit folgenden Worten an:

Es sind keine Kriegsfeuilletons, wie wir sie zu Hunderten in allen Tageszeitungen und Zeitschriften seit Monaten zu finden gewohnt waren, nicht mit publizistischem Geschick verarbeitete Eindrücke von Zuschauern, was uns hier geboten wird. Aus diesem Buche spricht ein wirklicher echter Dichter, ein Mann, der selbst mitten im Kampf stand, den Krieg mit der Seele des Künstlers, seine Tragik und Größe mit tiefempfindendem Gemüt und wachem Sinnen erlebt hat.[...] Zoltán von Franyó hat in seiner Heimat längst einen guten Namen, namentlich auch als Übersetzer der neuen deutschen Lyrik, und von seinem ersten, in ungarischer Sprache erschienenen Kriegsbuch sind in wenigen Monaten 5000 Expl. verkauft worden. Es steht zu erwarten, dass das neue deutsche Buch ihn bald auch in Österreich und Deutschland bekannt machen wird.<sup>11</sup>

Gegenstand der Untersuchung ist die deutsche Ausgabe, die von Else Stephani, Oloman von Lukács und Stepan J. Klein übertragen wurde. Die gravierenden Unterschiede zur ungarischen Fassung stechen beim Vergleich der Inhaltsverzeichnisse ins Auge, da die deutsche Auswahl auf mehrere Erzählungen und Aufzeichnungen verzichtet. Sie beinhaltet 17 von den 24 Texten des Originals. Weggelassen wurde u.a. die anekdotenhafte Geschichte *Geschenke*, die durch die Schilderung eines kurzen Waffenstillstands und Geschenkaustauschs zwischen den Parteien zu Ostern den Mythos des „bösen Feindes“ in Frage stellt. Es fehlen auch die Novellen *Der Pelz*, die schildert, wie ein Husar im eigenen Interesse requiriert, sowie *Der Neuling*, in der die in den eigenen Reihen entfesselte Lust am Töten thematisiert wird.<sup>12</sup> Das abschließende Essay über das *Heldentum*, das versucht, den Begriff zu deuten, konkludiert, dass es im modernen Krieg keinen Helden geben kann, und stellt zugleich die These auf, wonach in den alten Zeiten die Soldaten Glücksspieler und die größten von ihnen Hasardeure waren. In der modernen Armee verschwand jedoch habe der einzelne Soldat seinen Wert verloren. Er sei zur grauen Figur einer größeren Einheit, zum kleinen Rad im großen Kriegsmechanismus verkommen. „Die Quelle des heutigen Heldentums ist das kollektive Gefühl.“<sup>13</sup> „Für das Vaterland zu sterben“ wird in diesem Sinne als Phrase zurückgewiesen, denn kein Soldat geht in den Krieg, um heldenhaft für seine Heimat zu sterben, so das Fazit. Diese Art der Dekonstruktion widersprach der Propaganda, die wie der Fotograf der ebenso ausgelassenen Aufzeichnung *Kameramann in der Schützenlinie* das perfekte Bild der Kämpfe zu vermitteln suchte. Den enttäuschten Kameramann beruhigt der Ich-Erzähler mit den Worten: „Der Krieg, der hier vor uns im Gange ist, ist der wirkliche Krieg, in dem Moment wo er auf die Leinwand projiziert wird, erweckt er nicht mehr die Illusion der Wirklichkeit.“<sup>14</sup> Die abschließende Bemerkung unter-

---

<sup>9</sup> Triebnigg, Ella (Hg.): *Der Kaiser rief. Kriegsnovellen aus Österreich-Ungarn*. Stuttgart: Thienemanns Verlag, 1916.

<sup>10</sup> Auf Ungarisch erlebte es zwei, auf Deutsch drei Auflagen.

<sup>11</sup> *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*. 5. Juli 1916. S. 4435.

<sup>12</sup> Eigene Übersetzung. Original: Friss hús.

<sup>13</sup> Franyó, Zoltán: *A kárpáti harckirály*. Budapest: Athenaeum, 1915, S. 208.

<sup>14</sup> Ebd., S. 145.

streicht ebenso den Konstruktcharakter des Realen: „Die Wirklichkeit kann Ihnen nur Details, Nuancen, Ideen, also: nur Rohmaterial liefern; fertiges Bild, ohne Korrektur abspielbaren Film nie.“<sup>15</sup> Diese bewusst fragmentarische Vermittlungsstrategie weist zugleich auf das subjektive Moment der Vermittlung hin, die die einzelnen Teile zum präsentierbaren Material werden lassen.

Das autobiographische Schreiben legitimiert das Dargestellte, indem sich der Erzähler namentlich als Franyó preisgibt, das erlebende und das erzählende Ich sind somit mit dem Verfasser identisch.

In einem zweiten Schritt ist anhand zentraler Motive und Themen zunächst die erste Frage nach der Vermittlung des Kriegserlebnisses zu stellen. Wilhelm Diltheys philosophische Kategorie des „Erlebnisses“, die er im Gegensatz zu den rationalistischen Begriffen prägte, war für die literarische Bearbeitung des Krieges maßgebend. Darin „... verdichtet sich der Sinn des ganzen Lebens, zugleich wird an ihm der Zusammenhang einer individuellen Existenz wie auch deren Verbundenheit mit der Essenz der Epoche ablesbar.“<sup>16</sup> In ihm komprimieren sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem Narrativ, das nicht nur erzählt werden kann, sondern auch muss. In diesem Sinne nahmen Soldaten Literatur nicht nur an die Front mit, sondern schrieben darüber hinaus selbst ihre Erlebnisse auf. Das „erwartete und ersehnte Kathartische“<sup>17</sup>, die „religiös imprägnierten Bildungs- und Glückserlebnisse“ des „gottgewollten Kulturkrieges“ blieben jedoch aus,<sup>18</sup> da das Erlebte das Narrativ diskreditierte. Die symbolische Kraft ging angesichts der Erfahrungen der Maschinengewehr-Sperrfeuer, Trommelfeuer oder Feuerwalzen verloren. Diese Technizität des Krieges ist mit ihren physischen und psychischen Belastungen bereits in der ersten Erzählung *Sonntagsgranaten* geschildert. Die Normen und Wertesysteme des gewöhnlichen Alltags wurden an der Front außer Kraft gesetzt, so dass auch der Tod neu definiert werden musste:

Oh, jetzt ist ein anderer Tod die Mode, eigentlich um nichts schöner als der andere [...], gleich häßlich und ungerecht [...]; aber der betrunkene Gott des Krieges hat ihm den adeligen Namen „Heldentod“ verliehen, um ihn vom profanen bürgerlichen Tod ehrfurchtvoll zu unterscheiden.<sup>19</sup>

*Der Heldentod des Kanarienvogels* schildert die Geschichte einer gescheiterten Rettung. Der Kanarienvogel erinnert den Erzähler an die Heimat und die Mutter, so dass er es nicht übers Herz bringt, ihn im von Granatschlägen bedrohten Haus zurückzulassen. In der

---

<sup>15</sup> Ebd., S. 146

<sup>16</sup> Koch, Lars / Kaufmann, Stefan / Werber, Nils (Hg.): *Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch*. Stuttgart–Weimar: J. B. Metzler, 2014, S. 97-141, S. 111.

<sup>17</sup> Ernst, Petra / Haring, Sabine A. / Suppanz, Werner (Hrsg.): *Der Erste Weltkrieg. Einleitende Bemerkungen. Zeitenbruch und Kontinuität. Einleitende Bemerkungen*. In: Dies.: *Aggression und Katharsis. Der Erste Weltkrieg im Diskurs der Moderne Studien zur Moderne 20*. Wien: Passagen Verlag, 2004, S. 15-43, S. 19.

<sup>18</sup> Koch [Anm. 10], S. 101.

<sup>19</sup> Franyó: *Bruder Feind. Begegnungen und Visionen eines Mitkämpfers*. Dritte Auflage. Wien: Seidel&Sohn, 1916, S. 9.

Nacht, als er ihn mit einem Verwundeten nach Hause schicken will, wird ihr Wagen beschossen und der Kanarienvogel zufällig getroffen, „so daß ihm dasselbe Schicksal beschieden war, wie den vielen, vielen Tausenden: er starb den Heldentod im Jahre des Heils neunzehnhundertfünfzehn.“<sup>20</sup> Dieselbe banale Tragik des Todes und die Unmöglichkeit des Heldentums zeigt auch die Geschichte des Grafen B., der, als er sich in einer gefährlichen Situation schon gerettet glaubt, für eine Sekunde aufzupassen vergisst und sich dem Todesschuss ausliefert.

Der Zufall bestimmt die Existenz an der Front, und die von ihm erzeugte Angst erlebt der Ich-Erzähler immer wieder. Erschreckend wirkt jedoch nicht der Gedanke des Vergehens selbst, sondern die Tatsache, dass das Leben „von einer äußeren Macht, nicht einmal einer Macht, nur einem dummen Unfall, vernichtet werden“<sup>21</sup> darf, ohne sich ihm widersetzen zu können. Dieses Ausgeliefertsein bzw. die Erfahrungen der Kontingenz sowie der Orientierungslosigkeit im Chaos werden ab dem Moment bestimmend, in dem das erzählende Ich mit einem Zettel zu seinem Regiment eilt und bloß durch „die Gnade des Schicksals“ von Granaten nicht getötet wird.<sup>22</sup>

Die „Grimasse des Entsetzens“, die den gefürchteten Oberst zum „Blutsverwandten“ macht, ist eine Manifestation von Gefühlen,<sup>23</sup> die angesichts der Kriegsmaschinerie und der Extremerfahrungen zu verschwinden droht: „Die Geschütze werden dröhnen, [...] werden mich mit ihrem fruchtbaren Donner von allen Seiten vor den Kopf stoßen, bis ich für Haß und Begeisterung und vielleicht sogar für die Todesfurcht ganz stumpf werde.“<sup>24</sup> Dennoch krampft sich das Herz des Erzählers zusammen, wenn er an das Ausmaß der Vernichtung durch den Granaten im russischen Lager denkt.

Trotz der gemeinsamen Erfahrung der Gräuel verschwinden die Grenzen zwischen den Soldaten und ihren Offizieren nur vor dem Tod, so dass der Ich-Erzähler in einer regnerischen Nacht nicht zu den anderen gehen kann, „wiewohl es doch so wohltuend gewesen wäre“.<sup>25</sup> Die viel gepriesene Kameradschaft ist somit hinterfragt: „Noch niemals hatte ich mit so intensivem Schmerz die gefährtenlose Einsamkeit und Verlassenheit gespürt...“<sup>26</sup> Die Monotonie des Regens lässt dem Oberst, seinem Adjutanten und dem Ich-Erzähler die eigene innere Leere bewusst werden. Ihre Unfähigkeit ein Feuer zu machen, lässt ihn Fragen stellen:

Wo bleibt die großartige Überlegenheit der Kultur? Wo der Sieg der Wissenschaft über die Ignoranz? Ich sah bloß, dass die Bauern von primitiver Bildung spielend mit Problemen fertig wurden, die mir diese Nacht mit quälenden Erinnerungen für mein ganzes Leben verbitterten.<sup>27</sup>

---

<sup>20</sup> Ebd., S. 76.

<sup>21</sup> Ebd., S. 51.

<sup>22</sup> Ebd., S. 14.

<sup>23</sup> Ebd., S. 15.

<sup>24</sup> Ebd., S. 8.

<sup>25</sup> Ebd., S. 60.

<sup>26</sup> Ebd.

<sup>27</sup> Ebd., S. 62.

Der Natur ausgeliefert entdecken die drei Protagonisten den „tierischen Gleichmut“ in sich, die „Qualen der Langeweile“<sup>28</sup> und zum wiederholten Male das hilflose Ausgeliefertsein. Zuletzt siegt der pure Egoismus und Überlebenswille im Erzähler, der seinen zuvor mit dem Adjutanten geteilten Mantel ganz an sich reißt und sich damit bedeckt, um seinen Körper für das zukünftige Leben zu schützen.

Es lässt sich aufgrund der obigen Ausführungen vorübergehend zusammenfassen, dass Franyó „Kriegserlebnisse“ durch die Aufzeichnung erlebter psychischer Krisen dokumentiert. Die Bemühung, eine Ordnung in das Chaos des Krieges zu bringen, scheitert an der alles bestimmenden Kontingenz des Seins an der Front. Das subjektive Moment steht im Mittelpunkt und der stellenweise erkennbare propagandistische Wortschatz: „Adelsstand der Toten“, „siegreiche Division“, „Heldentod“ wird durch den ironischen Unterton, der zum Sarkasmus neigt und solche Stellen bestimmt, diskreditiert.

Wenden wir uns der Frage zu, ob der mikroskopische Blick des Verfassers von kulturellen Folien geprägt ist, so sind hauptsächlich die Darstellungen der Russen vor Augen zu halten. Bei diesem Schwerpunkt lässt sich zugleich auch untersuchen, inwieweit der Text nationale Sinnstiftungsversuche favorisiert und vom Duktus der Rechtfertigung geprägt ist.

Die Aggressivität scheint die allererste Konnotation des Feindes zu sein: „man konnte bloß Verwunderung fühlen, wo diese einfältigen Russen so viele Einfälle, Raffinement, Erfindung im Zerstören hergenommen hatten.“<sup>29</sup> In *Urta!* wird ein grotesker und unfassbarer Kampf zwischen Russen geschildert. Sie schießen die eigenen Leute ab, nachdem diese vor dem Feind fliehen mussten. Diese Grausamkeit lässt sich nicht mehr überbieten, obwohl auch die k.u.k. Armee bei anderer Gelegenheit die Russen in Massen „niedermähte“.<sup>30</sup>

*Die Räuber* beschreibt in ironischer Übersteigerung die „bekannte Sucht“ der Russen, auf den im Titel hingewiesen wird. Der letzte kurze Satz relativiert jedoch alle vorangehenden Beschuldigungen und konfrontiert auch die eigene Armee mit ihren Schwächen: „So rauben sie und so rauben wir.“<sup>31</sup> Plünderung wird somit zur Kriegerscheiße auf allen Seiten, und der Kosake in der Erzählung *Kubanski*, der zugibt, dass er die prächtige Ausstattung des Schlosses auf Befehl zerstört hat, trägt in der Nacht mit überirdischer Stimme Lieder vor. Seine „barbarische Grausamkeit“ steht im Gegensatz zum sinnlichen Singen, wodurch eine einfache Kategorisierung unmöglich ist: „... Und Gott, der in den Herzen lesen kann, wofür sah wohl Gott diese schwarzen Sänger an: für gut oder böse?“<sup>32</sup>

Der russische Soldat, der den Ich-Erzähler zu töten (*Der feindliche Handkuß*) versucht und gefangen genommen wird, erscheint auch alles andere als „wild“. Er ist lediglich pflichtbewusst, führt Befehle aus, und wie der Erzähler zuvor fleht er verzweifelt bzw. von Todesangst erfüllt um sein Leben. Die Kosaken sind einfach nur

---

<sup>28</sup> Ebd., S. 64.

<sup>29</sup> Ebd., S. 20.

<sup>30</sup> Ebd., S. 141.

<sup>31</sup> Ebd., S. 46.

<sup>32</sup> Ebd., S. 26.

„Menschen, in ihrer Verschiedenheit einander doch gleich und gleich auch uns, Menschen, alle nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen.“<sup>33</sup> Die Akteure im Krieg sind also mehrdimensional dargestellt und einfache Kategorisierungen werden immer wieder hinterfragt.

Die Kurzgeschichte *Baranow* reflektiert die Wirkungskraft der Erzählungen vom Feind sowie die Notwendigkeit eines solchen Narrativs an der Front. Die Titelfigur ist ein angeblicher russischer General, über dessen Grausamkeiten die Gefangenen zahlreiche Geschichten erzählen können, die den Vorstellungen der österreichisch-ungarischen Truppen entsprechen. Die Widersprüche der Beschreibungen stören die nach der Bestätigung ihrer Stereotypen suchenden Offiziere kaum, sie malen sich eine unterhaltsame Geschichte aus und schreiben sie in ihrer zehntägigen Feuerpause kontinuierlich fort. „Die Gerüchte ballten sich zusammen und den Nebeln entstieg der General: eine Gestalt aus Worten“,<sup>34</sup> so dass sich der Erzähler nach einigen Tagen fragen muss: „Ist er wirklich ein Lebewesen, oder nur ein Legendenheld, Heiliger eines unheiligen Kalenders?“<sup>35</sup> Nachdem alle Klischees über die unmenschliche Grausamkeit russischer Oberbefehlshaber bestärkt werden, verneint ein jüdischer Gefangener die Existenz von Baranow. Um die Wahrheit zu erfahren, begibt sich eine kleine Mannschaft ins russische Lager und sucht beim überraschten Feind zwischen in Brand gesetzten Häusern nach der Figur des Obersten. Eine imposante Gestalt identifiziert der Ich-Erzähler als Baranow und „dem Beweis des Gegenteils“ ist er unzugänglich.<sup>36</sup> Die Wirklichkeit ist diesmal konkret als Amalgam der divergierenden Vorstellungen und einer tatsächlich existierenden Gestalt definiert, wobei sich die Grenzen des Fiktiven und Realen im Narrativ ganz auflösen.

Auch Ruthenen und Juden treten in den Erzählungen auf und lassen sich den Russen ähnlich nicht einfach kategorisieren. Ihre Tragödie ist die der kleinen Menschen, die zwischen den Fronten gefangen sind. *Die Juden von Lutomiska* präsentiert, wie die Zivilbevölkerung Plünderungen, Vergewaltigungen und der Willkür der Soldaten hilflos ausgeliefert ist.

Durch die Erzählperspektive eines Teilnehmenden bzw. seinen betont mikroskopischen Blick entziehen sich die Geschichten, wie gezeigt, einer klaren politischen Verortung. Das einfache dichotomische Denken wird, wie im Falle der singenden „barbarischen Kosaken“, hinterfragt. Kulturelle Muster und der Mechanismus des Krieges sind geschildert, können sich aber nicht durchsetzen, so dass das allgemein Menschliche trotz des massenhaften Tötens immer wieder zum Vorschein tritt. Die Beschreibung eines Gefechtes in der Erzählung *Gespensterkampf* stellt in diesem Sinne das automatisierte Töten in den Vordergrund, der Gedanke des Sterbens sät jedoch nicht Angst, sondern wird lediglich zur Kenntnis genommen. Den Anblick eines Toten kann der Ich-Erzähler dennoch nicht einfach überwinden und er hindert ihn daran, sein Essen und den Sieg zu genießen: „es war als starrte mir eine verzerrte und spöt-

---

<sup>33</sup> Ebd., S. 123.

<sup>34</sup> Ebd., S. 31.

<sup>35</sup> Ebd., S. 32.

<sup>36</sup> Ebd., S. 37.

tisch blinzelnde Fratze ins Gesicht.<sup>37</sup> In *Der Schneemann im Walde* zwingt das Mitgefühl den Erzähler dazu, einen fast erfrorenen und kurz vor dem Tod stehenden russischen Soldaten auf den Weg nach Budapest vorzubereiten, weil ihm zuvor von seinen Vorgesetzten versprochen wurde, das dort gut für ihn gesorgt sei.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich Franyós Texte nationalen Sinnstiftungsversuchen verweigern und vom Duktus der Rechtfertigung nicht maßgebend geprägt sind. Die Ehre der Nation wird zwar an einer Stelle explizit thematisiert, statt Aufopferungswillen ist sie aber mit Pflicht verknüpft und erfüllt den Ich-Erzähler mit Ruhe statt Enthusiasmus: „Gut, wir werden sterben, wir sind ja im Krieg. Doch werden wir in Ehren fallen! ... Pflicht ... Magyarenhre ... Eine hoheitsvolle Befriedigung und Ruhe überkam uns bei diesen Worten.“<sup>38</sup> Dieses übersteigerte Nationalgefühl verträgt jedoch die Kritik der k.u.k. Armee und nimmt zur Kenntnis, dass die eigenen Soldaten genauso zerstörerisch und grausam sind wie die Feinde (*Die Circe von Kalnica*).

Die das Leben bestimmende Kontingenz, Monotonie und Öde machen die Soldaten dem Schicksal gefügig. Franyó nimmt das gängige Deutungsmuster des Ersten Weltkriegs als Katastrophe im Sinne von Hartmut Böhme auf, d.h. als „Schule der Angst“.<sup>39</sup> Die pazifistische Grundhaltung des Ich-Erzählers kommt in den Szenen zum Ausdruck, wo das allgemein Menschliche durch das mechanische Töten durchschimmert. Statt Heldengeschichten gibt es fragmentierte Erzählungen, die die „eigene Wirklichkeit“ des Ich-Erzählers dokumentarisch festhalten. Diese besteht, wie im Untertitel angegeben, nicht allein aus Begegnungen, sondern ebenso aus Visionen, ohne die der Alltag an der Front genauso wenig auskommt wie ohne Ironie.

Eine Schlussfolgerung im Sinne von Alexandra Honold, die die Ansicht vertritt, dass „die direkten Thematisierungen des Krieges, also im erfahrungshaftigen Modus, durch die Fokussierung auf das unmittelbare Erleben des Beteiligten meistens in ihren ästhetischen Mitteln und [...] oft auch in ihrer analytischen Tragweite stark beschränkt“ seien,<sup>40</sup> kann im Falle von Franyó nicht aufrechterhalten werden.

---

<sup>37</sup> Ebd., S. 93.

<sup>38</sup> Ebd., S. 132.

<sup>39</sup> Böhme, Hartmut: Theoretische Überlegungen zur Kulturgeschichte der Angst und der Katastrophe. In: Fuchs, Anne / Strümper-Krobb, Sabine (Hg.): *Sentimente, Gefühle, Empfindungen. Zur Geschichte und Literatur des Affektiven von 1770 bis heute. Tagung zum 60. Geburtstag von Hugh Ridley im Juli 2001*. Würzburg: Königshausen&Neumann, 2003, S. 27-44.

<sup>40</sup> Honold, Alexandra: Der Einbruch des Krieges in die künstlerische Form. In: Koch, Lars / Kaufmann, Stefan / Werber, Nils (Hg.): *Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch*. Stuttgart–Weimar: J. B. Metzler, 2014, S. 448-494, hier: S. 450.

HILDA SCHAUER (PÉCS)

**Erinnerungsdiskurs in Wolfgang Koeppens Roman  
*Die Mauer schwankt* (1935) und in dem Bericht  
*Masuren, August 1914. Die Zerstörung der Stadt Ortelsburg, die  
Russenflucht und der Sieg von Tannenberg* (1933)**

Wolfgang Koeppen hat sein zweites Buch mit dem Titel *Die Mauer schwankt* 1935 in Holland geschrieben. Sein erstes Buch *Eine unglückliche Liebe* erschien 1934 in Berlin bei Bruno Cassirer. Im *Vorspruch 1983*<sup>1</sup> schreibt er über die Entstehung seines zweiten Romans. Sein Verleger, Bruno Cassirer, wollte ein zweites Buch von ihm, deshalb schickte er Max Tau nach Den Haag. Max Tau war von dem begeistert, was ihm Koeppen über seine Jugend, Masuren und seinen Onkel, den Baumeister, erzählte. Koeppen befürchtete, dass Tau nur deshalb für die Idee eines Heimatromans begeistert war, weil er den Verlag retten wollte.

Über den Roman, dem Koeppen den Titel *Die Mauer schwankt* gab, schreibt der Autor: „Da entstand kein Kleinstadtroman, es wurde ein Horrortrip eines einsamen Reisenden in ein faschistisches Land. Auf einem Fabelbalkan und vor 1914. Genug drohendes Unheil. Genug Tarnung.“<sup>2</sup> In der Entstehungsgeschichte des Romans deutet Koeppen den Titel: „Die Mauer war das Kaiserreich, und ich, der Schreibende, registrierte ihr Schwanken als Vorgeschichte kommender unaufhaltsamer Zusammenbrüche.“<sup>3</sup> Der Zusammenbruch des Reiches wurde durch die Biographie der Familie von Süde exemplarisch dargestellt.

Koeppen war mit dem Titel *Die Pflicht* nicht zufrieden, den der andere Verlag dem Buch gab, dem Restbestände nach der Liquidation des Cassirer Verlages verkauft worden waren. Nach dem Krieg besaß der Autor kein einziges Exemplar seines Romans, bis er 1950 auf dem Flohmarkt in Amsterdam das Buch mit einer Widmung für einen Freund gefunden hat. Koeppen wollte das Buch ein zweites Mal schreiben, aber Siegfried Unseld riet ihn ab. Eine Lesung bewegte ihn, das Buch wieder zu lesen: „Ein Wunder geschah: ich fand, was ich oder ein Fremder da geschrieben hatte, gut. Es war wieder mein Buch.“<sup>4</sup>

Die Handlung des Romans beginnt im August 1913 und endet im November 1918. Sie umfasst die Ereignisse unmittelbar vor und während des Ersten Weltkriegs. Der Roman endet mit der Beschreibung des Waffenstillstandes im Jahre 1918 und dem

---

<sup>1</sup> Koeppen, Wolfgang: *Gesammelte Werke 1*. Frankfurt am Main: suhrkamp taschenbuch, 1986, S. 161–166.

<sup>2</sup> Ebd., S. 164.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Ebd., S. 166.

Ausbruch der Revolution. *Die Mauer schwanket* ist Koeppens am heftigsten umstrittener Roman, was sich daraus ergibt, dass es nicht eindeutig ist, ob die im Roman angekündigten Veränderungen der Zukunft die revolutionären Kämpfe der ersten Nachkriegsjahre oder die Machtergreifung der Nationalsozialisten bedeuten. Die im Roman angekündigte Geburtsstunde einer neuen Zeit kann die unmittelbare Nachkriegszeit, aber auch die nationalsozialistische Herrschaft beinhalten.<sup>5</sup>

Wie in seinen späteren Werken, vor allem in dem Roman *Der Tod in Rom*, lässt sich die Hauptfigur Johannes von Süde mit Figuren in Thomas Manns Novellen vergleichen. Der deutsche Vorname verweist auf einen deutschen Bürgertyp, der pflichtbewusst ist und das Ordnungsprinzip vertritt. Das Prädikat „von“ zeugt von der gutbürgerlichen Abstammung, seine Familie gehört dem niederen Adel an. Für die preussische Familie war immer die Erfüllung der Pflicht auf allen Gebieten des Lebens wichtig. Der Familienname Süde steht für künstlerische Begabung, die sich in seinem Fall in seiner Begabung des Zeichnens zeigte. Er geht doch nicht seinem Wunsch nach, wird nicht zum Künstler, zum Maler, sondern erfüllt den Wunsch des Vaters und schließt einen Kompromiss, indem er Architekt und Beamter wird.<sup>6</sup>

Anastasia Manola erörtert in ihrem Buch über Dichter-Seher Südes hellseherische Fähigkeiten. Der Roman beginnt gleich am Anfang mit der Beschreibung von Johannes von Südes Prophetie für die nahe Zukunft:

Dem Baumeister Johannes von Süde widerfuhr es, daß er die Zeit, die nachher kommen sollte und die das Ende einer alten Zeit war und vielleicht auch, doch dies ließ sich wirklich noch nicht erkennen, die Geburtswehstunde einer neuen ist, daß er diese Zeit im voraus erlebte, in wenigen Tagen, in einem anderen Land, grell und unglaublich und in sinnlos, wie es ihm schien, sich überstürzenden Bildern von der Art der Träume. (1,167)<sup>7</sup>

Aus diesem Zitat geht hervor, dass Süde eine unheilvolle Zukunft im Voraus erlebt und das Zeitenende kommen sieht. Er braucht nicht lange zu warten, bis seine Vorahnungen bestätigt werden. Nach einem Jahr fielen die Schüsse von Sarajewo und obwohl Süde in die historischen Ereignisse nicht eingeweiht gewesen war, war er auch nicht überrascht. Die Reise in das unbestimmte Balkanland wurde von Anfang an mit Vorböten und Zeichen des Todes begleitet. An der Küste Istriens erblickte er ein antikes Theater, das ihn an eine Arena des Kampfes und des Todes erinnerte. In seinen Gedanken wird die römische Zeit lebendig, die Beschreibung der antiken Legionen weist auf die nationalsozialistischen Losungen hin: „und es beherrschte mit einer Pracht, die noch im Verfall Pracht war, noch Macht in der Ruine, noch stark genug den Sinn zurückzulenken in die vergangene Zeit, da im Kreis ihrer Legionen, die Banner hoch!, die Rutenbündel hoch!, die römischen Eroberer“ (1,199).

---

<sup>5</sup> Vgl. Quack, Josef: *Wolfgang Koeppen. Erzähler der Zeit*. Würzburg: Königshausen und Neumann, 1997, S. 39.

<sup>6</sup> Vgl. Manola, Anastasia: *Der Dichter-Seher als Dichter-Warner. Wandel eines mythischen Modells bei Koeppen, Wolf und Grass*. Würzburg: Königshausen und Neumann, 2010, S. 143.

<sup>7</sup> Zitate aus dem Roman stammen aus: Koeppen, Wolfgang: *Gesammelte Werke 1*. Frankfurt: Suhrkamp Taschenbuch, 1990.

Die Handlung des ersten Teils spielt in einem orientalisches anmutenden südlichen Land, das sich topographisch nicht genau bestimmen lässt, und das irgendwo zwischen der Türkei, Rumänien, Serbien und Bulgarien liegt.<sup>8</sup> Die Zustände im Balkanstaat erinnern an die nationalsozialistische Gewaltherrschaft zur Entstehungszeit des Romans. Das totalitäre System des Staates wird in einer Szene im Gefängnis entlarvt: „Der Befehlende sagte was, und die Gendarmen ließen den Verhafteten los, der wie ein Sack zu Boden stürzte. Er lag jedermann vor den Füßen.“ (1,206)

In der Fremde erlebt er den Tod seines Schwagers und von Orloga. Er kommt aus einem Land der Ratio und des Friedens und sieht hier etwas, was seine Wertvorstellungen sprengt. Im nationalsozialistisch gefärbten Land lernt er die Vertuschungs- und Verleugnungstechniken der Macht kennen. Orloga ist eine verführerische Schönheit, die gleichzeitig mit kriegerischen Eigenschaften charakterisiert werden kann. Für Süde ist sie eine Figur der Offenbarung. Im näher nicht bestimmten Balkanland lernt Süde Revolutionäre kennen, die bereit sind für ihre Ziele zu sterben. Orloga wird von ihren Kampfgenossen niedergeschossen, weil sie meinen, dass sie sie verraten habe.

Orlogas durch Sterne und Schicksal regierte Denkweise widerspricht Südes rationalistischem Denken. Durch ihre Worte wird er in die Rätsel des menschlichen Schicksals eingeweiht. Durch diese Frau werden dem Baumeister die Ideale der Freiheit bekannt, er lernt menschliches Glück, erotische Erfüllung, die Entfaltung der künstlerischen Fähigkeiten und ein volles, abenteuerliches Leben kennen. Für Süde sind die Freiheitskämpfer Nachkommen der homerischen Hirten, sie verkörpern für ihn die Sehnsucht nach Freiheit, nach einem zwangslosen, freien Leben: „Einer sprach. Weiße Zähne, schwarzes Haar, kühne Züge. Er sprach für alle. Sie waren die Nachkommen der Hirten, die auf den Bergen ihre Herde weideten, wie zur Zeit des Homer.“ (1,201)<sup>9</sup>

Mit Orlogas Tod waren seine Jugend und die Illusion des Glücks zu Ende. Sein Weg nach Hause, nach Deutschland, in den Norden war der Weg in das Leben eines Beamten, in die Pflicht, in die Verantwortung gegenüber seinem Vaterland, gegenüber seiner Familie, genauer den Schwestern. Von seiner Rückkehr nach Deutschland an führt er ein asketisches, einsames Leben. Er sucht nach Zeichen, die seine Ahnungen bewahrheiten. Seine Untergangsvision enthält die Bilder der biblischen Flutgeschichte, die von Bildern eines nicht stark zivilisierten, einfachen Lebens begleitet werden, die eine Ähnlichkeit mit Bildern der biblischen Welt aufweisen:

Der Baumeister sah eine Flut. Er sah sie sich erheben, und er sah sie in einer einzigen, enormen Welle alles einebenen, fortschwemmen, Ernte und Brot und Häuser und das Vieh und die Menschen: platt wurde das Land. (1,295)

Der Krieg wird als Ur-Macht erkannt, die immer wieder zurückkehrt und den friedlichen Gang der menschlichen Geschichte verhindert: „Einmal wird der Sturm zurückschlagen in dieses Land, und hier wird die Flamme des Krieges zu einem neuen Brand sich entfachen.“ (1,357) In der Tradition ist die Apokalypse ein einmaliges Ereignis,

---

<sup>8</sup> Vgl. Werner, Ramona: *Das Resonanzfeld Preußen im Werk Wolfgang Koeppens*. Dissertation. Greifswald, 2012, S. 165.

<sup>9</sup> Vgl. Tillmann, Ochs: *Kulturkritik im Werk Wolfgang Koeppens*. Münster: LIT Verlag, 2004, S. 107.

aber im Roman werden Geschichte und Natur zyklisch verstanden, das Grauen und der Krieg kehren immer wieder zurück. Das Ende des Reiches bedeutet für den Baumeister noch nicht den endgültigen Sieg, den Einbruch der neuen Zeit: „Der Baumeister sah den Zusammenbruch des Reiches, und er sah eine später kommende Auferstehung aus diesen Gründen des Volkes. Aber er sah auch, zunächst, die Schicht der Verdorbenen und Verführten.“ (1,389) Das Romanende bestätigt nicht die Realisierung des Traumes von der neuen Welt, weil diese auf tiefgründiger Katastrophe ruht.

In der Darstellung des Krieges wird nicht den politischen Umständen und den Ursachen des Ausbruchs des Krieges nachgegangen. Für den Erzähler ist die subjektiv erlebte Wirklichkeit wichtig. Der Zeitenwandel wird auch im Verschwinden der Bunttheit der Vorkriegszeit symbolisiert: „Keiner aber [...] ahnte, daß die Farbe über ihren Scheiteln die eigentlich schon verlorene und jeder Hoffnung bare Position einer Zeit war, die nicht wiederkehren sollte. Das Bunt der Uniformen hatte in dem gültigen Grau sich schon beispielhaft stärker vereinigt.“ (1,310) Die Jungen waren so erzogen, dass sie den Krieg als normal empfanden. Sie nahmen alles wortlos hin, die Trümmern, die Entbehrungen des Lebens, und dass sie manchmal hungern mussten. Die Gymnasiasten träumten davon, Leutnant zu werden, „und wenn das Fliegerkorps Knaben gesucht hätte, wären die Schulzimmer im Augenblick zu verlassenen Räumen geworden.“ (1,312)

Der Einbruch des Krieges wird aus der Sicht der Bevölkerung beschrieben. Die Menschen erlebten die Zerstörung ihrer Stadt als Feuer: „Im Osten aber schlug der Krieg mit dem ersten Schlag ein. Er war sofort da. Er kam augenblicklich. Er war hart, flammend und mörderisch. Niemand konnte ihm widerstehen.“ (1,321) Nach dem anfänglichen Vormarsch des Feindes konnten die Deutschen die östlichen Gebiete zurückerobern: „Geschehen war das Eindringen des Feindes in das Land. Geschehen war die Verwüstung der Städte. Geschehen war endlich die im Sieg über die fremde Horde triumphierende Schlacht; und geschehen war die Heimkehr der dem Sieger Dankbaren zu den zerstörten Stätten.“ (1,321 f) Der Baumeister bewarb sich um den Eintritt in das Heer und wurde wegen seiner schwächlichen Konstitution abgewiesen. Er wurde mit der verantwortungsvollen Arbeit des Wiederaufbaus der Stadt betraut, musste aber feststellen, dass er glücklos seiner Aufgabe nachging, weil er sich lieber dem schönen Tod des Helden hatte anheimgeben wollen. Er hatte Schuldgefühle, weil er Orloga davon abgehalten hatte, ihrer Aufgabe nachzugehen. Süde verglich die Freiheitskämpfer des Balkanlandes mit den jungen Freiheitskämpfern seines Landes, er meint damit die deutschen Soldaten, und macht sich Vorwürfe, weil er von der Aufgabe und dem Zwang verlockt wurde, „verlockt, auf dem Wege auch dieser Möglichkeit des Sterbens, die ihm gut schien, sich zu entziehen“ (1,329) Südes Gedanken haben zwei Deutungsmöglichkeiten. Einerseits können seine Worte als Aufforderung zum Widerstand gegen die Nazidiktatur verstanden werden. Andererseits kann man sie auf den Ersten Weltkrieg beziehen. In diesem Fall orientieren sich Südes Gedankengang und Sprachgebrauch an der Auffassung der frühen Expressionisten, die später zu Kriegsgegnern und Pazifisten wurden.<sup>10</sup> Diese Deutungsmöglichkeiten ergeben sich

---

<sup>10</sup> Vgl. Quack [Anm. 5], S. 49.

aus Südes Gedanken über den großen Umbruch: „Er wußte, daß er das Neue nicht schaffen konnte, weil der große Umbruch sich noch nicht vollzogen hatte. Draußen geschahen die Kämpfe. Aus den Kämpfen würden die Werte kommen. Und mit den Werten vielleicht das lebenswerte Leben.“ (1,346 f) Im Kontext des Romans ist der große Umbruch eine mögliche sozialistische Revolution, eine geistige Umorientierung und nicht die Machtergreifung der Nationalsozialisten. Hier wirken auch die expressivistischen Gedanken über den Zeitenwandel und die geistige und moralische Erneuerung. Südes Vater verkörpert die absterbende bürgerliche Tradition, die überwunden werden sollte. Der Vater ist Vertreter des preußischen Pflicht-Ethos: „und die Pflicht war immer die Aufgabe, die von den Höheren einem aufgetragen wurde“ (1,331). Der Vater würde ihm raten: „tue das Kleine, denn es ist das Große, tue das Mögliche, und es wird gut sein, nütze deine Kraft, wie man sie nützen will, und folge den Höheren, die dir bestimmt sind, den Höheren, die du siehst und die du hörst und nicht den, ach, wie täuschenden, unsichtbaren Mächten der Zeit“. (1,331)

Er zweifelt immer stärker an den vom Vater geerbten Idealen. Aber anstatt diese Ideale aufzugeben, steigert er sein Pflichtgefühl, so dass er zu einer Karikatur der Pflichterfüllung wird: „Von dem Baumeister hieß es nur, und mit leichtem Schauder und Sichbekreuzigen wie vor dem Gottseibeius, daß er eine unmenschliche, gespenstisch knöcherne Maschine der Pflicht im Dienste des Staates sei.“ (1,315)

Gegen Ende des Romans wird die künstlerische Freiheit noch einmal mit dem bürgerlichen Pflicht-Ethos in einer Vision konfrontiert:

Johannes von Süde aber sah, von seinem Pult durch die Glastür in den Saal der Zeichner und über sie hinweg blickend, sah, in der Weise einer Vision, die Pflicht über allem sich erheben. Marmor formte sie sich in der regungslosen Luft des Büros zu einem Standbild und war wie ein Grabengel aus dem Vorgarten des Steinmetzen beim neuen Friedhof. Erst nur starr und ehern das Haupt des toten Vaters tragend, wandelte sich die Erscheinung dann, indem sie kopflos wurde und ihr Flügel wuchsen, zur schreitenden Göttin des Sieges, zur Statue der Victoria von Samothrake, die steinern und von ungeheurer Bewegung ist. (1,411)

Südes Vision zeugt davon, dass Orlogas verführerische Gestalt zunächst durch das Bild des Vaters ersetzt wird, dann erscheint die kopflose, zur Statue gewordene Allegorie der Pflicht. Die einem Grabengel ähnliche Statue erinnert an die Liebesbegegnung mit Orloga auf einem Friedhof. Die Allegorie der Pflicht geht über in die Figur der antiken Siegesgöttin. Nike symbolisiert die europäische Kunstgeschichte, durch sie werden auch der 'Kriegsaufbruchsgenius' und das 'Zeichen künstlerischer Siege' dargestellt. Die Pflicht tritt anstelle der lebendigen Frauengestalt und erobert das Reich seiner künstlerischen Phantasie.<sup>11</sup>

Kalines Umfall bringt ihn zu einer neuen Überzeugung: „Die Pflicht allein – sie kann das volle, das ganze, das wirkliche und das Ganze umfassende Leben nicht sein.“

---

<sup>11</sup> Vgl. Doering, Sabine: Das phantastische Gefängnis. Strukturen der Abgeschlossenheit in Wolfgang Koeppens Roman *Die Mauer schwankt*. In: Häntzschel, Günter u. Leuschner, Ulrike: *Jahrbuch der Internationalen Wolfgang Koeppen-Gesellschaft*, 2 (2003), München: Iudicium 2003, S. 9–28, hier: S. 23–24.

[...] ‘Man muß um den höheren Sinn jeder Pflicht wissen; er allein ist die Weihe.’“ (1,416)

Johannes von Süde wollte die Stadt im Sinne einer neuen Zeit modern aufbauen. Seine Absicht scheiterte aber, denn die Bewohner der Stadt widersetzten sich seinem Wunsch, weil sie ihre alte Stadt wiederherstellen wollten. Der Baumeister baute Häuser, „die weder großartig noch neu, sondern provinziell und von einer gestrigen Bürgerlichkeit waren. Und er sah die Menschen [...] bis wieder eine Katastrophe, ein neuer Feind, eine neue Zerstörung sie würde aufschrecken und fliehen lassen.“ (1,345) Parallel mit der Unmöglichkeit der Modernisierung der Stadt ist auch die Erneuerung der Gesellschaft ohne einen Bruch mit der Vergangenheit nicht möglich. Das Mörtelwerk, ein Symbol der zerstörerischen Kräfte, gewinnt an Bedeutung, während sich das Neue, auf morschem Boden gebaute, sich der neuen Macht nicht widersetzen kann. Südes Unheilvisionen bestätigen sich.<sup>12</sup>

Die von den Stadtbewohnern gewünschte ruhige bürgerliche Zeit war die alte Zeit, die eine Zeit der Kontinuität und der Lebenszuversicht war. Die Hauptfigur Süde und der Erzähler sind sich der Widersprüchlichkeit und der Endlichkeit der Epoche bewusst.

Der Erzähler ist ein auktorialer Erzähler, der mit dem Leser das Wissen vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges teilt. Er erzählt die Vorkriegszeit und die Kriegszeit ohne genaue topographische und zeitliche Bestimmung, deshalb klingt alles sehr allgemein. Koeppen brauchte diese Unbestimmtheit, um das nationalsozialistische Regime im Bilde des Balkanlandes getarnt schildern zu können. Der Erzähler verurteilt die Blindheit der Menschen den Zeichen gegenüber, ihre Unfähigkeit, sich zu verändern.<sup>13</sup> Man kann daraus die Lehre ziehen, dass der kriegerische Trieb des Menschen alles vernichtet und auf Änderung keine Hoffnung ist. Von der fehlenden Einsicht der Menschen, von seiner Unveränderlichkeit zeugt die Schlusszene. Sogar nach der Erklärung des Waffenstillstandes fallen Schüsse. Südes Neffe Gert, Kalines Sohn und der Sohn des Lehrers Jendreizek werden getroffen, diejenigen, die nichts mit dem Krieg zu tun hatten. Den Baumeister überfallen Gefühle des Zweifels: „War dies die Pflicht, die versäumte Pflicht gewesen? Oder war es noch zu keinem Tun zu spät; vermochte er es noch, er, der nicht Vater war, die Söhne zu retten?“ (1,419) Die Gefahr ist nur vorläufig vorbei: „Diesmal sind sie gerettet“ (1,419).

Ramona Werner beobachtet einen Wandel von Koeppens Preußen-Bild von den Reportagen der Anfangsjahre über das negative Bild in der Nachkriegstrilogie und in *Jugend*. Der Preußen-Diskurs wird durch einen geschichts- und kulturphilosophischen Diskurs ergänzt, der die Modernisierung und die Entwicklung der menschlichen Zivilisation thematisiert.<sup>14</sup>

Werner betont, dass das Preußen-Bild von Koeppen in verschiedene Felder unterteilt werden könne. Während das eine Feld mit größenwahnsinnigen, autoritätshörigen Attributen besetzt wird, betont das andere positive Aspekte. Preußen bedeutet hier den

---

<sup>12</sup> Vgl. Manola [Anm. 6], S. 145.

<sup>13</sup> Vgl. Manola [Anm. 6], S. 166.

<sup>14</sup> Vgl. Werner [Anm. 8], S. 11.

Staat der Aufklärung, des Klassizismus, einen Staat, in dem hervorragende Wissenschaftler und Künstler wirkten.<sup>15</sup>

Das spezifisch-preußische Gehalt des Romans offenbart sich im Tugendkanon, der sich an Kants *Kritik der praktischen Vernunft* orientiert. Die Handlungsorte sind die preußischen Provinzen Pommern (Greifswald) und Masuren (Ortelsburg).<sup>16</sup>

Werner beschreibt die im Roman vorkommenden Ideen der konservativen Revolution. Zu diesen gehört auch der Fatalismus. Süde teilt mit Orloga die Idee, dass das Schicksal der Menschen vorbestimmt ist. Typisch sind auch die Vorstellung eines Epochenumbruchs, und die Idee, dass man an die Grenze der alten Zeit geraten ist. Koeppen rezipiert hier Gedanken Moeller van Brucks und Oswald Spenglers.<sup>17</sup>

Werner zufolge kulminiere in dem Satz „geschehen war endlich die im Sieg über die fremde Horde triumphierende Schlacht“ die Vermischung der Idealisierung der Ordensritter und des mittelalterlichen Reichsgedanken. Zu diesen Gedanken gesellt sich das Zeitenwendenmetaphorik, diese zusammen verkörperten, so Werner, das Ideengut der konservativen Revolution. Die Darstellung des archaischen, bäuerlich-einfachen Lebens hat keinen völkisch-rassistischen Unterton. Außer dem Traditionalismus, der Sozialromantik, dem Pflichtbegriff wird noch die Kapitalismuskritik zu dem Ideengut der konservativen Revolution gezählt. Von den Figuren muss in dieser Hinsicht der Mörtelwerksbesitzer genannt werden, der den rücksichtslosen Kapitalisten vertritt. Es lässt Kriegsgefangene arbeiten, die aus Bauschutt einen neuen Baustoff herstellen.<sup>18</sup>

Astrid Erll vergleicht in ihrem Buch über den Gedächtnisroman<sup>19</sup> deutsche mit englischen Kriegsromanen. Sie betont, dass in der Germanistik Romane über den Ersten Weltkrieg unter dem Eindruck des Scheiterns der Weimarer Republik und der Machtübernahme der Nationalsozialisten stehen. Sehr oft wird der ideologische Hintergrund untersucht. In der anglistischen Forschung wird hingegen der literaturhistorische Status dieser Romane mehr akzentuiert. Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg

---

<sup>15</sup> Ebd., S. 15.

<sup>16</sup> Ebd., S. 170.

<sup>17</sup> Koeppen beschäftigte sich ausführlich mit dem Werk von Moeller van den Bruck, dessen Gestalt für die Figur Johannes von Süde zum Teil als Vorbild diente. Er hat sogar einen Essay über ihn veröffentlicht mit dem Titel *Moeller van den Bruck. Von der „Italienischen Schönheit“ über den „Preußischen Stil“ zum „Dritten Reich“*. In: Koeppen, Wolfgang: *Gesammelte Werke I*, 26–33. Koeppen zufolge war Moeller van den Bruck einer der wichtigsten geistigen Wegbereiter des neuen Nationalismus sozialer Prägung. Dostojewski war seine erste Rebellion gegen den westlichen Geist und die erste Parteinahme für den Osten, den für ihn nicht Russland, sondern Preußen bedeutete. Es beschrieb den so genannten Preußischen Stil, den Stil einer Gesinnung und eines politischen Bewusstseins. Für Moeller van den Bruck war die Architektur zum künstlerischen Ausdruck dieses Landes geworden. Er hat eine Monographie mit dem Titel *Der Preußische Stil* geschrieben. Koeppen hebt hervor, dass Moeller zu denen gehörte, die die Revolution von 1918 nicht überraschte. Ihre Art war für ihn schlimm, weil er die Revolution westlerisch liberalistisch verlaufen sah, die Anschluss an die Siegerstaaten suchte. Nach 1918 rang er um die idealistische deutsche Revolution. 1923 erschien sein Buch *Das Dritte Reich*, das sein politisch-völkisches Bekenntnis bringt.

<sup>18</sup> Vgl. Werner [Anm. 8], S. 184.

<sup>19</sup> Erll, Astrid: *Gedächtnisromane. Literatur über den ersten Weltkrieg als Medium englischer und deutscher Erinnerungskulturen in den 1920er Jahren*. Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag, 2003, S. 7.

in literarischen Werken zeugt von konkurrierenden Gedächtnislagern sowohl in der deutschen als auch in der englischen Literatur.

Am 1. August 1933 ist im Berliner Börsen-Courier ein Beitrag mit dem Titel *Masuren, August 1914. Die Zerstörung der Stadt Ortelsburg, die Russenflucht und der Sieg von Tannenberg*<sup>20</sup> erschienen, in dem Koeppen die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges in der Stadt Ortelsburg und in ihrer Umgebung schildert. Die Kriegsgeschehnisse werden überraschend nüchtern, ohne jede Wertung beschrieben. Die Stadt Ortelsburg wurde im August 1914 von den Russen zerstört und niedergebrannt. Es verbreitete sich die Nachricht, dass Ostpreußen geräumt und bis zur Weichsel dem Feinde preisgegeben werde sollte.

Das Verhalten und Denken der Bevölkerung widersprechen der normalen Reaktion in solchen Situationen: „Man hatte ein unbegrenztes Vertrauen zu den deutschen Soldaten und glaubte an keine direkte Gefahr.“<sup>21</sup> Als die nahen Dörfer brannten, wurde die Stadt „von unseren Soldaten“<sup>22</sup> restlos geräumt. Am 22. August hatten die Russen die Stadt besetzt. Das Verhalten der Besatzung war gegenüber der Bevölkerung in der ersten Zeit freundlich, nach der Schlacht bei Tannenberg war die Stimmung der Russen ungnädiger. Die russischen Soldaten haben gemäß Befehl gehandelt, indem sie ganze Straßenzüge in Flammen steckten.

Koeppen benutzt Ausdrücke wie „es geschah“ und „es ereignete sich“<sup>23</sup>, um den Schein einer objektiven historischen Beschreibung aufrechtzuerhalten. Die Geflohenen hörten von dem Geschehenen, und obwohl sie um die Heimat weinten, bekamen sie auch gute Nachrichten: „Während die anderen Deutschen die Nachricht von dem Schrecken gleichzeitig mit der des Sieges von Tannenberg erhielten und zum ersten Mal den Namen Hindenburg in jubelnder Freude nannten.“<sup>24</sup>

Den deutschen Infanterieregimenten gelang es, zur Entlastung der Besatzung in die Stadt zu gelangen. Danach begann aber die russische Artillerie mit der eigentlichen Zerstörung der Stadt. Am Ende der Schlacht konnte man anstatt einer Stadt einen Berg von Ruinen erblicken. Obwohl die Deutschen die Russen vertrieben hatten, war die Stadt total zerstört. Als die Flüchtlinge zurückkehrten, sahen sie schon den Aufbau und die Möglichkeit eines neuen Lebens.

Nicht einmal der letzte Satz thematisiert das Wesen des Krieges, seine Ursachen oder die Gefahr eines kommenden Krieges: „so sind die nun von Gärtners Hand gepflegten Gräber doch eine Mahnung an die Jugend, die in Masuren aufwächst, in einem Gebiet, das, wenn auch für Tage nur, vom Feind genommen war.“<sup>25</sup>

Als Koeppens Bericht erschien, war Hitler schon einige Monate an der Macht. Vielleicht ist der sachliche Ton des Berichts mit dieser Tatsache zu erklären. Koeppen

---

<sup>20</sup> Koeppen, Wolfgang: *Masuren, August 1914. Die Zerstörung der Stadt Ortelsburg, die Russenflucht und der Sieg von Tannenberg*. In: *Wolfgang Koeppen. Gesammelte Werke 5. Berichte und Skizzen II*, S. 88–95, hier: S. 88–99.

<sup>21</sup> Ebd., S. 89.

<sup>22</sup> Ebd.

<sup>23</sup> Ebd., S. 93

<sup>24</sup> Ebd.

<sup>25</sup> Ebd., S. 95.

## Erinnerungsdiskurs in Wolfgang Koeppens Roman

schreibt über das Leid, über die Verluste der Bevölkerung, über die Zerstörung der Stadt, aber weder idealisiert oder glorifiziert er den deutschen Soldaten, noch bewertet, kommentiert er die Ursachen und die Ereignisse, die zum Krieg geführt haben.



## Entfremdung durch Kriegserfahrung bei Stefan Zweig<sup>1</sup>

### Einführung

Stefan Zweig, einer der bedeutendsten Vertreter der österreichischen Literatur, ließ sich von der Lehre von Sigmund Freud stark beeinflussen, was wir u.a. auch bei den Charakterfiguren seiner Werke beobachten können. Ihr Denken und Handeln werden von geheimen sowie von unterbewussten Trieben motiviert.

Der 1881 geborene Zweig beging im Jahre 1942, weit weg von seiner Heimat, im brasilianischen Petropolis mit seiner Frau Selbstmord. Das Motiv dieses Selbstmords war offenbar seine Enttäuschung, dass die Zeit, mit der er sich leidenschaftlich verbunden fühlte, unwiderruflich unterzugehen drohte. Diese Trostlosigkeit erschütterte seine bereits brüchige Innenwelt so tief, dass er glaubte, mit seiner eigenen Metaphorik, „ohne Boden unter unseren Füßen zu leben, ohne Recht, ohne Freiheit, ohne Sicherheit“<sup>2</sup>, zumal die finsternen Tage Europas im 2. Weltkrieg ihm die letzten Hoffnungen zu Nichte gemacht hatten.

In seiner bereits im Jahre 1927 erschienenen Erzählung *Episode am Genfer See*, die sich mit dem Thema Erster Weltkrieg befasst, geht es ebenfalls um Hoffnungslosigkeit und Selbstmord des russischen Soldaten Boris.

In meinem Beitrag will ich mich sowohl mit dieser Analogie, als auch mit dem Verhältnis der Liebe zur Hoffnung und Lebenslust auseinandersetzen.

### 1. *Episode am Genfer See* (urspr. *Der Flüchtling*)

Liest man Stefan Zweigs *Episode am Genfer See*, eine von seinen berühmten *Amok*-Novellen<sup>3</sup>, denkt man daran, dass die Ursachen des seelischen Zusammenbruchs des Protagonisten Boris nicht in körperlicher Erschöpfung sondern vor allem in der Angst und Hoffnungslosigkeit, sein Zuhause nie wieder zu erreichen, liegen könnte.

Boris ist einer der Soldaten, die in einer Phase des Ersten Weltkriegs in den vollgestopften Wagen von Russland nach Frankreich transportiert worden sind. Beim ersten Angriff wird er am Bein verwundet, und nach seiner Genesung erkundigt er sich, in welcher Richtung seine Heimat Russland etwa liegen könnte, und er flüchtet, um nach Hause zurück zu kommen. Tagsüber versteckt er sich in Heuschobern,

---

<sup>1</sup> Dieser Beitrag wurde von dem BAP [Büro für wissenschaftliche Forschungsprojekte] der Necmettin Erbakan Universität finanziell unterstützt.

<sup>2</sup> Vgl. Zweig, Stefan: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag, 1944, S. 20. Vgl. noch <http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-welt-von-gestern-6858/3> (07.09.2014) (Um ein hypertextuelles Lesen zu ermöglichen, will ich im Folgenden auch auf die entsprechenden Webseiten der zitierten Stellen verweisen.)

<sup>3</sup> Vgl. Zweig, Stefan: *Amok. Novellen einer Leidenschaft*. Leipzig: Insel-Verlag, 1931.

nachts füttert er sich mit Früchten und gebetteltem Brot durch, und er gelangt mit Hilfe eines aus Balken zusammengefügt Gefährtes zu der anderen Seite des Sees. Die erreichte Ortschaft, die er für seine Heimat hält, ist eigentlich das schweizerische Dorf Villeneuve. Erschöpft und fast erfroren, weil *splitternackt*, wird er von einem Fischer entdeckt und er bedeckt sich mit dem vom ihm geschenkten Fischnetz. Er erregt mit seiner Anwesenheit eine große Aufregung im Dorf, wo eigentlich ein eintöniges Leben herrscht. Für den Protagonisten am schlimmsten ist, dass er sich in seiner Muttersprache nicht verständigen kann. Zweig (der Autor) schildert die tröstende Funktion der Muttersprache wie folgt:

Kaum hatte er den ersten Laut seiner heimischen Sprache vernommen, zuckte der Verängstigte auf, ein breites Lachen teilte sein gutmütiges Gesicht von einem Ohr zum anderen, und plötzlich sicher und freimütig erzählte er seine ganze Geschichte.<sup>4</sup>

Aber seine Geschichte ist nur insofern interessant, als sie die Eintönigkeit des Lebens in diesem Dorf, das er zufällig betritt, bricht. Manche meinen sogar, dass es sich nicht lohne, über diesen „dummen“ Mann zu reden. Die Uninteressiertheit bzw. Gleichgültigkeit ist soweit sichtbar, dass die offiziellen Behörden nicht wissen, was sie mit ihm, dem Menschen Boris, anfangen sollen. Schließlich erklärt sich ein Hotelmanager bereit, Boris' Verpflegung für acht Tage zu übernehmen und diese unerwartete Lösung des Problems stellt alle zufrieden.

### 1.1. Muttersprache als geistiger Zufluchtsort<sup>5</sup>

Boris' Auge verfolgt während der ganzen erregten Diskussion die Lippen des Managers, der als einziger seine Muttersprache Russisch beherrscht. Der Autor vergleicht seine Haltung mit „Anbetung“: ganz unbewusst hob er, als jetzt der Wortlärm abschwoll, durch die Stille beide Hände flehentlich gegen ihn auf, wie Frauen vor einem heiligen Bild.<sup>6</sup> Genau das Gegenteil dieser Haltung lässt sich dann beobachten, als der Manager sich entfernt:

Unbeweglich starrte der Flüchtling ihm nach, und in dem Maße, wie der einzige, der seine Sprache verstand, sich entfernte, verdüsterte sich wieder sein schon erhellteres Gesicht. Mit zehrenden Blicken folgte er dem Entschwindenden bis hinauf zu dem hochgelegenen Hotel, ohne die anderen Menschen zu beachten.<sup>7</sup>

---

<sup>4</sup> Zweig, S.: *Novellen*, Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1970, S. 400. Auch unter: <http://www.dhhh.eu/pdf/17StefanZweig.pdf> (Zugriff am 13.09.2014)

<sup>5</sup> Kirjuchina, Ljubow: *Sowjetdeutsche Lyrik (1941–1989): zu den Themen „Muttersprache“ und „Heimat“ als narrativer Identitätsakt, Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund*. Bd. 29, Wiesbaden: Otto Harrassowitz Verlag, 2000, S. 88.

<sup>6</sup> Zweig [Anm. 4], S. 402.

<sup>7</sup> Ebd.

Boris' Gesicht und damit seine ganze Hoffnung verdüstern sich, bis er ihn wiedersieht. In diesem von einer fremden Sprache umgebenen Ort kann er trotz des Riesenhungers auch die Suppe, die ihm geschenkt wird, nicht essen, seine Hände zittern und er kann seine Tränen nicht mehr unterdrücken: Plötzlich lief eine dicke Träne die Wange herunter und tropfte schwer auf den Tisch.<sup>8</sup> Er will so bald wie möglich das ihm fremde Land verlassen; ihm ist alles gleich, ob er die Grenze nicht überschreiten darf und in diesem Fall verhaftet wird. Er beharrt auf seinen Wunsch, wegzugehen und beklagt: Die Menschen verstehen mich hier nicht, und ich verstehe sie nicht.<sup>9</sup>

## 1.2. Der Verlust des Spracherbes

Zweig begnügt sich nicht nur damit, die Sprache mit Sehnsuchtsgefühl und Verfremdung als einen „Zufluchtsort“ bzw. als „Heimat“ darzustellen, sondern versucht noch erleben zu lassen, dass alltäglich benutzte Wörter nicht mehr da bzw. nicht mehr aktuell sind. Genauso wie Boris' Nacktheit metaphorisch für seine Schutz- und Wehrlosigkeit betrachtet werden kann, könnte jedes alltägliche Wort, das ihm verlorengeht, ein Stück Kleidung sein, das ihm abgenommen wird. Einer der Schocks, den Boris erleiden muss, geschieht mit dem Verlust eines derart „signifikanten“ Wortes. Da er keine Ahnung hat, dass der Zar mit der Oktoberrevolution 1917 abgesetzt worden ist, wird er überrascht (Ein letztes Licht erlosch in seinen Blicken)<sup>10</sup> davon zu erfahren, dass es keinen Zaren mehr gibt. „Zar“ bedeutet für ihn nicht nur eine Person, sondern ist ein Wort, das mit Heimat/Vaterland identisch ist: »Es gibt keinen Zaren mehr?« Dumpf starrte er den anderen an. Ein letztes Licht erlosch in seinen Blicken, dann sagte er ganz müde: »Ich kann also nicht nach Hause?«<sup>11</sup> Er wurde in den Krieg geschickt, um für den Zaren und für Russland zu kämpfen; nun gibt es aber weder den Zaren noch Russland. Der Autor lässt Boris das Wort ‚abgesetzt‘ wiederholen (er wiederholt es, ohne zu verstehen) und damit wird es betont. ‚Abgesetzt‘ kann hier für viele andere Bedeutungen stehen; geputscht, verkauft werden, von der Heimat weggetrieben, rausgeschmissen, weggeschickt werden usw. Alle diese Bedeutungen gelten nicht nur allein für den Zaren, sondern auch für Boris.

Stefan Zweig musste dieselbe Erfahrung, die heimatlichen Wörter, die als ‚historisches Kulturerbe‘ gelten können, zu verlieren, am eigenen Leibe machen, als er den Kaiser Karl I. (1887–1922), der sein Land zwangsläufig verlassen musste, an einem Bahnhof an der österreichischen Grenze erkannte:

Es war ein historischer Augenblick, den ich erlebte – und doppelt erschütternd für einen, der in der Tradition des Kaiserreichs aufgewachsen war, der als erstes Lied in der Schule das Kaiserlied gesungen, der später im militärischen Dienst diesem Manne, der da in Zivil-

---

<sup>8</sup> Zweig [Anm. 4], S. 403.

<sup>9</sup> Ebd., S. 405.

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> Ebd.

kleidung ernst und sinnend blickte, »Gehorsam zu Land, zu Wasser und in der Luft« geschworen.<sup>12</sup>

»Der Kaiser, dieses Wort war für uns der Inbegriff aller Macht, allen Reichtums gewesen, das Symbol von Österreichs Dauer, und man hatte von Kind an gelernt, diese zwei Silben mit Ehrfurcht auszusprechen. Und nun sah ich seinen Erben, den letzten Kaiser von Österreich, als Vertriebenen das Land verlassen. [...] Die ruhmreiche Reihe der Habsburger, die von Jahrhundert zu Jahrhundert sich Reichsapfel und Krone von Hand zu Hand gereicht, sie war zu Ende in dieser Minute. Alle um uns spürten Geschichte, Weltgeschichte in dem tragischen Anblick.<sup>13</sup>

### 1.3. Nacktheit: Schutzlosigkeit/Heimatlosigkeit

Nachdem Boris gesehen hat, dass niemand ihm helfen kann, in seine Heimat zurückzukehren, wo seine Kinder auf ihn warten, und dass er die Fremde nicht aushalten kann, dankt er dem Hotelmanager, der ihm hilft, und geht weg, aber nicht dem Gasthof entgegen, in dem er übernachten soll, sondern schreitet die Stufen hinab zum See zu, genauso, wie der Autor selbst, der später im Exil auch den Freitod wählt.

Ein Zufall wollte es, dass derselbe Fischer am nächsten Morgen den nackten Leichnam des Ertrunkenen auffand. Er hatte sorgsam die geschenkte Hose, Mütze und Jacke an das Ufer gelegt und war ins Wasser gegangen, wie er aus ihm gekommen.<sup>14</sup>

Boris' Schutz- und Heimatlosigkeit wird mit „Nacktheit“<sup>15</sup> metaphorisch zum Ausdruck gebracht. Der nacktste Tag seines Lebens bedeutet für ihn den schlechtesten Zustand der Verwahrlosung. Zweig verwendet das Wort „nackt“ in diesem Sinne auch, um den letzten Grad des Schamgefühls auszudrücken. Im Roman *Ungeduld des Herzens* erlebt Anton Hofmiller, der ein gelähmtes Mädchen zum Selbstmord führte, weil er ihm keine Gegenliebe schenkte, genau dieses Schamgefühl, als er den Arzt des Mädchens erblickte:

Ich begann zu zittern und schob hastig die Hand vor mein Gesicht, um wenigstens im Dunkel geschützt zu sein. (...) Als saße ich splitternackt im Dunkel unter all den wohlgekleideten und wohlstandigen Menschen...<sup>16</sup>

Seine Schuldgefühle bringen ihn schließlich dazu, sich in einer sinnlosen Flucht in die Kämpfe des beginnenden Ersten Weltkriegs zu stürzen.<sup>17</sup>

---

<sup>12</sup> Zweig [Anm. 2], S. 325.

<sup>13</sup> Zweig [Anm. 2], S. 326. Auch unter: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-welt-von-gestern-6858/14> (letzter Zugriff: 14.09.2014) und <http://www.news.at/a/news-serie-teil-3-oesterreichs-stunde-null-am-12-11-1918-kleinstaat-201345> (Zugriff am 06.09.2014)

<sup>14</sup> Zweig [Anm. 4], S. 402.

<sup>15</sup> vgl. Uzuner, Buket: *Ayn En Çıplak Günü*. 7. Bas., Istanbul : Remzi Kitabevi, 1993.

<sup>16</sup> Zweig, Stefan: *Ungeduld des Herzens*. Roman, Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1995 (Bd. 1679). Auch unter: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/ungeduld-des-herzens-6867/33> (Zugriff am 06.09.2014)

Zweig meint im Roman *Geduld des Herzens*, dass diejenigen, die für andere leben, nicht mehr frei wären. „Zum erstenmal beginne ich zu ahnen, daß [...] jedwedem, der teilnimmt an fremdem Schicksal, etwas genommen wird an Freiheit des eigenen.“<sup>18</sup> Boris' demütiges und eindringliches Flehen bei einem Fremden um seine Freilassung, um nach Hause zu kommen, sollte man nicht nur auf sein eigenes/persönliches Bedürfnis zurückführen. Sein Problem ist in der Fremde nicht nur Sprachunkundigkeit. Besonders die Sorge um die Kinder und um seine Familienverantwortung machen ihn sehnsüchtig, krank und fertig:

Aber, Herr, sie können mir doch nicht verbieten, zu meiner Frau heimzukehren und zu meinen Kindern! Ich bin doch nicht mehr Soldat!<sup>19</sup>

Was soll ich jetzt tun, Herr? Ich muss nach Hause! Meine Kinder schreien nach mir. Ich kann hier nicht leben. Hilf mir, Herr! Hilf mir!<sup>20</sup>

Er habe sein Gewehr weggeworfen und tue den Menschen doch nichts! Warum sollten sie ihn nicht zu seiner Frau lassen, wenn er sie um Christi willen bittet? In diesem Augenblick sehen wir in der Person des Managers den Autor auf seine Frage antworten: „Nein“, sagte er, „sie werden dich nicht hinüberlassen, Boris. Die Menschen hören jetzt nicht mehr auf Christi Wort.“<sup>21</sup>

Jahre später geriet auch Zweig in einen ausweglosen Zustand wie Boris, dessen Geschichte er erzählt. Im Ausland, im Jahre 1939, von den Nazis „dreimal Haus und Existenz umgeworfen, von jedem Einstigen und Vergangenen gelöst und mit ihrer dramatischen Vehemenz ins Leere geschleudert“<sup>22</sup>, drückt er sich im Vorwort des Werkes *Die Welt von Gestern* wie folgt aus: „Denn losgelöst von allen Wurzeln und selbst von der Erde, die diese Wurzeln nährte, – das bin ich wahrhaftig wie selten einer in den Zeiten.“<sup>23</sup> Doch „man lebte gut, man lebte leicht und unbesorgt in jenem alten Wien und ›Leben und leben lassen‹ war der berühmte Wiener Grundsatz.“<sup>24</sup> ein Grundsatz, der sich unwiderstehlich in allen Kreisen durchsetzte. Seiner Meinung nach kann nur der mit gutem Gefühl die Gegenwart genießen, wer sorglos in die Zukunft blicken kann<sup>25</sup>. Aber doch musste Zweig die folgende bittere Feststellung machen:

---

<sup>17</sup> Zweig [Anm. 16], S. 452.

<sup>18</sup> vgl. ebd., S. 86, 98. Auch unter: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/ungeduld-des-herzens-6867/7> (Zugriff am 14.09.2014) und <http://gutenberg.spiegel.de/buch/ungeduld-des-herzens-6867/19> (Zugriff am 14.09.2014)

<sup>19</sup> Zweig [Anm. 4], S. 405.

<sup>20</sup> Ebd., S. 406.

<sup>21</sup> Ebd., S. 405.

<sup>22</sup> Zweig [Anm. 2], S.9. Auch unter: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-welt-von-gestern-6858/2> (Zugriff am 07.09.2014)

<sup>23</sup> Ebd., S. 10.

<sup>24</sup> Ebd., S. 40.

<sup>25</sup> Ebd., S. 17.

[B]eharrlich waren unsere Väter durchdrungen von dem Vertrauen auf die unfehlbar bindende Kraft von Toleranz und Konzilianz. Redlich meinten sie, die Grenzen von Divergenzen zwischen den Nationen und Konfessionen würden allmählich zerfließen ins gemeinsame Humane und damit Friede und Sicherheit, diese höchsten Güter, der ganzen Menschheit zugeteilt sein (...) [Doch] wir haben allmählich uns gewöhnen müssen, ohne Boden unter unseren Füßen zu leben, ohne Recht, ohne Freiheit, ohne Sicherheit.<sup>26</sup>

Davon ausgehend haben wir uns, um uns in die verzehrende/verzerrende Sehnsucht von Zweig und dem russischen Soldaten Boris richtig hineinzufühlen, die Folgen der Tatsache, das sichere Gestern und das sorglose Morgen zu verlieren, genau vorzustellen.

## 2. Sicherheit in der Liebe

Nun möchte ich hier, allerdings ohne einen direkten Bezug zu Zweigs Situation, als Beispiel dafür, wie man das Problem der Schutz- bzw Hoffnungslosigkeit überstehen kann, eine Erzählung (*Bir Siyah Saçlı Kadının Gezî Notları* [Reisetagebuchnotizen einer schwarzköpfigen Frau]) von Buket Uzuner heranziehen, die das Motiv eines „Russen als Kriegsflüchtling“ aufgegriffen hat. Uzuner erzählt von einem Erlebnis der Mutter ihrer Freundin:

Im Zweiten Weltkrieg verberg [Dagrün], die Mutter von Tone, die zu jener Zeit ein junges Mädchen war, im Keller ihres kleinen Hauses einen russischen Soldaten. Tagelang erzählte dieser dem norwegischen Mädchen, das ihn ernährte und verberg, vieles in seiner Sprache, aber sie verstand kein einziges Wort. Stundenlang saßen sie Hand in Hand, sahen einander in die Augen und stellten sich eine Welt ohne Nazis vor. Ob Dagrün sich wirklich in den jungen Russen verliebt hat oder ob das nur eine Kriegsphtantasie war, weiss sie nur selber, aber erzählte mir diese Romanze so, dass ich beides für möglich halten kann. Dann zogen die Nazis besiegt zurück und an jenem Tag sangen Dagrün und der Russe beide in ihrer eigenen Sprache dieselbe Hymne: die Internationale.<sup>27</sup>

Sprachbarriere und die Notlage, sich im Krieg vor dem Feind im Keller verbergen zu müssen usw. stört den jungen Russen nicht. In aller Entbehrung überlebt er durch Hilfe eines fremden Mädchens den Krieg und schaut positiv in die Zukunft, sodass er zuversichtlich die Internationale singen kann. „Der Feind“ erscheint hier als Freund und die Liebe als Grundbedürfnis des Menschen. Etwas Ähnliches beobachtet auch Zweig im Jahre 1915, als er in Uniform eines Titularfeldwebels seinen Auftrag, die Proklamationen und Anschläge der russischen Okkupation zu sammeln, ausführen musste:

Und ich sah zum erstenmal den Feind. In Tarnow stieß ich auf den ersten Gefangenen-transport russischer Soldaten. Sie saßen eingezäunt in einem großen Viereck auf der Erde, rauchten und schwätzten, von zwei oder drei Dutzend älteren, meist bärtigen Tiroler

---

<sup>26</sup> Ebd., S. 19 f.

<sup>27</sup> Uzuner, Buket: *Bir Siyah Saçlı Kadının Gezî Notları*. 6. Bas., Istanbul: Gür Yayınları, 1994, S. 29.

Landsturmsoldaten bewacht [...] Aber diese Bewachung hatte nicht den geringsten martialischen oder drakonischen Charakter. Die Gefangenen zeigten keine wie immer geartete Neigung, zu entfliehen, die österreichischen Landsturmeute keineswegs den Wunsch, die Bewachung streng zu nehmen. Sie saßen kameradschaftlich mit den Gefangenen zusammen, und gerade daß sie sich in ihren Sprachen nicht verständigen konnten, machte beiden Seiten außerordentlichen Spaß. Man tauschte Zigaretten aus, lachte sich an. Ein Tiroler Landsturmmann holte gerade aus einer sehr alten und schmutzigen Brieftasche die Photographien seiner Frau und seiner Kinder und zeigte sie den »Feinden«, die sie einer nach dem anderen bewunderten und mit den Fingern fragten, ob dieses Kind drei Jahre alt sei oder vier.<sup>28</sup>

Die von Einfühlungsvermögen bedingte Einsicht, dass der Andere doch auch ein Mensch ist, erscheint als die einzige Voraussetzung, um die dazwischen stehende Barriere (wenigstens zu ebnen, wenn nicht) abzubauen; in diesem Fall würde die Gefangenschaft nicht so verheerend wirken auf Hoffnungen des Betroffenen, wie es bei Boris der Fall ist. Ein wenig Hoffnung, zurückkehren und in die Zukunft blicken zu können, könnte eine notwendige Stütze bilden, um sich aufrecht zu halten. Denn Boris/Zweig hält es schließlich für unnötig, weiter zu leben, weil er glaubt, diese Hoffnungsstütze für immer verloren zu haben. Wie wichtig das Hoffen auf Morgen ist, will ich nun mit einer anderen Autorin veranschaulichen, die sich auch mit dem Motiv des russischen Soldaten in der Fremde befasst.

### 3. Nach der Hand der Hoffnung greifen

Luise Rinser ist eine der viel gereisten deutschen Autorinnen. Neben literarischen Werken erregte sie auch Aufsehen mit ihren Tagebüchern. Sie wohnte nicht in ihrer Heimat München, sondern in dem italienischen Rocca di Papa. In den siebziger Jahren (1970–72) bereiste sie die Sowjetunion und schrieb ihre Eindrücke in das Tagebuch *Grenzübergänge* nieder. Am letzten Abend ihrer Reise nach Moskau fragte eine Russin sie, warum sie in Italien lebe und nicht in der Bundesrepublik. Rinser meint diesbezüglich:

Sie nimmt es mir übel, sie betrachtet es als Untreue, als Landesflucht, beinahe als Verrat. Sie würde die Sowjet-Union nie verlassen, und sie sagt, Solschenizyn hatte recht, nicht nach Schweden zu fahren für den Nobelpreis mit dem Risiko, nicht mehr in die Sowjet-Union zurückkehren zu können. Diese Russen, was für leidenschaftliche, eigensinnige Patrioten sie sind, auch jene, besonders jene, die von ihrem Vaterland fallengelassen, verraten, geächtet, verbannt worden waren, wie diese [Frau], die fünfzehn Jahre im Lager war.<sup>29</sup>

Alexandr Solschenizyn ist ein russischer, jahrelang politisch verfolgter Autor gewesen. Als er im Jahre 1970 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, dachte man daran, dass er vielleicht nicht wegen seines literarischen Schaffens, sondern aufgrund seiner politi-

---

<sup>28</sup> Zweig [Anm. 2], S.285. Auch unter: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-welt-von-gestern-6858/12> (Zugriff am 12.09.2014)

<sup>29</sup> Rinser, L.: *Grenzübergänge*. Frankfurt am Main: Fischer, 1991 (Bd. 2043), S. 232.

schen Haltung nominiert worden war; da er Stalins Kriegsstrategie und dessen Aussagen kritisiert hatte, musste er von 1945 bis 1953 im Gefängnis sitzen, wonach er dann nach Sibirien verbannt worden ist. Nach einer Ruhephase während der Regierungszeit von Nikita Chruschtschow (bis 1964) wurde er wieder zensiert und hatte weitere Probleme.<sup>30</sup>

Er beklagt 1967 in seinem Brief an das Sekretariat des Schriftstellerverbandes der Sowjetunion die Verleumdungen gegen seine Person. Die dritte der aufgelisteten Verleumdungen war angeblicher „Landesverrat“ und er verteidigte sich diesbezüglich wie folgt:

Bereits drei Jahre lang wird gegen mich, einen Batteriechef, der den ganzen Krieg hindurch gekämpft hat und mit Kampforden ausgezeichnet wurde, eine unverantwortliche Verleumdungskampagne geführt. Ich hätte als Krimineller gesessen, hätte mich in Kriegsgefangenschaft begeben (ich war nie in Gefangenschaft), ich hätte »Vaterland verraten« und »den Deutschen gedient«. So interpretiert man die 11 Jahre, die ich in Lagern und in Verbannung war, weil ich an Stalin Kritik geübt hatte.<sup>31</sup>

In Anbetracht der „beschämenden“ Verleumdung, in Gefangenschaft den Deutschen gedient zu haben, traut sich Solschenizyn nicht, sein Land zu verlassen, um den ihm verliehenen Preis zu bekommen, da er Angst hat, nicht mehr zurückkehren zu können. Offenbar sieht er es als völlig sinnlos an, nobelpreisgekrönt weiter zu leben, falls er nicht mehr zurückkehren kann.

## Fazit

Zweig stellt die Grausamkeit des Krieges und des Gefangenschaftserlebnisses auf literarischer Ebene an der Person von Boris dar. Das unmittelbare und wechselseitige Verhältnis von Liebe und Hoffnung wird auf äußerst „nackte Weise“ zur Sprache gebracht. Ob Boris sich wegen der Gefangenschaftssituation in der Fremde vernichtet fühlte, weil er glaubte, sich nie befreien zu können? Das ist durchaus möglich. Aber jedenfalls waren das Unglück der Hoffnungslosigkeit und der Verlust der Zukunftsaussicht sowie die lieblose Verwahrlosung für ihn die schlimmsten Schicksalsschläge. Das im Titel der Erzählung aufgeführte Wort „Episode“ degradiert einerseits das Geschehen für die Dorfleute zu einer banalen Alltäglichkeit, kündigt aber andererseits an, dass wir im Sinne der novellistisch-gattungstypischen Charakteristik an die zweite Bedeutung denken müssen, nämlich dass Boris in Villeneuve, wo er zufällig eingetroffen ist, bereits den Sinn bzw. die Sinnlosigkeit des Lebens äußerst tief begriffen hat. Im Gegensatz zu den anderen russischen Soldaten, die hier eine gewisse Vergleichsmöglichkeit bieten, musste Boris sich (statt der entbehrten Liebe und eines Stückes Hoffnung) mit dem Mitleiden der Leute in Villeneuve begnügen, die Zweig im Roman *Ungeduld des Herzens* „jenes Mitleid, das gar nicht Mitleiden ist, sondern nur instinktive Abwehr des

---

<sup>30</sup> Nielsen-Stokkeby, Bernd (Hg.): *Der Fall Solschenizyn. Briefe – Dokumente – Protokolle*. Frankfurt am Main: Fischer, 1971 (Bd. 1232), S. 9f.

<sup>31</sup> Ebd., S. 15–16

fremden Leidens von der eigenen Seele.“<sup>32</sup> verurteilt hatte: „[D]as schwachmütige und sentimentale [Mitleid], das eigentlich nur Ungeduld des Herzens ist, sich möglichst schnell freizumachen von der peinlichen Ergriffenheit vor einem fremden Unglück“.<sup>33</sup>

Boris aber entgegnet diesem Mitleid, indem er die geschenkte Hose, Mütze und Jacke zurücklässt und den Freitod wählt, was zu Zweigs Selbstmord eine unmittelbare Parallele darstellt, die man nicht als Zufall ansehen kann. Ich bin der Meinung, dass diese Überschneidung der fiktiven Erlebnisse von Boris mit den tatsächlichen von Zweig tiefenpsychologisch gesehen als eine Erscheinung des dynamischen Unbewussten in Zweigs Seelenleben betrachtet werden sollte.

---

<sup>32</sup> Zweig [Anm. 16], S. 235. Auch unter: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/ungeduld-des-herzens-6867/16> (Zugriff am 14.09.2014)

<sup>33</sup> Zweig [Anm. 16], S. 234 f. Auch unter: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/ungeduld-des-herzens-6867/16> (Zugriff am 14.09.2014)



ANITA SZENTPÉTERY-CZEGLÉDY (BUDAPEST)

**„Ein Training im Ich-Sagen“ –  
Re-Konstruktion von Vergangenheit  
in Günter de Bruyns Autobiographie *Zwischenbilanz***

„Der berufsmäßige Lügner übt, die Wahrheit zu sagen.  
Er verspricht, was er sagt, ehrlich zu sagen;  
alles zu sagen, verspricht er nicht.“

Autobiographische Erinnerung ist immer ein Willensakt, wo man Vergangenheit zu rekonstruieren versucht. Die *Rekonstruktion* des Vergangenen ist jedoch immer eine *Interpretation* dessen, die unzähligen zeitlich bedingten, kulturell, diskursiv und sprachlich determinierten Zwängen unterliegt und unvermeidlich von angelernten diskursbezogenen Wertschätzungen geprägt wird. Die in dem aktuellen Erinnerungsprozess neu entstehende Interpretation des Vergangenen ist also eher eine Re-Konstruktion des Vergangenen, das heißt eine vom erinnernden Subjekt konstruierte Narrative. In dem aus den individuellen Erinnerungen gespeisten kollektiven Erinnerungsdiskurs werden bestimmte, in der jeweiligen Kultur bereits verankerte Bild- und Wahrnehmungsmuster, sogenannte Topoi wiederholt, verstärkt oder modifiziert. Im Folgenden wird gezeigt, welche Topoi Günter de Bruyn von dem vorhandenen Bestand aufnimmt, wie er diese modifiziert und was für konstitutive Merkmale eines neuen Diskurses anhand des Textes *Zwischenbilanz* erarbeitet werden können?

### **1. Abneigung gegen kollektiv verfasste Urteile, gegen stumpfen Grup- pengeist**

Nach dem Fall der Berliner Mauer und dem Ende des kommunistischen Totalitarismus im deutschsprachigen Raum war man bestrebt, den Neubeginn im vereinten Deutschland durch eine pragmatisch gesinnte, offen ausgeführte Verarbeitung der Stasi-Vergangenheit zu fördern. Als Folge wurden individuelle Einstellungen, Positionen, Überlebensstrategien, beziehungsweise Differenzen im Umgang mit dem Unterdrückungsapparat in allen möglichen Ausprägungen sichtbar gemacht. Dies brachte unumgänglich den Anspruch auf eine ähnlich differenzierte Wahrnehmung der nationalsozialistischen Vergangenheit mit sich. De Bruyn schreibt in seinem Roman zweifelsohne auch gegen die vereinfachende Außensicht der Deutschen als Volk der Täter an. Das Erzählte soll von dem Ansehen seiner Person als anerkannter Autor legitimiert werden. Er berichtet konsequent von den Qualen eines autonomen, sich dem Kollektiv nie oder nur scheinbar unterordnenden Menschen. Im Interesse der möglichst vollkommenen Ausgewogenheit der Berichterstattung will er eine überzeugende Viel-

falt von Einstellungen, Meinungen, Positionen, Gruppierungen oder Individuen vorstellen. Er erzählt zum Beispiel mit Vorliebe über die recht diversen ideologischen Einstellungen seiner Lehrer und Offiziere in Bezug auf Hitler, den Krieg und die Politik:

Die Mentalität mancher Lehrer fand ich später bei Offizieren der Wehrmacht wieder. Man hatte für die Partei nur abfällige Worte, hielt Hitler für einen Dilettanten, einen Hochstapler oder einen Esel, und glaubte doch, ihm folgen zu müssen, weil mit ihm, dem legalen Staatsoberhaupt, die Existenz des Vaterlands stand oder fiel.<sup>1</sup>

Ein Ausbilder „gehörte zu jenen alten Soldaten, die mit Politik nichts im Sinn und den Krieg satt hatten und die doch das Rückgrat dieser Armee waren, verdrossen zwar, aber doch pflichtbewusst bis zum letzten Tag.“<sup>2</sup> Ganz ungewöhnlich klingt der Bericht über einen Leutnant, der Offizierskurse organisierte:

Sein Hauptargument für meinen Eintritt dort war, dass ich nirgendwo sicherer vor den SS-Werbern wäre, die jetzt alle Kasernen durchkämmten; [...] Er kam aus einem pommerischen Pfarrhaus, war selbst protestantischer Theologe, ein Mann der Bekennenden Kirche, also kein Hitler-Anhänger, dabei aber betont national. Dass eine Kriegsniederlage das Ende der deutschen Nation und Kultur nach sich zöge, stand für ihn außer Frage; man musste also, nach seiner Meinung für das Vaterland kämpfen, auch wenn dieser Kampf, weil er gleichzeitig Hitler stützte, tragisch umschattet war. Die Wehrmacht war ihm Asyl in doppeltem Sinne: sie konnte ihn vor dem Zugriff der Gestapo bewahren, und sie war der Bereich, in dem die nationalen Idealen noch unverfälscht galten, frei von Christenverfolgung und Rassenwahn.<sup>3</sup>

Bei der Abgrenzung von dem Kollektivdenken erscheint auch der Topos „Masse als Schreckbild“. Tante Friedels Ratschlag lautete: „Immer wenn ich mit Uniformierten zu tun bekäme, sollte ich sie nach dem Namen fragen, damit sie an ihre Verantwortlichkeit als Einzelwesen erinnert würden; denn die Anonymität einer gleichförmigen Masse erzeuge Gewissenlosigkeit und Brutalität.“<sup>4</sup>

Als Augenzeuge von zwei aufeinander folgenden totalitären politischen Systemen, beziehungsweise als Opfer ihres Unterdrückungsapparat dieser beiden ausgelieferter Staatsbürger reagiert de Bruyn mit einer radikalen Abneigung gegen alle Formen des Kollektiven, und meint sogar von seiner Geburt an damit ausgestattet zu sein:

Jeder Junge, den ich als Einzelperson kannte, wurde mir, wenn er Mitglied der Gruppe war, fremd; er verwandelte sich. Aus einem Kind, das sich normal bewegte und zu Gesprächen fähig war, wurde ein alberner Schreihals und Prahlhans, der den Mut von Zeh-

---

<sup>1</sup> de Bruyn, Günter: *Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin*. Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 1992, S. 103.

<sup>2</sup> Ebd., S. 204.

<sup>3</sup> Ebd., S. 205.

<sup>4</sup> Ebd., S. 81.

nen in sich spürte und keines vernünftigen Gedankens mehr fähig war. Ich aber blieb, auch wenn ich aus Opportunismus mitjohlte, immer derselbe.<sup>5</sup>

Bemerkenswert ist auch die Episode mit der Hitlerjugend: Als er sich einmal von kindischem Emanzipationseifer getrieben, zur Überwindung seiner angeblichen Benachteiligung in der Familie in Sachen Reisen und Wandern,<sup>6</sup> zur Hitlerjugend meldet, und sich da anzupassen versucht, macht er die grundlegende Erfahrung, dass er einfach nicht in Gleichschritt marschieren kann. Damit ist für ihn die Grenze seiner Unterordnungsmöglichkeit erreicht, seine persönliche Autonomie erlaubt es ihn nicht, in der gesichtslosen Masse der Marschierenden zu verschwinden. „Mir fehlte der Ehrgeiz, dieser Art Anforderung zu genügen, und ich sträubte mich auch dagegen, ihn in mir aufkommen zu lassen, um mir nicht fremd zu werden und mich meiner schämen zu müssen.“<sup>7</sup> Auf die Bemerkung, das könne aber ein jeder, antwortet er: „Ich war nicht jeder. Und unter den vielen, die sich einordnen konnten, waren nicht die, die ich suchte und brauchte. Und deswegen gehörte ich nicht dorthin.“<sup>8</sup>

## 2. Vielfalt, Differenz und Toleranz

Die Betonung von kultureller Vielfalt und die Idealisierung von Bildung und Intelligenz sind zentrale Motive in de Bruyns Roman. Die soziale Gruppenbildung verläuft unter den Soldaten nicht auf Grund ihrer politischen Einstellung, mitgebrachter Bildung oder Wissen, sondern auf Grund ihrer Einstellung zum human-kulturellen Wertangebot der Welt, so dass dabei die Individualität der einzelnen Personen bewahrt wird:

Wer die Sturheit des Dienstes zur eigenen machte, Reden und Denken auf Essen, Appelle und Zoten beschränkte und als Freizeitbeschäftigung nur Blödeln und Skat spielen kannte, gehörte zur zahlreichsten Gruppe, die den größten Lärm machte, aus Mangel an Einfällen jedoch nicht tonangebend war. Während sie in sich einheitlich wirkte, war die kleinere Gruppe vielgestaltig und vielfach in sich zerstritte; denn die ausgeprägten Interessen der Untergruppen und Einzelgänger schufen Reibungsflächen, weil die eine Originalität der anderen gegenüber zwar so etwas wie Verwandtschaft verspürte, ihr jedoch nicht immer mit Achtung begegnete, sondern manchmal auch mit Unverständnis, Spott oder Hass. [...] Man lernte von einander, stritt sich, kränkte sich, ging sich auf die Nerven und aus dem Wege, gehörte doch zusammen, weil einem die kritiklose Selbstgenügsamkeit der Dauerskatspieler fehlte und man jederzeit wusste, dass das militärische Dasein nur ein erzwungenes, nicht-eigentliches war.<sup>9</sup>

Die Autorenfiguren haben einen besonderen Stellenwert bei der Rezeption der Autobiographien, da sie den Modus der Rezeption bestimmen. Die Legitimation des Schreibens und des Schreibers soll deswegen historisch-kulturell begründet werden. De

---

<sup>5</sup> Ebd., S. 27.

<sup>6</sup> Ebd., S. 88.

<sup>7</sup> Ebd., S. 91.

<sup>8</sup> Ebd.

<sup>9</sup> Ebd., S. 148.

Bruyn reflektiert deswegen am Anfang seines Textes die sprachlichen, sozialen und kulturellen Faktoren, die bei seiner Identitätsbildung einen entscheidenden Einfluss ausgeübt haben: er kommt aus der Ehe einer protestantisch-preußischen Mutter und eines bayerisch-katholischen Vaters. Bei der Suche nach identitätskonstituierenden Merkmalen ist es jedoch nicht zu übersehen, dass die Erinnerungsberichte die Eigenschaften beider Elternteile vielfach vereinfacht, an Klischees von allgemein bekannten Mentalitäts- und Identitätsdiskursen anlehnend beschreiben.

Dieses in Vater und Mutter verkörperte Widerspiel von Liberalem und Autoritärem wurde in der Familie als Sinnbild für preußisch-protestantisches und süddeutsch-katholisches Wesen genommen, es war aber wohl eher sozial bedingt. Während die Mutter, eine Soldaten- und Beamtentochter, mit dem Glauben an die Allmacht des Vaters und des Staates und des Kaisers aufgewachsen war und unter Glück die Sicherheit in Lohn und Brot, wenn möglich in Pensionsberechtigung verstanden hatte, war mein Vater in sozial, politisch, geographisch nicht festgelegten Verhältnissen groß geworden, wo Erfahrungsvielfalt Toleranz zur Folge hatte und, außer dem Katholischseins, sich nichts von selbst verstand.<sup>10</sup>

Über den Vater erfährt man überdies, dass er nach dem Frontdienst im ersten Weltkrieg zeitlebens bei der Kirchensteuerbehörde arbeitete: „Denn im Raum der Kirche lebte er unbehelligt: niemand verlangte von ihm Bekenntnisse, die er nicht ablegen konnte; seine Weigerung, sich der Gewalt anzupassen, wurde ernsthaft nie auf die Probe gestellt.“<sup>11</sup> „Er wählte das Zentrum, dessen Zeitungen er auch abonnierte; alles, was er für preußisch hielt, war ihm zuwider; und das Übernationale am Katholizismus imponierte ihm. Gern betonte er die Verflochtenheit unserer Familie mit halb Europa.“<sup>12</sup> An diesen Zeilen erkennt man die romantische Vorstellung von Novalis über das ideale Europa wieder. Der Katholizismus lässt sich nicht in Staatsgrenzen einschließen, ist dem politisch-nationalistischen Geist überlegen, und baut auf den Wert des Subjekts, jenseits aller Funktionen, Nützlichkeiten und Brauchbarkeit, da er als ein Ebenbild Gottes angesehen wird.<sup>13</sup> Das Ideal des Vaters ist die Verbundenheit mit der Region, mit der kulturellen Heimat, die man unpolitisch und überpolitisch erleben will. Das Individuelle zählt, und das Wissen um die Unterschiede ermöglicht eine wahre Toleranz. So kann man der Verlockung oder der Verführung der Macht widerstehen. Der Vater wird zum Idealbild: ein bayerischer Patriot mit multikultureller Offenheit.

Als bayerischer Patriot misstraute mein Vater dem Nationalstaatsgedanken; Reichseinheit war ihm Reichseinerlei. Der Zentralismus hatte seiner Meinung nach die alten Mannigfaltigkeiten eingeebnet und den Deutschen eine Tugend ausgetrieben, die ihnen durch die

---

<sup>10</sup> Ebd., S. 20.

<sup>11</sup> Ebd., S. 19.

<sup>12</sup> Ebd.

<sup>13</sup> Vgl.: Braungart, Wolfgang: *Subjekt Europas, Europas Subjekt*. In: *Sinn und Form*. Jahrgang 63, 2011, Heft 4, S. 556.

Unterschiede, die von Ort zu Ort bestanden hatten, einmal anerzogen war: die Toleranz. Die lebt vom Wissen um die Unterschiede, Intoleranz dagegen ist beschränkt.<sup>14</sup>

Dieses Streben nach Differenzierung und die Hochschätzung von Mannigfaltigkeit charakterisiert de Bruyns Weltanschauung und Schreiben. Er legt großen Wert darauf, die kleinen Unterschiede, die feinen Differenzen und das weite Spektrum menschlicher Verhaltenstypen sichtbar zu machen. Toleranz wird zum Schlüsselbegriff des Textes, da der Autor an mehreren Stellen bemerkt: Intoleranz macht beschränkt. Die Ursachen der Intoleranz meint er in der Unwissenheit der Menschen zu erkennen.

### 3. Wie sind wir so geworden, wie wir sind?

Dies ist eine zentrale Frage des Erinnerungsdiskurses. Die psychologische Begründung der früheren, aus heutiger Sicht eher kritisch betrachteten Verhaltensweisen scheint de Bruyn in der Erziehung und in dem Sozialisationsprozess, die von den Vorstellungen der preußischen Mutter bestimmt waren, zu entdecken. Denn sie „konnte nur das ihr Vertraute für normal und richtig halten, neigte also dazu, die Kinder nach ihrem Bilde formen zu wollen.“<sup>15</sup> Trotz der wiederholt thematisierten emotionalen Verbundenheit mit der Mutter erinnert sich der Autor ironisch an ihre altmodische, unflexible Einstellung. Sie ist nämlich

mit der Vorstellung aufgewachsen, dass die Deutschen alle anderen Erdbewohner durch Kraft und innere Werte überragten, weshalb ihr Kaiser auch der beste und der größte aller Herrscher war. Gleich unter ihm, von seinem Glanz bestrahlt, stand die Armee, dann die Beamtenschaft, die eine gottgewollte Ordnung aufrechterhielt. Denn Pflichterfüllung garantierte Sicherheit, in der man sich geborgen fühlen konnte, solange man auf Posten blieb.<sup>16</sup>

Von ihr hat man also das Pflichtbewusstsein gelernt, das die Kinder unter allen Umständen zum Aushalten zwang. „Wer ausharrt, wird gekrönt!“ Von ihr lernte man Klag- und Selbstlosigkeit:

Jenes Pflichtbewusstsein, das uns auch in schlechten Lagen zum Aushalten zwang, haben wir wohl in erster Linie unserer preußischen Mutter zu verdanken, die ihre Grundsätze zwar nie klar formulierte, uns aber ein Beispiel gab. [...] Pflichterfüllung, gleichgültig wo, wofür und warum, hatte ihren Wert in sich selbst; jedes Aufgeben war Niederlage, das die Selbststachtung kostete. Und deren Verlust war schlimmer als die Verachtung, die von anderen kam.<sup>17</sup>

So wird man Gefangener des eigenen Zwangs. Damit begründet der Erzähler sein früher stolz erlebtes Ausharren in Abhängigkeit von primitiven Menschen, unter er-

---

<sup>14</sup> de Bruyn [Anm. 1], S. 19.

<sup>15</sup> Ebd., S. 20.

<sup>16</sup> Ebd., S. 41.

<sup>17</sup> Ebd., S. 127.

niedrigenden Verhältnissen in den Kinderlandverschickungslagern, und später in der stummen Pflichterfüllung bei der Armee, wobei man heute auch andere Alternativen in Erwägung ziehen würde.

De Bryun fragt auch nach den Ursachen, wie diese, das Zeitgeschehen so distanziert betrachtende Familie doch zum Ort des Schweigens werden konnte. Die Antwort findet er in einem ungeschriebenen Familiengesetz und in der Ratlosigkeit und Verwirrung der Eltern:

Du sollst immer würdig und gelassen bleiben, auf dass Mutter, Vater, Schwester, Bruder keinen Grund zur Sorge um dich habe und dich achten könne. Anders gesagt: Ich hatte nicht gelernt über die Brutalität der Welt, die als selbstverständlich galt, zu klagen, da niemand in der Familie, aus Angst, den anderen damit zu belasten, das tat. So morastig die Straßen draußen auch waren, schriebe man nach Hause nur von trockenen Straßen; mit den Wunden, die einem geschlagen wurden, hatte man selber fertig zu werden; zu Hause war man lieb zueinander, aber nicht plump vertraut; auf jede Hilfe konnte man hoffen, ohne viel erklären zu müssen; man achtete einander und war allein.<sup>18</sup>

Das Sprechen über die Gewalt wird tabuisiert, was aber auch die Verfremdung der Menschen zur Folge hat:

Durch Verschweigen glaubten meine Eltern bei Hitlers Machtantritt die heile Welt des Sechsjährigen erhalten zu können. Sie verschonten mich also mit den Berichten von den Verhaftungen und Morden [...] doch hatte das nur zur Folge, dass Politisches tabuisiert wurde, ich meine Angst vor der Zukunft für mich zu behalten lernte und so der Bereich des Nicht-Sagbaren in der Familie wuchs.<sup>19</sup>

Man lernt auch früh, Ohnmacht zu ertragen:

Da ständig etwas geschah, auf das keinen Einfluss hatte, wurde man früh auf das Ertragen des Ohnmachtsgefühls gedrillt. Und auch die Problematik jeden Widerstandes wurde klar: man trifft immer den Falschen, den ebenfalls Ohnmächtigen nämlich, weil man den Mächtigen, dem die Wut eigentlich zu gelten hätte, nie zu sehen bekommt.<sup>20</sup>

Neben den Topoi der Unsagbarkeit der Schrecken und der Ohnmacht erscheint hier ein Motiv, das bereits von Günter Grass als entscheidender Motivationsgrund zum Einsteigen in das große Erwachsenenspiel vom Krieg angegeben wird: die Enge der Familie, die Jugendliche nicht ertragen können.

Groß war die Wohnung nicht. Neben Küche und Bad gab es zweieinhalb Zimmer: für sechs Personen nicht viel. [...] Bewusst war mir die Enge nie. Der vermutliche Zusam-

---

<sup>18</sup> Ebd., S. 70.

<sup>19</sup> Ebd., S. 53.

<sup>20</sup> Ebd., S. 26.

menhang, der zwischen ihr und dem Drang der Geschwister bestand, das Elternhaus bald zu verlassen, wurde mir erst nachträglich klar.<sup>21</sup>

Der Erzähler verspricht „unverschönt, unüberhöht, unmaskiert“, mit einem Wort, ehrlich zu berichten,<sup>22</sup> deswegen erzählt er auch über einen weiteren bestimmenden Faktor seines damaligen Ichs: nämlich die Angst. Das ist aber keine Todesangst, sondern die Angst der Fremdheit, die Angst des Außenseiters, der aber unausweichlich, weil von der Schule organisiert, immer dabei sein musste:

Die ganze Kriegszeit, das heißt die ganze Jugend hindurch war mein Aufnahmevermögen von Angst vernebelt, und von den Folgen der Pubertät verwirrt. Aus dem Schutz der Familie entlassen, wurde überall Anpassung gefordert, die ich nur äußerlich leisten konnte; innerlich blieb ich der Fremde, der in ständiger Angst vor Entlarvung lebt.<sup>23</sup>

Es ist kein Zufall, dass neben der Abneigung gegen kollektive Wahrnehmungs- und Handlungsmuster hier eben der bedrückende Zwang von Anpassung erwähnt wird. In Christa Wolfs von der DDR-Zensur missbilligten Erzählung *Nachdenken über Christa T.* wird auch der folgende Satz auf die Waage gestellt: „Der Kern der Gesundheit ist die Anpassung.“ In einem Interview spricht der Autor über den Schmerz, den er beim Schreiben dieser Autobiographie empfunden hat. Der Schmerz rührte daher, dass man nachträglich erkennt, dass die Angst von damals übertrieben war, und deswegen die Anpassung, die ehemals als Klugheit unter den Tugenden verbucht wurde, aus heutiger Sicht vielleicht eher als Würdelosigkeit angesehen werden sollte.<sup>24</sup>

#### 4. Gruppenidentität als Generationsfrage

Die hier konstituierte Erinnerung ist aber nicht einfach als Beitrag eines Individuums zum kommunikativen Gedächtnis gemeint, sondern es soll auch als Ausdruck der Mentalitäten und Denkweisen einer ganzen Generation gelten. Günter de Bruyn versucht die kollektive Erinnerung an das Dritte Reich durch die Zeugenschaft der Generation, die zur Zeit von Stalingrad nur 16 waren, zu ergänzen und dadurch zu einer differenzierten Betrachtungsweise des Vergangenen beizutragen. Aus dem Buch geht hervor, dass die Jugend vor allem durch die Naivität und Unbekümmertheit ihrer Adoleszenz geprägt war. Neben diesem Topos wird aber auch auf die fehlende schulische Bildung hingewiesen, auf die traurigen Folgen der mangelnden Kenntnisse über die Welt im Allgemeinen, der Unreife und der Unwissenheit. Dieser Generation der Spätgeborenen wird aber auch eine idealisierte Sonderstellung zugeschrieben, indem der

---

<sup>21</sup> Ebd., S. 24.

<sup>22</sup> „Nachdem ich in Romanen und Erzählungen lange um mein Leben herumgeschrieben habe, versuche ich jetzt, es direkt darzustellen, unverschönt, unüberhöht, unmaskiert.“ Ebd., S. 7.

<sup>23</sup> Ebd., S. 134.

<sup>24</sup> De Bruyn wird heute auch „Dichter der Stille“ genannt. Ende der 60er Jahre kann er sich dem diktatorischen Staat entziehen. Er geht in innere Emigration in eine verwilderte Gegend neben Beeskow. Er ist „dem Staat auf eigenem Territorium entflohen“. Vgl.: Andreas Isenschmid: Ein Mann mit Stil am Blabbergraben. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 3. April 2005.

Autor ihre Immunität gegenüber ideologischer Verführung betonen will und sie als grundsätzlich unpolitisch denkende Individuen porträtiert.

Meine Jugend war wie ein chronisches Fieber, das das Bewusstsein trübt. Angst und Neugier, Vorfreude und Enttäuschung erzeugten eine nie abreißende Spannung und die täglich neu hinzukommenden Ereignisse eine Art Rausch. Da ich mich selbst entdecken musste, wurde alles, was mit mir und um mich geschah, nur in Bezug auf mich selbst registriert. Die eigene Verwobenheit ins Historische, die in der Rückschau interessiert, wurde nur am Rande bemerkt; der ausbleibende Brief der Geliebten konnte wichtiger sein als ein verlorener Krieg.<sup>25</sup>

Hier behandelt der Autor den Topos der Ahnungslosigkeit und der moralischen Verwirrung der 16-Jährigen, die an der Schwelle zum Erwachsenwerden nur auf die Entdeckung ihres eigenen Ichs konzentriert sind, und ihren Platz in der Männerwelt suchen. In Günter Grass's *Katz und Maus* werden diese Inhalte eingehend behandelt.<sup>26</sup> Wenn man unter Freiheit des Individuums seine Fähigkeit zur Entscheidung und Selbstverwirklichung versteht, aus der dann Selbstverantwortung und Selbstbewusstsein hervorgehen, liegt die Folgerung nahe, dass es dieser Generation an Aufklärung und Wissen fehlte, die eine ethische Selbstreflexion und die Ausbildung einer inneren moralischen Instanz ermöglicht hätten.

Die Einseitigkeit unserer Erziehung hatte uns zu politischen Analphabeten werden lassen. Man könnte auch sagen: wir waren unpolitisch, wenn man unter politischem Denken die Fähigkeit zur Entscheidung versteht. Der innere Widerstand, der sich da und dort, auch bei mir regte, war weder politisch motiviert, noch wurde er so empfunden. Man fühlte sich unfähig zu dieser Art Leben; man lernte, sich zu entziehen; aber systemkritisch zu denken lernte man nicht.<sup>27</sup>

Dieses Zitat spricht indirekt gegen die undifferenzierte Stigmatisierung der Deutschen als „Volk der Täter“. De Bruyn behauptet sogar, man war einfach von Geburt an unfähig, sich mit der Welt der Nazis, mit dem Krieg zu identifizieren, sich darin aufgehen zu lassen. Da man auch später ungeschult und ungebildet blieb, konnte ihr Tun und Handeln unmöglich durch eine politische Orientierung oder Motivation beeinflusst werden.

Was für Motivationen bewegten dann diese Jugend? Es geht um junge Leute, die nach 1933 für 12 Jahre von der Schule uniformiert wurden. Im Jahre 1943 wurden sie von der Schule zum Dienst bei der Flugabwehr beordert, wo sie „praktisch Soldaten, amtlich aber noch Schüler waren, die nicht vereidigt, sondern nur dienstverpflichtet

---

<sup>25</sup> de Bruyn [Anm. 1], S. 134.

<sup>26</sup> Den Mangel an klaren moralischen Grundsätzen, einem sicheren inneren Wertkompaß bei den Adoleszenten beschreiben auch zum Beispiel Imre Kertész in seinem *Roman eines Schicksallosen*, oder Robert Musil in seinem *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß*.

<sup>27</sup> de Bruyn [Anm. 1], S. 143.

waren“.<sup>28</sup> Der Erzähler spricht hier über „Halbstarke“ und „Spätpubertierende“, die das Hitlerjungenhafte verachten und sich als echte Soldaten sehen wollen, weniger politisch als eher psychologisch motiviert. So berichtet er auch von dem jüngeren Bruder Wolfgang, der zur Reichswehr getrieben worden sei, weil ihn die Familie wegen seiner bescheidenen intellektuellen Fähigkeiten nicht anerkannt habe. Er wollte ihnen mit seinen militärischen Leistungen imponieren, weil er sich unter ihnen immer wie ein Ausgestoßener vorkam.<sup>29</sup> Mit dieser Geschichte schreibt de Bruyn seine Grundthese fort: er erklärt die politisch-ideologische Verführbarkeit der Menschen mit einem Mangel an Bildung und Intelligenz.

Natürlich waren wir alle, die wir 1933 Lesen und Schreiben gelernt hatten, von der herrschenden Ideologie infiziert worden, und zwar weniger vom Germanenkult und vom Antisemitismus als von der schon seit wilhelminischen Zeiten tradierten „Deutschen Sendung“ und dem „Soldatischen Geist.“ Von der Welt isoliert, dumm gehalten und mit Vorurteilen beladen, waren wir als williges Kanonenfutter aufgewachsen; aber fanatische Nazis waren wir wider Erwartung nicht geworden.<sup>30</sup>

Und anderswo:

Die Missachtung von Partei und Staatsjugend hatte eine starke Identifizierung mit der Wehrmacht zur Folge, so sehr man auch unter dem Militärdasein litt. Man war patriotisch oder auch nationalistisch, aber nicht national-sozialistisch. Verehrt wurden Ritterkreuz-, nicht Blutordensträger; Rommel und Prein waren Vorbild, nicht Goebbels, Rosenberg oder Ley. [...] Verachtet wurden Parteibonzen, die als feig, korrupt und dumm galten, von Spott verschont aber blieb der Oberste Befehlshaber Hitler. Zwar war von Verehrung oder Begeisterung für ihn nichts zu spüren, aber die Notwendigkeit oder Rechtmäßigkeit seiner Macht wurde nicht angezweifelt. Nie habe ich bei der Flak eine abfällige Äußerung über ihn gehört. So selbstverständlich war er wie Sonne und Regen, wie strenge Winter – und Krieg.<sup>31</sup>

De Bruyn bemüht sich unentwegt, die feinen Differenzen der damaligen Positionen sichtbar zu machen. Statt kollektiver Verurteilung und Beschuldigung einer ganzen Gemeinschaft, will er den Lesern die unausweichliche Notwendigkeit, also die Unumgänglichkeit des Verwobenseins/werdens in die eigene historische Zeit bewusst machen. Er will auf die alltägliche Vernunft appellieren: keiner kann außerhalb seiner Zeit leben, wenn das auch nur durch negative Bezugnahme passiere. Er will die geistige Atmosphäre dieser Jahre sichtbar machen, die für Hitler und die Nationalsozialisten einfach günstig war, aber dabei doch viele andere Varianten von Denkweisen und Einstellungen, Verbänden und Organisationen hervorbrachte.

---

<sup>28</sup> Ebd., S.140.

<sup>29</sup> Ebd., S.125.

<sup>30</sup> Ebd., S.143.

<sup>31</sup> Ebd., S.142.

Im Buch wird zweifelsohne die Generation der im Jahre 1926–28 Geborenen, die sogenannten Flakhelfer rehabilitiert. In welcher Hinsicht dürften sie sich von anderen Betroffenen, von anderen Deutschen unterscheiden? Günter de Bruyns Argument scheint auf der Hand zu liegen: die Errungenschaften der Wendezeiten werden von den nachkommenden Generationen immer als Selbstverständlichkeiten wahrgenommen. Für die Spätgeborenen ist die Faszination des Umbruchs nicht mehr da, sie können die großen Siege, die positiven Folgen der Veränderungen nicht nachempfinden. Die Welt, in die man hineingeboren wird, nimmt man als etwas Natürliches, von vornherein Gegebenes an. Wie sie dieser Selbstverständlichkeit halber keine Fragen provoziert, löst sie auch keine Faszination mehr aus:

Was die älteren Jahrgänge betört und begeistert hatte: das Ordnungsschaffen im Inneren und das Kraftzeigen nach außen, die Sanierung der Wirtschaft und die Pracht der Fahnen und Aufmärsche, war uns selbstverständlich gewesen, das einst als erhebend empfundene Ritual lästige Pflicht. Die Kampflieder hatten das Kämpferische für uns verloren, und die Führerreden, die dauernd gehört werden mussten, ödeten uns an. Den Älteren war Hitler die Alternative zur Weltwirtschaftskrise und zu den Folgen des Versailler Vertrages gewesen; uns war er kein Retter mehr, sondern nur noch eine alltägliche Autorität. Die Aura, die ihn für die Masse der Deutschen umgeben hatte, begann zu verlöschen, als wir zu denken begannen. Grund zur Begeisterung waren für unsere Jahrgänge noch die militärischen Siege gewesen, die unser Denken mehr feldgrau als braun gefärbt hatten; die Niederlagen brachten Ernüchterung und Perspektivlosigkeit.<sup>32</sup>

## 5. Ideal des gebildeten, christlich-gläubigen Menschen

Günter de Bruyn idealisiert in seinem Roman die sogenannte „Anpassungsunfähigkeit“ und die „Anpassungsunfähigen“, die in der Wahrnehmung seines damaligen, zum Nein-Sagen noch unreifen Ichs als das Ideal schlechthin galten. Hier scheint er an Novalis' romantische Subjekttheorie anzuschließen, in der das Politische, das Religiöse und das Ästhetische mit einander verbunden werden. Aus der Vorstellung des Subjekts, das jenseits aller Funktionen, Nützlichkeiten und Brauchbarkeit zählt, entwickelt Novalis die Idee eines universalen, in diesem Sinne katholischen, die nationalen Egoismen bändigenden Europa-Konzepts, in dessen Kern die Bildung, das heißt selbstbewusste Identitätsarbeit steht.<sup>33</sup>

Bei der Darstellung der Vaterfigur lassen sich Elemente dieses Konstrukts erkennen, Träger des Idealbildes wird jedoch der ältere Bruder Karl-Heinz, der Mitglied der Bewegung *Neudeutschland* war, „eine relativ kleine Gruppe (sie hatten im ganzen Reich knapp 22000 Mitglieder) hatte sich immer als unpolitisch empfunden, sich mehr für Liturgie als für Demokratie interessiert. Ihre Ziele waren nach innen gerichtet: auf Vervollkommnung einer christlich-jugendlicher Ethik und einer katholischen Spirituali-

---

<sup>32</sup> Ebd., S. 143.

<sup>33</sup> Vgl.: Braungart [Anm. 13], S. 544–559.

tät.<sup>34</sup> Karl-Heinz hatte eine Aversion gegen verordnete Denkweisen, sein Denken bewegte sich

im geistigen Milieu eines intellektuellen Katholizismus, wie er noch bis Anfang der vierziger Jahre in der Zeitschrift *Hochland* vertreten werden konnte; in einem Denkreservat also, in das der Nationalsozialismus nicht einzudringen vermochte, auch weil er zu primitiv und zu populistisch war. Geschult in christlich-abendländischem Denken, wurde Gehorsamsverweigerung nicht erwogen, nur Nicht-Anpassung zur Wahrung der Identität. Es war keine absolute Gegnerschaft, da man mit dem Regime, das ablehnte, anfangs manches gemeinsam hatte, vor allem den Traum vom Reich. Man war konservativ und fühlte sich als Elite, und wenn man auch nicht so neo-romantisch-mittelalterlich wie *Neudeutschland* dachte, war dieses, wie auch andere Bünde der Jugendbewegung, die rechte Vorschule dazu. Nicht nur konservative Politiker der Nachkriegszeit sind aus dieser Richtung gekommen, sondern auch die Geschwister Scholl, Willi Graf und andere, denen das Elitebewusstsein auch Verpflichtung zum Widerstand und zum Opfer war.<sup>35</sup>

Der ältere Bruder wird zu seinem Wegweiser, als sich die Eltern wegen dem Opportunismus der Kirche vor Scham und Unsicherheit in Schweigen verhüllen. Neben dem christlichen Glauben, der eine Art Schutz vor politisch-ideologischer Gläubigkeit sichern kann, erwartet Karl-Heinz von der Bildung und der Intelligenz die Rettungsmacht. Er macht sich zum Beispiel über den Hitlergruß lustig und meint, dass man daran auch das geistige Niveau erkennen könne, „Denn um dem Gruß durch Körperhaltung, Stimme, Blick und Mimik die erwünschte ernste, aber kampfesfrohe Zuversicht zu geben, war nicht nur Hitlergläubigkeit vonnöten, sondern Einfalt auch. Man musste dumm sein, um die Albernheit der Pose übersehen zu können, um aus Überzeugung stramm zu sein.“<sup>36</sup> Nachdem Verbot des Bundes meint Karl-Heinz, dass seine Ideale weiter leben und wirken, und der Erzähler lernt von ihm, „dass die Mächtigen zwar zu fürchten, aber auch zu verachten waren, dass man sich den Starken und Dummen äußerlich unterwerfen und doch triumphieren konnte, weil man sie innerlich überwand.“<sup>37</sup>

## 6. Schluss

Die Selbsterforschung und Selbsterklärung, die Günter de Bruyn in diesem Band leistet, ist die Rechenschaftslegung über einen Lernprozess, den viele mitgemacht haben. So resümiert er zum Beispiel: „Ich lernte in dieser Zeit, mich meiner Haut zu erwehren, aber der Gewalt mit List zu begegnen, dem Druck von oben geschickt auszuwei-

---

<sup>34</sup> de Bruyn [Anm. 1], S.57. Und auch: „Neudeutschland war eine Antwort des Katholizismus auf die seit der Jahrhundertwende in den Großstädten aufblühende (und in die Großstädte fliehende) Jugendbewegung. Statt diese weiterhin abzulehnen, versuchte man, wie auch die Parteien es taten, ihre Ideale in die eigene Weltanschauung zu integrieren, ihre Formen zu imitieren, also auch auf romantische Art anti-bürgerlich, anti-zivilisatorisch, anti-alkoholisch, asketisch und männlich-edel zu sein.“ Ebd., S. 43.

<sup>35</sup> Ebd., S. 224.

<sup>36</sup> Ebd., S. 55.

<sup>37</sup> Ebd., S. 57.

chen, das lernte ich nicht. Noch nicht.“<sup>38</sup> Zwischenbilanz nennt der Autor sein Erinnerungsbuch, einen Versuch eine Bestandsaufnahme zu leisten beziehungsweise sich im Ich-Sagen zu trainieren, der dann 20 Jahre später die letzte Bilanz folgen soll. Die hohe Reflexivität des Textes weist darauf hin, dass die noch lebenden Zeitzeugen am Übergang vom kommunikativen Gedächtnis, also dem gelebten und kommunizierten Alltagsgedächtnis zum kulturellen Gedächtnis, dem institutionalisierten, kollektiv befestigten Erinnerungsvermögen, ihre Verantwortung und die besondere Bedeutung ihrer Erinnerungsarbeit intensiv wahrgenommen haben. In dem sich dynamisch verändernden Prozess der kollektiven Erinnerung sind diese letzten Augenzeugenberichte von größter Relevanz. Dass es tatsächlich um eine Zwischenbilanz handelt, also Erinnerung als *work in progress*, spürt der Leser an den Unstimmigkeiten und Diskrepanzen des Erzählten, an offenen Stellen, wo Fragen unbeantwortet bleiben, oder wo Problematisches bewusst oder unbewusst ausgefiltert wird. Die befreiende Wirkung der Wendezeit, die Veränderung im Rezeptionsmilieu ist aber nicht zu verkennen. Die Offenheit der Erzählung, die neu behandelten Inhalte, Milieus und Orte, die Ausweitung des Erinnerungsraumes tragen zur Bereicherung der Bestände der kollektiven Erinnerung, zur Erweiterung des Erinnerungsdiskurses und dadurch zu einer zukunftssträchtigen Verarbeitung der Vergangenheit zweifelsohne produktiv bei.

---

<sup>38</sup> Ebd., S. 129.

MIHAELA ZAHARIA (BUKAREST)

## Narrativisierung der Erinnerung als Überlebensstrategie bei Philomena Franz

„Ich möchte nicht anklagen. Ich möchte erinnern. Aus eigenem Erleben. Und nach langem Ringen mit der Vergangenheit./ Dies ist der Holocaust und der Holocaust meines Volkes.“<sup>1</sup> So klingt eigentlich die Mitteilung einer Sinti-Frau, die der Hölle (im eigentlichen Sinne des Wortes) der Nazis entkam. Ihre autobiographische Schrift *Zwischen Liebe und Hass*, eigentlich ein chronistisches Ereignis-Register in Bezug auf *Ein Zigeunerleben* – so lautet der Untertitel ihres von uns zu besprechenden Buches – widmete Philomena Franz „den überlebenden Sinti und den Toten im Holocaust für die es keinen Frühling mehr gab sowie allen wirklichen Menschen die mir geholfen haben.“<sup>2</sup> Nur im Schreiben fand diese Sinti-Frau Erleichterung. Das Schreiben hat bei ihr eine Art Ventilfunktion und kann als Überlebensstrategie gedeutet werden<sup>3</sup>. Das Schreiben ist für Philomena Franz ein Muss, denn: „Die Wahrheit ist schmerzlich, aber nur mit ihr können wir unser Glück aufbauen“<sup>4</sup>. So ist das Wahrheit-sagen-müssen als obligatorische Etappe des inneren Werdeganges eines jeden von uns zu verstehen. Dieser „Bericht eines Opfers“<sup>5</sup>, wie ihn Reinhold Neumann nannte, ist für diesen nichts anderes als ein Appell an die Leser und kann genauso gut als ein politisches Buch eingestuft werden, dessen Ziel „das Leben lernen“<sup>6</sup> war.

Unsere Aufgabe besteht darin, zu entdecken, wie schmerzliches Autobiographisches mittels Sprache dem erzählenden Ich zum Überleben hilft.

In ihrem 1992 veröffentlichten Band zum Thema: *Das kollektive Schweigen. Nationalsozialistische Vergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie* weisen Barbara Heimannsberg und J. Christoph Schmidt darauf hin, wie Kinder der Täter und Kinder der Opfer in gleichem Maße dazu tendieren, über die Greuelthaten des Dritten Reiches zu schweigen und diese zu verschweigen. Dazu steht Folgendes:

Eine weitverbreitete Symptomatik ist das Schweigen und Verschweigen in der Familie. Kinder können ihre Eltern nicht unbefangene fragen: „Was habt ihr damals gemacht?“

---

<sup>1</sup> Philomena Franz: *Zwischen Liebe und Haß. Ein Zigeunerleben*. Nachwort von Reinhold Lehmann. Mit einem Beitrag von Wolfgang Benz, Books on Demand GmbH, 2001, S. 10.

<sup>2</sup> Franz [Anm. 1], S. 5.

<sup>3</sup> Der Untertitel: *Ein Zigeunerleben* kann immerhin als Zeichen einer subversiven Strategie verstanden werden, da Philomena Franz das Buch den *Sinti*, und nicht den *Zigeunern* widmet.

<sup>4</sup> Ebd., S. 9.

<sup>5</sup> Reinhold Lehmann, in: Franz [Anm. 1], S. 103.

<sup>6</sup> *Das Leben lernen* heißt auch ein erschütterndes Unterkapitel des Buches. Vgl. Franz [Anm. 1], S. 25–27.

Denn eine Antwort erhalten sie oft/meist nicht. Und das gilt für die Kinder der Täter ebenso wie für die Kinder der Opfer.<sup>7</sup>

Das ist nicht der Fall bei Philomena Franz. Sie verschweigt nichts. Erschütternd und anrührend ist der vom Menschen, von der Frau und der eingehenden Schriftstellerin Philomena Franz genau beschriebene Holocaust. Einerseits erzählt sie, denkt nach, überwiegt, andererseits versucht sie, die Wurzeln des von ihr abgestuft dargestellten unmenschlichen, sogar kriminellen Verhaltens zu verstehen, um diesem letztendlich verzeihen zu können. Tiefes Leiden gehört zur Psyche und zur Psychologie. Wenn man dieses Leiden zu heilen versucht, geht es unabgehangen von den Heilmethoden um Therapeutisches, wenn man das literarisiert, kommt man mit Glück zu einer Ästhetik des Schreckens. Das ist Philomena Franz' Beitrag zum Literarischen. Sie ist keine anerkannte Autorin, auch weil sie vor Kurzem und in relativ späten Jahren zu schreiben angefangen und demzufolge zu wenig veröffentlicht hat. Aber ihre psychoanalytisch gefärbten Erinnerungen beeindruckten, weil echt und als Ausdruck langer innerer Bearbeitung zu verstehen. Marlène Heinemann ist sowieso der Meinung, dass im Rahmen der Deportationsberichte: „tous les textes peuvent être traités comme des textes littéraires/alle Texte als literarische Texte betrachtet werden können“<sup>8</sup>, und Alain Parrau, dass die Prosa zum Thema Deportation „met en jeu les limites mêmes de ce que nous appelons *littérature*“/„selbst die Grenzen dessen aufs Spiel setzt, was wir unter *Literatur* verstehen“<sup>9</sup>. Man befasst sich heutzutage mit der Erinnerungsarbeit, die als *conditio sine qua non* für die Zukunft jedes Volkes, umso mehr des deutschen Volkes gilt. Der Grund dafür? Erinnerungsarbeit ist ein integrativer Prozess, bei dem Sinne, Denken und Fühlen zusammen wirken. Zur Wahrnehmung der Fakten und deren Folgen gehört die Wahrnehmung verschiedener Perspektiven, Einfühlung in die Seite der Opfer und in die Seite der Kriegsgegner von damals. Integrative Erinnerungsarbeit umfasst die Wahrnehmung von Ereignissen, die Wahrnehmung deren emotionaler Bedeutung und die Empathie in fremde Wahrnehmungen, Bedeutungen und Gefühle. Die dabei entstehende Gegensatzspannung muss allerdings ausgehalten werden. Gelingene Erinnerungsarbeit ist auch die wiederholte Erfahrung der Bewältigung von Ambivalenzkonflikten.<sup>10</sup>

Was den Holocaust anbelangt, so bleiben die moralischen Aspekte das Allerwichtigste, was mit gutem Recht von allen Spezialisten, auch von denen, die sich mit der kollektiven Erinnerungsarbeit auseinandergesetzt haben, hervorgehoben wurde, wie es aus folgenden Zeilen hervorgeht:

---

<sup>7</sup> Barbara Heimannsberg: Kollektive Erinnerungsarbeit und nationale Identität, in: Heimannsberg B./Schmidt, J. Christoph: Das kollektive Schweigen Nationalsozialistische Vergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie. Erweiterte Neuausgabe, Köln: EHP – Edition Humanistische Psychologie, 1992, S. 17–24, Klappentext 2.

<sup>8</sup> Marlène Heinemann: *Gender and Destiny. Woman Writers and the Holocaust*, New York/Westport, Connecticut/London: Greenwood Press, 1986, S. 8f.

<sup>9</sup> Alain Parrau: *Écrire les camps*, Paris: Belin, 1995, S. 237.

<sup>10</sup> Vgl. Heimannsberg [Anm. 7], S. 23.

Die ethische Perspektive ist nicht nur unverzichtbar, sie ist Bezugspunkt der Partialperspektiven im dialogischen Prozeß der kollektiven Erinnerungsarbeit. [...] Kollektive Erinnerungsarbeit ist keine Versicherung gegen den Zweifel, sie erhebt das Fragen und Infragestellen zum Prinzip, aber sie folgt dem heilenden Konzept des Dialogs und der Integration.<sup>11</sup>

Bei Philomena Franz und ihren tagebuchartigen Aufzeichnungen geht es um die Koexistenz zweier Faktoren: Einerseits geht es um die Zugehörigkeit der Verfasserin zur Sippe der Sinti – also zu einer Minderheit – und um die Zeit des glücklichen Zusammenlebens verschiedener Ethnien in Deutschland, das als Topos des verlorenen Paradieses für Philomena Franz zu verstehen ist. Andererseits geht es um den Holocaust als den Zerstörer *par excellence* des äußeren und inneren Friedens der Sinti in Deutschland während des nationalsozialistischen Regimes. So sind für uns Kapitel des Buches wie: *Meine Kindheit*, *Mein Holocaust* und *Weiterleben nach dem Nullpunkt* von großem Interesse.

Die Zugehörigkeit zu einer Minderheit impliziert Nachteile, aber auch Vorteile und einen besonderen Status innerhalb der Mehrheit einer Bevölkerung. In Frage kommt dann ein ganz anderer Kode, der mit anderen Regelungen verknüpft ist und von anderen Gesetzen als den der Mehrheit bekannten abhängig ist. Andere Sitten und Bräuche, andere Mentalitäten, eine andere Wohn- und Esskultur, kurzum eine andere Welt gehören dazu. Im Buch *Zwischen Liebe und Hass* kann man sich auf Schritt und Tritt dessen bewusst werden. Philomenas Eltern, die acht Kinder, zu denen auch sie gehörte, der als eine mythische Gestalt dargestellte Großvater, der als Oberhaupt der Familie angesehen war, und auch der Onkel mütterlicherseits fahren als Theater- und Musikgruppe durchs Land, spielen Dramen, auch Operetten und andere heitere Stücke, aber auch den *Zigeunerbaron* und *Carmen*, einem damaligen lebendigen Klischee folgend: „Das waren Stücke, zu denen wir Zigeuner paßten, von denen die Zuschauer glaubten, sie seien ein Teil unseres Zigeunerlebens“<sup>12</sup> – so die Autorin. Schon mit sieben Jahren tanzt Philomena Csardas „mit roten Stiefelchen, einem ungarischen Kostüm“<sup>13</sup>. In ihrem Wanderleben bleibt das feste Haus der Familie eine Art Ausgangspunkt für alles, was ihr Leben prägt und sie seelisch bereichert. Der Alltag im Zigeunerwagen hat Charme und übt auf Erzähler und Leser gleichermaßen eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Dieser Wagen ist als Zeichen des Wohlstands oder der genauen Rolle in der sozialen Hierarchie bei den Zigeunerfamilien zu verstehen:

Es ging natürlich nicht allen Sinti so gut wie uns. Die meisten von ihnen zogen mit dem Planwagen durchs Land und hatten nur ein paar Töpfe und die Zelte, in denen sie schliefen./ Unser Wohnwagen war eine Pracht. Mit gewölbten Schränken, die vom Boden bis zur Decke reichten. Alles aus Mahagoni, mit bleigefärbten Spiegeln. Betten und Schränke waren mit schönen Einlegearbeiten verziert [...] Oben auf der Laterne, je ein großer silber-

---

<sup>11</sup> Ebd.

<sup>12</sup> Franz [Anm. 1], S. 11.

<sup>13</sup> Ebd., S. 12.

ner Adler auf einer kleinen Kugel. [...] Vier Pferde zogen unseren Wagen, mit herrlichem Geschirr, das silbern glänzte usw.<sup>14</sup>

Eine Maiprozession ist für Philomena Franz die beste Gelegenheit, das religiöse Problem in ihrem Milieu zu problematisieren:

Die Maiandachten, das war für uns das Schönste. Die Madonnen in den kleinen Dörfern, in den winzigen und idyllischen Kapellen, tief unten im Tal, am Waldesrand oder in einer Lichtung. Frühmorgens hielten wir schon Maiandacht. Die ganze Familie ging hin. Das waren Feste wie Heiligabend für uns. Die Kirche und die Muttergottes, das war unser einziger Zufluchtsort, das schirmte uns ab von allem Leid, tagtäglich. Wir flüchteten uns in die Kirche. Wir sagten, lieber Gott, du bist da, du bist der einzige, der uns versteht, du bist, weil wir unser Leid klagen können, in der Kirche, wo wir mit dir sprechen können, da verstehst du uns.<sup>15</sup>

Ein idyllisches Leben wird geführt. Die Kinder gehen unterwegs in die Schule und erweisen sich dort immer als gute Schüler („Auch die Schule fiel uns nicht schwer. [...] Oft blieben wir fünf bis sechs Wochen an einem Ort und besuchten dort die Schule. Wir lernten sehr schnell und waren ehrgeizig. Wir kannten das Leben, hatten schon vieles mitgemacht.“<sup>16</sup> und anständige Menschen („Daher waren wir auch nicht aggressiv. Deshalb liebten wir die Menschen. Deshalb waren wir Kinder angenommen.“<sup>17</sup> Sie faszinieren die Anderen, denen sie von ihrem freien Leben erzählen. Nach einer Weile ziehen sie weiter, und dann werden andere Orte und andere Menschen in ähnlichen Hypostasen unter die Lupe genommen, und was diese letzten erleben, sind Abenteuer, die als die beste Versinnbildlichung des rousseauistischen Prinzips eines inmitten der Natur geführten Lebens zu betrachten sind, das unter anderen, glücklicheren Zeichen als dem der Durchschnittsmenschen steht. Andererseits ist die Verfasserin dieses Lebensberichtes ständig dazu geneigt, den Enkomiasten zu spielen, wobei sie den Vergleich zwischen der mehrheitlichen Bevölkerung im Lande, den Deutschen, und der von den Zigeunern repräsentierten Minderheit immer wieder zugunsten ihrer Sippe anstellt: „Wir hatten ja den anderen Kindern soviel voraus. Wir wußten elementar mehr vom Geheimnis der Geburt und vom Geheimnis des Sterbens. [...] Davon wußten wir Kinder schon. Denn wir lernten aus den Beispielen der Erwachsenen.“<sup>18</sup> Offensichtlich hypostasieren Philomena Franz` Erinnerungen das Image eines zum größten Teil in ein friedliches Deutschland damals integrierten Sintis, der hart arbeitet und gut verdient, was ihm auch erlaubt, ein anständiges Leben zu führen. Dieser Angehörige einer damals wie heute in Wirklichkeit verbannten Zigeunervölkerschaft, ein Zustand, der mit Zahlen zu belegen ist, halte sich – so Philomena Franz – an das Traditionelle und führe eine vom Finanziellen her sorglose Existenz, in völligem Einklang mit

---

<sup>14</sup> Ebd., S. 15f.

<sup>15</sup> Ebd., S. 14.

<sup>16</sup> Ebd., S. 26.

<sup>17</sup> Ebd.

<sup>18</sup> Ebd., S. 26f.

sich und der Welt. Die Anwesenheit der Polizei wegen dem asozialen Verhalten der Roma auf deutschem Boden wird nur selten, und dann nur spärlich und teilweise suggeriert.

Es gibt in diesem Buch eine auffallende Nostalgie, eine unendliche Sehnsucht nach den guten alten Zeiten, als das Leben sich noch in den Grenzen einer inzwischen verlorengegangenen Normalität hielt. Diese Normalität trug aber auch Züge der Diskriminierung:

Die Polizei kam auf Pferden. In manchen Gegenden Deutschlands galt auch damals schon das Verbot des sogenannten Reisens und Hortens. Wir Zigeuner sollten uns nicht zusammentun. Bei uns war noch ein Ehepaar, der Mann ein sehr guter Bratschist, den mein Großvater für die Gruppe gewonnen hatte. Es wurde alles kontrolliert. Der Zigeuner wurde mitgenommen, bekam acht Tage Gefängnis, nur weil er bei uns war. Und mein Großvater mußte eine Geldstrafe bezahlen.<sup>19</sup>

Eine soziale Ungleichheit gab es unter Zigeunern wie es eine unter Deutschen gab: „Außerdem, mein Großvater und seine Gruppe spielten für die Aristokraten – und wir waren bekannt. Anderen ging es sicherlich schlechter.“<sup>20</sup> Oder:

In Württemberg lebten damals viele Adelige. Der Name Haag, mein Großvater und mein Vater und seine Gruppe waren bekannt bei Rundfunk und Theater. Schließlich waren sie gute Musiker. Sie hatten unter König Wilhelm von Württemberg den Musikerwettbewerb gewonnen unter 32 Kapellen, auch solchen, die international sehr bekannt waren. Meinem Großvater überreichte König Wilhelm persönlich die Goldene Rose.<sup>21</sup>

Mit Musik verbunden sind auch Erinnerungen über Auftritte auf Pariser Szenen, als Philomena schon als kleines Mädchen immer voll besetzte Vorstellungen betrat und „diese schwermütigen ungarischen Lieder, diese Lieder von der Pußta, diese uralten ungarischen Lieder von Wandervölkern“<sup>22</sup> sang.

*Sitten und Bräuche* wäre ein anderes Thema bei Philomena Franz, wobei die Verfasserin die in Bezug auf zukünftige Ehepaare bestehenden Rituale beschreibt. Keine ermüdenden Details, eine flüssige und natürliche Beschreibungsart – das ist Philomena Franz' Art zu erzählen. Die Verfasserin bedauert das Verschwinden „dieser ganzen Atmosphäre“<sup>23</sup>, als sie und ihre Mitmenschen noch mit dem Pferd und dem Wohnwagen reisten, als sie sich unterwegs auf dem Markt trafen, „vor allem auf dem Pferdemarkt und auf den verschiedenen Jahrmärkten, mit den Bauern und Viehhändlern.“<sup>24</sup> An Pfingsten feierten sie dann immer drei Tage lang „herrliche Feste“<sup>25</sup>. Aber die bei

---

<sup>19</sup> Ebd., S. 28.

<sup>20</sup> Ebd. S. 29.

<sup>21</sup> Ebd., S. 30.

<sup>22</sup> Ebd. S. 36f.

<sup>23</sup> Ebd., S. 33.

<sup>24</sup> Ebd.

<sup>25</sup> Ebd., S. 34.

Weitem schönsten Erinnerungen sind die über den Großvater, dessen leider nicht zahlreiche Kompositionen im Krieg vernichtet worden sind.

Das idyllisierte Bild einer schattenlosen Kindheit, das inmitten der Natur geführte Leben, die Offenheit ihren Mitmenschen gegenüber – das Alles ist aber im Nu verloren gegangen, als Hitler kam. Der Großvater war der Einzige, der sich der Gefahr bewusst wurde:

„Dieses Hitlerzeichen, das Hakenkreuz, es heißt nicht umsonst Kreuz. Daran bleibt jeder hängen, der nicht für dieses Zeichen ist. Es wird viel Kummer und Elend und über die Welt das Chaos bringen.“ Damals wußten wir nicht, ob wir ihm zustimmen konnten. Aber er blieb bei seiner Meinung: Wenn Hitler zur Macht kommt, werden wir Zigeuner unser blaues Wunder erleben [...].<sup>26</sup>

Nachdem Großvater das Haus bei Meßkirch verkauft hatte, bekamen sie immer mehr Engagements aus den Großstädten. Der Vater kaufte ein Haus in Stuttgart. Großvater starb 1937. Und nach 1938 verschlimmerte sich die Situation.

Philomena Franz erinnert sich an die Eltern mit Ehrfurcht, und folgende Zeilen lassen uns Bilder ihrer Vergangenheit entdecken und ebenso viele Gründe ihres Überlebenswillens:

Noch heute sehe ich, wie meine Mutter über die Wiesen geht. Wir liebten sie so unendlich. Ich sehe sie, wie sie auf dem Wagen sitzt, ein Pferd davor gespannt und zum Einkaufen wegfährt. Sie trägt lange Röcke, eine Satinschürze, eine schöne Bluse mit einem Stehkrägelchen. Dazu Korallenschmuck. Und wie verehrte ich meinen Vater. Er ging mit der Mode. Schöner Hut, gepflegter Bart. Wir waren schließlich eine Künstlerfamilie, legten großen Wert auf die äußere Erscheinung. Mein Onkel sah aus wie ein Zigeunerbaron, ein schwarzes Samtjacket, die Revers mit Seidenpaspeln verziert, eine Pepitahose, schwarze Schuhe und dazu ein rabenschwarzer Hut.<sup>27</sup>

Das Buch von Philomena Franz trägt einen ausgeprägt autobiographischen Charakter, und zur Definition der Autobiographie von Philippe Lejeune passt es wie ein Handschuh, denn *Zwischen Liebe und Hass* ist nichts Anderes als ein „*récit rétrospectif en prose qu'une personne réelle fait de sa propre existence, lorsqu'elle met l'accent sur sa vie individuelle, en particulier sur l'histoire de sa personnalité.*“/<sup>28</sup> „ein retrospektiver Bericht in Prosa, den eine reale Person über sich selbst schreibt, wobei diese den Akzent auf ihr eigenes Leben, insbesondere auf die Geschichte ihrer eigenen Persönlichkeit setzt.“<sup>28</sup> Es geht aber nicht nur um die Geschichte eines Einzelnen, sondern um die Geschichte einer Sippe, zu der Menschen mit unüblichen Fähigkeiten gehören: „Denn wir Sinti sind voll Liebe zu den Tieren. Wir sind mit der ganzen Tierwelt eng verbunden. Wir können mit den Tieren sprechen, mit Hunden, mit Pferden und mit

---

<sup>26</sup> Ebd., S. 40f.

<sup>27</sup> Ebd., S. 30f.

<sup>28</sup> Philippe Lejeune: *Le pacte autobiographique*, Paris: Seuil, 1975, S. 14.

Vögeln. Wir glauben, daß sie uns verstehen.“<sup>29</sup> Tiere sind „Gottes Geschöpfe“<sup>30</sup>, und die Natur muss man pflegen, weil sie wie Alles „vom Schöpfer kommt.“<sup>31</sup> Zum auffallend exklusive positiv konnotierten Image der Zigeuner gehört ihr freundliches menschliches Entgegenkommen, das sie nicht nur Ihresgleichen zeigen („Wir waren alle eine große Familie“<sup>32</sup>), sondern Allen, denen sie unterwegs begegnen: einer Lehrerin, den SchulkollegInnen („Wir fanden schnell Kontakt zueinander. Meine Schwester und ich lehrten die Mädchen unsere Spiele, und wir lernten ihre.“<sup>33</sup>) u.a. Sicherlich gibt es Unterschiede zwischen den Zigeunern, aber die Gemeinsamkeiten sind viel stärker als alles Andere. Den Urgrund für dieses Zusammengekettetein sieht Philomena Franz in ihrer indischen Abstammung und im „Verlorensein in der Welt, wo andere Menschen einen nicht annehmen, wo man immer wieder weggestoßen wird.“<sup>34</sup> Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft seien damals stärker als heute gewesen. Der Grund dafür? „Die sogenannte Integration der Sinti, ihre Einordnung in das normale bürgerliche Leben [...] Früher hatten es die Zigeuner besser, sie fühlten sich freier, sie waren glücklich draußen in der Natur. Denn das ist uns angeboren. Und für uns ist es manchmal ein Martyrium, in diesen engen Wohnungen zu leben, vor allem im Sommer.“<sup>35</sup> Die Natur und die lebhaften Erinnerungen an ihre Wunder, an das Lebendige auf Erden gaben ihr die Kraft, „auch die Lager zu überstehen.“<sup>36</sup>

Für Philomena Franz hat dieses Buch Ventilfunktion und einen nicht zu verleugnenden psychotherapeutischen Charakter, denn eines der Anliegen der Psychotherapie bleibt ohne Zweifel die Beschäftigung mit der eigenen schmerzlichen Lebensgeschichte, die aus individuellem und kollektivem Gewordensein besteht und nur beim gleichzeitigen Berücksichtigen dieser beiden Facetten verstanden werden kann. Philomena Franz hat ihre traumatischen Erinnerungen in Sprache umgesetzt, was ihr paradoxerweise erlaubte, das erinnerte Ich als neues Gewand anzuziehen. Ihre mit der eigenen kulturellen Identität eng verknüpfte Schriftlichkeit und das Image ihrer Kindheit als „lieu de mémoire“ = „Erinnerungsort/es/“, nicht nur als Zeit von glücklichen Ereignissen einerseits; die Idyllisierung dieser für den Leser zum Teil nur scheinbar makellosen Kindheit und die Dämonisierung der faschistischen Zeiten andererseits helfen der auf der Ich-Suche und innerhalb eines identitären Prozesses befindlichen Philomena Franz, sich endlich befreit zu fühlen. Philomena Franz inszenierte sich als Zeuge der Weltgeschichte, wobei ihre Erinnerungen als Erzählstrategie fungieren.

Was den Roma ständig vorgeworfen wurde, ist ihr asoziales Verhalten, was an ihnen Schriftsteller und Komponisten angezogen hat, ist ihr Exotismus. Sarga Moussa weist auf die allgemein verbreitete zweideutige Einstellung den „Bohémiens“ gegenüber hin:

---

<sup>29</sup> Franz [Anm. 1], S. 16.

<sup>30</sup> Ebd., S. 19.

<sup>31</sup> Ebd.

<sup>32</sup> Ebd., S. 16.

<sup>33</sup> Ebd. S. 27.

<sup>34</sup> Ebd. S. 17.

<sup>35</sup> Ebd. S. 17f.

<sup>36</sup> Ebd. S. 22.

Les Bohémiens appartiennent depuis longtemps à l'arsenal des personnages exotiques de la littérature, notamment dans le domaine du roman d'aventure, du théâtre. Au XVIII-e siècle, ils incarnent un type, dont les traits sont plus ou moins renforcés selon les situations: Le plus souvent, ils volent et ils trompent, mais ils peuvent aussi être accusés de satanisme et de cannibalisme./Die *Bobémiens* gehören schon lange zu den exotischen Gestalten der Literatur, insbesondere im Bereich des Abenteuerromans, des Theaters. Im 18. Jh. stellen sie einen Typus dar, dessen Züge mehr oder weniger durch die Situationen verstärkt sind: In den meisten Fällen, stehlen und betrügen sie, aber sie können auch des Satanismus und des Kannibalismus angeklagt werden.<sup>37</sup>

Der Mythos der Zigeuner sei verführerisch, und das Image des Zigeuners als vereinfachte und verarmte imagologische Variante eines menschlichen Typus zu deuten – so Moussa. Von der Art und Weise, wie wir als Europäer das verstehen, hänge viel mehr ab, als wir es wüssten: „Profondément »déterritorialisant«, le mythe des Bohémiens contribue à fonder notre modernité européenne tout en questionnant les limites.“/ „Tief »entterritorialisierend«, trägt der Mythos der *Bobémiens* zum Aufbau unserer europäischen Modernität, wobei er die Grenzen in Frage stellt.“<sup>38</sup> Unsere Einstellung dieser und anderen Völkerschaften gegenüber ist also auch als Zeichen unserer menschlichen Grenzen zu verstehen.

Im Holocaust wurden eine halbe Million Roma ermordet<sup>39</sup>. Zahlreiche historische Dokumente und Zeugen könnten es belegen. Was uns sehr wichtig scheint, ist Folgendes: Die deutsche Sprache kann nicht nur mit der deutschen Identität in Verbindung gebracht werden, sondern auch mit der jüdischen – der komplizierteste Fall ist der des jüdischen Dichters Paul Celan gewesen, der auch nach der Nazizeit fortsetzte, in der Sprache der Mörder seiner Eltern und seiner Familie zu schreiben<sup>40</sup> – und mit der der Zigeuner, wobei Philomena Franz der geeignetste Beweis dafür ist. Ihr Buch *Zwischen Liebe und Haß* kann als Vorbild für eine Versöhnung gelten, die noch nicht stattgefunden hat. Auf inhaltlicher Ebene handelt es sich um einen strikten Tatsachenbericht mit dem Thema Zigeunerleben vor, während und nach dem Holocaust. Andererseits ist die Erinnerungsthematik ohne jeden Zweifel dazu gedacht worden, um Autorin und Leser zu kathartischen, denn versöhnenden Reflexionen zu bewegen, denn: „Niemand hat das Recht, Böses mit Bösem zu vergelten.“ Gustav René Hocke meinte, die Europäer hätten Tagebücher geschrieben „unter dem Zwange dessen, was ihnen an Eigenem gegeben war, und in der Freiheit, ihr Leben an die Zukunft weiterzugeben oder darauf

---

<sup>37</sup> Moussa, Sarga (Hg.): *Le mythe des Bobémiens dans la littérature et les arts en Europe*. Sous la direction de Sarga Moussa, Paris: L'Harmattan, 2008, S. 14.

<sup>38</sup> Ebd.

<sup>39</sup> „[...] on estime à 500 000 environ le nombre des Tsiganes massacrés en Europe dans le cadre de la *solution finale* appliquée par les nazis.“ Ebd., S. 17.

<sup>40</sup> Vgl. John Felstiner: *Translating Paul Celan's <Todesfuge>: Rhythm and Repetition as Metapher*, in: Friedlander, Saul: *Probing the Limits of Representation*, Cambridge, Mass./London: Harvard University Press, 1992, S. 240–258.

in endgültigem Scheitern zu verzichten.“<sup>41</sup> Philomena Franz gehört ohne Zweifel zur Kategorie der in die Zukunft Schauenden. Nach Auschwitz kann es Literatur doch geben!

---

<sup>41</sup> Gustav René Hocke: *Tagebücher aus vier Jahrhunderten. Motive und Anthologie*, Wiesbaden/München: Limes, 1978; 1986, S. 36.



ZSUZSA SOPRONI (PILISCSABA)

## Erinnerungsmodi in Uwe Timms Erzählung *Am Beispiel meines Bruders*

Uwe Timm war schon über 60, als er zum ersten Mal über zwei prägende Personen seines Lebens schrieb, über den im zweiten Weltkrieg gestorbenen Bruder Karl-Heinz Timm und über den 1967 bei den Anti-Schah-Demonstrationen in Berlin erschossenen Jugendfreund Benno Ohnesorg. Die Erzählung *Am Beispiel meines Bruders* erschien 2003, *Der Freund und der Fremde* zwei Jahre später.

Dass es erst so spät zur literarischen Verarbeitung des Verlustes dieser zwei entscheidenden Figuren kommt, hat schwerwiegende Gründe, welche Uwe Timm in der Erzählung *Am Beispiel meines Bruders* auch benennt. Erstens fühlt er sich erst nach dem Tod der letzten Familienangehörigen (nach dem Tod der eigenen Schwester) frei über den Bruder zu schreiben. Er kann erst jetzt seine Fragen stellen, ohne auf jemanden Rücksicht nehmen zu müssen.<sup>1</sup> Zweitens ist ihm auch bewusst, wenn er über den Bruder schreibt, heißt es auch, über den Vater zu schreiben. Diese schreibende Annäherung zum Bruder und Vater ermöglicht ihm, sich neu zu finden, sich neu zu definieren und auch über sich selbst zu schreiben.<sup>2</sup> Diese zwei Gründe motivieren auch die Reihenfolge der zwei Werke, dass dem Buch über den Freund die Erzählung über den Bruder vorangeht, die eigentlich auch eine Erzählung über die Familie Timm ist.

Im Mittelpunkt der Erzählung steht die Geschichte des 16 Jahre älteren Bruders Karl-Heinz Timm, der als Mitglied der *SS-Totenkopfdivision* im Oktober 1943 mit 19 Jahren in einem Lazarett in der Ukraine starb. Als Rahmenerzählung wird die bis in die Gegenwart reichende Geschichte der Familie erzählt, wobei immer wieder hervorgehoben wird, wie die Erinnerung an den Bruder, seinen Tod und an die Kriegsgeschehnisse im Familiengedächtnis weiterleben.

Ab den 90er Jahren ist die Tendenz in der Literatur zu beobachten, dass mit einem großen zeitlichen Abstand zum Zweiten Weltkrieg zahlreiche Texte erscheinen, welche die nationalsozialistische Vergangenheit in expliziten familienbiographischer Perspektive thematisieren.<sup>3</sup> Dass sich erst jetzt schlagartig so viele Bücher mit der Aufarbeitung der Erinnerungen an die Kriegszeit und an den Holocaust beschäftigen, hängt auch mit der Tatsache zusammen, dass die letzten ZeitzeugInnen dieser Periode langsam sterben. Aus diesem Grunde droht die an das gesprochene Wort gebundene

---

<sup>1</sup> Timm, Uwe: *Am Beispiel meines Bruders*. München: dtv, 2013, S. 10.

<sup>2</sup> Ebd., S. 17 und S. 19.

<sup>3</sup> Marx, Friedhelm: „Erinnerung, spricht“ Autobiographie und Erinnerung in Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders*. In: Marx, Friedhelm (Hg.): *Erinnern, Vergessen, Erzählen. Beiträge zum Werk Uwe Timms*. Göttingen: Wallstein, 2007, S. 34.

Erinnerung an die großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts zu versiegen.<sup>4</sup> Die mündlich tradierten Inhalte vom Familiengedächtnis (als Teilbereich des kommunikativen Gedächtnisses verstanden<sup>5</sup>) brauchen das Medium der Schrift, um festgehalten und damit ins kulturelle Gedächtnis überführt zu werden.<sup>6</sup>

Nach den *Väterbüchern* der 70er und 80er Jahre, in denen es vor allem um die Konfrontation und Abrechnung mit den Vätern ging, stehen die Generationen- oder Familienromane im Zeichen der Kontinuität. Der Ich-Erzähler ist hier bemüht, sich in einen größeren Familien- und Geschichtszusammenhang zu integrieren, denn er erkennt, „dass ein wichtiger Teil seiner Identität mit der nicht selbst erlebten Geschichte seiner Familie verbunden ist“ – wie es Aleida Assmann in ihrem Buch *Geschichte im Gedächtnis*<sup>7</sup> formulierte. Das autobiographische Ich dieser Romane versucht sich durch Recherchen, Suchen und Fragen einen genauen Einblick in die historischen Vorgänge wie auch in die familiären Geschehnisse zu verschaffen, um dadurch das Fremde, das längst Verschwiegene in der Familiengeschichte zu rekonstruieren. Diese Texte versuchen eine Nähe zu den betroffenen Generationen herzustellen, um sie, ihre Motivationen und Taten zu verstehen. Aber das führt nicht zum Verzeihen und zur Entlastung der Eltern- und Großelterngeneration, sondern zum Anerkennen von Schuld in der eigenen Familiengeschichte. Dieser Prozess wird als *Intimisierung von Geschichte*<sup>8</sup> oder als *Intimisierung des Nationalsozialismus*<sup>9</sup> bezeichnet, weil dadurch das Negative, das Fremde der Vergangenheit und der Familiengeschichte als Teil des Eigenen angenommen, d.h. internalisiert wird.<sup>10</sup>

Die Schreibweise der Familienromane entspricht diesem erzählerischen Vorhaben. Diese Texte sind von Recherchen angetrieben, sind literarische Montagen von Fiktion und Dokumentation – wie historische Dokumente und Materialien aus dem Familienarchiv – wie Tagebücher oder Briefe.

Uwe Timms ursprüngliche Absicht war, das während des Einsatzes in der Ukraine heimlich geführte Tagebuch des Bruders mit dem Kriegstagebuch der *SS-Totenkopfdivision* zu vergleichen. Auf dieser Weise wollte er herausfinden, was sich hinter den stichwortartigen Eintragungen des Bruders versteckt und wollte Antwort auf die quälende Frage bekommen, ob er an Erschießung von ZivilistInnen beteiligt war oder nicht. Da aber im militärhistorischen Archiv in Freiburg das Kriegstagebuch der

<sup>4</sup> Marx, Friedhelm: Vorwort. In: Marx, Friedhelm (Hg.): *Erinnern, Vergessen, Erzählen. Beiträge zum Werk Uwe Timms*. Göttingen: Wallstein, 2007, S. 7.

<sup>5</sup> Welzer, Harald; Moller, Sabine; Tschuggnall, Karoline: „*Opa war kein Nazi*“. *Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 2010, S. 13.

<sup>6</sup> Siehe hierzu Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: Beck, 1999, S. 13.

<sup>7</sup> Assmann, Aleida: *Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung*. München: Beck, 2007, S. 73.

<sup>8</sup> Dieser Begriff wird von Martin Hielscher in seiner Analyse verwendet. Siehe Hielscher, Martin: *NS-Geschichte als Familiengeschichte. Am Beispiel meines Bruders* von Uwe Timm. In: Marx, Friedhelm (Hg.): *Erinnern, Vergessen, Erzählen. Beiträge zum Werk Uwe Timms*. Göttingen: Wallstein, 2007, S. 91–102.

<sup>9</sup> Assmann [Anm. 7], S. 75.

<sup>10</sup> Ebd.

*Totenkopfdivision* aus ungeklärten Gründen nicht zu finden war, änderte Uwe Timm sein Konzept. Durch die Darstellung der Erinnerungsmodi der Eltern an den Bruder und den Krieg bzw. durch die systematische Aufarbeitung des Tagebuchs des Bruders versucht er den Fragenkomplex nach Täterschaft, Mitwisserschaft und Schuld in der eigenen Familie zu beantworten.

Das Tagebuch und die wenigen erhaltenen Feldpostbriefe an den Vater und an die Mutter haben eine Schlüsselstellung im Erzähltext und werden zu großen Teilen wiedergegeben. Neben diesen „festgeschriebenen Erinnerungen“ des Familiengedächtnisses – wie sie in der Erzählung bezeichnet werden<sup>11</sup> – wird immer wieder aus Werken der deutschen und internationalen Geschichtsschreibung zitiert.<sup>12</sup> Diese schriftlich fixierten Zeugnisse des kulturellen Gedächtnisses werden immer dann aufgerufen, wenn Lücken im Familiengedächtnis gestopft werden sollten.<sup>13</sup> Den schriftlichen Dokumenten im Buch steht aber das mündliche Erzählen, in Form von den Gesprächen der Familienangehörigen über den Bruder und über die Kriegszeit entgegen.

Uwe Timm verwendet in der Erzählung eine kritische Montagetechnik, die Kombination von Erinnerungen, Reflexionen, Tagebucheinträgen, Briefen und historischen Forschungen. Er vergleicht die familiären Erinnerungsbilder mit den historiographischen Darstellungen und mit den eigenen Erinnerungen. Die Anordnung der Quellen bestimmt nicht die historische oder die familiäre Chronologie, sondern die Subjektivität der Erinnerung. Mit dem Imperativ „Erinnerung, sprich“<sup>14</sup> wird im Text sehr bündig und genau formuliert, dass der Erzähler nicht das autobiographische Ich, sondern die Erinnerung zum Sprechen bringt. Mit dieser Methode kann Timm „die Gefahr, glättend zu erzählen“<sup>15</sup> vermeiden. Die Formel „Glättend zu erzählen“ kennzeichnet das Erinnern der Vätergeneration. Uwe Timm erlebte im Kreis der eigenen Familie, wie die Geschehnisse und die traumatischen Erfahrungen der Nazizeit im Verlauf der Jahre in den Gesprächen zu Anekdoten werden, in denen die Vergangenheit in Kausalzusammenhängen aufgelöst wird und der Schrecken und auch die eigene Schuld relativiert werden.

Der autobiographische Text beginnt mit der ersten bewussten Erinnerung des schreibenden Subjekts, welche auch die einzige Erinnerung an den 16 Jahre älteren Bruder ist. Im ersten Satz der Erzählung werden die Schlüsselbegriffe der Erinnerungs- und Familienbücher wie Gedächtnis, Erinnerung, Erlebnis und Identität miteinander verknüpft:

Erhoben werden – Lachen, Jubel, eine unbändige Freude – diese Empfindung begleitet die Erinnerung an ein Erlebnis, ein Bild, das erste, das sich mir eingeprägt hat, mit ihm be-

<sup>11</sup> Timm [Anm. 1], S. 34.

<sup>12</sup> Jean Améry: *An den Grenzen des Geistes*, Christopher R. Browning: *Ganz normale Männer*, Primo Levi: *Die Untergangenen und die Geretteten*.

<sup>13</sup> Rossbacher, Brigitte: Cultural Memory and Family Stories: Uwe Timm's *Am Beispiel meines Bruders*. In: *Gegenwartsliteratur*. Ein germanistisches Jahrbuch, 4, 2005, S. 238–258. Zitiert auch in: Braun, Michael: Die Leerstellen der Geschichte. Uwe Timm *Am Beispiel meines Bruders*. In: Marx, Friedhelm (Hg.): *Erinnern, Vergessen, Erzählen. Beiträge zum Werk Uwe Timms*. Göttingen: Wallstein, 2007, S. 58.

<sup>14</sup> Timm [Anm. 1], S. 37.

<sup>15</sup> Ebd.

ginnt für mich das Wissen von mir selbst, das Gedächtnis [...] Dort das hat sich als Bild mir genau eingepägt, über dem Schrank, sind Haare zu sehen, blonde Haare. Dahinter hat sich jemand versteckt – und dann kommt er hervor, der Bruder und hebt mich hoch. An sein Gesicht kann ich mich nicht erinnern, auch nicht an das, was er trug, wahrscheinlich Uniform, aber ganz deutlich ist die Situation: Wie mich alle ansehen, wie ich das blonde Haar hinter dem Schrank entdeckte, und dann dieses Gefühl, ich werde hochgehoben – ich schwebe.<sup>16</sup>

Interessant ist, dass der russisch-amerikanische Schriftsteller Vladimir Nabokov in seiner Autobiographie *Erinnerung, sprich* (*Memory, speak* 1967), deren Titel in Timms Erzählung auch zitiert wird, in der Anfangsszene auch den Anfangspunkt seiner Erinnerung zu bestimmen versucht, der – wie bei Uwe Timm – mit dem Wissen vom eigenen Ich zusammenfällt.<sup>17</sup>

Dieses vom Bruder Gehoben-werden sagt auch etwas über die Erzählweise des Textes: Der Blick ist von oben, aus einer gewissen Distanz, aber er hält den Kontakt zum Objekt der Recherche. Diese erzählerische Annäherungsweise zum Bruder und zur Familie ermöglicht Uwe Timm die Erinnerungen im Familiengedächtnis an den früh verstorbenen Bruder, seinen Tod und die Kriegszeit zu sammeln und diese gleichzeitig zu reflektieren, ohne dabei Urteil zu fällen oder falsche Identifikation zu schaffen. Das Gefühl der Nähe und Liebe zum Bruder und zur Familie bleibt auch dann bestehen, wenn Zweifel und Misstrauen aufkommen, wenn das Erkennen schockierend kommt und die Schuld in der eigenen Familie anerkannt werden muss.<sup>18</sup>

Im Folgenden werden die prägendsten Erinnerungen des Familiengedächtnisses der Familie Timm analysiert. Dabei wird erstens untersucht, wie Täterschaft, Mitwisserschaft und Schuld in den Erinnerungen zur Sprache gebracht werden, zweitens ob dabei die für die familiären Erinnerungen an die Nazizeit charakteristischen Deutungsmuster und Topoi verwendet werden und drittens wie der Erzähler diese Erinnerungen reflektiert und wie er dabei das Tagebuch und die Briefe des Bruders zur Hilfe nimmt. Die Einbeziehung der sogenannten „festgeschriebenen Erinnerungen“ in die kritische Besprechung der Familienerinnerungen ist für Timm deswegen unumgänglich, weil sie in den Gesprächen der Familienmitglieder nie zitiert, nicht einmal erwähnt wurden. Sie blieben außerhalb des Familiengedächtnisses und physisch bis zum Tod der Mutter in der Schublade ihres Frisiertisches in ein kleines Pappkästchen eingesperrt.

Bei der Textanalyse wird das Buch „Opa war kein Nazi“ Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis von Harald Welzer<sup>19</sup> verwendet. Dieses fasst die Ergebnisse eines Forschungsprojektes zusammen, das sich mit der Frage beschäftigte, wie in deutschen Familien über die Nazi-Zeit und den Holocaust gesprochen wird und welche Bilder und Vorstellung in Familiengesprächen zwischen den Generationen weitergegeben werden. Dabei wurde Folgendes festgestellt: Da in der öffentlichen

---

<sup>16</sup> Ebd., S.7.

<sup>17</sup> Marx [Anm. 3], S. 28f.

<sup>18</sup> Hielscher [Anm. 8], S. 99ff.

<sup>19</sup> Welzer [Anm. 5].

Erinnerungskultur die Nazi-Vergangenheit als etwas Verbrecherisches markiert ist, versuchen die Generationen der Kinder und vor allem der Enkelkinder die Väter und Großväter und ihre Taten in ein positives Licht zu stellen. Man hört Geschichten über das Leiden der Angehörigen oder über ihre Heldentaten. In den Gesprächen spielen die eindeutigen Umkehrungen der historischen Täter- und Opferrollen eine dominante Rolle.<sup>20</sup>

Welzer untersuchte die kollektiven oder sozialen Bezugsrahmen des Gedächtnisses, die jene Vorstellungs- und Denkweisen, Haltungen und Überzeugungen sind, über die sich eine Gruppe als Gruppe definiert, und die ihre Identität über die Zeit hinweg sichern. Diese Rahmen sind aus Erinnerungen gebildet und das Familiengedächtnis versucht diese Rahmen intakt zu halten.<sup>21</sup> Er unterscheidet bei diesen impliziten Erinnerungen zwischen Topoi und Deutungsmustern. Topoi sind immer wiederkehrende einfache Aussagen, die in den Alltagsgesprächen intergenerationell tradiert werden, es gibt den Topos der *bösen Russen*, dem gegenüber *die guten Amerikaner*, *die reichen Juden* oder *die Nazis*. Diese immer wiederkehrenden Aussagen erreichen in den Gesprächen einen Grad von Komplexität, die nicht in einzelnen Sätzen, sondern in Form von Argumentationen vorliegen. Diese wie zum Beispiel wir haben nichts davon gewusst werden als Deutungsmuster bezeichnet.<sup>22</sup>

Für die Eltern bedeuteten der Tod des älteren Sohnes und die Ausbombung ihrer Wohnung in Hamburg einen „Schicksalsschlag.“<sup>23</sup> Sie glaubten – wie sie es selbst formulierten – „mit diesem Leid [ihren] Teil an der allgemeinen Sühne geleistet zu haben“<sup>24</sup>, denn sie sind dadurch selbst Opfer geworden. Der vielzitierte Satz der Eltern „den Jungen verloren und das Heim“ ist als eindeutiges Deutungsmuster im Familiengedächtnis zu verstehen. Damit wird die vermeintliche Täterschaft des Sohnes in eine Opferschaft umgedeutet, er wird zum Helden der Familie gemacht und die Eltern können sich damit dem Nachdenken über die Gründe dieses Verlustes entziehen.

Die Mutter war eindeutig gegen die freiwillige Anmeldung des Sohnes zur Waffen-SS, weil sie eine tiefe Abneigung gegen das Militär hatte.<sup>25</sup> Für den Vater, der schon im Ersten Weltkrieg eingerückt war und im Zweiten bei der Luftwaffe Aufklärungsflüge über Finnland und Russland machte und mit dessen konservativ-nationalen Werten sich der Bruder identifizierte, war dieser Schritt selbstverständlich und erfüllte ihn mit Stolz.

Über die mögliche Täterschaft des eigenen Sohnes wurde von den Eltern nie gesprochen, er wurde immer nur als tapfer und anständig bezeichnet,<sup>26</sup> der nur seine Pflicht gemacht hatte. Mit dem ständigen, zynischen Wiederholen von den als Topoi verwendeten Adjektiven *anständig* und *tapfer* bzw. dem Substantiv *Pflicht* drückt der

<sup>20</sup> Ebd., S. 81f.

<sup>21</sup> Ebd., S.134f. Er zitiert Maurice Halbwachs' *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen* und Hans-Joachim Schröders *Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung*.

<sup>22</sup> Welzer [Anm. 5], S. 136f.

<sup>23</sup> Die von Timm schräggedruckten Wörter, Satzteile und Sätze stammen wortwörtlich von den Eltern.

<sup>24</sup> Timm [Anm. 1], S. 90.

<sup>25</sup> Ebd., S. 24.

<sup>26</sup> Ebd., S. 15, 29 und 59.

Erzähler seine starke Kritik an den Vater aus, der engstirnig immer nur die Militäreinheiten lobte: „Die anständige Luftwaffe. Die anständige Marine. Die anständige Wehrmacht. Die anständige Waffen-SS.“<sup>27</sup>

Vermutlich dachten die Eltern nicht einmal über die Taten des Jungen an der Front nach, weil für sie die Waffen-SS als eine Eliteeinheit galt, die nur ihre Pflicht getan hatte. Ihrer Meinung nach waren „die Verbrecher [...] die anderen, der SD. [...] Vor allem die oben, die Führung“<sup>28</sup>. „Die da oben“ oder „die Mistbande“ sind zwei Topoi der Mutter, mit denen sie laut Uwe Timm die Nazis, aber auch die Militärs und die Politiker meinte, die sie für den Krieg und für den Tod des Sohnes verantwortlich machte. Das Wort Nazi wurde in der Familie nur vom Vater verwendet. In Gesprächen betonte er immer, er sei kein Nazi gewesen.<sup>29</sup> Wahrscheinlich wollte er damit seine Unschuld am Mord von Juden beweisen.

Als einmal der Erzähler dem Vater klar zu machen versuchte, dass jeder einzelne – von ihm als anständig und tapfer bezeichnete – Soldat zum „industriellen Massenmord“<sup>30</sup> beigetragen hat, erklärte der Vater die Geschehenszusammenhänge mit den typischen Deutungsmustern: erstens, die Täter waren *die anderen*, in seinem Fall heißt es: „Die Luftwaffe hatte mit dem Mord an den Juden nichts zu tun“<sup>31</sup> und zweitens „davon haben wir nichts gewusst.“<sup>32</sup> Nach Harald Welzer ist das Deutungsmuster *wir haben davon nichts gewusst* erfahrungsresistent. Untersuchungen belegen, dass es einen eindeutigen Unterschied dazwischen gibt, was man von der Realität wusste und wissen konnte, und was man wissen wollte.<sup>33</sup> In der Familie Timm erweist sich dieser Satz auch als erfahrungsresistent, denn erzählt wurde über einen Onkel, der einige Monate bei einer KZ-SS-Wachmannschaft war und wegen seiner Meinung, „was mit den Juden gemacht werde, sei ganz in Ordnung“<sup>34</sup>, von der Großmutter väterlicherseits geohrfeigt wurde.

Der Vater fühlte sich wie die Männer seiner Generation nach dem Ende des Krieges misstrauisch, beleidigt. Seine Lebensform und Wertevorstellungen hatten „kapituliert“, er selbst wurde damit degradiert: „Männer, die eben noch zackig begrüßt wurden, mit donnernden Kommandostimmen auftragen, flüsterten plötzlich, sagten, sie hätten von alledem nichts gewusst, sagten, sie hätten das nicht gewollt, sagten, da war wieder Verrat im Spiel.“<sup>35</sup>

Beim Vater ging dieses Beleidigtsein mit einem „besserwisserischen Rechthaben“<sup>36</sup> einher. Er versuchte die Schuld auf die Alliierten zu übertragen und sie zu Mitschuldigen zu machen, indem er die Fragen stellte, warum die Alliierten die Zufahrtswege zu den KZs nicht bombardiert hatten, warum die Juden und Jüdinnen nicht

<sup>27</sup> Ebd., S. 101.

<sup>28</sup> Ebd., S. 20.

<sup>29</sup> Ebd., S. 134.

<sup>30</sup> Ebd., S. 101.

<sup>31</sup> Ebd., S. 101.

<sup>32</sup> Ebd., S. 101.

<sup>33</sup> Welzer [Anm. 5], S. 157f.

<sup>34</sup> Timm [Anm. 1], S. 132.

<sup>35</sup> Ebd., S. 68.

<sup>36</sup> Ebd., S. 134.

rechtzeitig in den USA und in England aufgenommen worden waren, wenn die Alliierten schon 1943 über die Existenz der KZs Bescheid gewusst hatten?<sup>37</sup>

Ihm gegenüber fragte sich die Mutter nach ihrer Schuld, „was hätte ich tun können, tun sollen“<sup>38</sup> und die Antwort wusste sie ganz genau, „wenigstens ein Nachfragen.“<sup>39</sup> Aber statt nachzufragen, haben die Deutschen nur geschwiegen, und viele auch nach dem Krieg. Viele aber, wie auch der Vater, hatten ständig über den Krieg geredet. Mit den ehemaligen Kameraden wurde vor allem darüber diskutiert, warum der Krieg wegen der Fehlentscheidungen der „militärischen Dilettanten“<sup>40</sup> „verloren gegangen war.“<sup>41</sup> Für den Erzähler ist es kaum nachvollziehbar, wie man „mit dem Wissen um die systematische Tötung der Juden ernsthafte Diskussion darüber führen konnte, wie man den Krieg doch noch hätte gewinnen können.“<sup>42</sup>

In diesen Gesprächen über den Krieg tauchten auch die mit Stereotypen geladenen Bilder von *den Russen* und von *den Deutschen* auf: die Russen sind die Feinde, die Frauen vergewaltigen, Deutsche vertreiben, deutsche Kriegsgefangene hungern lassen. Über die Chronologie und Kausalität der Grausamkeiten dachte man einfach nicht nach und vergaß, dass Millionen von Russen Opfer der nationalsozialistischen Gewalt geworden waren.

Mit den Jahren wurden die Ereignisse des Krieges in diesen Gesprächen zu Anekdoten. Das Entsetzliche, das Fürchterliche wurde damit „domestiziert.“<sup>43</sup> Diesen Prozess stellt die Textstelle sehr genau dar, welche die ersten Erinnerungsbilder des dreijährigen Kindes an die Bombardierung Hamburgs zu wiedergeben versucht. Hier wird die eigene, subjektive Erinnerung des Erzählers mit den Erinnerungsformen der anderen Familienmitglieder konfrontiert:

Ein anderes deutliches Bild, mit dem Erinnerung einsetzt: die riesigen Fackeln, rechts und links der Straße, die brennenden Bäume. Und dieses: In der Luft schweben kleine Flämmchen. [...] Dieses Bild: Das Kind, ich, damals drei Jahre alt, ist in einen Kinderwagen gelegt worden, zugedeckt mit nassen Handtüchern, und wird durch die Osterstraße geschoben. Die in der Luft schwebenden Flämmchen fanden erst später im Erzählen ihre Erklärung. Es waren die vom Feuersturm aus den brennenden Häusern gerissenen Gardinenfetzen. Noch Jahre nach dem Krieg, mich durch meine Kindheit begleitend, wurden diese Erlebnisse immer und immer wieder erzählt, was das ursprüngliche Entsetzen langsam abschliff, das Erlebte fassbar und schließlich unterhaltend machte: [...] Das Eigentümliche war, wie der Schock, der Schreck, das Entsetzen durch das wiederholte Erzählen langsam fasslich wurden, wie das Erlebte langsam in seinen Sprachformeln verblasste: *Hamburg in Schutt und Asche. Die Stadt ein Flammenmeer. Der Feuersturm.*<sup>44</sup>

---

<sup>37</sup> Ebd., S. 134.

<sup>38</sup> Ebd., S. 133.

<sup>39</sup> Ebd.

<sup>40</sup> Ebd., S.77.

<sup>41</sup> Ebd.

<sup>42</sup> Ebd., S. 98.

<sup>43</sup> Ebd., S. 102.

<sup>44</sup> Ebd., S. 37–40.

Das Entsetzen brach aus den AugenzeugInnen, so auch aus dem Vater nur sehr selten hervor. Nur an einen einzigen Fall kann sich der Ich-Erzähler erinnern, als er den Vater weinen sah. Mit diesem Weinen wurde für den Sohn „etwas von dem Grauen der Erinnerung gegenwärtig“<sup>45</sup>, was mit Worten nicht zu fassen war.

Während der Arbeit an der Erzählung hatte der Erzähler unerträgliche Augenschmerzen, die das verletzte Auge tränen ließen. Diese Tränen, das Weinen, trugen für ihn eine symbolische Bedeutung in sich: „ich, [...] weine, als müsste ich all die unterdrückten Tränen nachweinen auch über das Nichtwissen, das Nichtwissenwollen, der Mutter, des Vaters, des Bruders, was sie hätten wissen können, wissen müssen“<sup>46</sup>

Der Ich-Erzähler stellt auch die Fragen: „wie sah der Bruder sich selbst? Welche Empfindungen hatte er? Erkannte er etwas wie Täterschaft, Schuldigwerden, Unrecht?“<sup>47</sup> Er versucht darauf diese im Tagebuch des Bruders Antworten zu finden. Nach dem Lesen von anderen Tagebüchern und Briefen stellt er fest, dass sich in den Eintragungen des Bruders „keine ausdrückliche Tötungsrechtfertigung keine Ideologie“ findet, „wie sie in dem weltanschaulichen Unterricht der SS vorgetragen wurde. Es ist der *normale* Blick auf den Kriegsalltag.“<sup>48</sup> Das Adjektiv *normal* wird hier in einem sehr kritischen Sinne verwendet, denn zum Kriegsalltag gehörte nicht nur auf den Einsatz zu warten, für die Panzer Straßen zu bauen, sondern auch der Befehl, die feindlichen Soldaten zu töten. Dass auch der eigene Bruder andere verwundet und getötet hatte, wird mit dem Satz „75m raucht Iwan Zigaretten, ein Fressen für mein MG.“<sup>49</sup> Realität. Dieser Satz nimmt in der Erzählung eine zentrale Bedeutung ein und wird mehrfach zitiert. Das ist die Stelle, bei der Uwe Timm bei früherem Lesen immer wieder das Tagebuch schloss und nicht weiter las. Erst mit dem Entschluss, über den Bruder zu schreiben, war er endlich befreit weiterzulesen und „dem dort Festgeschriebenen nachzugehen.“<sup>50</sup> Der Satz dokumentiert die brutale Tötungsfähigkeit des Bruders, die eine Kluft zwischen den beiden Brüdern öffnet und die Frage aufwirft, ob Karl-Heinz auch an der Erschließung von ZivilistInnen, Juden und Jüdinnen und Geiseln beteiligt war oder nicht. Der Wunsch des Erzählers, auf diese Frage eine beruhigende Antwort zu finden, wurde nicht völlig erfüllt, obwohl die Briefe und das Tagebuch keinen eindeutigen Hinweis auf eine mögliche Beteiligung enthalten und die gefundenen historiographischen Dokumente die Teilnahme des *SS-Panzerpionier-Bataillon 3* an der Tötung von Zivilisten nicht beweisen können.

Die Eintragungen im Tagebuch sind kurz, ohne Syntax, voll mit Abkürzungen. Sie registrieren nur die wichtigsten Geschehnisse, sagen aber nichts über das Befinden, über die Gefühle und Meinungen des Bruders. Im Gegensatz dazu erfährt man aus den an den Vater adressierten Briefen mehr Persönliches. Mit Sorge schreibt er über die Flugangriffe der Engländer auf deutsche Städte: „Das ist doch kein Krieg, das ist ja

---

<sup>45</sup> Ebd., S. 102.

<sup>46</sup> Ebd., S. 148.

<sup>47</sup> Ebd., S. 90.

<sup>48</sup> Ebd., S. 94.

<sup>49</sup> Ebd., S. 17, 34, 101 und 154 (Die Zitate aus dem Tagebuch des Bruders werden immer schrägedruckt.)

<sup>50</sup> Ebd., S. 17.

Mord an Frauen und Kinder – und das ist nicht human.“<sup>51</sup> Unerwähnt bleibt hingegen das Leid der Menschen in Russland, mit dem der Bruder zweifellos konfrontiert wurde und das im Tagebuch auch festgehalten wird: „Wir bauen die Öfen der Russenhäuser ab, zum Straßenbau.“<sup>52</sup> Für den Erzähler ist es schwer verständlich, warum der Bruder keine Verbindung zwischen den zerstörten Häusern in der Ukraine und den zerbombten Häusern in Hamburg sieht, wie für ihn „Teilnahme und Mitgefühl im Angesicht des Leids ausgeblendet wurde, wie es zu dieser Trennung von human zu Hause und human hier, in Russland, kommt.“<sup>53</sup>

Der letzte undatierte Eintrag im Tagebuch „Hiermit schließe ich mein Tagebuch, da ich für unsinnig halte über so grausame Dinge wie sie manchmal geschehen, Buch zu führen“<sup>54</sup>, wirft wiederum Rätsel auf und gibt mit seinen Leerstellen dem Erzähler die Möglichkeit, den Bruder in ein möglichst positives Licht zu stellen. Schon die Existenz des Tagebuchs interpretiert er als Beweis für einen möglichen Widerstand, bei der SS war es nämlich verboten, Tagebuch zu führen. Er kann nur vermuten, dass der Bruder etwas so Schreckliches miterlebt hat, was er mit stichwortartigen Notizen nicht mehr erfassen konnte. Weiterhin hofft er, obwohl das Tagebuch kein Mitgefühl mit den Opfern verrät, dass ihn diese schockierenden Erlebnisse zur Gehorsam- und Befehlsverweigerung führten: „Umso erstaunlicher dieser Satz und die Lücke, die es zwischen der vorletzten Eintragung die Fahrt geht weiter und der Einsicht, über so grausame Dinge nicht mehr schreiben zu können, gibt. Und da ist der Wunsch, mein Wunsch, diese Lücke möge für ein Nein stehen, für das non servio, das am Anfang der Aufkündigung von Gehorsam steht...“<sup>55</sup>

*Am Beispiel meines Bruders* heißt der Titel der Erzählung, denn das Leben des Bruders ist ein Beispiel für ein kurzes, typisches Leben als fanatisierter Soldat während des Zweiten Weltkrieges.<sup>56</sup> Die Erinnerung der Familie Timm an den Sohn und an den Krieg ist ein typisches Beispiel für die Verarbeitung der Nazizeit in familiärem Kreis. Uwe Timms Erzählung richtet sich gegen die Legenden und gegen die Täter/Opfer-Verschiebungen in den deutschen Nachkriegsfamilien. Timms Absicht ist, die Familien zur Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit anzuregen, wobei man versuchen muss, die Schuld nicht anderen zuzuweisen, sondern das Ungeheure in der eigenen familiären Vergangenheit zu begreifen.<sup>57</sup>

---

<sup>51</sup> Ebd., S. 25.

<sup>52</sup> Ebd., S. 92.

<sup>53</sup> Ebd., S. 92.

<sup>54</sup> Ebd., S. 151 und 159.

<sup>55</sup> Ebd., S. 152.

<sup>56</sup> Niefanger, Dirk: Grenzen der Fiktionalisierung. Zum Verhältnis von Literatur und Geschichte in Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders*. In: Marx, Friedhelm (Hg.): *Erinnern, Vergessen, Erzählen. Beiträge zum Werk Uwe Timms*. Göttingen: Wallstein, 2007, S. 46.

<sup>57</sup> Ebd., S. 51f.



CARMEN ELISABETH PUCHIANU (KRONSTADT)

## Theater in Zeiten der Krise. Von Dada zur postmodernen Performance am Beispiel einiger Duo-Bastet-Inszenierungen

Das Leben als kulturgeschichtlicher Spätling bietet einem den Vorteil manche Kultur- und Kunsterscheinungen erst richtig zu verstehen und deren Grundsätze und Manifeste künstlerisch umzusetzen, indem bei weitem mehr als nur bloße Re-makes entstehen. Am Beispiel einiger Duo Bastet Inszenierungen wollen wir im Folgenden die enge Anbindung an das Dada-Phänomen illustrieren, das vor 100 Jahren im Kontext gravierender gesellschaftspolitischer Krisenzeit die Kunstwelt erneuert und schockiert hatte.

### Das DADA-Projekt

Unser Interesse für Dada beruht vor allem auf der Beobachtung, dass diese Manifestation der Avantgarde zwei Facetten des künstlerischen Vorgangs widerspiegelt: Zum einen legitimiert das Dada-Projekt das Fragment als Kunstform, zum andern lehnt es die Rolle der Sprache als geordnetes System zwischenmenschlicher Kommunikation ab<sup>1</sup> So kommt es, dass Dada die Konstruktion sprachlicher Mitteilung auseinanderreißt und die entstandenen Bruchstücke in eine Art protosemiotisches System zusammenfügt<sup>2</sup>, dessen Rolle darin besteht herauszufordern und zu schockieren. Darin ist der direkte Bezug der Dada-Bewegung zum ersten Weltkrieg zu sehen: Die öffentliche Sprache der Macht musste offenbar auseinandergenommen und auf ihre konkreten Bestandteile reduziert werden, denn Sprache bedeutete nicht mehr, sie tönte oder „phonetisierte“<sup>3</sup>, wie zum Beispiel an den Lautgedichten der Dadaisten nachvollziehbar ist. Die Lautgedichte widersetzten sich bis heute der Interpretation, die an herkömmlichen Mustern der sprachlichen Verdichtung festhält, nicht nur aus gesellschaftskritischem Kalkül, sondern vor allem aus Lust am Experiment und am Spiel.

Die Dada-Bewegung entdeckt das Spiel als Kunstmittel und rückt damit die Performance in den Vordergrund ihrer Kunst. Folgendes ist in Hugo Balls Notizen über die künstlerischen Zusammenkünfte im *Cabaret Voltaire*<sup>4</sup> zu lesen:

---

<sup>1</sup> Vgl. Thomas, Jean-Jacques: Dada. In *Twenty Century Literature Criticism*, 168, Dallas: Gale Group, 2007, S. 2 (Zugriff am 13.03.2014)

<sup>2</sup> Vgl. ebd., S. 2–3: „[...] it tears apart the basic pact of linguistic communication and then gathers the fragments together in a plan for a *protosemiotic* system that, by its very nature, challenges the convention bound exchange of signs.“

<sup>3</sup> Vgl. ebd., S. 6.

<sup>4</sup> Im Februar 1916 von Hugo Ball und Emmy Hennings in Zürich, Spiegelgasse 1 gegründet. Hugo Ball zu Folge handelt es sich um „eine Gesellschaft junger Künstler und Literaten [...], deren Ziel es ist, einen Mittelpunkt für die künstlerische Unterhaltung zu schaffen“. Vgl. Ball, Hugo: Die Flucht

Das Prinzip des Kabarett soll sein, dass bei den täglichen Zusammenkünften musikalische und rezitatorische Vorträge der als Gäste verkehrenden Künstler stattfinden, und es ergeht an die junge Künstlerschaft Zürichs die Einladung, sich ohne Rücksicht auf eine besondere Richtung mit Vorschlägen und Beiträgen einzufinden.<sup>5</sup>

Was u. E. seit Shakespeares Zeit im Besonderen für das Theater unabdingbar geworden ist, formuliert die europäische Avantgarde als Grundbedingung ihrer Kunst als Ganzes, nämlich die Notwendigkeit der Interaktion zwischen Künstler und seiner Performance und dem Publikum:

Unser Versuch, das Publikum mit künstlerischen Dingen zu unterhalten, drängt uns in ebenso anregender wie instruktiver Weise zum ununterbrochen Lebendigen, Neuen, Naiven. Es ist mit den Erwartungen des Publikums ein Wettlauf, der alle Kräfte der Erfindung und der Debatte in Anspruch nimmt. [...] Nirgends so sehr als beim öffentlichen Vortrag ergeben sich die Schwächen einer Dichtung. Das eine ist sicher, dass die Kunst nur solange heiter ist, als sie der Fülle und der Lebendigkeit nicht entbehrt. Das laute Rezitieren ist mir zum Prüfstein der Güte eines Gedichtes geworden, und ich habe mich (vom Podium) belehren lassen, in welchem Ausmaße die heutige Literatur problematisch, das heißt am Schreibtisch ausgeklügelt und für die Brille des Sammlers, statt für die Ohren lebendiger Menschen gefertigt ist.<sup>6</sup>

Ein bewusst auf Ganzheitlichkeit orientiertes Kunst- und Literaturkonzept ist hier zu erkennen, das sowohl dem handwerklichen, dem getanen, will sagen dem performativen Aspekt, als auch dem intermedialen und vor allem dem Aspekt der Interaktion mit dem Publikum besondere Bedeutung schenkt. Auf diesem Hintergrund rückt das Körperliche nicht nur im Bereich des Tanzes und des Theaters in den Mittelpunkt der Performance. Wir verstehen die Dada-Bewegung daher als Wegbereiter postmoderner Kunstformen und -mittel, die im Theater aber auch in anderen Bereichen der performativen Kunst wie z. B. Autorenlesungen interessante Umsetzungsmöglichkeiten finden.<sup>7</sup>

Unser Theaterkonzept greift auf solche Momente performativer (Selbst)Inszenierung zurück, wie sie im Kontext des bereits erwähnten *Cabaret Voltaire* von Hugo Ball beschrieben werden und in denen es zum einen auf die Darstellung des Künstlers selbst als andersartig im Vergleich zu dem sogenannten gesellschaftlichen Establishment ankommt, und zum anderen auf das Vorführen einer Kunst, die auf den

---

aus der Zeit. In: *DADA total. Manifeste, Aktionen, Texte, Bilder*. Hg. v. Karl Riha und Jürgen Schäfer. Stuttgart: Reclam, 1994, S.16.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Ebd., S. 18.

<sup>7</sup> Ich vertrete den Standpunkt, dass der körper- und bewegungsbetonte performative Charakter bereits im Shakespeare'schen Theater, der italienischen *comedia dell'arte*, dem Sturm-und-Drang Theater von Lenz und später in Büchners Theater vorgegeben wurde. Vgl. Puchianu, Carmen Elisabeth: Theater im Aufbruch. Büchners Leonce und Lena als Vorläufer postmoderner Performance am Beispiel eines Inszenierungsprojekts. In: *Kronstädter Beiträge zur Germanistik*. Neue Reihe. Heft 2, Passau: Karl Stutz, 2013, S. 53–64.

ersten Blick zwar der Unterhaltung gilt, im Grunde aber gesellschaftskritisch angelegt ist. Richard Hülsenbeck zum Beispiel inszeniert sich als komödiantischer Performer, der sein Publikum mit großem theatralischen Aufwand ebenso zu begeistern wie zu gängeln wusste:

Am 9ten [März 1916] las Huelsenbeck. Er gibt, wenn er auftritt, sein Stöckchen aus spanischem Rohr nicht aus der Hand und fitzt damit ab und zu durch die Luft. Das wirkt auf die Zuhörer aufregend. Man hält ihn für arrogant und er sieht auch so aus. Die Nüstern beben, die Augenbrauen sind hoch geschwungen. Der Mund, um den ein ironisches Zucken spielt, ist müde und doch gefasst. Also liest er, von der großen Trommel, Brüllen, Pfeifen und Gelächter begleitet: [...] Seine Verse sind ein Versuch, die Totalität dieser un-nennbaren Zeit mit all ihren Rissen und Sprüngen, mit all ihren böartigen und irrsinnigen Gemütlichkeiten, mit all ihrem Lärm und dumpfen Getöse in eine erhellte Melodie aufzufangen. Aus den phantastischen Untergängen lächelt das Gorgohaupt eines maßlosen Schreckens.<sup>8</sup>

Das *Dadaistische Manifest*, unterzeichnet von Hülsenbeck, Tzara, Ball u.a., fordert ganz entschieden die Anbindung der Kunst an die brutale, nackte Realität des unmittelbar gelebten Lebens in seiner spontanen Vielfalt an sinnlichen Eindrücken:

Die Kunst ist in ihrer Ausführung und Richtung von der Zeit abhängig, in der sie lebt, und die Künstler sind Kreaturen ihrer Epoche. Die höchste Kunst wird diejenige sein, die in ihren Bewusstseinsinhalten die tausendfachen Probleme der Zeit präsentiert, der man anmerkt, dass sie sich von den Explosionen der letzten Woche werfen ließ, die ihre Glieder immer wieder unter dem Stoß des letzten Tages zusammensucht. Die besten und unerhörtesten Künstler werden diejenigen sein, die stündlich die Fetzen ihres Leibes aus dem Wirrsal der Lebenskatarakte zusammenreißen, verbissen in den Intellekt der Zeit, blutend an Händen und Herzen. [...] Die Unterzeichner dieses Manifestes haben sich unter dem Streitruif DADA!!!! zur Propaganda einer Kunst gesammelt, von der sie die Verwirklichung neuer Ideale erwarten. Was ist nun der DADAISMUS? Das Wort Dada symbolisiert das primitivste Verhältnis zur umgebenden Wirklichkeit, mit dem Dadaismus tritt eine neue Realität in ihre Rechte. Das Leben erscheint als ein simultanes Gewirr von Geräuschen, Farben und geistigen Rhythmen, das in die dadaistische Kunst unbeirrt mit allen sensationellen Schreien und Fiebern seiner verwegenen Alltagspsyche und in seiner gesamten brutalen Realität übernommen wird.[...] Der Dadaismus steht zum ersten Mal dem Leben nicht mehr ästhetisch gegenüber, indem er alle Schlagworte von Ethik, Kultur und Innerlichkeit, die nur Mäntel für schwache Muskeln sind, in seine Bestandteile zerfetzt.<sup>9</sup>

Die Dada-Bewegung legitimiert den Spieltrieb jedes Künstlers, indem sie der Kreativität Vorschub leistet und zwar auf Grund von Improvisation, Performance und Spiel.

---

<sup>8</sup> Ball [Anm. 4], S. 19.

<sup>9</sup> „Dadaistisches Manifest“. In: *DADA total. Manifeste, Aktionen, Texte, Bilder*. Hg. v. Karl Riha und Jörgen Schäfer. Stuttgart: Reclam, 1994, S. 91–93.

Dada expressed play in its raw state.[...] Dada strove not to employ the play-drive to create beautiful objects but to highlight the play-drive itself; it abstracted creativity into its most unpolished, unadulterated, and effervescent ingredient and wrenched it from the domain of art to highlight its importance to any domain of human endeavor, be it artistic, scientific or quotidian.<sup>10</sup>

Wie so manche bahnbrechende Leistung beruht auch die der Dadaisten manchmal auf Zufall und Ziellosigkeit, denn „they rely on bringing domains into dialogue that would remain incongruous and disparate if it were not for the sheer pleasure that we derive from novelty and improvisation”<sup>11</sup>, so Prager. Die Kunst der Dada-Bewegung entsteht als scheinbar “purposeless play”<sup>12</sup>, sie will als Anti-Kunst („anti-art“<sup>13</sup>) verstanden werden und will

Statt der Prinzipien Symmetrien und Rhythmen einführen. Die Weltordnungen und Staatsaktionen widerlegen, indem man sie in einen Satzteil oder einen Pinselstrich verwandelt.

Die distanzierende Erfindung ist das Leben selber. Seien wir neu und erfinderisch von Grund aus. Dichten wir das Leben täglich neu.

Was wir zelebrieren ist eine Buffonade und eine Totenmesse zugleich.<sup>14</sup>

Jedes Dada-Werk bleibt „ein Narrenspiel aus dem Nichts, in das alle höheren Fragen verwickelt sind; eine Gladiatorenengeste; ein Spiel mit den schäbigen Überbleibseln; eine Hinrichtung der posierten Moralität und Fülle”<sup>15</sup>.

Der Dadaist liebt das Außergewöhnliche, ja das Absurde. Er weiß, dass sich im Widerspruche das Leben behauptet und dass seine Zeit wie keine vorher auf die Vernichtung des Generösen abzielt. Jede Art Maske ist ihm darum willkommen. Jedes Versteckspiel, dem eine düpierende Kraft innewohnt. Das Direkte und Primitive erscheint ihm inmitten enormer Unnatur als das Unglaubliche selbst.<sup>16</sup>

Der Dadaist als „kindlicher, donquichottischer Mensch, der in Wortspiele und grammatikalische Figuren verstrickt ist“<sup>17</sup> kämpft bewusst gegen „die Agonie und den Tostaumel der Zeit [...]. Er weiß, dass die Welt der Systeme in Trümmer ging [...]. Wo für den Budenbesitzer der Schreck und das schlechte Gewissen beginnt, da beginnt für den Dadaisten ein helles Gelächter und eine milde Begütigung.“<sup>18</sup>

---

<sup>10</sup> Prager, Philip: “Play and the Avant-Garde. Aren’t We All a Little Dada?” In: *American Journal of Play*, vol. 3, nr. 2, Winter, 2013, S. 242.

<sup>11</sup> Ebd., S. 243.

<sup>12</sup> Ebd.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Ball, S. 20.

<sup>15</sup> Ebd. S. 23.

<sup>16</sup> Ebd.

<sup>17</sup> Ebd. S. 32.

<sup>18</sup> Ebd. S. 24.

Das Dada-Kunstmanifest legitimiert aus heutiger Sicht eine Kunst des Engagements und Entertainments, sowie es das Fragment und die (multi)mediale Kollage/Montage als aussagestarke Kunstformen legitimiert. Es reißt herkömmliche Sprache und deren Strukturen als intersubjektives Kommunikationsmittel ein und setzt Spiel, Improvisation, Selbstinszenierung und Performance an ihre Stelle.

### Duo Bastet auf der DADA-Folie

Mit dieser Folie im Hintergrund sind die bisherigen Inszenierungen des Kronstädter deutschsprachigen Ensembles Duo Bastet zu verstehen, das seinerseits als Krisenerscheinung deutschsprachiger (Theater)Kultur im Rumänien der Nachwendezeit hervorgegangen ist, bedenkt man die dramatischen Veränderungen in der Demografie der deutschen Minderheit in Rumänien nach der politischen Wende von 1989 und deren gravierende Konsequenzen auf deutschsprachige Bildung und Kultur in Rumänien. Dass im Kontext einer weitgefächerten rumänischen Theaterszene in Kronstadt ein deutschsprachiges Theaterduo als Nischenangebot alternativen Theaters zustande kommen konnte, ist vor allem dem persönlichen Engagement und der Theaterbesessenheit der beiden Theatermacher<sup>19</sup> zuzuschreiben und zu verdanken.



Duo Bastet in Marmorkuchen zum Kaffee

Als Zweipersonenensemble ist Duo Bastet ganz und gar auf eigene Mittel und dementsprechend auf ein gesamttheatralisches Konzept angewiesen. Die beiden Theatermacher zeichnen nicht allein für die schauspielerische Leistung verantwortlich, sondern für alles, was zur Produktion jeder einzelnen Inszenierung gehört: Regie, Dramaturgie, Skript, Bühnenausstattung, Kostüme, Choreografie, Licht- und Tontechnik, ganz im oben zitierten Sinn dadaistischen Narrenspiels.

---

<sup>19</sup> Robert Gabriel Elekes, Lektor an der Sapientia Universität aus Neumarkt/Tg. Mureş und meine Wenigkeit haben 2009 das Duo ins Leben gerufen und arbeiten seither theatralisch in Kronstadt/Braşov zusammen.

Die erste Annäherung an das Dada-Konzept geht auf das Programm *Marmorkuchen zum Kaffee. Musikalisch-literarische Parodie – ein Kontrastprogramm* (2008/2009) zurück<sup>20</sup>, einer Kollage aus Schlagern der 20er Jahre und Gedichttexten von Hülsenbeck, Grosz, Hennings, Arp, Schwitters und Puchianu, von Letzterer zunächst im Stil einer *reading performance* unter Einsatz theatralischer Mittel vorgetragen. In der Spielzeit 2009/10 wurde das Konzept des Programms im Sinne der Theaterimprovisation und –performance im Zusammenspiel mit live Musik weiterentwickelt. Die Zusammenarbeit mit den Musikern<sup>21</sup> motivierte die beiden Mimen des Duo-Bastet-Ensembles zu einer Überbetonung des Theatralischen: Die rezitierten Gedichttexte wurden choreografisch, bzw. gestisch und mimisch dargestellt, ebenso verwies die Spielerin auf ihre theatralische Identität, indem sie in den Zwischenspielen Theaterschminke auflegte und sich mehr und mehr vor den Augen der Zuschauer und der Mitwirkenden zur Theaterfigur travestierte, ein Verfremdungsmittel, das auch in den späteren Duo-Bastet-Inszenierungen zum Einsatz kommt.



Carmen E. Puchianu mit Schminke in *Marmorkuchen*

Duo Bastet setzt auf die Vermischung theatraler Ausdrucksmöglichkeiten, indem Improvisations- und Tanztheater mit Elementen des absurden Theaters kombiniert werden. Die Bühne verwandelt sich in einen doppeldeutigen Raum der Verflechtungen<sup>22</sup> und des Interagierens unterschiedlicher kultureller Traditionen und Kunstformen. Schon in der ersten Produktion, dem Ein-Mann-Stück *Nyktophobie oder Mephistos später Gruß an Faust* (Spielzeit 2009/10) wird auf körpersprachliche und gestische Ausdrucks-

---

<sup>20</sup> Das Programm konnte auch in Großwardein/Oradea im Rahmen einer Germanistiktagung gesehen werden (Februar 2009).

<sup>21</sup> Impliziert waren die Sängerin Ingeborg Acker, der Pianist Paul Cristian und der Kontrabassist Michael Acker, alle aus Kronstadt.

<sup>22</sup> Wir entlehnen den Begriff von Erika Fischer-Lichte, die darunter jede Art kulturellen Zusammenstreffens während der Aufführung versteht, das sowohl Schauspielern als auch Zuschauern neue Erfahrungsmöglichkeiten des Theaters eröffnet. Vgl. Fischer-Lichte, Erika: *Theaterwissenschaft*. Tübingen und Basel: Francke, 2010, S. 159ff.

fähigkeit gesetzt. Dem asiatischen Theater entlehnten Tanzelementen<sup>23</sup> kommt dabei eine ganz besondere Bedeutung zu<sup>24</sup>, so dass Choreografie, Tanz und „slap-stick“ dort zum Einsatz gelangen, wo Sprache ihre kommunikative Funktion zumindest für die agierenden Theaterfiguren offenbar eingebüßt hat.

Gesten, Grimassen, Verrenkungen, Verzerrungen und sehr langsame Bewegungen, die sichtbar in deren Einzeltakte und -abschnitte regelrecht zerteilt und dann vor den Augen der Zuschauer wieder zu einem in einander fließendes Ganzes aus Bewegung und Stillstand zusammengesetzt werden, machen das Ausdrucksarsenal der Spieler aus und kommen in allen Duo-Bastet-Inszenierungen dann zum Einsatz, wenn der Sprache sozusagen die Worte fehlen: So erwacht der alte Faust in seinen nur noch gestammelten Monolog vermittelt einer eindrucksstarken Butoh-Improvisation und inszeniert seine spätere Verliebtheit durch eine parodistische Ballettkomposition, während der das einzige Bühnenrequisit, eine hohe Holzstehleiter, sowohl als Venushügel als auch als Phallus-Symbol fungiert.



Robert G. Elekes in *Nyktophobie* (2013, Hermannstadt)

In der 2011 uraufgeführten Beckett-Adaption *Tägliche Tage*<sup>25</sup> invoziert die langsam in einem Erdhügel versinkende Winnie ihren Gesang, der zwar immer noch aussteht, aber für den es bis zum Ende des Stückes im Grunde genommen zu früh sein würde. Das Pendant dazu ist der wiederholte Tanz des männlichen Protagonisten, Willie. Auch hier treffen sich Mann und Frau in der Symbolhaftigkeit der Körperbewegung, des Tanzes und des immer wieder aufgeschobenen (Schwanen)Gesangs. Die Absurdität des individuellen Daseins und die Kommunikationsunfähigkeit des Individuums

---

<sup>23</sup> Es handelt sich um Elemente des Butoh-Tanzes, der von Tatsumi Hijikata in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts begründet wurde und als avantgardistische, radikale Tanzform, die auf Schock und Exzentrizität ausgerichtet ist, gilt. Vgl. Kasai, Toshiharu: „*A Butoh Dance Method for Psychosomatic Exploration*.“ In: *Memoirs of the Hokkaido Institute of Technology*, No.27 1999, S. 310 f.

<sup>24</sup> Hierzu vgl. Puchianu, C. E. : „Theater – eine Sache multipler Interrelationen“. In: *Germanistische Beiträge* 35/2014, Hermannstadt, S. 64–81.

<sup>25</sup> Nach Samuel Becketts *Happy Days* (*Glückliche Tage*)

werden in den Adaptionen *Stühle für den neuen Mieter* nach Ionesco und *Tägliche Tage* nach Beckett ebenso (selbst)ironisch wie (selbst)kritisch inszeniert. Durch den Einsatz von mehrsprachigen Textpassagen<sup>26</sup>, Gesang<sup>27</sup> und Bewegung zeigt Duo Bastet jedes Mal, was Spieler und Zuschauer wirklich bewegt oder bewegen sollte.



Szenenfotos mit Duo Bastet in *Pflegefall*

Die jüngste Inszenierung *Pflegefall*, deren Premiere am 4.04.2014 in Kronstadt stattgefunden hat, stellt in allen Punkten die erste Gesamteigenproduktion des Duos dar: Der Theatertext wurde zu beinahe gleichen Teilen von den beiden Theatermachern geschrieben und in gemeinsamer Arbeit akribisch inszeniert. Das Stück stellt eine Textkollage dar, in der sich mehrfach Bruchstücke der realen und der fiktiven Welt in Form von gespielter Autofiktion auf der Bühne theatralisch zusammenfügen und die Zuschauer mit nichts anderem als mit dadaistischer Buffonade und Totenmesse konfrontiert. Intertextualität<sup>28</sup> spielt in der Inszenierung eine ebenso große Rolle wie in den früheren Adaptionen. Ein dichtes Bezugsgeflecht verweist vielfach auf Realität und Theatergeschehen, auf das Agieren der Akteure und das Reagieren des Publikums. Darin inszenieren sich die beiden Theatermacher als authentische Personen und als Theaterfiguren zugleich, indem Identitäten auf der Bühne travestiert werden<sup>29</sup>. Hinter der komödiantischen Performance verbirgt sich allerdings schonungslose Kritik an konkreten sozialen Gegebenheiten und Verhaltensweisen der heutigen Zeit:

---

<sup>26</sup> Die Schlusszene von *Stühle für den neuen Mieter* endet mit einem Dialog, in dem ungarische Nonsense-Reime enthalten sind, wie *Lángos, lángos, pizzás párna, gombás omlett – itt az operett!*, oder *Lángos, lángos, vad mártás, Kapok vakbél gyuladást!*, als Anspielung auf den interkulturellen Hintergrund der beiden Duo-Bastet-Theatermacher.

<sup>27</sup> Als Winnie singt meine Wenigkeit in *Tägliche Tage* andeutungsweise den Meckie-Messer-Song und am Ende den Schlager „Du bist nicht allein“.

<sup>28</sup> Der Theatertext enthält mehrere Zitierungen aus tatsächlich veröffentlichten Texten meiner Wenigkeit, sowie einige Passagen aus unveröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen, daraus ein interessantes intertextuelles Netz von Bezügen zwischen Theaterrealität, Autofiktion und realer Welt der beiden Akteure entsteht.

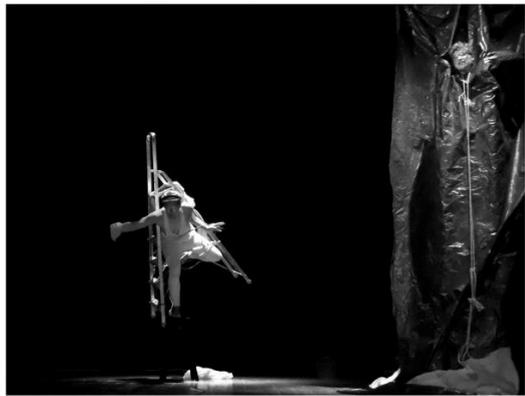
<sup>29</sup> In unsern Inszenierungen rückt das Theatralische stark in den Vordergrund, dadurch dass Figuren sich auf der Bühne schminken, sich kostümieren bzw. sich teilweise an- oder auskleiden und so unterschiedliche Fassetten ihrer Theaterindividualität hervorheben und sich von dieser durch Verfremdung distanzieren.

Erfrischend und für manchen Zuschauer gewiss auch gewöhnungsbedürftig an dem exzellent komponierten Text des deutschsprachigen Stückes war, dass er unkonventionell, ja antikonventionell, also gerade nicht politisch korrekt daherkam, sondern die oftmals verschwiegenen oder heuchlerisch umschriebenen Dinge im Zusammenhang mit der Pflege alter Menschen beim Namen nannte und sie mit entwaffnender Deutlichkeit aussprach.<sup>30</sup>

## Statt eines Fazits

Hugo Ball hatte sich im Juni 1916 in ein selbstentworfenes Kartonkostüm auf das Podium des Cabaret *Voltaire* packen lassen, um sein Klanggedicht *Karavane* darin vorzutragen: Seine Beine steckten in einem „Säulenrund aus blauglänzendem Karton, der [...] schlank bis zur Hüfte reichte“<sup>31</sup>. Ein riesiger Mantelkragen aus Pappe geschnitten, „der innen mit Scharlach und außen mit Gold beklebt, am Halse derart zusammengehalten war“, dass man ihn „durch Heben und Senken der Ellbogen flügelartig bewegen konnte“<sup>32</sup>. Das Kostüm wurde von einem „zylinderartigen, hohen, weiß und blau gestreiften Schamanenhut“<sup>33</sup> gekrönt.

In der Beckett-Adaption *Tägliche Tage* steht meine Wenigkeit als Winnie etwa achtzig Minuten lang auf einer Stehleiter von einer schweren, schwarzen Plastikfolie eingehüllt, während Robert Elekes sich als Willie in der vorletzten Szene in ein eigenartiges Korsett aus Stehleiter und Stricken verfängt. Das dadaistische Kostüm und die postmoderne Theateraufmachung zeigen die Hingabe der Künstler an jede Art von physischer und psychischer Unbequemlichkeit, wenn es darum geht, eine künstlerische Botschaft wirkungsvoll zu vermitteln und durch Performance und Spektakel zu bewegen.



Hugo Ball in seinem kubistischen Kostüm  
Duo Bastet und seine postmoderne „Verpackung“ in *Tägliche Tage*

<sup>30</sup> Vgl. Fischer, Markus: „Pflegefall zwischen Eros und Thanatos. Das DUO BASTET mit der Premiere seines neuesten Stückes in Kronstadt“. In: *Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien*, 25.04.2014, S. 10.

<sup>31</sup> Ball, Hugo, S. 27.

<sup>32</sup> Ebd.

<sup>33</sup> Ebd.

„Das Spektakel ist nicht ein Ganzes von Bildern, sondern ein durch Bilder vermitteltes gesellschaftliches Verhältnis zwischen Personen“<sup>34</sup>, schreibt Debord, eine These, die durchaus unserer Theaterauffassung und -praxis entspricht und durch diese immer wieder unter Beweis gestellt wird, insofern Theater als (gesellschaftliches) Spektakel mit der Wirklichkeit tatsächlich eine nachvollziehbare Wechselbeziehung eingeht. Bemühen wir daher noch einmal Debord:

Das Spektakel und die wirkliche gesellschaftliche Tätigkeit lassen sich nicht abstrakt einander entgegensetzen; diese Verdoppelung ist selbst doppelt. Das Spektakel, das das Wirkliche verkehrt, wird wirklich erzeugt. Zugleich wird die erlebte Wirklichkeit durch die Kontemplation des Spektakels materiell überschwemmt und nimmt in sich selbst die spektakuläre Ordnung wieder auf, indem sie ihr eine positive Zustimmung gibt. Die objektive Realität ist auf beiden Seiten vorhanden. Jeder so festgesetzte Begriff gründet sich nur auf seinen Übergang in die Gegenseite. Ins Spektakel tritt die Wirklichkeit ein, und das Spektakel ist wirklich. Diese gegenseitige Entfremdung ist das Wesen und die Stütze der bestehenden Gesellschaft.<sup>35</sup>

Und des Theaters, denn es widerspiegelt immer eine „ins Materielle übertragene Weltanschauung“<sup>36</sup>, indem es weniger auf ein Endziel orientiert ist, als viel eher auf die Entwicklung, durch die es sich selber verwirklicht, denn „das Spektakel will es zu nichts anderem bringen als zu sich selbst.“<sup>37</sup>

---

<sup>34</sup> Debord, Guy: *Die Gesellschaft des Spektakels*. Edition Nasutilus, Hamburg 1978. (PDF Fassung unter <http://www.copyriot.com/sinistra/reading/theorie/spektakel.pdf> . Zugriff am 16.02.2014), S. 3.

<sup>35</sup> Ebd., S. 4.

<sup>36</sup> Ebd., S. 3–4.

<sup>37</sup> Ebd., S. 4.

ANDREA HORVÁTH (DEBRECEN)

## Nach den Jugoslawienkriegen. Zur Inszenierung von Erinnern und Erzählen in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

Auf dem Balkan leben Völker mit verschiedenem nationalem, ethnischem und religiösem Hintergrund. Jugoslawien bestand, bis zu seinem Zerfall, aus Slowenien, Kroatien, Bosnien und Herzegowina, Mazedonien, Kosovo, Serbien und Montenegro, die heute als unabhängige Staaten existieren. Nach 1989 setzte ein Nationenbildungsprozess ein, der nicht friedlich verlief. Bruno Batinić beschreibt in seiner Arbeit aus dem Jahr 2003 die damalige politische Lage in Jugoslawien bzw. in Europa folgenderweise:

Der Jugoslawien-Krieg kann grundsätzlich mit Hinsicht auf das „Wendejahr 1989“ in Osteuropa als das Resultat einer fehlgeschlagenen Demokratisierung in dem kommunistischen Vielvölkerstaat Jugoslawien verstanden werden. Diese mit 1989 verbundenen Demokratisierungen bedeuten vielerorts (nicht nur in Jugoslawien) „Nationalisierungen“ und in weiterer Folge Eigenstaatbildungen der einzelnen Völker/Nationen (vgl. die Sowjetunion und die Tschechoslowakei). In Jugoslawien führten bzw. verwandelten sich die nationalen Erneuerungen und Spannungen schließlich in einen brutalen (Bürger-) Krieg.<sup>1</sup>

Bei nationalen Identitätsbildungen ist die Abgrenzung von dem *Anderen* zentral, auf das meistens alles Schlechte projiziert wird und der dadurch zum Feindbild wird. Die „Selbstbestätigung durch Feindmarkierung“<sup>2</sup> gehört bekannterweise zu den verbreiteten Exklusionsstrategien und diesbezüglich argumentiert Daniela Finzi folgenderweise:

All das, was einen selbst überfordert und was man bei sich selbst nicht wahrnehmen möchte, wird nach außen geworfen, auf einen Anderen, eine oder aber mehrere übertragen. Im Selbstschutz gegen das Unbekannte kommt es zur Identifizierung dieses oder dieser Anderen bzw. Fremden als Feind/e/innen, wie es uns die Beispiele wachsender Xenophobie immer wieder zeigen.<sup>3</sup>

Die Jugoslawien-Kriege von 1991 bis 1999 können in vier verschiedene Kriege aufgeteilt werden: der *Krieg in Slowenien* vom 26. Juni bis zum 7. Juli 1991, der *Krieg in Kroatien* von Frühjahr 1991 bis November 1995, der Krieg in *Bosnien-Herzegowina* von April

---

<sup>1</sup> Batinić, Bruno: Der Jugoslawien-Krieg in der Fiktion: die Rezeption des Jugoslawien-Krieges in den fiktionalen Werken deutschsprachiger SchriftstellerInnen. Wien: unveröffentlicht, 2003, S. 8.

<sup>2</sup> Schulze, Hagen: *Gibt es überhaupt eine deutsche Geschichte?* Berlin: Reclam, 1989, S. 28.

<sup>3</sup> Finzi, Daniela: *Unterwegs zum Anderen? Literarische Er-Fahrungen der kriegerischen Auflösung Jugoslawiens aus deutschsprachiger Perspektive.* Tübingen: Narr, 2011, S. 56.

1992 bis Dezember 1995 und schließlich der *Kosovo-Krieg*<sup>4</sup> von März bis Juni 1999. In Bezug auf die Balkan-Kriege verwendet man oft den Topos des *Pulverfasses Balkan* und dieser wird mit anderen Topoi verknüpft wie z.B. Unzivilisiertheit, *Unübersichtlichkeit*, *ethnisches Durcheinander*, *Armut und Gewalt* oder *mangelnde demokratische Traditionen*. Auf diese Weise wird der Balkan wahrgenommen als eine Region, die sich von Westeuropa unterscheidet. Es gibt Debatten darüber, ob der Balkan als ein eigener Raum oder als Teil von Europa aufgefasst werden soll. Daniela Finzi benennt zwei aufeinander bezogene Interpretationen in Bezug auf die Balkankriege, die sich in Westeuropa und in den USA entwickelten. Der Konflikt sei auf uralte Feindschaften zurückzuführen und zudem habe es keine Hindernisse oder Mittel gegeben, mit Hilfe derer die Feindschaften hätten begrenzt werden können.<sup>5</sup>

Die ethnischen Säuberungen und Völkermorde, die im Laufe der Jugoslawien-Kriege begangen wurden, können als Beweise für diese These dienen.

„Im Hinblick auf den postjugoslawischen Krieg“, so empfahl Slavoj Žižek im Jahre 1997, „sollte eigentlich eine Art invertierter phänomenologischer Reduktion gelingen, und man sollte die Vielzahl der Bedeutungen in Klammern setzen, den Reichtum der Spektren des Vergangenen, der uns erlaubt, eine Situation zu ‚verstehen‘. Man sollte der Versuchung zu ‚verstehen‘ widerstehen, und es sollte eine Geste gelingen homolog zu jener, den Ton eines Fernsehgeräts abzustellen.“<sup>6</sup> Für den erwünschten Erkenntnisgewinn sei – im Falle der Jugoslawienkrise – eine „Suspendierung des Verstehens“ unumgänglich. Doch ist der primäre Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit nicht der kriegsrische Zerfall Jugoslawiens, sondern dessen Niederschlag bzw. Folgen in der zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur unter besonderer Berücksichtigung von Erinnerungsdynamiken.

Maria Todorova hat festgestellt, dass im Zuge der kriegsrischen Auflösung Jugoslawiens insbesondere in den Erzählungen von Massenmedien und Politik die gleichfalls von der bulgarisch-amerikanischen Historikerin als „Balkanismen“ apostrophierten hegemonialen Muster diskursiver und narrativer Art verstärkt zur Anwendung kamen. In ihnen zeigt sich der Balkan als Symbol für Barbarei, Aggression, Intoleranz und Unterentwicklung.

Die Kriege am Balkan von 1991 bis zum Jahre 1999 spielen in der Gegenwartsliteratur eine bedeutende Rolle. In diesem Kontext sind AutorInnen zu erwähnen, die vor allem aus Österreich oder Deutschland stammen und unter denen Peter Handke im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen scheint. Die Parteinahmen der AutorInnen sind einerseits ganz unterschiedlich, in Handkes Essay steht z.B. die serbische Bevölkerung im Vordergrund, in Anna Kims Roman *Die gefrorene Zeit* wird dagegen die Perspektive der albanischen Bevölkerung im Kosovo wiedergegeben, bei Juli Zehs *Die Stille ist auch ein Geräusch* steht der Zerfall Jugoslawiens im Mittelpunkt. Andererseits weisen sie zahlreiche Ähnlichkeiten auf, was dadurch zu erklären ist, dass die deutschsprachigen AutorInnen keinen persönlichen Kontakt zum Jugoslawienkrieg haben, sie

---

<sup>4</sup> Batinić [Anm. 1], S. 8.

<sup>5</sup> Finzi [Anm. 2], S. 47–50.

<sup>6</sup> Žižek, Slavoj: Underground oder: Die Poesie der ethnischen Säuberung. *ÖZG* 8, H.4, 587, 1997, S. 587–593.

sind zeitlich und räumlich distanziert. Die räumliche Distanz wird durch das Motiv der Reise oder durch Mittlerfiguren bewusst gemacht, die zeitliche Entfernung zeigt sich dadurch, dass die Figuren zur Rekonstruktion der vergangenen Geschehnisse auf verschiedene Medien und Dokumente angewiesen sind. Dokumente können z.B. die Aufarbeitung des Traumas erleichtern, bieten Materialien zur nachträglichen Auseinandersetzung mit dem Vergangenen oder liefern Beweise. Michael Schwab-Trapp formuliert die Bedeutung von Dokumenten anhand des Beispiels von Srebrenica folgenderweise:

Auf die Einnahme von Srebrenica durch die Serben folgen die Ermordung, Vertreibung und Flucht tausender bosnischer Zivilisten. Die in den folgenden Monaten sich verdichtenden Indizien für systematische Massenmorde – hierzu gehören zahlreiche Augenzeugenberichte über serbische Gräueltaten, Photos und Dokumente der amerikanischen Regierung über die Existenz von Massengräbern und eine in die Tausende gehende Zahl vermisster Personen – sowie die offensichtliche Tatenlosigkeit der UN-Blauhelme bei der Einnahme Srebrenicas und die Grausamkeiten im Gefolge dieser Einnahme heben Srebrenica vom „alltäglichen“ Kriegsgeschehen in Jugoslawien ab und verleihen ihm eine besondere Bedeutung für die öffentliche Diskussion über Jugoslawienkrieg, die Politik der UNO und die Legitimität militärischer Interventionen.<sup>7</sup>

Anna Kims Roman *Die gefrorene Zeit*<sup>8</sup> handelt von den Folgen der Jugoslawienkriege für die zivile Bevölkerung, die durch die Beschreibung der jahrelangen Suche nach einem Entführungsoffer zum Vorschein kommen. Im Mittelpunkt stehen eine Familie, hauptsächlich der Ehemann und sein Streben nach der Wahrheit. Fahrie wurde vor sieben Jahren entführt und seitdem sucht der Ehemann, Luan, nach ihr. Während der Suche muss er zahlreiche Fragen eines Formulars beantworten, wobei er seine Erinnerungen genau sammeln muss. Die Frage ist nur, inwieweit man sich nach sieben Jahren erinnern kann. Dazu kommt noch, dass er zur Zeit der Entführung in Österreich als Gastarbeiter arbeitete und nach den Geschehnissen nur für kurze Zeit nach Hause fahren konnte. Deswegen hat er keine persönlichen Erfahrungen und Erinnerungen an die Entführung, er weiß alles nur aus den Beschreibungen der Augenzeugen, der Familie. Was dann später passiert ist, weiß er überhaupt nicht, er sucht nur in Zeitungen und Berichten, die möglicherweise ähnliche Fälle beschreiben. Für eine erfolgreiche Suche braucht Luan die genauesten Angaben, die detailliertesten Erinnerungen. Ob er seine Frau findet, hängt in großem Maße von seinem Erinnerungsvermögen und von vorhandenen Medien (Fotos, Urkunden, Dokumente) ab. Mit der Hilfe einer Frau, die sich mit vermissten Personen beschäftigt und die im Roman als Ich-Erzählerin auftaucht, findet er die Überreste seiner Frau. Nach der Identifizierung der gefundenen Gebeine, kann die Familie Fahrie endlich bestatten. Dadurch aber, dass Luan Fahries Überreste gefunden hat, scheint er sein Lebensziel verloren zu haben und wenige Tage nach der Beisetzung Fahries begeht er Selbstmord. Das Trauma des Verlustes kann

---

<sup>7</sup> Schwab-Trapp Michael: *Kriegsdiskurse. Die politische Kultur des Krieges im Wandel 1991- 1999*. Opladen: Leske und Burdrich, 2002, S. 149.

<sup>8</sup> Kim, Anna: *Die gefrorene Zeit*. Wien: Droschl, 2008.

auch durch eine neue Beziehung mit der Ich-Erzählerin nicht geheilt oder gemildert werden.

In Kims Roman stehen der Kosovo-Krieg bzw. dessen Folgen im Mittelpunkt. Die Protagonisten stammen aus dem Kosovo, aus dem Dorf B. 60 km entfernt von Pristina. Die konkrete Datumsnennung im Roman (am 23. Dezember 1998 war Fahrie verschwunden bzw. entführt worden) kann auch als Hinweis auf die realgeschichtlichen Ereignisse des Kosovo zu diesem Zeitpunkt gedeutet werden: Im Dezember 1998, noch vor Beginn des Kosovo-Krieges, konnten die unter der Ägide von US-Vermittler Chris Hill und des EU-Sondergesandten Wolfgang Petritsch geführten Verhandlungen zwischen Belgrad und Prishtina als ‚festgefahren‘ bezeichnet werden; bewaffnete Auseinandersetzungen zwischen UÇK-Kämpfern und jugoslawischen Grenzsoldaten mehrten sich in der zweiten Hälfte des Monats.<sup>9</sup> Bereits in den Wochen davor, war es, wie es einem Bericht des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen zu entnehmen ist, zu „arbitrary detentions, killings and kidnappings blamed on both Serbian security forces and the Kosovo Albanian paramilitary units“ gekommen.<sup>10</sup>

Im Hinblick auf die Opfer- und Täterfiguren des Romans, werden Leser mit mangelnden Kenntnissen davon ausgehen, dass es um die Darstellung der Gewalt gegen Kosovo-Albaner geht und die Serben als Täter solcher Gewalttaten zu erkennen glauben, obwohl die Herkunft der Täter unbekannt bleibt. Durch die Thematisierung des Schicksals eines konkreten Individuums untermauert Kim die gängigen Opferdiskurse und zugleich bricht sie diese auch auf, weil „Täter und Opfer“, „Militär und Zivilbevölkerung“ leicht zu trennen sind.

„[Sie] haben sie endlich gefunden“<sup>11</sup> steht am Beginn der Erzählung, womit dann die im Präsens erzählten Ereignisse als Rückblende erkennbar werden. Den Schluss des Romans führt die Ich-Erzählerin kurz an: „Nur wenige Tage nach dem Begräbnis begehst du Selbstmord [...]“.<sup>12</sup> Zwischen diesen beiden Polen entfaltet sich die Erforschung der Prozesse des Erinnerns, Verdrängens, Vermissens und Vergessens. Der Text verweist permanent auf die Frage nach Identität wenn es um die Identifikation einer „Toten“ geht. Die Leiche wird zum Individuum, zu dessen Identifizierung benötigen die ForensikerInnen *Ante Mortem Data* (AMD), eine Datenbank des Roten Kreuzes, in der es nicht um Gefühle, sondern um Fakten geht, die in Form von Interviews erfragt werden.

Nora, die Ich-Erzählerin, und Luan sitzen einander gegenüber und ihr Gespräch erfolgt als direkte (Figuren-)Rede und (-)Wechselrede. Laut Daniela Finzi entspricht diese asymmetrische Kommunikationssituation dem Interview-Typus der empirischen Sozialwissenschaften, aber aufgrund der Ja-Nein-Antworten kann nicht von einem Dialog gesprochen werden.<sup>13</sup> Die Ich-Erzählerin verbindet mit Luan zudem ein in Fragen und Antworten zur Sprache gebrachtes Liebesverhältnis. Eine weitere Liebes-

<sup>9</sup> Petritsch, Wolfgang; Kaser, Karl; Pichler, Robert: *Kosovo Kosova. Mythen, Daten, Fakten*. Klagenfurt u.a.: Wieser, 1999, S. 251.

<sup>10</sup> <http://www.un.org/peace/kosovo/s981147.pdf>, 31.1.2013.

<sup>11</sup> Kim [Anm. 8], S. 9.

<sup>12</sup> Ebd., S. 147.

<sup>13</sup> Finzi [Anm. 2], S. 271.

beziehung kommt im zweiten Teil des Romans zum Vorschein, als die Ich-Erzählerin nach mehreren Jahren wieder in den Kosovo fährt und dort den Mediziner Sam trifft. Der Text arbeitet mit dem Ausloten von Nähe und Distanz, Empathie und Dokumentation, und so wird nachvollziehbar, wie die verliebte Erzählerin Luan doch rein professionell in seine Heimat begleitet, wo schließlich in einem Massengrab die verschwundene Ehefrau aufgefunden wird. Das Dorf wird im Sinne Aleida Assmanns für Luan zu einem traumatischen Ort<sup>14</sup>, wo einige damit verknüpfte Erinnerungen weder erzählbar noch darstellbar sind.

*Die gefrorene Zeit* ist zweifelsohne ein Gedächtnisroman und verweist auf die Inhalte und Funktionsweisen des kollektiven Gedächtnisses. Rahofer betrachtet den Roman aber auch als eine Art Gegengedächtnis. Trotz der Erscheinung von sogenannten „Reisetagebüchern deutscher Mädchen am Balkan“<sup>15</sup> in der deutschsprachigen Literatur, gäbe es nämlich immer noch einen blinden Fleck im Kollektivgedächtnis und im Diskurs über die Jugoslawienkriege. Genau dieser blinde Fleck sei von Kim mit einer Reflexion über die Art und Weise des Erzählens angesprochen worden.<sup>16</sup>

In Kims Roman spielen die Erinnerungen an das Opfer Fahrie eine äußerst wichtige Rolle. Je mehr und genauere Informationen der Mann über seine Frau aufzulisten in der Lage ist, desto erfolgreicher kann die Suche sein:

„[...] und je weniger du weißt, desto unwahrscheinlicher erscheint es dir, Fahrie jemals wieder zu sehen, desto schuldiger fühlst du dich; als läge es in deiner Macht, sie mit jeder erfolgreich beantworteten Frage einen Schritt aus der vermeintlichen Gefangenschaft zu führen“.<sup>17</sup>

Die Erinnerungen, die Angaben und die beschriebenen Merkmale werfen die Frage der Identität auf, wo sie beginnt und wo sie endet. Dabei bedeutet Identität eine Reihe von Daten, an die man sich erinnern kann:

Identität laut Fragebogen ist klar bemessen, sie setzt sich zusammen aus Geschlecht, Alter, Krankheit, Kleidung, Augenzeugenberichten und Zufallsbegegnungen. Im Sprechen unternehmen wir den Versuch, die verschwundene Person einzukreisen, festzuhalten, festzulegen. Vielleicht ist es ja wahr: Die Einzigartigkeit eines Menschen, seine Identität?, ist tatsächlich unsterblich, sie kann noch lange nach seinem Tod gefunden werden [...].<sup>18</sup>

Erinnerungen und Gedächtnis sind dementsprechend sehr wertvoll, unter anderem auch deswegen, weil die Identität der Verstorbenen nur durch sie erhalten bleibt. Welche Rolle den Erinnerungen im Roman zugeschrieben wird, zeigt folgendes Zitat:

---

<sup>14</sup> Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: Beck, 1999, S. 329.

<sup>15</sup> Vgl. Norbert Gstrein: *Wem gehört eine Geschichte? Fakten, Fiktionen und ein Beweismittel gegen alle Wahrscheinlichkeit des wirklichen Lebens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2004.

<sup>16</sup> Rahofer, 2011, S. 165–168.

<sup>17</sup> Kim [Anm. 8], S. 18.

<sup>18</sup> Ebd., S. 14.

Gedächtnis [hat] doch einen direkten Draht zur Unsterblichkeit. [...] ich wünsche mir ein vollgestopftes Gedächtnis voller Einzelheiten unmittelbarer Art, du sagst, es ist unmöglich ohne Erinnerungen zu leben [...]. Du liegst mit geschlossenen Augen, unerbittlich Bildern ausgesetzt; du bist nicht nur gezwungen, einen Moment wieder und wieder zu deuten und zu hinterfragen, sondern auch Gegenwart und Zukunft; in solchen Momenten lebst du nicht im Augenblick, sondern im Gewesenen, dann versuchst du, die Gegenwart aus Elementen zu formen, die du der Vergangenheit entleihst, und selbst im Alltag gibst du vor, gewesen zu sein, klammerst dich an Einzelheiten, die dich das Gegenwärtige abschieben lassen: Du sparst deinen Lohn für ein Haus, das nicht mehr euch gehört, Fahrie und dir, du notierst Angebote für eine Reise nach Istanbul, Fahries Lieblingsstadt, du wirfst alle paar Stunden einen Blick auf die Uhr und stellst dir vor, was sie jetzt gerade machen würde, machen *würde* – dir bleibt nichts anderes übrig als zu warten.<sup>19</sup>

Das Leben von Luan scheint durch seine Erinnerungen bestimmt zu sein, er lebt in seiner eigenen Welt, die er durch eine Mischung von Gegenwart und Vergangenheit konstruiert. Aber genau die Erinnerungen geben ihm Hoffnung, wodurch er sein Leben fortsetzen kann.

Der Mediziner, dessen Aufgabe es ist, die Überreste der verstorbenen Menschen zu identifizieren, erstellt eine Verbindung zwischen Abbildung und Wirklichkeit. Durch diese Verbindung entsteht eine Übertragung von einem Zeichensystem ins andere. Im Text wird das folgenderweise ausgedrückt:

Der Fund ist nicht die Person, sondern ihr Rest. Das Innerste, wenn man so möchte, andererseits das Äußerste, im Sinne von Letzte, Allerletzte, und doch sprechen sie von Identität, die Vermissenden und die Suchenden, meinen vollkommene Übereinstimmung mit, zugleich innere Einheit der Person, die Ebenen vermischen sich, scheinbar untrennbar: Es lässt sich nicht vermeiden, die Leiche wird zum Individuum [...], doch nur solange das menschliche Fragment nicht gesehen wurde, solange das Totsein eine Abstraktion, eine Idee bleiben darf.<sup>20</sup>

Seit der Entführung Fahries stagniert das Leben von Luan, es besteht aus einer ständigen Suche, wobei er sich „weder erinnern, noch vergessen kann“<sup>21</sup>, da er bei der Entführung nicht dabei war, er hat es nicht miterlebt, die Geschehnisse wurden ihm nur vermittelt. Er kann die Vergangenheit aber nicht loslassen und deswegen bleibt sie stets gegenwärtig, sie bleibt also die „gefrorene Zeit“. „[E]s ist nicht dein Leben, das eingefroren ist, sondern deine Zeit, gefrorene Zeit, die nicht zählt, von der du dir wünschst, sie würde endlich vergehen, dabei vergeht sie, da gefroren, unendlich langsam.“<sup>22</sup>

So beschreibt die Protagonistin die Situation von Luan. Luans Stimme erscheint nur durch Noras Rede, so werden das Vermissen und die bedeutungslos gewordene Gegenwart verstärkt. Es entsteht eine Entfremdung von der Gegenwart:

---

<sup>19</sup> Ebd., S. 19.

<sup>20</sup> Ebd., S. 14.

<sup>21</sup> Ebd., S. 34.

<sup>22</sup> Ebd., S. 32.

Deine Vergangenheit verweigert sich der Gegenwart; [...] du bist unfähig, das Erinnern zu kontrollieren und zu verstauen, eine im Übergedächtnis verlorene Welt. Aber dein Gedächtnis erlischt allmählich, du hast es schon seit langem beobachtet, die Frage bleibt: Was bist du dann noch?<sup>23</sup>

Der Roman wird so gestaltet wie ein Film im Kino, die Geschehnisse werden meistens in chronologischer Reihenfolge wie *cuts* präsentiert. Die sprachliche Darstellung ist fragmentarisch. Luans Rede kommt allein durch die homodiegetische Erzählerin zum Vorschein. Sie fühlt sich in Luans Erinnerungsprozess und Traumabewältigung ein. Die Ich-Erzählerin beobachtet ihn, durch ihre Gedanken und Selektion von Informationen erfahren wir über den Krieg, den Luan selber nie erlebt hat. Durch ihre Nach-Erzählung werden das generationenspezifische Wissen, die Rituale des Trauerns, Bewältigens und kollektiven Erinnerns im Kosovo zur Sprache gebracht, bis Nora das Ende der Geschichte vorprojiziert: „[D]ir wird klar, dass du nicht weißt, wie das Aufhören funktioniert: wie du das Vermissen beendest.“<sup>24</sup> Mit dem Selbstmord von Luan entpuppt sich die Darstellung der Ich-Erzählerin, in der Luans Stimme nur in Form von indirekten Reden zur Sprache kommt, als Du-Anrede an einen Toten, der nicht mehr antworten kann.<sup>25</sup>

*Die gefrorene Zeit* lässt sich als sprachliche *Ver-Handlung* bezeichnen, die den Akt des Aussagens beobachtet und praktiziert. Es wird immer wieder darauf hingewiesen, dass zwischen der Beschreibung und dem Erschaffen der Wirklichkeit eine Verbindung besteht. Wie Nora selbst es formuliert, „jeder Satz [...] eine Handlung, jedes Wort wird *verwendet*: Identität zu stiften, Identität anzusprechen, nagt an der Substanz, da anstelle eines Menschen gesprochen wird, das Stapfen in unbekanntem Fußspuren immer Nummern zu groß; die Fremdperspektive entfremdet zusätzlich.“<sup>26</sup> Luans Geschichte wird auch zu der ihren, durch das gegenseitige Anvertrauen entsteht ein Pakt zwischen *Komplizen*.<sup>27</sup>

Sieht man von Peter Handkes *Sommerlichem Nachtrag* (1996) ab, stellt Juli Zehs *Die Stille ist auch ein Geräusch*<sup>28</sup> die erste breitenwirksame literarische Auseinandersetzung eines deutschsprachigen Autors mit Bosnien-Herzegowina nach dem kriegerischen Zerfall Jugoslawiens dar. Zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung war es unausweichlich, dass das Werk die Erinnerung an die Reiseerzählungen Handkes und die damit einhergehende Polemik wachruft. Zwangsläufig trat Zeh damit in den politisch und medial stark aufgeladenen und in literarischer Hinsicht bislang von Handke besetzten Diskurs über den Zerfall Jugoslawiens ein. In den Massenmedien und von der Politik kamen gerade bei diesem Thema die ‚Balkanismen‘ als hegemoniale Muster diskursiver und narrativer Art verstärkt zur Anwendung. Wie bereits erwähnt, implizieren diese Barbarei, Aggression, Intoleranz und Rückständigkeit des Balkans. Dieser „mediopoli-

---

<sup>23</sup> Ebd., S. 33.

<sup>24</sup> Ebd., S. 79.

<sup>25</sup> Ebd., S. 177–178.

<sup>26</sup> Ebd., S. 15.

<sup>27</sup> Ebd.

<sup>28</sup> Zeh, Juli: *Die Stille ist auch ein Geräusch. Eine Fahrt nach Bosnien*. Frankfurt a. M., 2002.

tische Diskurs<sup>29</sup> bildet den Hintergrund zu den literarischen Texten über den Jugoslawienkrieg. In diesem Zusammenhang wurde für den gewünschten Erkenntnisgewinn auch von Zeh schon eine „Suspendierung des ‚Verstehens‘“ verlangt. In diesem Sinne will auch Zehs Roman als Erzählung einer Reise verstanden werden, die mit Zug, Bus und Mietauto samt Hund Othello über Leipzig, Wien, Maribor und Zagreb nach und durch Bosnien-Herzegowina führt. Mit der Ankunft in Sarajevo, mit der ‚Autopsie‘ der kesselförmigen Anlage der Stadt und mit der Lektüre über den Bosnien-Krieg kommt die Reisende schließlich nicht umhin, jenes Moment, das sie von den Menschen rundherum trennt, anzuerkennen:

Ich kenne das Gefühl nicht, durch alles, was man für sich braucht, einem anderen etwas wegnehmen zu müssen, Nahrung, Wasser, Kerzen, Brennholz, Öl. Jede Zigarette, jede Tasse Kaffee wird zu einer, die jemand anderes trinkt oder raucht. Wenn man gemeinsam etwas zu bewachen hat, ist selbst der Schlaf gestohlen aus einem Topf, der allen gehört.<sup>30</sup>

Zahlreiche Hinweise des Textes unterstützen die Vermutung, dass die Haltung des anfänglichen Nichtwissens über das Reiseland, seine Geschichte und den Krieg eine strategische Entscheidung der Autorin für ihre Erzählfigur ist, dass sie sich selbst aber ausführlich mit der Tradition der Reiseliteratur und mit den Kritikpunkten der postkolonialen Literaturtheorie auseinandergesetzt hat.<sup>31</sup>

Einen unverzichtbaren Bestandteil der traditionellen Reiseliteratur stellen Landschaftsbeschreibungen dar; und wie ungeplant und arbiträr der gesamte Reiseverlauf auch anmutet, ist es wohl kein Zufall, dass die Erzählerin die bosnische Landschaft ausgerechnet mit Afrika vergleicht. Abgegriffene Bilder werden dabei vermieden, um mit Sarkasmus und überraschenden Metaphern das spontan Erblickte ohne Pathos in Poesie überführen zu können.<sup>32</sup> Der fragmentarischen Kurzskeizze, die in der Beschreibung der geschauten Landschaften dominiert, entspricht auf visueller Ebene das Verfahren des Schnappschusses und auf narratologischer Ebene die Unmöglichkeit geschlossener Erzählbögen. Srebrenica wird nur S. genannt, was den Effekt der Leere verstärkt.<sup>33</sup> Dieser Stadt steht der volle Name nicht mehr zu. Schon den Weg nach S. zu finden, erweist sich als beinahe unmöglich; die Karten führen in falsche Richtungen, Hinweisschilder gibt es nicht. Die Stadt selbst liegt jenseits der Zeit: „Wenn die letzten Tage von Srebrenica vor sechs Jahren stattgefunden haben – was haben wir heute? Die hinterletzten Tage von S.“<sup>34</sup>

---

<sup>29</sup> Link, Jürgen: Luftkrieg und Normalismus. In: Wende, Waltraud ‚Wara‘ (Hg.): *Krieg und Gedächtnis. Ein Ausnahmezustand im Spannungsfeld kultureller Sinnkonstruktionen*. Würzburg 2005, S. 388–401, hier: S. 392.

<sup>30</sup> Zeh [Anm. 28], S. 75.

<sup>31</sup> Finzi [Anm. 2], S. 197.

<sup>32</sup> Rakusa, Ilma: Ein Augenschein im versehrten Land. Juli Zeh reist nach Bosnien und schildert ihre Eindrücke. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 17. 9. 2002.

<sup>33</sup> Thomas, Katja: *Poetik des Zerstörten. Zum Zusammenspiel von Text und Wahrnehmung bei Peter Handke und Juli Zeh*. Saarbrücken, 2007, S. 109 f.

<sup>34</sup> Zeh [Anm. 28], S. 232.

Der Ort wird unter dem Blick der Betrachterin zwischen Glasfronten und Betonfassaden zusammengedrückt. Die erzählerische Verweigerung wird hier zugespitzt und der Fokus vom Wie der Darstellung auf das Was gelenkt, das jedoch in einer Negation besteht: „Es gibt nichts zu sehen und davon reichlich. Kaum Autos. Keine Geschäfte, keine Parks, keine Cafés. Keine Häuserfronten.“<sup>35</sup>

Es ist eine Stätte der Leblosen, des Nicht-Mehr, der wortlosen Geschichten. Nur einzelne Blickkontakte mit den Bewohnern kommen zustande, die aber nicht in Begegnungen überführt werden. Es bleiben einzelne visuelle, akustische oder olfaktorische Wahrnehmungen, die außer der Unmöglichkeit, etwas wahrzunehmen, nichts bezeichnen. Was zu erzählen verweigert wird, dies freilich erschließt sich für den Leser ohne Kenntnisse des Massakers sowie der Lebensbedingungen in der ‚Enklave‘ nicht.

Um etwas über den Krieg und seine Ursachen zu erfahren, ist die Reisende, die allzu direkte Fragen vermeidet, auf das Mitteilungsbedürfnis ihrer Gesprächspartner angewiesen. Dass Stimmen unaufgefordert zu Wort kommen, bleibt die Ausnahme. Dazu angehalten, ihre Fragen zu formulieren, wird sich die Reisende bestimmter Voraussetzungen bezüglich des Krieges, seiner Ursachen und seiner Folgen bewusst. Dieses Spiel mit Wahrnehmungsmodi und Verschiebungen nimmt einen zentralen Platz im Text ein. Auch hierbei lassen sich konstruktivistische und systemtheoretische Erkenntnistheorien erkennen. Sowohl in Sarajewo als auch in Mostar äußert die Erzählerin ihre Überraschung über die unabhängige Existenz der jeweiligen Stadt; solche Passagen verweisen in ihrer Überspitztheit auf die Wahrnehmung als Konstruktionsvorgang. Bereits zu Beginn wird dem Hund das Reisevorhaben dargelegt:

Vor etwa acht Jahren, als du noch klein warst, fragte mein Bruder einmal, wo die Städte Moslemenklavebihac und Belagertesarajevo liegen. [...] Ich will sehen, ob Bosnien-Herzegowina ein Ort ist, an den man fahren kann, oder ob es zusammen mit der Kriegsberichterstattung vom Erdboden verschwunden ist.<sup>36</sup>

Dies verweist auf den Trugschluss, dass das, was medial nicht präsent ist, gar nicht existiere, und auf jene die Wirklichkeit konstituierende Kraft, die ‚Mental Maps‘ zukommt.<sup>37</sup> Die für den Bosnien-Krieg dominante ‚mentale Landkarte‘, so wird zu Recht suggeriert, ist eine massenmedial vermittelte, welche die Raumvorstellungen unweigerlich mit Bildern vom Krieg verschmelzen lässt, die bestimmten Opfer-Täter-Narrativen entsprechen. All das versucht der Text zu vermeiden, auch wenn es der Reisenden nicht immer gelingt. Dass dieses Scheitern eingestanden oder ironisch aufgelöst wird, nimmt den Lesenden für die Autorin ein. Wo jedoch dieses Eingeständnis fehlt, bleibt der Text mitunter in seiner Flapsigkeit banal. In Sarajewo, dem „Setzkasten europäischer Erinnerungsstücke“, verlieren sich für die Erzählerin sämtliche Gegensätze, die sie aber mit „Moslems und Christen, Kathedrale und Synagoge, Westen und Osten, Verwahrlosung und Eleganz“<sup>38</sup> doch wieder herstellt.

---

<sup>35</sup> Ebd., S. 233.

<sup>36</sup> Ebd., S. 11.

<sup>37</sup> Finzi [Anm. 2], S. 201.

<sup>38</sup> Zeh [Anm. 28], S. 67.

Der darauf folgende Entschluss, „System in die Sache“<sup>39</sup> zu bringen und das Wahrnehmen und Erleben einem Fragenfilter zu unterziehen, könnte angesichts der Banalität der Beobachtung<sup>c</sup> nicht besser motiviert sein. Dabei handelt es sich um Fragen, die einer anderen Taxonomie als der intersubjektiv nachvollziehbaren entsprechen und die einmal mehr die Naivität und Unfokussiertheit der Reisenden inszenieren: „Wo wachsen die Melonen. Wie grün ist der Neretva-Fluss. Warum war hier Krieg. Wer hasst wen und wie sehr.“<sup>40</sup>– „Warum gibt es keinen McDonald’s?“<sup>41</sup>

Im Gespräch mit der UNO-Mitarbeiterin werden die jugoslawischen Parameter auf deutsche umgelegt, womit der hegemoniale, nicht etwa ethnische, Charakter des Krieges aufgezeigt wird, denn Zeh spielt damit auf den deutschen Föderalismus und die verspätete Nationenbildung der Deutschen an.<sup>42</sup>

„Ich bin am Rhein geboren“, sage ich, „und lebe in Sachsen. Meine Eltern sind Schwaben, die Mutter wohnt in Bonn, der Vater in Berlin, während mein Bruder in München wohnt und bald nach London zieht.“ [...] „Wenn die Bayern mit Hilfe der Schwaben gegen Sachsen und Berliner um die Grenze zu streiten beginnen, auf welcher Seite soll ich kämpfen?“<sup>43</sup>

Zeh verfolgt eine doppelte Strategie. Zum einen lässt sie Vertreter unterschiedlicher Nationalitäten – Kroaten, Bosnier, Serben (ausschließlich Männer) und Deutsche – zu Wort kommen und das Erklärungsmodell jeder einzelnen Person als partikular erscheinen. Zum anderen wird in den Reflexionen der Erzählerin über das Gehörte und Erfahrene die Widerlegung des ethnischen Kriegserklärungsnarrativs betrieben. Dabei übt sie Kritik an der blinden Zusammenführung von Augenzeugenschaft, Wirklichkeit und Wahrheit. „Am Ort des Verbrechens zu stehen“, so die Erkenntnis der Erzählerin, „ändert nichts“<sup>44</sup>. Einzig einen Berg, der ihren Blick erwidert, lässt sie am Ende ihrer Aufzeichnungen in ironischer Verkehrung der Fetischisierung dieser vermeintlichen Wahrheitsgarantie als Augenzeugen gelten.

Mit der Figur der verständnislosen Journalistin, die über kritisches Infragestellen nur lachen kann, wird demonstriert, dass jedes Verstehen weniger vom Objekt, als vom Verstehenden selbst abhängt. Problematisch wird es dann, wenn das subjektive Wahrnehmen und Interpretieren als objektive Berichterstattung mit Anspruch auf Allgemeingültigkeit auftritt, der von einer breiten Öffentlichkeit auch zugestanden wird. Diese „dicke Journalistin“ personifiziert geradezu die Medien, denn mit ihrem massigen Körper verstellt sie ganz Bosnien: „Ich drehe mich um, der Türrahmen wird ausgefüllt von der dicken Journalistin [...]. Sie lässt Sonne, Himmel und ganz Sarajevo hinter ihrem Rücken verschwinden.“<sup>45</sup> Diese Körperfülle der Journalistin muss allegorisch für die Massenmedien erhalten, die den Blick auf das Land verstellen, von dem sie berichten. Auch die Schilderung des feinfühligem und kultivierten Franzosen Mon-

---

<sup>39</sup> Ebd., S. 64.

<sup>40</sup> Ebd., S. 67.

<sup>41</sup> Ebd., S. 70.

<sup>42</sup> Ebd., S. 201.

<sup>43</sup> Ebd., S. 212.

<sup>44</sup> Ebd., S. 158.

<sup>45</sup> Ebd., S. 76.

sieur Pescaran, dem in Mostar stationierten Presseoffizier der SFOR, bleibt reichlich eindimensional und dabei in den traditionellen Stereotypen verhaftet.

Zehs vorsätzliche Vermeidung ethnischer oder religiöser Stereotypen in der Figurdarstellung entspricht womöglich einem ‚Balkanismus‘ mit umgekehrten Vorzeichen, der die Trennlinien zwar nicht innerhalb des ehemaligen Jugoslawiens zieht, aber ebenfalls auf einer binären Matrix basiert. Der Gestus der Unvoreingenommenheit und der Unwissenheit kann auf den Versuch zurückgeführt werden, den Anderen nicht in einer exotischen Andersheit festzuschreiben und problematische Traditionslinien des Genres sowie stereotype Balkanbilder zu unterlaufen oder zu überwinden. Diese Intention und die Erkenntnis, dass Wahrnehmung und Repräsentation Bosnien-Herzegowinas nicht den innerpolitischen Prämissen Deutschlands unterliegen, verdienen sicherlich würdige Beachtung. Der Roman treibt bis zum Ende keine Täter-Opfer-Narrativen voran und verzichtet damit auf Schuldzuweisungen, womit der Text als Versuch ‚politisch korrekter‘ Literatur lesbar wird.



ESZTER PROPSZT (SZEGED)

## Kriegserfahrungen der ungarndeutschen Literatur

Der Zweite Weltkrieg und die darauf folgenden Repressalien prägten die ungarndeutsche Welterfahrung nachhaltig. Darzustellen, wie diese Erfahrung literarisch ausgestaltet wird, soll die Aufgabe meines Beitrages sein.

In der ungarndeutschen Identitätskonstruktion erfolgt nach dem Zweiten Weltkrieg ein radikaler Wandel. Für die Konstruktion ungarndeutscher Identität sind fortan kohäsionsstiftende Elemente wie „unbedingte Staatstreue“, „Teilnahme am Aufbau des Sozialismus“ u.Ä. relevant, dem ethnischen Element, das in der Zwischenkriegszeit eine Aufwertung erfahren hat, als die (Minderheiten)Politik der jeweiligen ungarischen Regierung im Zeichen des Revisionismus bzw. des Irredentismus gestanden hat, so dass Zugeständnisse an eine völkisch-deutsche Identitätskonstruktion gemacht worden sind, wird bloß eine periphere Rolle zuteil. Das ethnische Element wird indes, da dessen Umwertung nicht diskutiert wird (genauer gesagt nicht diskutiert werden kann), mit einem Konfliktpotenzial beladen.

Für die literarische Konstruktion ungarndeutscher Identität bedeutet das, dass Erfahrungen der Zwischenkriegszeit, des Krieges und der unmittelbaren Nachkriegszeit lange Zeit nicht re-präsentiert werden. Die ersten literarischen Verarbeitungsversuche dieser Erfahrungen erscheinen Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre, als die ungarische Regierung die kollektive Bestrafung des Ungarndeutschtums nach dem Zweiten Weltkrieg (von außenpolitischen und wirtschaftlichen Interessen geleitet<sup>1</sup>) als Fehler revidiert. Die Kriegsrolle der Ungarndeutschen, die im Sinne der Kollektivschuld als „faschistisches Element“ abgestempelt worden sind, darf also neu interpretiert werden.

In dieser Neuinterpretation ist ein Distanzierungsbestreben gegenüber der faschistischen Ideologie zu beobachten. Josef Mikonyas *Intermezzo anno 1944*<sup>2</sup> erzählt eine Episode, ein Gespräch über die Kriegsergebnisse beim Kukuruzschälen während der deutschen Besetzung Ungarns, in einem ungarndeutschen Dorf. Die Meinungsverschiedenheit der ungarndeutschen Dorfbewohner und der anwesenden SS-Soldaten, die gegensätzliche Einschätzung der Kriegslage will die nichtfaschistische Gesinnung der Ungarndeutschen unter Beweis stellen. Darüber hinaus berichtet der Erzähler über den Kriegsunmut von Ungarndeutschen:

Durch die Schulfenster sickerte Lärm und Gelächter heraus: Ein Unteroffizier brüllte mit den jungen Rekruten, die vor Erschöpfung fast auf die Strohsäcke fielen. Diese Jungen

---

<sup>1</sup> Siehe dazu Sitzler, Kathrin: Die ungarische Nationalitätenpolitik der letzten Jahre. *Südosteuropa*, 1987/1, S. 33–44.

<sup>2</sup> In: Szende, Béla (Hg.): *Bekenntnisse – Erkenntnisse*. Budapest: Lehrbuchverlag, 1979, S. 219–225.

hatten noch vor drei Wochen in der Batschka und in der Branau auf den Ackerfeldern gearbeitet, sie hatten keine Ahnung, was Soldatenleben heißt. Heute tragen sie die graue SS-Uniform. Einer von ihnen hatte sich schon entschieden: ‚Heimlich werde ich abtreten!‘ In den Zeitungen war allerdings nur von Freiwilligen die Rede. Auch in diesem Dorf hatte man bereits den Rest der Männer zwischen 18 und 40 Jahren eingezogen. Sie wurden an die rumänische Grenze transportiert. Einige verweigerten den Befehl und versteckten sich. Nach ihnen fahndete die SS Tag und Nacht. Dem Volksbundführer Jakob Wetzler hatten die Frauen die Fensterscheiben eingeworfen.<sup>3</sup>

Durch die Heraufbeschwörung der Schrecken des Ersten Weltkrieges wird von „deutschen“ Kriegsmethoden Abstand genommen, „[...] sie warfen die Verwundeten vom Schlitten und hauten mit den Pferden ab. Damals hatte ich mich geschämt, daß ich die deutsche Muttersprach’ hab.“<sup>4</sup>; und in der Figur von Michel, der als Kind noch unter dem Einfluss der Kriegspropaganda gestanden hat,

Als der Krieg begann, war der Michel 11 Jahre alt, damals wußte er noch wenig von der Welt. Er freute sich, daß Ungarn wieder groß wird, so groß, wie es schon einmal gewesen war. Und daß es so groß werden soll, dafür muß man tapfer kämpfen ... So lernte er es in der Schule, und er glaubte daran, denn der Lehrer lügt nicht.<sup>5</sup>

aber durch den Einzug seines Vaters ernüchert wird, wird das „Erwachen“ von einem Ungarndeutschen skizziert.

In der literarischen Re-Konstruktion der ungarndeutschen Kriegs- und Nachkriegserfahrungen bildet sich ein Schicksalsdiskurs aus, u.a. da politische, soziale usw. Zusammenhänge in die Re-Konstruktion nicht einbezogen werden können (z.B. weil diskriminierende Nachkriegsmaßnahmen, unter diesen die Aussiedlung oder die Verschleppung zur Zwangsarbeit, die (auch) im Machtbereich der Sowjetunion als Siegermacht lagen, nicht thematisiert werden dürfen). Dieser Diskurs schreibt Kriegs- und Nachkriegsrolle der Ungarndeutschen als eine Opferrolle fest, welche sich aus den semantischen Merkmalen „gutgläubig“, „ahnungslos“, „ausgeliefert“ zusammenfügt, wie es auch die folgenden Passagen aus Franz Szieberts *Wann kommen die Störche wieder?*<sup>6</sup> belegen:

In diesem Herbst wurde auch in unserem Dorf der Volksbund gegründet. [...] Die irreführten Menschen hofften auf ein besseres und schöneres Leben. Von den Konzentrationslagern hatte die Dorfbevölkerung nicht die geringste Ahnung.<sup>7</sup>

Die Witwe bekam kurze Zeit darauf eines Sonntags nach der Messe vom Herrn Kaplan eine Tapferkeitsauszeichnung, da ihr Mann sein Leben als honvéd fürs Vaterland geopfert hatte, und er wurde als Vorbild hingestellt. Mehr kann das Vaterland nicht geben, die erste

---

<sup>3</sup> Mikonya in Szende [Anm. 2], S. 219.

<sup>4</sup> Mikonya in Szende [Anm. 2], S. 221.

<sup>5</sup> Mikonya in Szende [Anm. 2], S. 221.

<sup>6</sup> In: Szende, Béla (Hg.): *Jahresringe. Ungarndeutsche Anthologie*. Budapest: Tankönyvkiadó, 1984, S. 341–357.

<sup>7</sup> Sziebert in Szende [Anm. 6], S. 344.

Kriegswitwe und Kriegswaise des Dorfes werde man aber nie vergessen, nie im Stich lassen. So der Kaplan. Niemand konnte damals ahnen, daß vier Jahre später die Witwe und ihre Tochter auf der Aussiedlungsliste stehen werden. [...] Die Kameraden des Gefallenen mußten aber weiter und tiefer nach Rußland hinein, bis zum grausamen Rückzug 1942/43. [...] Sie ahnten nicht, daß sie kurz nach der Abrüstung wegen des Bekenntnisses zur deutschen Muttersprache, laut einer ungarischen Verordnung, zur deutschen Zwangsumsiedlung getrieben werden, um dann als Mitglieder der Waffen-SS wieder an die Front geschickt zu werden. Und da gab es keine Hilfe. Oder?<sup>8</sup>

Es kann angemerkt werden, dass das Schicksalhafte in dieser Erzählung durch die „Parallelgeschichte“ der Störche intensiviert wird (die aus dem Dorf verschwundenen Störche stehen stellvertretend für die ausgesiedelten Menschen): Die Tiere stehen ja ohnmächtig der Aggression der sie vertreibenden Menschen gegenüber<sup>9</sup>, außerdem sind ihnen Gründe von Veränderungen in ihrem Leben nicht zugänglich.

Die Gegenposition des Opfers in der Matrix der Konfiguration, der Aggressor, gewinnt später, im Umkreis der Wende an Konturen, als der Zweite Weltkrieg hauptsächlich als „Liebe im Krieg“ literarische Bearbeitung findet. (Dabei wird die Liebe in ihren verschiedensten Erscheinungsformen thematisiert, als Geschwisterliebe, Freundschaft, Eltern-Kind-Beziehung, Frau-Mann-Beziehung usw.) In Josef Mikonyas *Todes-tanz*<sup>10</sup> wird Alois Skoflek, der deshalb mit sechzehn Jahren freiwillig in die SS eingetreten ist, weil er auch nach der Zwangsrekrutierung bei seinen Freunden bleiben will, und der vor der Kriegsrealität zu fliehen versucht, als Deserteur erschossen. In Ludwig Fischers *Im Oktober 1946*<sup>11</sup> treten die Partisanen den kleinen Lagerflüchtling Sepp tot, der mit der Todesnachricht seiner Mutter zu seinem Vater in das andere Lager will, weil er die Ungarn, die ihm über die Donau geholfen haben, nicht verrät. In einer anderen Erzählung des Autors, *Am 20. Oktober 1946*<sup>12</sup>, liefert der vermeintliche Fluchthelfer das Liebespaar, Martin und Marie, die dem Todeslager entflohen sind, den Partisanen aus. Obwohl die Ausführung der Konfliktstruktur das Zerstören der Möglichkeiten humaner Existenz durch den Krieg sehr intensiv nachempfinden lässt, leistet sie durch die eindimensionalen Figuren, d.h. dadurch, dass die Figuren nur durch *eine* semantische Achse (als Opfer und Aggressor) konstruiert werden, durch die der semantisch als „natürlich“ ausgewiesenen Eigenschaften „gut“ und „böse“, eine simplifizierende Wirklichkeitsinterpretation.

Die Aussiedlung wird semantisch meistens als unverarbeitbar festgehalten. Ähnlich vielen Erzählungen, gestaltet die Aussiedlung auch Ludwig Fischers *An jenem Tag*<sup>13</sup>

<sup>8</sup> Sziebert in Szende [Anm. 6], S. 346.

<sup>9</sup> Vgl. Die Störche bauten im Dorf kein Nest mehr. Vom Strohschober hatte sie der neue Besitzer vertrieben. Sie flüchteten auf den Rauchfang des Schulgebäudes. Aber auch da fühlten sie sich nicht wohl. Schließlich flogen sie fort vom Dorf. Jeden Frühling kamen sie für ein zwei Tage, zogen dann aber in einen für uns unbekanntem Ort weiter. Ob sie je wiederkehren? Sziebert in Szende [Anm. 6], S. 355.

<sup>10</sup> *Signale*, 7, 1990, S. 10–11.

<sup>11</sup> *Signale*, 7, 1990, S. 12–13.

<sup>12</sup> *Signale*, 11, 1994, S. 3–4.

<sup>13</sup> *Deutscher Kalender*, 1988, S. 224–230.

als Zerstörung eines Festes: Das Dorf begeht nach alter Tradition seine Kirmes, die Leute können die drohende Gefahr nicht ermessen oder verdrängen die Realität blindlings. Der Mann, der ins Nachbardorf fährt, um Informationen zu bekommen und somit als Erster mit der Realität konfrontiert wird, erhängt sich. Nikolaus Márnai-Manns *Tie verlaareni Homet (Tr Abschied)*<sup>14</sup> veranschaulicht das Trauma der Aussiedlung an der schwierigen Trennung zweier Freundinnen. In der Verzweiflung der 15-jährigen Mädchen wird auch der Bewusstseinszustand fixiert, für den Erklärungs- und Beweggründe nicht zugänglich sind:

Tann hot [...] ti Vavusch ti Marischka nochomol umkarnt un nar soviel ksaat: ‚Verkeß mich nie, ich kumm zu Tir zurück‘. Tamit war sie schun wieder im Wagon. Ti Marischka hot nar zuruckkrufe, wann tr Herrgott will, were mer uns pestimmt wieder sege. Tes hot awer noch lange ketauert.

Lankam ist tr Zug apkfahre un a jeder war mit seini eigeni Ketange beschäftigt.

Peim Rattern tr Räder hen sie alli nochonmol, zuletscht ti Kegend onkschaut, wu sie ufk-wachse sein, ihri liewe Homet, ti sie vielleicht nimmi wiedersege were.

Ti Vavusch hot uf ihrem Kepäck in oner Eck khockt un hot nar an tes ketenkt, was sie uf ten Wagon kschriewe hot: Szülőföldem szép határa, meglátlak-e valahára?<sup>15</sup>

Un tes hot sie vielleicht pis heint net verstane, warum sie mit ti andri 6000 Schwowe aus Almasch, ihri liewi Homet verloße hot messe.<sup>16</sup>

Im Umkreis der Wende sind dokumentaristische Bestrebungen zu beobachten, die die Notwendigkeit von Erinnerung betonen – in Franz Szieberts Erzählungen *Weihnachtsabend*<sup>17</sup> und *Silvesterfeier – anders*<sup>18</sup>, besteht der Ich-Erzähler darauf, dass seine Familie das Fest trotz jeder Unbequemlichkeit in seinem Heimatdorf begeht, und erklärt seinen Willen durch die Heraufbeschwörung der in der Fremde erlebten alten Feste; die Verkopplung der erinnerten Geschichte mit dem Fest und dem Geburtshaus soll ermöglichen, dass Ereignis und Ort die Geschichte später selbst „erzählen“ –, und den Anspruch auf eine kontinuierliche Identität artikulieren. Der Ich-Erzähler dichtet sich und seinesgleichen in diesen Erzählungen in der Regel den Zustand der Passivität, die Rolle des machtlosen Objektes an.

Die Ereignisse der Kriegs- und Nachkriegsgeschichte werden somit weiterhin mit dem Schicksalsdiskurs gestaltet. Die Verantwortung wird relativiert, so z.B. auch in Josef Mikonyas *Kräben auf dem Essigbaum*<sup>19</sup>,

Der Zweite Weltkrieg stand vor der Tür. Das Durcheinander in den Köpfen war schlimm. Oft kamen Fremde ins Dorf. Man verwirrte die Leute mit den Hitlerschen Ideen. Manche

<sup>14</sup> In: Márnai-Mann, Nikolaus: *Hometskschichten*. Budapest: Verband der Ungarndeutschen, 1993, S. 83–101.

<sup>15</sup> Anfangszeile eines „Volkslieds“ des ungarischen Dichters Károly Kisfaludy. In der Übersetzung von Márnai-Mann: „Teiri Hometerd, wer ich tich jemols wiedersege?“

<sup>16</sup> Márnai-Mann [Anm. 14], S. 94–95.

<sup>17</sup> *Deutscher Kalender*, 1989, S. 213–215.

<sup>18</sup> *Deutscher Kalender*, 1991, S. 273–277.

<sup>19</sup> In: Mikonya, Josef: *Kräben auf dem Essigbaum*. Budapest: VUDAK, 1994, S. 10–14.

wurden völlig verrückt: ‚So an Mann bräucha mia. Tea wiad Ordnung mocha.‘ [...] Die Leute erkannten zu spät, daß man sie verführt hatte.<sup>20</sup>

Fremdbestimmtheit und Abhängigkeit von äußeren Kräften werden betont. Relativierungsstrategien sind also in der Identitätskonstruktion zu konstatieren, welche einerseits die Vagheit der sozialistischen nationalitätengeschichtlichen Wertung weiterschreiben, andererseits eine mangelnde Selbstverantwortung erkennen lassen.

In der literarischen Gestaltung der ungarndeutschen Kriegserfahrungen sind bis heute kaum Veränderungen zu verzeichnen. In Béla Bayers Werken ist eine neue Figur in der Konfiguration herauszuarbeiten, die des Ungehorsamen, der sich den Aussiedlungs- oder Verschleppungsmaßnahmen widersetzt, so z.B. Bachmann in *Bachmanns „Stationen“*<sup>21</sup>, der den zu Verschleppenden die Russen überlistend zur Flucht verhilft, oder Varga in *Zugausfall*<sup>22</sup>, der (und nicht nur seiner ungarndeutschen Verlobten zuliebe) die Liste seiner auszusiedelnden Dorfleute vernichtet, so dass sie Zeit gewinnen, sich zu verstecken. Eher als Ausnahme ist Stefan Railes *Das bisschen Leben*<sup>23</sup> zu betrachten, in dem Florian Faltum, quasi in Form einer Lebensbeichte, offen über seine Volksbundmitgliedschaft spricht.

Das Schicksalsschema der ungarndeutschen Identitätskonstruktion wird in ungarischsprachigen Texten dieser Literatur<sup>24</sup> kritisch hinterfragt.

Márton Kalász' *Winterlamm*<sup>25</sup> lädt mit dem Motto „jedwedes Schicksal ist ein gutes“ den Leser zur Diskussion der Selbstverantwortung ein. Der Roman konstruiert die ungarndeutsche Identität über die Verarbeitung des Kollektivsymbols „Lamm“. Der Erzähler Mess muss an einem Tag, an dem er das Telegramm über den Tod seines Vaters erhält, auf ein Vorwerk,

um dort die in Verzug geratene Lebendinventur abzuschließen, das hieß, sämtliche dort befindliche Schafe zu zählen, von den fransig klunkerigen alten Mutterschafen bis zum letzten neugeborenen Lämmlein. Er besah sich die Lämmer in der offenen Tür des Schafstalls stehend, drin holten sich zwei Schäfer immer ein neues Schaf aus der Herde, packten es an den Läufen und so auf die Streu. Die anderen stauten sich im Halbdunkel des Stalls. Mess wollte nicht unkundig erscheinen, also fragte er nicht. Der Leiter des Betriebsteils,

---

<sup>20</sup> Mikonya [Anm. 19], S. 14.

<sup>21</sup> *Deutscher Kalender*, 2013, S. 303–305.

<sup>22</sup> *Deutscher Kalender*, 2014, S. 290–293.

<sup>23</sup> *Signale*, 25, 2008, S. 11–12.

<sup>24</sup> In meinen Forschungen unterscheide ich einen deutsch- und einen ungarischsprachigen Strang der ungarndeutschen Literatur. Den ungarndeutschen literarischen Diskurs definiere ich nämlich nicht über die Sprache, sondern über die direkte, d.h. semantisch explizite Konstruktion der ungarndeutschen ethnischen und/oder nationalen Identität, das bedeutet über die konfigurations- und/oder konfliktkonstitutive Aktualisierung des Sems „ungarndeutsch“ in einem Text. Es werden folglich auch ungarischsprachige Werke in die Untersuchung einbezogen, deutschsprachige Werke aber, die Vorlagen nicht für die ethnische oder die nationale, sondern für andere Komponenten der ungarndeutschen Identität konstruieren, aus der Untersuchung ausgeschlossen.

<sup>25</sup> Kalász, Márton: *Téli búrány*. Budapest: Magvető, 1986. Das Werk liegt auch in deutscher Übersetzung vor: Kalász, Márton: *Winterlamm*. Aus dem Ungarischen übersetzt von Paul Kárpáti. Graz: Styria, 1992.

ein junger Mann, stand mit hochgeschlagenem Kragen neben ihm. ‚Schöne Lämmer haben wir‘, sagte er. Mess versetzte dieser Ausspruch in Wut, er sah nur die bibbernden kleinen Kreaturen, wie sie sich ins dichteste Gewühl im Stall verkrochen, die Wärme der größeren Leiber suchten, unter die grauen, fettigen, zottligen, wolligen Bäuche flüchteten. Sie greinten mit dünner Stimme und zitterten. Ihre Beine waren vielleicht noch viel zu schwach und zu weich, um fest auf dem Boden zu stehen. Unterm Dach, zwischen dessen morschen Brettern schlimme Lücken gähnten, tobte sich Zugluft aus. Die Streu lagerte dünn, und auch der Gestank vermochte die Luft nicht zu mildern. ‚Die frieren gar nicht so sehr, wie Sie denken‘, sagte einer der Schäfer hinzutretend zu ihnen. ‚Gewiß, quälen tun sie sich, wenn sie in dieser Jahreszeit zur Welt kommen. Sie sind dann in der Fährde, das stimmt schon. Aber wir passen auf sie auf, so gut wir können. Ganz zart scheinen sie alle, aber wenn sie durchhalten, bis es warm wird und sie auf die Weide kommen, legen die auch noch als ausgewachsene Böcke und Zibben den schönsten Tanz hin. Die sind dann nicht unterzukriegen.‘ [...] Der Leiter des Betriebsteils [...] sagte [ihm] [...]: ‚Nun ja, so führen halt Schäfer ihre Reden. Es verenden auch welche. Aber stimmen tut’s trotzdem.‘ [...] ‚Wieviel sind bis jetzt verendet?‘ fragte [Mess]. Der Leiter sah ihn mißtraurisch an. ‚Sie haben grad Inventur gemacht‘, sagte er selbstsicher. ‚Kein einziges.‘ Nicht so habe er es gemeint, schüttelte Mess den Kopf.<sup>26</sup>

Die Ausgeliefertheit, die er an dem Tag in der Schutzlosigkeit der Lämmer sieht, verbindet Mess in einer Erzählung mit der Ausgeliefertheit seines kranken Vaters, in der er wohl das „Schicksal“ dessen und der Gefährten dessen zu entdecken meint. Der reifere Mess, der Erzähler, der die Inventur der ungarndeutschen „Schicksale“ aufnimmt, scheint mehr zu sehen. Er scheint auch die „sturen Lämmer“<sup>27</sup> zu sehen, die keine Verantwortung für sich selbst nehmen, d.h. nie über die Beweggründe oder die möglichen Konsequenzen ihrer Taten nachdenken, ihr Leben als verhängtes „Schicksal“ erleben, keine Autonomie entwickeln, d.h. die „Freiheit“ immer von außen erwarten und so mit der Freiheit der Entscheidung auch die Fähigkeit verlieren, sich durch Taten frei zu machen. Durch sein Erzählen werden Motive und Entscheidungen ersichtlich, folglich hört „Schicksal“ als solches auf zu existieren, und der Leser wird auch mit individual- und sozialpsychologischen Motiven der Entscheidung für den Volksbund, für die „Kommunisten“ usw. konfrontiert. Dadurch, dass der Erzähler die Bewusstseinshorizonte seiner Figuren kommentarlos und wertungslos vermittelt, verbietet er eine passive Rezeption bzw. zwingt zu einer aufmerksamen und kritischen Lektüre. Die Zuordnung der semantischen Merkmale zu den „Lämmern“ – dem Lamm können nicht nur die semantischen Merkmale „fromm“, „sanft“, „geduldig“, „unschuldig“, sondern auch „einfältig“, „beeinflussbar“, „unselbständig“ zugewiesen werden – fällt dem Leser als Aufgabe zu, wodurch die Identifikation mit der Opferrolle erschwert oder verhindert wird.

Die Rollenzuweisungen des Schicksalsschemas werden in Robert Baloghs Einakter *Fern vom Auge, fern vom Herzen*<sup>28</sup> in Frage gestellt. Das Personal des Stückes – ein Vertriebener, der nach 51 Jahren auf Besuch in die „Heimat“ fährt, seine ehemalige

<sup>26</sup> Kalász [Anm. 25], S. 428–429.

<sup>27</sup> Den Begriff entleihe ich Robert Baloghs *Szabó evangéliom*.

<sup>28</sup> Balogh, Robert: *Távol a szemtől, távol a szívtől*. Nyílt Fórum Füzetek, 2008, S. 7–42.

Liebe, die er durch Zufall trifft, und deren Ehemann, der vor 51 Jahren an der Vertreibung mitgewirkt hat und den Geliebten seiner (damals noch nicht) Ehefrau in die Liste der Auszusiedelnden eingetragen hat – aktiviert Klischees der Konvention als Leserexpectationen, aber nur, um sie zu verunsichern. Die Konvention schreibt dem Vertriebenen und seiner alten Liebe die Rolle des Opfers zu, dem Vertreibenden die Rolle des Aggressors, aber das Stück irritiert diese Rollenzuweisungen, indem die Figuren in jedem Auftritt mit anderen semantischen Merkmalen belegt werden, so dass sie in jedem Auftritt in eine neue Relation zueinander treten: Einmal erscheint der Vertriebene als Verräter seiner Liebe, dann als der von seiner Liebe Verratene; einmal erscheint die alte Frau als die Gefühlvolle, die sich an die Vergangenheit nicht nur erinnert, sondern zu dieser emotionell zurückzufinden versucht, dann als die vollkommen nüchterne Rationelle, die die Vergangenheit vergessen, d.h. verdrängt hat; ihr Mann erscheint einmal als der Rachsüchtige, dann als der von Reue Befallene, einmal als der Selbstsichere, dann als der in all seinen Zugehörigkeiten und in all seinem Besitz Verunsicherte – in diesem Prozess wird aus dem Aggressor immer wieder Opfer und aus dem Opfer immer wieder Aggressor. Dadurch, dass die Figurenkonstellation und mit ihr auch die Konfliktstruktur stets neu gestaltet wird, und dadurch, dass der Situation keine einzig mögliche Bedeutung zugewiesen wird (wie in den Texten der Konvention), sondern viele mögliche Bedeutungen miteinander kontrastiert werden, wird es dem Leser unmöglich gemacht, eine Position „fern vom Auge, fern vom Herzen“, d.h. eine emotionell distanzierte und unreflektierte Position einzunehmen, der Text fordert ihm eine sehr intensive Identitätsarbeit ab.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die ungarndeutsche Literatur Kriegserfahrungen überwiegend durch die Konstruktion einer Opferidentität ausgestaltet, differenziertere Verarbeitungsversuche des Kriegs- und Nachkriegstraumas sind in ihr nur selten anzutreffen. Das bevorzugte Schema ermöglicht allerdings nur eine eingeschränkte Wirklichkeitsinterpretation.



## Die Wandlung der Identität im Tagebuch von István Radnai

### 1. Einleitung

István Radnai und sein Cousin László Székely sind im April 1914 als 21-jährige, junge Leute in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft aus Budapest im damaligen Österreich-Ungarn nach Niederländisch-Indien ausgewandert. Im Mai sind sie auf Sumatra angekommen, wo Radnai nur fünf Wochen blieb. Das Klima, tropische Krankheiten und das Ausbleiben der erhofften Arbeitsstelle waren die Ursachen dafür, dass der junge Mann schnell nach Ungarn zurückkehrte. Wie seine Reise und das Sumatraabenteuer verlief, wissen wir aus seinem Tagebuch. Das Tagebuch besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil befasst sich mit der Hin- und Rückreise nach Sumatra. Im zweiten Teil erzählt der Verfasser von seinen Kriegserfahrungen an der Ostfront.

Radnai wurde einige Tage nach seiner Ankunft in Budapest als Offizier der Reserve einberufen. In seinem Tagebuch ist beim Eintrag am 4. August schon der Ort Tarnopol an der Grenze zu Russland angegeben. Er hat sein Fronttagebuch bis zum 30. März 1916 geführt. Radnai wurde im Krieg dekoriert und zum Oberleutnant befördert.<sup>1</sup> Er hat den I. Weltkrieg überlebt und wohnte und arbeitete danach in Budapest als Beamter. 1921 heiratete er die Witwe Etelka Greif.<sup>2</sup> Gemeinsame Kinder hatten sie nicht. Seine Frau ist 1936, er selbst ein Jahr später zum katholischen Glauben übergetreten.<sup>3</sup> Nachdem sein Cousin László Székely mit seiner niederländischen Frau Madelon Lulofs und ihrer Tochter 1930 aus Sumatra zurückgekehrt war, trafen sich Székely und Radnai regelmäßig in der ungarischen Hauptstadt.<sup>4</sup> Am 17. Februar 1940, 47 Jahre alt, starb Radnai in Pestszentlőrinc.<sup>5</sup>

Sein Tagebuch wurde jahrzehntelang von seiner Witwe aufbewahrt. 1961 hat Katalin Deák, die Tochter von Etelka Greif aus ihrer ersten Ehe, das Tagebuch mit nach Holland genommen, wo sie mit ihren Eltern seit 1944 wohnte.<sup>6</sup> Vierzig Jahre lang lag das Tagebuch in der Wohnung von Frau Deák in Groningen, danach kam es in den Besitz des niederländischen Literaturhistorikers Gerard Termorshuizen, der es 2007 dem Museum für Literaturgeschichte [Letterkundig Museum] in Den Haag geschenkt

---

<sup>1</sup> Für die Daten danke ich dem Direktor des Militärarchivs in Budapest [Budapesti Hadtörténeti Levéltár és Irattár], Dr. Attila Bonhardt.

<sup>2</sup> Ursprünglich gehörten sie beide der jüdischen Religion an. Siehe dazu die Heiratsurkunde zu Budapest Bezirk VII. Nummer: 794.  
<http://www.hatvany-online.net/MyProgs/crmbp/marriages.aspx> (Zugriff am 23. Juli 2012.)

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Gespräch mit Katalin Deák am 27. Januar 2012 in Groningen.

<sup>5</sup> Die Todesurkunde von István Radnai, Nummer 42/1940, wurde nachträglich am 10. September 1979 in Budapest ausgestellt.

<sup>6</sup> Gespräch mit Katalin Deák am 27. Januar 2012 in Groningen.

hat. Dort befindet sich das Tagebuch im Nachlass der Schriftstellerin Madelon Székely-Lulofs (die Frau von László Székely) zusammen mit zahlreichen Dokumenten, Briefen und Fotos der Schriftstellerin und ihres Mannes. Fragmente aus dem Tagebuch wurden bereits 2004 und 2007 auf Ungarisch und auf Niederländisch veröffentlicht.<sup>7</sup> Eine vollständige Herausgabe auf Ungarisch erschien erst 2013.<sup>8</sup>

## 2. Assimilierung, Identitätssuche, Emigration

Die zwei jungen Ungarn István Radnai und László Székely waren mütterlicherseits miteinander verwandt und beide jüdischer Herkunft. Die Großeltern hießen auf der Radnai-Seite Abraham Rothfeld und Johanna Berner. Die Großeltern hatten drei Kinder: Ferenc wurde am 14. Februar 1850, Malvin am 5. September 1861 und Kornélia im März 1862 geboren.<sup>9</sup> Ferenc war der Vater von István Radnai, die zwölf Jahre jüngere Kornélia war die Mutter von László Székely. Alle drei Kinder wurden in Karász (heute Nyírkarász, im Komitat Szabolcs-Szatmár-Bereg, 15 km von der Kleinstadt Kisvárdá entfernt) ins Geburtsregister eingeschrieben, aber alle drei gleichzeitig im Jahre 1890, das heißt nachträglich. (Ferenc war damals 40, Malvin 29, Kornélia 28 Jahre alt). Das Führen der Kirchenbücher ist in Ungarn seit 1827 Pflicht<sup>10</sup>, eine obligatorische staatliche Variante wurde jedoch erst 1895 eingeführt, wodurch ein verspäteter Eintrag ins Geburtsregister erklärt werden kann. Im Geburtsregister wurde als Familienname „Rothfeld Radnai“ angegeben.<sup>11</sup> Da hat man also sowohl den ursprünglichen Namen als auch die später angenommene magyarisierte Form aufgezeichnet. In späteren Dokumenten steht nur noch der Name Radnai. Wann genau Abraham Rothfeld seinen Namen magyarisieren ließ, wissen wir nicht, aber die Magyarisierung war im damaligen Ungarn eine allgemein verbreitete Erscheinung. In dem kleinen ostungarischen Dorf Ajak, wo László Székely geboren wurde, änderte man den Namen Blumenfeld zu Bodó, Weiss zu Fodor. Innerhalb der Familie „Rothfeld Radnai“ gab es auch noch eine andere Magyarisierung: Der Schwiegersohn von Abraham Rothfeld, der Ehemann von Kornélia, hieß bei der Eheschließung noch Lajos Sichermann. Acht

---

<sup>7</sup> István Radnai: *Dagboek. Met vreemde ogen*. In: *Acta Neerlandica* 2004/3, S. 137–164; Pusztai Gábor&Gerard Termorshuizen (Hg.): *Dit altijd alleen zijn. Verhalen over het leven van planters en koelies in Deli, 1914–1930*. Leiden: KITLV, 2007.

<sup>8</sup> Pusztai Gábor (Hg.): *Szumátrától az orosz frontig. Radnai István első világháborús naplója*. Debrecen: Printart-Press Kft. 2013.

<sup>9</sup> *Geburtsurkunden der Jüdischen Gemeinde in Ajak* [Ajak község izraelita anyakönyve]. IVB/425. Komitatsarchiv von Szabolcs-Szatmár-Bereg [Szabolcs-Szatmár-Bereg megyei levéltár], Nyíregyháza.

<sup>10</sup> In der römisch-katholischen Kirche wurden Hochzeiten, Taufen und Todesfälle bereits ab 1563 regelmäßig dokumentiert. Seit 1827 waren in Ungarn alle anerkannten Kirchen verpflichtet, eine standesamtliche Dokumentation durchzuführen.

<sup>11</sup> Nach der Registration der Juden im Jahr 1848 gab es zwar in Gyulaháza einen Abraham Rothfeld, der schon seit 12 Jahren im Dorf wohnte, aber er war damals 31 Jahre alt, verheiratet und hatte 4 Kinder (Salamon, Réka, Mózes und Sára). Seine Frau hieß auch nicht Johanna, sondern Anna. Weil später in den Dokumenten diese Kinder nicht zu finden sind, halte ich es für sehr unwahrscheinlich, dass dieser Rothfeld derselbe sein sollte wie der Rothfeld aus Karász 42 Jahre später.

Jahre später wurde Sichermann zu Székely geändert.<sup>12</sup> In dieser Zeit galt dieser Teil Ostungarns als Sammelplatz der ungarischen Juden. Auch innerhalb der Region war die Migration rege. Die Juden in den genannten Dörfern Ajak und Karász waren zu 90% nicht in ihrem Wohnort geboren, sondern in anderen Städten und Dörfern Ostungarns: in Bököny, Egyek, Debrecen, Balmazújváros, Parasznya usw.<sup>13</sup> Auch Lajos Sichermann wurde nicht in Ajak, sondern in Nagyvárád (Großwardein/Oradea, heute in Rumänien) geboren.

Der Vater von István Radnai hieß also Ferenc Radnai, seine Mutter war Jolán Fuchs. Er wurde am 18. Januar 1893 in Vaja (im Komitat Szabolcs, 36 km östlich von Nyíregyháza) geboren. Über seine Kinderjahre wissen wir nicht viel. Es ist sicher, dass er die Grundschule absolviert hat und später ein Gymnasium besuchte, wo er Abitur gemacht haben muss. Das war nämlich die Voraussetzung für den einjährigen Militärdienst,<sup>14</sup> zu dem er sich im Heer der österreich-ungarischen Monarchie als Freiwilliger meldete.<sup>15</sup> 1912 diente er in Miskolc, bei der IV. Armee (Kasschau), in der Reitenden Artilleriedivision No. 6, wo er nach einer erfolgreichen Prüfung am 1. Januar zum Fähnrich befördert wurde.<sup>16</sup> Nach seiner Dienstzeit, wahrscheinlich 1913, zog er nach Budapest, wo er das Leben eines jungen Arbeitslosen führte. Hier traf er seinen Cousin László Székely, der nach dem Tod seiner Mutter 1906 zusammen mit seiner Familie in die Hauptstadt gezogen war. Diese Art Migration der jüdischen Bevölkerung war typisch für diese Zeit. Ein großer Teil der jüdischen Bevölkerung zog in die großen Städte, was zwischen 1830 und 1910 für große Veränderungen sorgte. 1830 lag zum Beispiel der Anteil der Juden in Budapest bei 9,8%, 1910 lag er bereits bei 23,1%, was vor allem dem Zustrom aus den Grenzgebieten zu verdanken war. 1840 lebten nur 20% der ungarischen Juden in Städten, 1910 lag ihr Anteil bei mehr als 50%.<sup>17</sup> Nach den Daten der Volkszählung 1910 gab es im Königreich Ungarn 911.000 Israeliten.<sup>18</sup> 21,7% dieser Gruppe wohnten in Budapest, formten aber keine homogene Masse.<sup>19</sup> Radnai und Székely gehörten zu dem Teil des Judentums, der sich langsam aber sicher assimilierte und dessen Band mit den Sitten der Großeltern immer vager wurde.

Radnai kann in der Hauptstadt keine feste Arbeitsstelle finden. Er versucht sich in mehreren Berufen, findet aber für sich nicht die richtige Beschäftigung. Er war sogar einige Wochen in Aachen als Praktikant in einer Textilfabrik tätig, aber auch diese

---

<sup>12</sup> *Geburtsurkunden der Jüdischen Gemeinde in Ajak* [Ajak község izraelita anyakönyve]. IVB/425. Bezirksarchiv von Szabolcs-Szatmár-Bereg [Szabolcs-Szatmár-Bereg megyei levéltár], Nyíregyháza.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Die Vergünstigung eines einjährigen Dienstes erlangten diejenigen, die ein Obergymnasium, eine Oberrealschule oder eine diesen gleichgestellte Lehranstalt mit Erfolg absolviert haben.

<http://www.peter-hug.ch/lexikon/%C3%96sterreichisch-Ungarisches+Heerwe?Typ=PDF>, (Zugriff am 21. Juni 2012.)

<sup>15</sup> Gespräch mit Katalin Deák am 22. Juni 2012 in Haren (Groningen).

<sup>16</sup> Für die Daten danke ich dem Direktor des Militärarchivs in Budapest [Budapesti Hadtörténeti Levéltár és Irattár], Dr. Attila Bonhardt.

<sup>17</sup> Gyurgyák, János: *A zsidókérdés Magyarországon*. Budapest: Osiris, 2001, S. 78.

<sup>18</sup> 1910 waren von den ungarischen Juden 43% Neologen, 52% Orthodoxe und 5% Status quo ante. Bihari, Péter: *Lövészárok a bátországhan*. Budapest: Napvilág, 2008, S. 55.

<sup>19</sup> Ebd., S. 51.

Stelle führt nicht zur erwarteten Etablierung am Arbeitsmarkt. Er schreibt in seinem Tagebuch:

Ich möchte endlich mal wissen, wo und wann ich Fuß fassen werde. Ich war schon Aspirant-Textiltechniker, Bauer, Soldat, Beamter und Verkäufer. Einmal war ich beinahe Zeitungsredakteur und jetzt Aspirant-Pflanzer. Bald werde ich vielleicht als Kellner auf einem Schiff oder als Heizer arbeiten und danach als Fotograf. Ein kaum 22-jähriger kann sich ja kein abwechslungsreicheres Schicksal wünschen. (22. Mai 1914)

Die Aussichten seines Cousins waren auch nicht erfolversprechender. László Székely hatte keinen Schulabschluss, da er das Gymnasium in Debrecen nach dem Tod seiner Mutter abgebrochen hatte. In Budapest hat er wahrscheinlich keine Schule besucht. Beide jungen Männer waren arbeitslos, auf die Hilfe ihrer Familie angewiesen und sahen keine Zukunftsperspektiven in ihrer Situation. Wie ihre Lage im damaligen Budapest ausgesehen hat und was der Grund für die Flucht in die Fremde war, erfahren wir aus dem Buch *Tropenfieber* von László Székely, das 1935 erschien.<sup>20</sup> Das Buch von Székely ist eine Mischung aus Reiseliteratur, Autobiografie und Fiktion, wie der Autor im Vorwort der niederländischen Ausgabe schreibt.<sup>21</sup> Im Text finden wir viele Ungenauigkeiten, die Figuren werden meist nur beim Vornamen genannt, was wahrscheinlich der Verschleierung der Identitäten diene. Trotzdem ist es eine interessante Lektüre, da Székely in den ersten drei Kapiteln dasselbe Geschehen beschreibt wie Radnai in der ersten Hälfte seines Tagebuches. Radnai, der in der deutschen Ausgabe Peter genannt wird, wird von außen oft kritisch, aber doch liebevoll beschrieben:

Was den Beruf anbelangt, war Peter Husarenleutnant<sup>22</sup> der Reserve, er hätte sich aber außerdem mit etwas beschäftigt. Bloß wusste er nicht, womit. Diplomat wäre er gern geworden. Am liebsten Botschafter in London. Oder auch Leiter irgendeines großen Unternehmens. Oder er hätte auch gerne durch einen Zufall eine Million Dollar geerbt. Da er aber keinen reichen Onkel in Amerika hatte, bestand dazu nicht viel Aussicht. Dann träumte er davon, er möchte in die Lage kommen, die scheue gewordenen Pferde einer Komtesse zu bändigen, dadurch natürlich die Komtesse zu erobern, zu heiraten und mit ihr auf einer mittelalterlichen Burg zu wohnen. So hat er geträumt und darauf gewartet, dass ihm die gebratenen Tauben in den Mund flögen. Geld hatte er, seine Tante schickte ihm so viel, dass er bescheiden davon leben konnte, so lange – wie er zu seiner Tante sagte –, bis er mal sein Glück machen würde.<sup>23</sup>

---

<sup>20</sup> Der Roman erschien erst auf Ungarisch mit dem Titel *Őserdőkétől az ültetvényekig*, 1935. Noch im selben Jahr erschien die deutsche Übersetzung mit dem Titel *Tropenfieber*. Die Zitate stammen aus diesem Buch. Die niederländische Übersetzung wurde vom Verlag Elsevier mit dem Titel *Van oerwoud tot plantage* herausgegeben.

<sup>21</sup> Székely, László: *Van oerwoud tot plantage. Verhaal van een plantersleven*. Amsterdam: Elsevier, 1935, S. VII.

<sup>22</sup> In Wirklichkeit war er Fähnrich der Artillerie. Das ist wahrscheinlich einer der absichtlichen Irrtümer.

<sup>23</sup> Székely [Anm. 21], S. 17.

### 3. Auf der Suche nach einer neuen Identität

Radnais Lebensstiel in der ungarischen Hauptstadt war – wie wir gesehen haben – typisch für ein jungen, unverheirateten k.u.k. Offizier oder für ein landlosen Edelmann (dzsentri), aber weniger für einen Juden. Die jüdische Identität hatte er längst hinter sich gelassen und was folgte, war die Suche nach einer neuen Identität. Was Radnai als Vorbild vor Augen geführt wurde, war die Identität eines k.u.k. Militärs. Doch die Verlockung des Tropenabenteurers, die Hoffnung auf Sumatra reich zu werden und der Ausbruch aus dem grauen, perspektivlosen Alltag waren viel stärker als die Anziehungskraft der neuen Position als Fähnrich der Artillerie. Auf der Suche nach einer neuen Identität emigrierte Radnai also nach Niederländisch-Indien. Was dennoch von der jüdischen Identität vergangener Tage blieb, war das Interesse an anderen Juden. Radnai vermerkte in seinem Tagebuch immer, wenn Mitreisende, Bekannte oder auch wildfremde Leute jüdischer Herkunft waren. (z.B.: „Löwy war ein sehr sympathischer, anständiger, deutscher Jude.“ 16. April 1914. „In Sues ist eine hübsche assyrische Jüdin als Mitreisende zugestiegen.“ Sueskanal, 12. April 1914) Aber dass er selbst jüdische Wurzeln hat, erwähnt er nie. In dem Tagebuch finden wir auch keine Hinweise darauf, dass er sich an die jüdische Religion halten würde. Er erwähnte nie Gebete, Synagogenbesuche oder jüdische Feiertage. Er machte auf seiner Reise nur eine einzige Bemerkung, woraus man auf seine Abstammung schließen kann. Er fuhr gerade auf dem Roten Meer, als er schrieb: „[...] unser Schiff fährt auf dem Meer, das unsere Ahnen mit trockenen Füßen überquerten, als sie vor den Soldaten des Pharaos flohen.“ (Sueskanal, 12. April 1914) Die jüdische Identität von Radnai wurde mit der Geschichte aus dem Alten Testament über die fliehenden, von Moses angeführten Juden für einen Moment, ein einziges Mal berührt und schnell wieder losgelassen. Die jüdische Identität war für ihn damals wahrscheinlich nicht mehr als eine vage Erinnerung. Das Verlangen nach dem Fremden, Neuen und Unbekannten als Teil seiner neuen Identität lief parallel mit der Abweisung des Eigenen, Bekannten, Gewohnten. Je verhasster ihm seine alte Identität in Budapest wurde, desto schöner und verführerischer wirkte das Pflanzlerleben im tropischen Urwald Sumatras und desto größer wurde der Drang aus dem Eigenen ins unbekannte Fremde aufzubrechen. Radnai erlebte es als Zwang bzw. Notwendigkeit, das Land zu verlassen. Er schreibt: „Da wir unseren Lebensunterhalt daheim nicht verdienen konnten, waren wir gezwungen, als Emigranten das Land zu verlassen.“ (12.–13. April 1914) Das Fremde verliert aber schnell seinen Reiz, vor allem, wenn es nicht um die Architektur oder Natur, sondern um die Menschen in ihrer Andersartigkeit und Fremdheit geht. Bereits in Italien bemerkt Radnai, dass „die Soldaten sehr schlecht und undiszipliniert“, der italienische Zöllner „oberflächlich“ und die Zugabteilungen zweiter Klasse „unter allem Niveau“ seien. (12.–13. April 1914). Die italienischen Mitreisenden im Zug seien „wie alle Italiener schrecklich laut“ (14. April 1914) und die Straßen von Neapel seien „ekelhaft schmutzig“ (17. April 1914). Je weiter er von der Heimat, vom Eigenen entfernt ist, desto negativer sind seine Erfahrungen. In Port Said sei alles schmutzig, die Bewohner würden nicht arbeiten, nur den Touristen das Fell übers Ohr ziehen (21. April 1914). Die Somalier seien ein „ungezähmtes, schmutziges Räubervolk“ (27. April 1914), in Colombo würden die mitreisenden Singhalesen stinken (2. Mai 1914) und in Penang würden „die Schwarzen“ das

Essen („Curry with Reis“) auf der Straße mit „großem Genuss in ihr schwarzes Maul stopfen“ (7. Mai 1914).

Radnai stellte dem europäischen Eigenen meistens das exotische Fremde gegenüber und in diesem Vergleich ist das Eigene meistens das Positive und das Fremde das Negative. Im tropischen Europäer, im weißen Kolonisten versucht er seine neue Identität zu entwickeln. Diese positive, neue Identität wird mit Hilfe der negativen Vorstellung des Fremden konstituiert. Er schrieb in seinem Tagebuch am 3. Mai 1914 in Colombo das Folgende:

Das europäische Viertel ist sehr schön und sauber, aber das chinesische Viertel ist umso hässlicher. Halbnackte Chinesen wälzen sich auch noch nach Mitternacht in schmutzigen Kneipen. In der Joshivara<sup>24</sup> hocken vor jedem Haus japanische und malaiische Frauen, und warten mit schläfrigen Augen auf die Kunden.

Radnai schreibt also wieder sehr abwertend über die Fremden, die liederlich und unmoralisch seien, weil sie auch nach Mitternacht noch in Kneipen trinken und im Rotlichtviertel der Stadt Bordelle besuchen würden. Hier wird also das Stereotyp des unmoralischen Fremden konstruiert. Da das Stereotyp ein binäres Oppositionspaar impliziert, wird mit dem unmoralischen Fremden automatisch und indirekt das Gegenteil für die Konstitution der eigenen Identität behauptet. Das Fremde sei unmoralisch, also „wir“ Europäer seien (gerade deshalb) nicht so. Diese Liederlichkeit sei uns fremd. Das unmoralische, anstößige Verhalten des Fremden wird im Text weiter wiederholt, das Stereotyp gefestigt. Am 11. Mai schreibt er in Medan: „Die Prostitution wütet hier bei jeder Farbe und jedem Geschlecht. Keuschheit ist bei den Bewohnern dieses Landes total ausgestorben oder vielleicht nicht mal geboren.“ Die Unsittlichkeit als Stereotyp wird aber auch in einem anderen Kontext wiederholt und dadurch deren Bedeutung verschoben. Radnai schreibt:

Jeder unverheiratete europäische Mann lebt im Konkubinat mit einer javanischen, malaiischen oder japanischen Frau. Diese bekommen den schönen Titel der Haushälterin. Sie sorgen tatsächlich auch für den Haushalt und das machen sie übrigens nicht schlecht. Deshalb würde ich mich, da ich überhaupt kein Sittenrichter bin, wenn ich hierzulande bleiben würde, an die hiesigen Bräuche anpassen müssen. Ein Mann kann ja die allgemeinen Bräuche und Sitten nicht ändern, und ich wüsste überhaupt nicht, wie ich es anfangen sollte. Diese Frauen werden von ihren Eltern für 100–150 Forint verkauft. Die Frauen selbst bekommen einen Monatslohn von 20–25 Forint. Einer ihrer schönen Charakterzüge ist, dass sie sich nach 2–3 Monaten ihrem Herrn so verbunden fühlen wie treue Hunde. (Medan, 11-18 Mai 1914.)

Das Stereotyp des liederlichen und unsittlichen Fremden wird in diesem neuen Kontext gefestigt (einheimische Frauen prostituieren sich) und zugleich umgekehrt, da sich Europäer genauso unmoralisch (wenn nicht schlimmer) verhalten wie Einheimische. Weiße Männer leben nicht nur im Konkubinat mit einheimischen

---

<sup>24</sup> Joshivara war ursprünglich das Rotlichtviertel von Tokio, das 1910 abgebrannt ist.

Frauen zusammen, sondern sie kaufen diese Frauen regelrecht und bezahlen für ihre Dienste. Das Eigene ist also auch unmoralisch. Das binäre Oppositionspaar ist damit nicht mehr oppositionell, da das negative Heterostereotyp nicht nur für das Fremde, sondern auch für das Eigene gilt. Mit der Wiederholung des Stereotyps in einem anderen Kontext, wobei die Eigenschaft Liederlichkeit auch für das Eigene gilt, wird die Bedeutung des Fremden verschoben. Am 11. Mai schreibt Radnai in Medan:

Es ist schon interessant das Leben hier zu beobachten. Das erste, was uns auffällt, ist das maßlose Saufen der Leute. Unheimlich, wie das auf Deutsch heißt. Wenn man ein paar Mal täglich nicht beschwipst ist, dann ist man hier kein Mensch. Die anderen sind sehr um uns besorgt, wie wir Pflanze werden möchten, wenn wir nicht mal trinken.

Das Trinken als Teil des liederlichen Verhaltens ist also nicht mehr nur für das Fremde gültig, sondern auch für die Europäer. Das Stereotyp des betrunkenen Fremden gilt auch für das Eigene. Die Herausbildung einer positiven neuen Identität als Pflanze, der die Inversion des unmoralischen Fremden sein soll, wird für Radnai stets schwieriger. Er schreibt:

Wir hatten einen sehr lebhaften Pfingstsonntag. Am Morgen haben wir schon angefangen zu trinken und es dauerte bis in den Morgen am Montag. Gott verdammt!<sup>25</sup> Wie die Käseköpfe es sagen. Das war aber ein Saufen. Bier, Sekt, Rheinischer Wein, italienischer Rotwein, dann wieder Bier, Knickebein, Schnaps. Ich habe schon auf viele Art und Weise gelumpt, aber das war wirklich sehr interessant. Nicht jeder Junge aus Budapest kann das von sich sagen. Wir haben schon mitgemacht, dass Ulrich Pispék in Wien auf dem Kutschendach saß und wir aus dem Kutschenfenster hängend von Rothenturm bis zur Kärnthner Straße nachts um 10 brüllten. Das haben wir hier in den Rikschas getan, zum Entsetzen der Holländer und der halbnackten Kulis. [...] Später haben wir in einem japanischen Restaurant die kleinen Geishas mit malaiischen Witzen amüsiert. Und wir haben uns über Gustav Adolf, einen norwegischen Steuermann, der an chronischem Alkoholismus leidet, totgelacht. (Medan, 2 Juni 1914.)

Hier sehen wir, dass das liederliche Benehmen, das als Stereotyp für das Fremde galt, genauso auch für das Eigene gilt. Radnai findet auch in anderer Hinsicht nicht, was er in der Fremde gesucht hat. Er flüchtete aus Budapest wegen der Arbeitslosigkeit, Armut und seiner aussichtslosen Lage. Auf Sumatra, in der Fremde, hoffte er Glück, eine gut bezahlte Stelle und Reichtum zu finden. Die Realität war eine andere. In der Stadt Medan angekommen, konstatieren die zwei jungen Ungarn, dass alles „schrecklich teuer“ sei, ihr Bekannter Mészáros, dessen Brief sie bewogen hatte, die Reise zu unternehmen, konnte und wollte ihnen nicht helfen, eine Stelle zu finden. Sie fühlten sich allein und im Stich gelassen (8. Mai 1914). Das Geld wurde immer knapper, die Stellensuche blieb weiterhin erfolglos. Radnai und Székely wurden immer verzweifelter: „Wenn wir nicht bald Arbeit finden, dann bleibt uns nichts anderes übrig, als zu verhungern oder Selbstmord zu begehen.“ (8. Mai 1914) Aus dem Hotel ziehen sie in eine

---

<sup>25</sup> Dieses grobe Schimpfwort heißt richtig auf Niederländisch: Godverdomme!

kleine und billige Pension, wo sie den ganzen Tag Bewerbungen an örtliche Firmen schreiben – ohne Erfolg. Das Klima finden sie unerträglich warm, sie werden krank und ihr Geld ist inzwischen ausgegeben. Sie leben nur noch auf Kredit (2. Juni 1914). Am 14. Juni verlässt Radnai enttäuscht Sumatra. Von dem geliehenen Geld konnte nur er abreisen, sein Cousin László Székely musste bleiben.

Radnai wurde auf dem fremden und exotischen Sumatra mit genauer jener Situation konfrontiert, aufgrund der er aus Ungarn geflohen war: Armut, Aussichtslosigkeit und Arbeitslosigkeit. Das verführerische Fremde wurde zum verhassten Fremden, sobald sich für ihn herausstellte, dass es nicht besser, sondern sogar schlimmer war als die verhasste alte Identität, die Radnai drei Monate zuvor in Budapest zurückgelassen hatte. Zurückgekehrt in die Heimat, wird das Eigene positiv aufgewertet. Er will nie wieder weg aus Ungarn: „Ich werde nie wieder das Land verlassen, um im Ausland Geld zu verdienen!“ (19. Juli 1914) Der Versuch, statt der früheren jüdischen Identität, eine neue auf Sumatra als weißer Pflanzler zu finden, ist misslungen. Radnai kehrt heim und wird sofort einberufen. Der Erste Weltkrieg hat auch für ihn begonnen.

#### 4. Ein neues Selbst

Der Abstand zu seiner jüdischen Identität wird an der Ostfront noch deutlicher. Am 7. August 1914 schreibt er in Tarnopol: „Gestern habe ich einen Juden gefangen, da er verdächtig war. Es hat sich herausgestellt, dass er tatsächlich ein russischer Spion war.“ Dass er die jüdische Identität mit dem Feindbild verbindet, ist auffallend und erstaunlich.

Als er Soldaten seiner Kompanie erwischt hat, als sie in einem Dorf gerade dabei waren, ein jüdisches Mädchen zu vergewaltigen, beschreibt er das Geschehen sachlich, fast ohne Gefühle, sogar mit ein bisschen Ironie:

Eines Tages höre ich ein entsetzliches Geschrei aus einem jüdischen Haus. Ich gehe hinein und sehe, dass zwei unserer Köche von der Offiziersküche, die Herren Gugyela und Hornyák, gerade bemüht sind, ein hübsches, 17–18-jähriges, jüdisches Mädchen von ihren Kleidern zu befreien. Dieses schreit und seine Mutter guckt halb ohnmächtig aus einer Ecke zu. Ich habe natürlich eingegriffen und hab mich bei den Herren erkundigt, ob sie vielleicht völlig verrückt geworden sind. ‚Dem Herrn Leutnant melde ich gehorsamst, dass die Kosaken die jüdischen Mädchen in Galizien auch nicht verschont haben, und wir wollten es ihnen nur mit gleicher Münze heimzahlen.‘ Die Gauner! (Zezowa, 3. Dezember 1915)

Das Magyarisieren seines Familiennamens, seine Ausbildung in der K.u.K. Armee als Freiwilliger, seine Lebensführung und sein Tagebuch lassen darauf schließen, dass Radnai zu der großen Gruppe der ungarischen Juden gehörte, die sich an die ungarische Mehrheit assimilierte.<sup>26</sup> Die Identitätskrise von Radnai äußert sich nicht nur darin,

---

<sup>26</sup> In der Zeit der Doppelmonarchie assimilierten sich ungefähr drei Viertel der in Ungarn lebenden Juden an die Ungarn. Hanák, Péter: A lezáratlan per. In: Hanák, Péter (Hg.): *Zsidókérdés, asszimiláció, antiszemitizmus. Tanulmányok a zsidókérdésről a huszadik századi Magyarországon*. Budapest: Gondolat, 1984, S. 355–375.

dass seine Familie einen neuen Namen annimmt (statt Rothfeld Radnai), sondern auch darin, dass er ein neues Selbstbild als Militär zu konstituieren versucht. Hinzu kommt ein Wechsel des Ortes: Vaja, seinen Geburtsort in Ostungarn, den Ort der alten jüdischen Identität, verlässt er und geht in eine größere Stadt, Miskolc, wo er als Freiwilliger in einem total anderen Milieu als Militär dient. Danach geht er in die Hauptstadt, wo er weiter sein neues Selbst sucht. Er gibt seine jüdische Identität auf und sucht eine neue, die er aber nicht findet. Er gerät in eine Art Vakuum. Die Traditionen seiner Großeltern sagen ihm nichts mehr, Elemente der jüdischen Sitten und Bräuche sind nur noch ferne Erinnerungen. Das Judentum erscheint im Text deshalb sehr ambivalent: am Anfang während der Sumatrareise noch positiv und verlockend wie die schöne assyrische Mitreisende, manchmal als sympathischer Weltbürger wie Löwy. Hier kann Radnai sich noch mit den von Moses angeführten Juden identifizieren, die vor dem Pharaos ins Rote Meer flüchten. Hier bemerkt er noch mit einem verborgenen Stolz, dass diese Juden seine Ahnen waren. Das Bild ändert sich aber radikal in der Kriegssituation. In Galizien ist für ihn der Jude der Feind, Spion der Russen. Und die Vergewaltigung des jüdischen Mädchens lässt ihn anscheinend kalt. An der Front entwickelt er, konfrontiert mit der radikal veränderten Situation, seine neue Identität. Er ist nun Offizier der k.u.k. Armee geworden und seine frühere jüdische Identität gehört endgültig der Vergangenheit an.



## Strukturen der Gewalt in Urs Widmers *Im Kongo*

Am Beispiel der Rezeption von Urs Widmers Roman *Im Kongo* (1996) lassen sich einige Eigentümlichkeiten des mittlerweile kontrovers diskutierten Ansatzes von einer „postkolonialen Schweiz“ hervorragend aufzeigen. Der Roman, dessen Protagonist Kuno ins Zentrum Afrikas, nach Kisangani reist, wurde und wird mit der Begrifflichkeit der postkolonialen Theorie gelesen. Sigrid Köhler sieht ihn als neo- und postkolonialen Roman über „das sprachlich konstruierte Afrika“<sup>1</sup>, das als Produkt europäischer Diskursivierung und Mediatisierung zu betrachten sei und geht dem Zusammenhang zwischen sprachlicher Performanz und Konstitution nach. Peter Arnds untersucht die Verschränkungen von Faschismus, Kolonialismus und Rassismus sowie das Fortleben kolonialer Denkmuster in der Schweiz und verweist auf die Analogie zwischen der Schweiz, dem Kongo und Nazi-Deutschland<sup>2</sup>. Tim Grünewald betrachtet *Im Kongo* trotz der Kritik an der (Schweizer) Kollaboration mit nationalsozialistischen und postkolonialen Diktatoren als einen Roman, der den kolonialen Diskurs zwar satirisch imitiert und subvertiert, letztendlich aber auch fortschreibt und deswegen im eigentlichen Sinn nicht postkolonial ist.<sup>3</sup> Demgegenüber steht der Text auch in der literarischen „Tradition“ der Schweiz (welche sich gerade durch die Problematisierung des Vaterlanddiskurses auszeichnet): Der Roman wurde auch als „exotischer Heimatroman“<sup>4</sup> definiert. Das Verreisen, die Gegenwartsflucht erinnern auch an die zentralen Topoi in der Diskussion um das umstrittene Konzept eines „kritischen Patriotismus“ in der Schweizer Literatur: an den *Diskurs in der Enge*<sup>5</sup> und das *Unbehagen im Kleinstaat*<sup>6</sup>. Ein „Heimatroman“, ein Text über die Schweiz ist bei *Im Kongo* wahrlich gegeben, einerseits (aber nicht nur), weil der Protagonist den „typisch schweizerischen“ Diskurs in der Enge, den Diskurs um den Erfahrungsmangel und Ereignis- oder Schicksalslosigkeit zitiert und dadurch das Gefühl der Schweizer Nachkriegsgeneration (und/oder

---

<sup>1</sup> Köhler, Sigrid.G.: *Körper mit Gesicht. Rhetorische Performanz und postkoloniale Repräsentation in der Literatur am Ende des 20. Jahrhunderts*. Köln: Böhlau, 2006, S. 88.

<sup>2</sup> Arnds, Peter: Into the Heart of Darkness: Switzerland, Hitler, Mobutu and Joseph Conrad in Urs Widmer's novel *Im Kongo*. In: *The German Quarterly*, 71, 1998/4., S. 329–342.

<sup>3</sup> Grünewald, Tim: „In den Kongo, wo die Schwarzen am schwärzesten sind.“ Colonial Discourse in Urs Widmers *Im Kongo*. In: *Focus on German Studies*, 12. 2005, S. 117–134, S. 125 und 128.

<sup>4</sup> Agossavi, Simplicio: *Fremdbermeneutik in der zeitgenössischen deutschen Literatur. An Beispielen von Uwe Timm, Gerhard Polt, Urs Widmer, Sibylle Knauss, Wolfgang Lange und Hans Christoph Buch*. St. Ingbert: Röhrig, 2003, S. 96.

<sup>5</sup> Nizon, Paul: *Diskurs in der Enge. Verweigerers Steckbrief*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1990 (1970).

<sup>6</sup> Schmid, Karl: *Unbehagen im Kleinstaat. Untersuchung über Conrad Ferdinand Meyer, Henri-Frédéric Amiel, Jakob Schaffner, Max Frisch, Jakob Burckhardt*. Zürich: Artemis, 1963.

auch der aktiv im Dienst stehenden Schweizer Armeeingehörigen) thematisiert, kein „Schicksal“ gehabt zu haben:

„In diesem Jahrhundert ist noch der letzte Depp bei der Landung in der Normandie mitgerannt oder in Hiroshima umgekommen“, rief ich. „Einzig ich habe keine Schicksal“. [...]Ich habe nie etwas erlebt, und ich werde nie etwas erleben. Wie mein Vater (S. 16–17).<sup>7</sup>

Andererseits und untrennbar davon widerlegt die Geschichte aber gerade diese Thesen: Im Laufe der Erzählung werden nicht nur die auch nicht mehr weißen oder nicht mehr existierenden weißen Flecken auf der Landkarte Schwarzafrikas entdeckt, sondern auch die dunklen Flecken der Schweizer Vergangenheit (die umstrittene Flüchtlingspolitik und die wirtschaftliche Kollaboration mit Hitlerdeutschland) und auch der Schweizer Gegenwart (der tamilische Mitarbeiter im Altersheim begeht Selbstmord, da ihm kein Asyl gewährt wird). Kuno passiert nämlich nicht nur räumliche Grenzen (er durchquert den Kongo in nördlicher Richtung), sondern auch zeitliche: Das Buch ist auch ein Erinnerungsroman, in dem die eigene Biographie des Erzählers eingebettet in die Geschichte der Schweizer Nation neu erzählt wird. Im Folgenden wird versucht, im Kontext der in der Sekundärliteratur mehrfach analysierten kolonialen und postkolonialen Dimensionen des Textes ein Grundmotiv des Romans darzustellen, welches als Ort des Aufeinanderprallens politischer Diskurse und menschlicher Körper nicht nur das Thema, sondern auch die poetologisch-narratologischen Verfahren des Textes bestimmt: Meine Aufmerksamkeit gilt den Strukturen der Gewalt im Roman, d.h. der körperlichen Grenzverletzung und insbesondere Kunos Metamorphose, die dem Werk, so meine These, eine magisch-realistische Qualität verleiht.

Wie vorausgeschickt, und wie es auch sein Titel vermuten lässt, handelt Widmers Roman von der Afrikareise des Ich-Erzählers Kuno (wir sind im Jahre 1994) – die Reise nach Kisangani ist aber nur einer der Handlungsstränge im sprachlich und auch im narratologischen Sinne dichten, *polyphonen* Gewebe des Textes<sup>8</sup>. Ein Großteil des Romans spielt in der Schweiz, in einem Zürcher Altersheim, wo der Altenpfleger Kuno gerade seinen eigenen Vater, einen Kriegsveteranen betreut. Im ersten Teil des Textes erzählt Kuno über seine eigene Kindheit und Jugend (den Tod seiner Mutter, die Freundschaft mit dem Nachbarsohn Willy und die Liebe zu Sophie, die letztendlich mit Willy in den Kongo zieht und die Leitung einer afrikanischen Brauerei übernimmt). Im zweiten Teil stellt sich von Kunos Vater heraus, dass er, im Gegensatz zu den Erwartungen seines Sohnes, doch ein Schicksal hatte, und folglich auch Kuno: Er erfährt, dass sein Vater (zusammen mit seinem Zimmernachbarn Herr Berger) im Zweiten Weltkrieg beim Schweizer Nachrichtendienst, in der Spionagelinie Wiking gearbeitet hat und dadurch auch für den Tod seiner Frau Verantwortung trägt. Außerdem kommt

---

<sup>7</sup> Die hier und im Folgenden angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Seitennummerierung von: Widmer, Urs: *Im Kongo*. Zürich: Diogenes, 1998 (1996).

<sup>8</sup> Der obige Absatz des vorliegenden Aufsatzes stützt sich auf die Analyse der Fremdheitsproblematik in Widmers Roman bei: Pabis, Eszter: „Ich unternahm Forschungsreisen ins Innere meiner Ängste und kam mit Kamelladungen voll Erfundenem zurück“. Reisen, Erzählen und Fremderfahrungen in Urs Widmers Roman *Im Kongo*. In: *Publicationes Universitatis Miskolciensis*, XV, 2010/3, S. 405–418.

zutage, dass er von der Gestapo auf unerwartete und wunderbare Weise, dank seines Besitzes von Hitlers Geheimnummer und Visitenkarte gerettet wurde. Im dritten Teil fährt Kuno, Anselms Wunsch folgend, in den Kongo, um Willy zu finden, der sich mittlerweile aber völlig verändert hat – schließlich übernimmt er die Leitung der Brauerei in Kisangani und lebt mit seiner Geliebten Anne, der Krankenschwester vom Altersheim, glücklich weiter. Die Geschichte umfasst also mindestens vier bis fünf Handlungsstränge: Erzählt wird erstens die komische Altersheimgeschichte, zweitens berichtet der Erzähler retrospektiv über seine persönliche Vergangenheit. Die aus Kunos Perspektive erzählte Familientragödie erscheint aber nach dem Geständnis des Vaters in vollkommen neuem Licht: Kuno als erzählende Figur revidiert seine Ansichten, er interpretiert die einstigen Ereignisse gleichzeitig mit dem Leser neu (wir erfahren, zur selben Zeit wie Kuno, um nur ein Beispiel zu nennen, dass der Gärtner auch ein Geheimagent war). Die Spionagegeschichte im Zweiten Weltkrieg bildet die dritte Schicht des Romans, die afrikanische Reisebeschreibung die vierte. Als fünfte Ebene enthält der Text einige kursiv gesetzte, im Indikativ Präsens verfasste beschreibende Passagen über Fremderlebnisse in Afrika, die die narrative Kohärenz des Textes bzw. der Rückblenden unterbrechen und den Rezipienten mit Du ansprechen. Sechstens gibt es am Anfang, in der Mitte und am Ende des Romans metareflexive Kapitel, in denen der Erzähler Kuno über den eigenen Schreibvorgang, die Erzählzeit und die Medialität des Word-Processing reflektiert (er sitzt im Urwald mit seinem Laptop auf einem Baum und speichert bzw. tippt den vor uns liegenden Text des Romans in seinen PC ein):

[D]en Laptop, der eigentlich in die Buchhandlung gehört, [habe ich heute] in den Wald mitgenommen. Ein handliches Kästchen aus Kunststoff. Ich fülle den Bildschirm mit Buchstaben und schaue zu, wie sie im Gedächtnis der Maschine verschwinden. Weg, mein Text. Ich, Sekunden später, könnte nicht mehr sagen, was er war; aber die Maschine merkt sich sogar Tippfehler (S. 12).

Letztendlich unverkennbar (und auch im Titel markiert) ist der intertextuelle Bezug zu dem wichtigsten Subtext des Romans, Joseph Conrads Roman *Herz der Finsternis* (*Heart of Darkness*, 1899), den Widmer 1992 neu übersetzt und mit einem Nachwort versehen hat.

Conrads Roman, auf dessen dekonstruktivistische Deutung in psychoanalytischen, feministischen und neuhistoristischen Interpretationen ich nun nicht näher eingehen kann, ist nicht nur auf der Ebene trivial anmutender, selbstverständlicher Analogien bestimmend für Widmers Text, wie die Parallele zwischen den Namen von Klein/Kurtz und Kuno oder zwischen Conrads und Widmers Umgang mit der Farbensymbolik Schwarz-Weiß (die Beschreibung der Schifffahrt bei Widmer ist auch eine Replik der Schifffahrt in *Herz der Finsternis*<sup>9</sup>). Sein Einfluss zeigt sich auch in anderen Parallelen: Der Kongo ist in beiden Texten ein Handelsplatz, ein Opfer kolonialer Ausbeutung, beide Texte decken ethno- und eurozentrische Denkmuster und Stereo-

<sup>9</sup> Zum *Im Kongo* als „Intertextualitätsparadigma“ vgl. Agossavi [Anm.4], S. 89–92. Zur Analyse des Verhältnisses beider Texte vgl. Arnds [Anm. 2].

typen auf und Kapitän Marlow reiste genauso in das Herzen des Kongos, um Mr. Kurtz zu suchen, wie Kuno, der Willy zurückholen will. Die Parallelisierungen charakterisieren aber nicht nur diese intertextuelle Beziehung zu Conrads Text, sondern sie verbinden auch die verschiedenen Handlungsstränge des Romans *Im Kongo* miteinander. So werden der Nationalsozialismus und der Kolonialismus als zwei ideologisch-politisch ähnliche Dispositive der Fremdwahrnehmung in eine Kontinuität gestellt, die auf die Fremdheit anderer Kulturen im Sinne einer strikten Kultur- und Rassenhierarchie (die von der Überlegenheit des Eigenen ausgeht) mit Ausgrenzung reagieren.

Der Dschungel ist sowohl bei Conrad als auch bei Widmer nicht nur ein Schauplatz der Geschehnisse, nicht nur ein konkreter, geographisch definierbarer Ort, sondern auch ein metaphorisches Medium der Fremderfahrung. Hier, im Dschungel, verschränken sich nämlich genau jene Bereiche miteinander, die Foucault zum Anderen, dem Verdrängten des abendländischen Bewusstseins, gezählt hat<sup>10</sup>: die geographische Fremde, die Träume, die Sexualität, das Weibliche, das Unbewusste, das Unkontrollierbare, das Körperliche. Dementsprechend charakterisiert den afrikanischen Wald das Doppelgesicht des Fremden, der gleichzeitig als faszinierend, attraktiv, aber auch bedrohend und gefährlich wirkt: Kuno nennt den Wald eine „paradiesische Hölle“ (S. 213). Die Beschreibung des Waldes am Romananfang lässt sich nicht nur mit den kursiv gesetzten Passagen über den Urwald in Zusammenhang bringen, vielmehr zeigt sich in ihr schon die Gewalt-Thematik, die als zentrales Motiv zu betrachten ist und prospektiv auf Kunos Verwandlung hinweist. Die Gewalt erscheint als Ausgangspunkt der historischen und individuellen Spurensuche: Der erste Satz erzählt vom Tod der Mutter und daran anschließend spricht der Erzähler unverkennbar über das Schicksal der Holocaust-Flüchtlinge an der Schweizer Grenze: „Drüben war Deutschland. Dennen, die – damals, meine ich – bei Neumond in schmalen Kähnen bei uns landeten oder im Mondlicht über das Eis sprangen, sah man nicht an, ob sie zum Morden kamen, oder ob sie vor dem Getötetwerden flohen“ (S. 9). Gewalt und Verfolgung haben aber nicht nur tödliche Konsequenzen, sie führen auch zur Veränderung, ja zur Verletzung der Körpergrenzen, wie es bei der Metamorphose der Fall ist, welche auch Kunos spätere Verwandlung beim Königstreffen vorwegnimmt:

Alte Sagen – oder solche der Familie – berichteten, daß viele schon, Kinder vor allem, Tage und Jahre durch den ewigen Wald geirrt seien, bis sie, erschöpft, nicht mehr weiterkonnten und selber zu einem Baum wurden. [...] In einer Waldlichtung, die nur ich kannte, wohnten Zwerge, oder Gnome, tanzten und brachten mir, ihrem Häuptling, Geschenke, Zaubermittel, mit denen ich mich in einen Giganten verwandeln konnte, dessen Haupt die höchsten Wipfel überragte (S. 10).

Weitere Verweise spielen auf den Abbau des erwähnten Mythos der „Schicksalslosigkeit“ an („Was mir geschehen ist, geschieht nicht jedem“ – S. 12) und in diesem Kontext wird auch der Zusammenhang zwischen dem Akt des Schreibens und der gewalti-

---

<sup>10</sup> Michel Foucault führt in seinem Vorwort zu *Wahnsinn und Gesellschaft* (1961) die Entstehung der Kultur auf die Abgrenzung von ihrem Anderen zurück: Foucault, Michel: *Wahnsinn und Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1973 (1961), S. 9.

gen Verletzung der Körpergrenzen offenbar. Der Erzähler lässt vermuten, dass ihn Geister, die keine schmerzenden Körper haben, im Urwald ausgesetzt haben, damit er ihnen ein Dankopfer darbringen könne: „[sie] erwarten, [...] [d]aß ich mit einem Blut auf Baumrinde schreibe, im Vollmondlicht, oder den Text mit einem Stichel in meine Haut einritze“ (S. 12). Dieses Einritzen, das offenbar der Flüchtigkeit des Word-Processing gegenübersteht und an die unauslöschliche Spur historischer Traumata erinnert, wird aber sofort von jeglicher Ernsthaftigkeit losgelöst: Der Erzähler, sich auf die „heilige Sekunde“ freud und fest entschlossen, sich ohne Essen und Trinken nur dem Schreiben zu widmen, schreibt nieder, dass er am Ende sei und muss feststellen: „gleichzeitig tut mir der Hintern weh, und ich habe einen schrecklichen Hunger“ (S. 12). Der Körper, den der Erzähler als „typisch menschliches“ Eigentum und als solches als unbesiegbar wahrnimmt (Geister und Gnome werden als körperlose Wesen beschrieben), bedeutet Verletzungsoffenheit (Popitz), erweist sich aber im Späteren auch als veränderbar (bei Kunos Verwandlung) und fungiert als Mittel satirischer Subversion. Auf den ersten Seiten des Romans werden somit wie in einem metaphorischen Spiegel die auch später relevanten Verschränkungen von Gewalt, Sprache bzw. Erzählakt und Körper thematisiert: Angedeutet werden historische und fiktive Gewaltgeschichten, das performative Potential der Sprache, die zauberhafte Metamorphose und die subversive Funktion des Körperlichen.

Koloniale Gewalt und exzessive Gewaltpraktiken im Genozid werden im Roman in unterschiedlichsten Formen thematisiert: Verwiesen wird auf historische Gewaltgeschichten (der Holocaust, die Kolonialisierung) auf Alltagsrassismen in der heutigen Schweiz (Asylpolitik) und auf die Verknüpfung der genannten Aspekte. Die Spuren und Konsequenzen jener Form der physischen Gewalt, die Jan Philippe Reemtma autotelisch nennt, werden in vermehrten Hinweisen auf Zerstückelung und Verstümmelung der Körper sowie auf die Fragmentarität des Körpers sichtbar: Die augenfällige Häufung der Beschreibungen von abgeschnittenen Gliedern oder als Fragment wahrgenommenen Körperteilen macht deutlich, dass Gewalt stets primär körperlich aufzufassen ist, da jede Gewalttat eine Reduktion auf den Körper bewirkt.<sup>11</sup> Beim Anblick der getöteten Mutter erfolgt diese Reduktion dadurch, dass das Kind Kuno den Körper der Mutter lediglich als nackte schneeweiße Füße erfasst – ein Motiv, auf das später an mehreren Romanstellen rekuriert wird: „Ich [stand] auf der Terrasse und konnte meinen Blick nicht von den Füßen meiner Mutter wenden, die weit unten – nackt, weiß, wie Schnee – aus Rittersporn und Malven auf den Gartenweg hinausragten“ (S. 19). Bei der Beerdigung seines Vaters am Romanende berichtet Kuno ebenfalls von nur einem Körperteil des Verstorbenen („Das Tuch verrutschte, und eine gelbe Hand kam zum Vorschein“ – S. 189). Bei einem Unfall verlieren Willy und sein Vater einige ihrer Finger (S. 25) und im Kongo häufen sich wiederum die Hinweise auf abgeschnittene Körperteile: Den Direktor der Brauerei findet man von einem Pfahl aufgespießt ohne Penis (S. 39), Willy erzählt Mobutu, er habe Kuno „den Schwanz abgeschnitten“ (S. 169) und Kuno wird stets von diesbezüglichen Ängsten heimgesucht: „Ich hatte

<sup>11</sup> Vgl. Reemtma: „Gewalt – lozierende, raptive, autotelische – zielt auf den Körper, extreme Gewalt reduziert die Gewalt Erleidenden auf ihre Körperlichkeit.“ Reemtma, Jan Philipp: *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*. München: Pantheon, 2009, S. 126.

keine Lust, mir den Penis abschneiden zu lassen und vielleicht auch die Zunge. Beide Ohren und die Nase“ (S. 134), mit Anne wagt er am Romanende nicht an die kommende Nacht zu denken und befürchtet, „[d]aß wir, bevor der Morgen graute, nebeneinander auf Pfählen steckten, ohne Ohren, ohne Nasen, mit verstümmelten Genitalien“ (S. 196). Eine derartige Häufung von Anspielungen auf Ikonen des Leids bewirkt eine Degradierung des Schmerzes zum Klischee. Eine Trivialisierung und Entleerung dieser Gewaltakte erfolgt auch dadurch, dass der Erzähler die schon bekannte metonymische Wahrnehmung des Körpers auch bei der Beschreibung lustvoller und sexueller Akte verwendet: Als Frau Schmirhahn und Willys Vater sich lieben, hört Kuno „von tief unten ihr Gurgeln. Nur noch die Beine Frau Schmirhahns ragten hervor. An einem ihrer Knöchel, dem rechten, hing eine weiße Unterhose“ (S. 30). Die Schlusszene des Romans, die von Kunos Liebesglück mit Anne berichtet, korreliert offenbar mit der behandelten Szene aus Kunos Kindheit, wo er die tote Mutter auffindet:

Ich werde mich im Licht der ersten Sonne von meinem Baum lösen, den Berghang hinunterklettern, mich durch den Wald schlagen, ins Freie treten, durch den Hof eilen, die Treppe hochrennen. Behutsam die Tür des Schlafzimmers öffnen und hineinlugen, Anne, meine Anne wird auf dem Bett liegen, unter Moskitonetzen verschwunden, aus denen nur die Füße herausragen. Schwarze Füße, bewegungslos. (S. 215)

Die verstümmelten und fragmentarischen Körperteile, die sich in diesen gegensätzlichen Bedeutungen quasi leitmotivisch durch den Roman ziehen, tragen zur Relativierung der exzessiven Gewalt bei, indem sie die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass die Reduktion auf Körperlichkeit nicht notwendigerweise aus Gewalt resultiert: Nach Reemtsma erfolgt in der Sexualität dieselbe Reduktion als gegenseitiger und freiwilliger Akt. Dieselbe subversive und von Angst erlösende Funktion kommt der Sexualität auch in jener Szene zu, als Kuno die in eine Schwarze verwandelte Sophie zum ersten Mal trifft und die beiden sich in einem leidenschaftlichen Liebesakt vereinen. Die (verwandelte) Sophie wird zunächst als Schatten wahrgenommen, die sich in eine Frau verwandelt und Kuno küsst:

Ich drehte mich um, zu Tode erschrocken. Ein riesiger Schatten, der sich, als ich die Brille von der Nase riß, in eine Frau verwandelte, eine Schwarze, die in der offenen Tür stand. [...] Sie umschlang mich mit ihren Armen und Beinen, und ich wehrte mich nicht. Im Gegenteil, ich preßte mich – meine Kleider waren von mir abgefallen – mit der gleichen Kraft in sie, besinnungslos. Auch sie stöhnte. Verdoppelte ihre Küsse. Dauerte es eine Sekunde oder eine Stunde, bis die Flutwellen der Ekstase über uns zusammenschlugen? Jedenfalls taten sie das und wir tobten brüllend auf der Matratze herum. Die Möbel tanzten. Unser Lärm war gewiß auf dem ganzen Brauereiareal und vielleicht bis tief in den Dschungel zu hören. (S. 136 und S. 138)

Dieser Liebesakt lässt sich in Analogie zu dem etwas späteren Königstreffen (S. 151–167) beschreiben. Der Grund hierfür liegt einerseits in der Umkehrung der Richtung der Verwandlung: Kuno verwandelt sich bei dem Treffen in einen Schatten Willys („Du gehst wie ein stummer Schatten hinter mir“ – S. 151) und in der veränderten

Zeitwahrnehmung im Delirium („Es gab keine Zeit mehr“ – S. 159). Andererseits werden Kunos Ängste im Dschungel bzw. beim Treffen der Löwenherrscher unverkennbar mit denselben Wahrnehmungen verbunden, die beim Geschlechtsverkehr zentral waren (tanzen, toben, lärmern). Die Reduktion auf Körperlichkeit in der Sexualität und bei Gewalterfahrungen wird damit nahezu inflationär zitiert.

Der grotesken, karnevalistischen Körperlichkeit kommt auch in jenen Textstellen eine wichtige, nämlich subversive Funktion zu, die sich des Mittels der Satire bedienen. Die nahezu „heilige“ Entschlossenheit des Erzählers, seine Geschichte der Erwartung körperloser Geister und Gnome entsprechend niederzuschreiben, wird, wie bereits angedeutet, durch den Hinweis auf seinen hungrigen, stinkenden und schläfrigen Körper zum Gegenstand der Komik (S. 12 und S. 64). Auch historische Referenzen werden satirisch behandelt: Beschrieben wird, wie Kuno beim Treffen mit Mobutu „plötzlich dringend pinkeln“ muss (S. 160), ein Pendant zu der Episode, als Herr Berger und Kunos Vater, Mitarbeiter beim Schweizer Nachrichtendienst, gerade dabei sind, gegen das Prinzip der Neutralität verstoßend die Alliierten über deutsche Pläne zu informieren: „Einmal, als ich gerade gehen wollte mit einem Päckchen Material in der Tasche, kam ein Trupp SS ins Lokal. Stundenlang brüllten sie sich Witze zu und sangen Lieder. Wenn einer nach hinten gekommen wäre! Zudem mußten wir beide dringend aufs Klo“ (S. 66). Dieses Zusammentreffen von fiktiven und historischen Elementen illustriert die nebenordnende Struktur, die koordinative Logik, welche der Erzählung zugrunde liegt. Diese manifestiert sich des Weiteren in der Nivellierung von Mikro- und Makroperspektiven: Geschichtliche Traumata erscheinen in Kunos Erzählung nur in einem komischen Kontext (eigentlich dekontextualisiert), so der Vietnamkrieg, Hiroshima, oder auch Mobutus Massaker: „Die Putzfrauen, zwei jobbende Studentinnen aus den USA, hatten den Dreck von zwei Jahrzehnten in einer knappen Viertelstunde weggefegt, mit so viel Chemie, als wollten sie Vietnam ein zweites Mal entlauben“ (S. 14). Die rückblickende Erzählung von Kunos Kindheit eröffnet eine private (kindliche) Perspektive auf die Mikrogeschichte des Zweiten Weltkrieges, das Alltagsleben: Aus der Perspektive des Kindes und der „unbeteiligten“ Schweizer erscheinen die wohlbekanntesten politischen Ereignisse nur marginal. Die Diktatoren, historische Figuren wie Hitler und Guisan erscheinen in der kindlichen Perspektive des Erzählers, in den Rückblenden als Spielzeuge, als Holzfiguren: „[Der Vater] zog die Uniform aus, setzte sich an den Basteltisch und schnitzte [...] die ganze Nacht hindurch Kasperpuppen: einen Kasper, einen Polizisten, ein Krokodil, eine Prinzessin. [...] Später verfertigte er noch einen Hitler und einen General Guisan“ (S. 20). Kunos „Schuld“ am Tod seiner Mutter, die er am Ende der Geschichte, nach langer Ermittlung entdeckt, wird der behandelten Schuld der Aktivdienstgeneration ähnlich nicht als Hybris beschrieben. Diese subversiven Verknüpfungen (von karnevalistischer Körperlichkeit und Ernst, von Mikro- und Makrogeschichte) in Form der angedeuteten nebenordnenden Grundstruktur der Erzählung zeigt sich letztendlich auch in der Grenzverwischung zwischen Alltagsgeschehen und übernatürlichen Elementen<sup>12</sup>.

---

<sup>12</sup> Ähnliche Grenzverwischungen, u.a. die Subversion und die Defamiliarisierung gehören laut Tamás Bényei zu jenen rhetorischen Strategien magisch-realistischer Schreibweise, mit denen die Binarität

Die Subvertierung der Grenze zwischen Realem und Surrealem erfolgt durch die Aufhebung der Unterschiede zwischen wortwörtlicher und metaphorischer Bedeutung, welche auch dem Motiv der *Verwandlung* im Roman zugrunde liegt. Als Kuno Schwester Anne seine Liebe gesteht und die Frage stellt, ob sie ihn heiraten wolle, antwortet sie folgendermaßen: „Da können Sie warten, bis Sie schwarz sind“ (S. 18). Diese Ablehnung lässt sich als *Protometamorphose* im Sinne Leonard Barkans lesen, welche als deren sprachliche Präfiguration die körperliche Verwandlung andeutet<sup>13</sup>. Die „tote Metapher“, die in dem Text „remotiviert“, d.h. wörtlich genommen wird, bezieht sich mit Verweis auf die Farbe des Todes auf die Vergeblichkeit des Wartens: Der Wunsch geht aber wahrlich wörtlich in Erfüllung, denn Kuno verwandelt sich am Romanende tatsächlich in einen Schwarzen und lebt ohne sichtbare Fremdheit im Kongo weiter:

Als ich die Hände wusch und in den Spiegel schaute, sah ich, dass ich einen weißen Vollbart hatte. Krausehaare. Und dass mein Gesicht tiefschwarz war. In einer blanken Panik saß ich in meinem Sessel [...]. Ich war schwarz! So schwarz wie Sophie und Willy! Ich riss das Hemd auf, bis ein Stück Haut sichtbar wurde: auch schwarz. Meine Hände: nur innen nicht rosa. Meine Waden, als ich die Hosenbeine hochkremelte: Ebenholz. Ich wagte nicht, die Hosen aufzuknöpfen und meinen Penis anzuschauen. (S. 174–175.)

Die eigentliche Verwandlung erfolgt während des Königstreffens, vor welchem Kuno wiederum, die Urszene der Verwandlung zitierend, in den Spiegel schaut, die vielsagende Spaltung seines (noch weißen) Gesichtes jedoch unkommentiert lässt (S. 147). Bei der oben zitierten zweiten Spiegelepisoden<sup>14</sup> wird er von derselben Angst erfasst wie beim ersten Anblick der in eine Schwarze verwandelten Sophie. Sehr schnell schlägt die Angst aber in Bewunderung um (Kuno beschreibt sich mit positiven Afrika-Klischees) und das neue Spiegelbild hört auf, ein Fremdkörper zu sein: „In der Eingangshalle hing immer noch der manns hohe Spiegel mit dem Goldrahmen. [...] Ich [...] war beeindruckend. Ein stämmiger Afrikaner. Haare wie die einer Stahlbürste, breite Lippen, große weiße Augen“ (S. 178). Als Kuno aus dem Kongo als Schwarzer zurückkehrt, wird er nicht erkannt und vereinigt sich mit Anne in einem leidenschaftlichen Liebesakt. Es stellt sich auch heraus, dass Anne die figurative Wendung „die Zukunft schwarz sehen“ auch für sich selbst im wörtlichen Sinne interpretiert hat: Sie wollte ja immer schon schwarz sein (S. 190) und auch dieser Wunsch geht in Erfüllung: Sie wechselt Willy, Sophie und Kuno gleich die Hautfarbe. Herr Bergers Reaktion auf den verwandelten Kuno („Wer sind Sie, der Tod?“ – 186) weist jedoch auch darauf hin, dass die vorherrschende Semantik der Farbe schwarz infolge der Metamorphose

---

des Alltäglichen und Fantastischen aufgehoben wird: Bényei, Tamás: *Apokrif iratok. Mágikus realista regényekről*. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó, 1997, S. 66.

<sup>13</sup> Vgl. Barkan: „Ovid frequently uses similes as protometamorphoses, rhetorically pointing out the direction in which an individual will literally travel when transformation takes place.“ Barkan, Leonard: *The Gods Made Flesh: Metamorphoses and the Pursuit of Paganism*. New Haven: Yale University Press, 1986, S. 20.

<sup>14</sup> Zur weiteren Analyse der Spiegelszenen vgl. Köhler [Anm.1.], S. 92 und Schauer, Hilda: Postmoderne Erzählweisen aus kulturwissenschaftlicher Sicht. Studien zu Sten Nadolny, Christoph Ransmayr, W. G. Sebald und Urs Widmer, Berlin: wvb, 2010.

nicht einfach umgekehrt wurde: Der Tamile Saravanpavanathan tötet sich mit den Heilpilzen namens der „Schwarze Helfer“ (S. 107) und Kunos Vater und Anselm starben ebenfalls in Anwesenheit eines Schwarzen, nämlich des verwandelten Kuno. Das Wörtlichnehmen der Metapher („schwarz werden“) resultiert in einem Nebeneinander von figurativen und wörtlichen Bedeutungen und lässt sich damit im Sinn von Riffaterres Begriff als *Syllepse*<sup>15</sup> deuten. Die surrealistischen Motive und die Verkörperlichung der Metapher verweisen deswegen letztendlich auf die Willkürlichkeit der Trennung zwischen *Signifié* und *Signifiant*, die für den deskriptiven sprachlichen Modus, nicht aber für den metaphorischen Modus der Märchen charakteristisch ist. Dadurch wird im Roman nicht nur die kulturelle Grenzziehung zwischen Europa und Afrika thematisiert oder die Trennung von dem Bezeichneten und dem Bezeichnenden problematisiert, sondern auch die Unterscheidung von „Erfindung“ und „Realität“, die Antithese vom Übernatürlichen und Natürlichen wird aufgehoben. Dieses Merkmal magisch-realistischer Schreibweise manifestiert sich nicht nur in der Allgegenwart der Motive wunderbarer Verwandlungen, sondern auch in der Thematisierung der Grenzüberschreitung (bzw. der Unmöglichkeit der Unterscheidung) zwischen Wirklichem und Unwirklichem oder Gefälschtem. So halten die Dschungelkönige die Löwenherrscher in den Fernsehsendungen und Kinofilmen für echt (S. 90) und sie handeln auch dementsprechend, was Kuno nicht unbedingt auf die Medialität sondern auf die „Realität“ im Kongo, auf den „Wirbel der Unwirklichkeiten“ zurückführt (S. 90): „Weil es nichts Wirkliches in den Städten gibt [...], wird das Unwirkliche wirklich“ (S. 91).<sup>16</sup>

Die magisch-realistische Qualität von Kunos Verwandlung trägt auch wesentlich dazu bei, dass der Roman als Gesellschaftssatire zu lesen ist. Tamás Bényei geht davon aus, dass die magisch-realistische Schreibweise sich dadurch von der fantastischen unterscheidet, dass hier das übernatürliche Element nicht von „außen“ kommt, sondern immanent ist, der Welt innewohnt.<sup>17</sup> Diese Welt ist – und das verleiht der komisch-satirischen Geschichte eine gewisse Ernsthaftigkeit – Schauplatz mannigfaltiger Gewalterscheinungen, sei es verbale, symbolische oder koloniale Gewalt. Der Entste-

<sup>15</sup>Diese „consists of understanding the same word in two different ways at the same time, one meaning being literal or primary, the other figurative“. Riffaterre, Michael: Syllepsis. In: *Critical Inquiry* 6 (4), 1980, S. 625–638, S. 629. Die rhetorische Figur der Syllepse verwendet Tamás Bényei im Bezug auf die Poetik der Verwandlung: Bényei, Tamás: *Más alakban – A metamorfózis poétikája és politikája*, Pécs: Pro Pannonia, 2013, S. 35.

<sup>16</sup> Diese Relevanz der Realität des Imaginativen, des performativen, mehr als des mimetischen Sprachgebrauchs ist auch auf das Grundthema der Gewalt zurückzuführen und lässt sich mit Eugene Arvas Begriff der „traumatischen Imagination“ verbinden: „Through magical realist writing, the traumatic imagination transfers to narrative memory events that have been precluded from narrativization by trauma. This postmodernist writing mode does not copy reality [...] but reconstructs it by reshuffling all of its familiar elements. The magic in magical realism [...] can help integrate events from seemingly impossible (originally unimaginable) experiences into more or less coherent realities within the literary text. Magic is the indispensable element by which the traumatic imagination re-arranges and re-presents reality when mimetic reality-testing hits the wall of an unassimilated, and inassimilable, event.“ Arva, Eugene. *The Traumatic Imagination: Histories of Violence in Magical Realist Fiction*. Amherst, NY: Cambria, 2011, S. 281.

<sup>17</sup> Bényei [Anm. 15], S 54–55. Laut Tamás Bényei signalisiert auch die Trope der Metamorphose die Tatsache, dass politische Diskurse in den individuellen Körper „eingeschrieben“ sind (ebd., S. 12).

lungsprozess fester Wendungen, im Zuge dessen die figurative Bedeutung gewisser Wörter den ursprünglichen Sinn und Kontext ihrer Verwendung verliert, entspricht strukturell auch der Fixierung von Sinnzuschreibungen in der kulturellen Stereotypisierung. Die stereotype Semantik der Dichotomisierung zwischen „Bleichgesichtern“ und „Negern“ wird in dem Roman umgekehrt: Schwarz ist in der individuellen Geschichte jenseits der Klischees vom „schwarzen Tod“ und dem „dunklen Kontinent“ eher mit Glück verbunden (Schwarzsein ist die Voraussetzung der Wunscherfüllung, der Liebe von Schwester Anna) und Weiß mit dem Tod (Kunos tote Mutter hat weiße Füße: S. 19). Parallel dazu wird auch die gewöhnliche Hierarchie der Geschlechter umgekehrt: Die schwarzen Frauen sind hier (im Gegensatz zu ihrer Rolle in Conrads Text) alles andere als passive, schweigende (aber potentiell gefährliche), von den Männern zu erobernde Wesen, im Gegenteil: Kuno interpretiert seine Affäre mit Sophie als seine Vergewaltigung (S. 144). Bei diesen Erscheinungen geht es nicht nur um eine einfache Inversion d.h. die Umkehrung bekannter ethno- und eurozentrischer Verhaltensmuster und auch nicht nur um die visuelle Illustration der Wechselseitigkeit der Fremderfahrung. Relevanter ist, wie der Abbau stereotyper Denkmuster und Hierarchisierungen im behandelten magisch-realistischem Modus, durch Satire bzw. Grammatikalisierung<sup>18</sup> erfolgt. Die magische Geschichte von Kunos Verwandlung und seiner Reise durch Raum und Zeit verbindet kulturelle Alteritätsphänomene und sprachlich-ästhetische Fremderfahrungen – eine Leistung, in deren Licht die Frage nach den kolonialen oder post- und neokolonialen Deutungsmöglichkeiten vielleicht weniger relevant erscheint.

---

<sup>18</sup> Nach Sigrid Köhler wird durch das Wörtlichnehmen der Metapher das materialisierende Potential der Sprache ausgestellt: Die in der figurativen Rede verschleierte Funktion der konstitutiven Perforanz der Sprache wird im Roman auf textueller Ebene aufgeführt (Köhler [Anm.1], S. 100, 91).

ORSOLYA NAGY-SZILVESZTER (NEUMARKT)

## **Täter- und Opfergeschichten während und nach dem Zweiten Weltkrieg in Herta Müllers Prosa**

Das dramatische historische Erbe des zwanzigsten Jahrhunderts, die sozialen und politischen Wenden, die Migrationswellen, das Exilwesen und die Globalisierungsprozesse, die geographischen, historischen und kulturellen Grenzüberschreitungen haben in Europa das Not der kulturellen Identitätssuche und -bildung vertieft, die Erinnerungskultur ist zu einem postnationalen Paradigma geworden. Literatur wirkt als ein besonderes Medium der Identitätsentwicklung und Verarbeitung der historischen Stoffe. Herta Müllers Werke sind von einer literarischen Vergangenheitsbewältigung stark geprägt. Der „Zeigefinger im Kopf“ richtet sich auf die Vergangenheit: als Primär-, Sekundär-, sogar Tertiärzeuge widmet sie sich der literarischen Verarbeitung der Erinnerungen an die Schuld der Tätergeneration, die Deportation der Deutschen in die Arbeitslager, den Terror der kommunistischen Diktatur, an die Exilerfahrungen und Fremdheitserlebnisse. Der vorliegende Beitrag erstrebt die Untersuchung einiger Prosatexte von Herta Müller, der Einbettung des mit dem Zweiten Weltkrieg verbundenen historischen Stoffes in der fiktiven literarischen Welt, der Problematik von Referenz und Fiktion.

### **1. Geschichte und Fiktion**

Herta Müller, eine der bedeutsamen Vertreter der letzten Generation der in Rumänien geborenen Schriftsteller, die sich in den deutschen Gegenwartsliteraturen etabliert haben, schreibt über das südosteuropäische Imaginäre, Verfremdung, Zersetzung und Bildung der Identität, Unterdrückung des Individuums, die Folgen der nationalsozialistischen Vergangenheit, die Gefahren des rigiden Ethnozentrismus, die Grausamkeiten des kommunistischen Regimes, sie überquert die kulturellen und zeitlichen Grenzen. Ihre Prosa ist grundsätzlich ein sonderbares Amalgam der Erinnerungen und Fiktion; sie versetzt autobiographische und historische Elemente in Fiktion durch eine metaphorische und codierte lyrische Sprache. Die Einbettung von autobiographischen Elementen in lyrische Prosa führt zu einem autofiktionalen<sup>1</sup> „Schreibprogramm der erfundenen Wahrnehmung“:

---

<sup>1</sup> Müller, Philipp: Fluchtlinien der erfundenen Wahrnehmung. Strategien der Überwachung und minoritäre Schreibformen in Herta Müllers Roman „Heute wär ich mir lieber nicht begegnet“. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): *TEXT+KRITIK. Heft 155. Herta Müller*. Juli 2002. München: Richard Boorberg Verlag, S. 49–58. Herta Müller entlehnt den Terminus *Autofiktionalität* von Jorge Semprun und Georges-Arthur Goldschmidt.

Indem das Vergangene im Zeitverlauf wiederholt wahrgenommen wird, rückt es stets in einen neuen Kontext und wird vor diesem veränderten Hintergrund auch neu akzentuiert und wiederum umgeformt. [...] Der von Herta Müller in Anspruch genommene Terminus der *Autofiktionalität* bewertet das fiktionale Moment ihres Schreibens höher als die Authentizität ihrer Geschichten.<sup>2</sup>

In Herta Müllers Prosa, die von der Verflechtung von Realem und Imaginärem gekennzeichnet ist, kann man aber die Umriss von unterschiedlichen geschichtlichen Themen identifizieren. Herta Müller greift grundsätzlich in ihren Romane und Erzählungen zur Realitäten der ost-europäischen Vergangenheit, zur Darstellung des Lebens in der kommunistischen Regimes Ceaușescus, die aktive Teilnahme an die Gräueltaten und Massenmörder des Zweiten Weltkrieges und der Deportation der Minderheitsdeutschen nach russischen Arbeitslager. Müllers Prosawerke sind – fragmentarisch oder in ihrer Gesamtheit – tief in der historischen Vergangenheit der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhundert verankert. Ihre Themenwahl entspringt aus ihrem eigenen Privatleben und persönlichen und schriftstellerischen Interessen, sie fügt sich eindeutig in das Paradigma des Gedächtnis-Booms der letzten Jahrzehnte ein.<sup>3</sup>

Nimmt man den historischen Stoff des Zweiten Weltkriegs und dessen Verarbeitung in Herta Müllers Werke, kann man zwei Themenkomplexe identifizieren, die miteinander verknüpft sind: die SS-Vergangenheit der rumäniendeutschen Bevölkerung, also die aktive Partizipation in den grausamen Geschehnissen des Weltkrieges und das Thema der Deportation vieler Rumäniendeutschen in russische Arbeitslager. In dem ersten Fall wird die Täter-Rolle zugespitzt, in dem anderen Fall wird eher der Opfer-Status im Vordergrund gerückt.

## **2. Bruchstückhaft auftauchende Täter- und Opferthematik – Prolog zu *Atemschaukel***

Die Konfrontation mit der deutschen nationalsozialistischen Vergangenheit ist fragmentarisch und wiederkehrend präsent in Herta Müllers einigen Werken.

Und es fing etwas ganz Neues an, als das Leben meines Vaters zu Ende war – ich fing ein paar Tage später an zu schreiben, obwohl ich mir das nicht vornahm und überhaupt nichts mit Literatur im Sinn hatte, habe ich von Anfang an und dann immer wieder über meinen Vater geschrieben. Denn sein Leben hat, als er noch lebte, ständig in meines hineingespiegelt. Das hatte damit zu tun, dass ich wusste, ich müsste ihn lieben, obwohl ich es nicht konnte – und gleichzeitig wusste, dass ich ihn liebe, obwohl ich es nicht wollte. Dieses Unlösbare hatte zu tun mit dem Oberscharführer, mit der Waffen-SS. Die meisten aus der deutschen Minderheit im Banat und auch in Siebenbürgen waren hitlerbegeistert. Auch

---

<sup>2</sup> Müller [Anm. 1], S. 50.

<sup>3</sup> Erll, Astrid: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2005. – Astrid Erll führt die Entfaltung dieses Gedächtnis-Booms auf drei Faktoren zurück – historische Transformationsprozesse, Wandel der Medientechnologien und Wirkung der Medien, geistes- und wissenschaftsgeschichtliche Dimension. S. 3–4.

mein Vater, der damals noch nicht mein Vater war. Er ging 1943 mit seinen siebzehn Jahren freiwillig in die Waffen-SS. Wahrscheinlich war er ein „tüchtiger“ Soldat, er wurde Oberscharführer. Das war schon alles, was er erzählte. Der Krieg selbst ging in keinen Satz hinein.<sup>4</sup>

Die schriftstellerische Motivation für die literarische Behandlung des Stoffes wurzelt in Herta Müllers Privatleben, es ist ein innerer Zwang über die nationalsozialistische Vergangenheit und derer Folgen zu schreiben. Herta Müller fällt das Urteil der Opfer-Tochter über den Täter-Vater, der Tod des Vaters ist die Geburt der Erzählerin Herta Müller<sup>5</sup>.

Die Einstellung gegenüber den Gräueltaten der SS-Soldaten, der Massenmörder ist dem Standpunkt der Väterliteratur der 70er und 80er Jahren nahe: das antagonistische Engagement mit den Eltern, insbesondere mit den Vätern, der Zorn gegenüber den Eltern und die Rage wegen der Misshandlung des Kindes<sup>6</sup> sind charakteristische Motive dieser Literatur: „Die Augen des Vaters sind verschwommen, und das Kind sieht [...] Daß er, der Friedhöfe gemacht hat, dem Kind den Tod wünscht“<sup>7</sup>. Die Schriftstellerin nimmt eine ferne Stellung gegenüber der freiwilligen Teilnahme in den Mordertaten und der Verehrung des Führers, sie spricht das Urteil aus:

Mein Vater ist seit dreißig Jahren tot, und ich mache mir immer noch Sorgen um sein Leben. Oder sagt man: über sein Leben? Und gerade weil ich durch meinen eigenen Kram die Todesangst aus politischen Gründen kenne, werfe ich ihm vor, dass er in der Waffen-SS war, dass er andere in Todesängste gejagt hat. Wieso sollte ich das nicht tun, dieser Vorwurf ist das mindeste. Er hat doch an Hitler geglaubt, hat doch gewollt, dass Hitler den Krieg gewinnt, obwohl er das Verbrechen gesehen hat. Er ist ein Teil von diesem Meister aus Deutschland, den Celan in der Todesfuge gezeichnet hat.<sup>8</sup>

Die aktive Teilnahme in der Waffen-SS wird als höchste Sünde gegen das menschliche Leben und Würde wahrgenommen – es gibt kein Verzeihen.

Momente der Einbettung der SS-Vergangenheit in Fiktion kann man schon in Herta Müllers Debütband *Niederungen* zu identifizieren. Herta Müller setzt in *Die Grabrede* das kollektiv verdrängte Familiengedächtnis der SS-Vergangenheit des Vaters und der Deportation der Mutter nach Russland in ein visionäres Funktionsgedächtnis um, das sich am Ende der Traumbildfolge förmlich in „Rauch“ auflöst.<sup>9</sup> Die Vergangenheit der Eltern bestimmt ihre Gegenwart, die alpträumerische Bilder strömen fast unentwirrbar – die Rübe wird zum Metapher der im Krieg vom Vater

---

<sup>4</sup> Müller, Herta: So ein großer Körper und so ein kleiner Motor. In: Müller, Herta: *Immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel*. München: Carl Hanser Verlag, 2011, S. 84–95., hier: S. 85–86.

<sup>5</sup> Braun, Michael: *Wem gehört die Geschichte? Erinnerungskultur in Literatur und Film*. Münster: Aschen-dorff, 2013, S. 149.

<sup>6</sup> Fuchs, Anne: *Phantoms of War in Contemporary German Literature, Films and Discourse. The Politics of Memory*. Basingstoke, New York: Palgrave Macmillan, 2008, S. 20.

<sup>7</sup> Müller, Herta: *Herztier*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 2009, S. 22.

<sup>8</sup> Müller [Anm. 4], S. 93.

<sup>9</sup> Braun [Anm. 5], S. 150.

begangenen sexuellen Gewalt gegen einer Russin, aber auch zum Symbol des Leidens der Mutter in der russischen Arbeitslager:

In einem Rübenfeld hat er eine Frau vergewaltigt, sagte das Mädchen. Zusammen mit vier anderen Soldaten. Dein Vater hat ihr eine Rübe zwischen die Beine gesteckt. Als wir weggingen, hat sie geblutet. Es war eine Russin. Nachher nannten wir noch wochenlang alle Waffen Rübe<sup>10</sup>. [...] In Rußland haben mich geschoren. Das war die kleinste Strafe, sagte sie. Ich taumelte vor Hunger. Nachts kroch ich in ein Rübenfeld. Der Hütter hatte ein Gewehr. Wenn er mich gesehen hätte, hätte er mich umgebracht. Das Feld raschelte nicht. Es war Spätherbst, und die Rübenblätter waren schwarz und zusammengeklappt vom Frost.<sup>11</sup>

*Die Grabrede* ist schon eine Erzählung über das Täter- und Opfergedächtnis, wo der Vater und die Mutter, absurderweise, zwei völlig unterschiedene Realitäten der Grausamkeiten des zweiten Weltkrieges versinnlichen.

Die auseinanderfallenden Erinnerungen der Familiengenerationen können nicht mehr zusammengehalten werden, das kommunikative Gedächtnis ist brüchig. Es gibt keine gemeinsame Sprache der Erzählerin mit den Ihren mehr<sup>12</sup>. Der Vater, der „Runen“ auf dem Rockkragen trägt hat „viele Tote auf dem Gewissen“ – „Er war im Krieg. Für fünfundzwanzig Tote hat er eine Auszeichnung bekommen. Er hat mehrere Auszeichnungen mitgebracht“.<sup>13</sup> Die in Russland „geschoren[e]“<sup>14</sup> und vor Hunger taumelnde Mutter ist auch in sich eingekapselt. Gespräche über die Vergangenheit gibt es nicht.

Die Täter-Vater Figur erscheint leitmotivisch auch im Roman *Herztier*. Durch die Rückblende in der Kindheit der Erzählerin wird eine Dorfgemeinschaft dargestellt, die unfähig ist mit der deutschen nationalsozialistischen Vergangenheit zu konfrontieren. Diese Unfähigkeit wird in der Vaterfigur verkörpert. Er ist „ein heimgekehrter SS-Soldat, der Friedhöfe gemacht und die Orte schnell verlassen hat“<sup>15</sup>.

Die Friedhöfe hält der Vater unten im Hals, wo zwischen Hemdkragen und Kinn der Kehlkopf steht. Der Kehlkopf ist spitz und verriegelt. So können die Friedhöfe nie hinauf über seine Lippen gehen. Sein Mund trinkt Schnaps aus den dunkelsten Pflaumen, und seine Lieder sind schwer und besoffen für den Führer.<sup>16</sup>

Die Metapher der Pflaumen ist ein Leitmotiv, sie ist ein Verbindungselement zwischen den zwei Diktaturen – die Diktatur des Dorfes und die des kommunistischen Regimes.

---

<sup>10</sup> Müller, Herta: *Die Grabrede*. In: Müller, Herta: *Niederungen*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Verlag, 2002, S. 7–12., hier: S. 9.

<sup>11</sup> Ebd., S. 11.

<sup>12</sup> Braun [Anm. 5], S. 149.

<sup>13</sup> Müller [Anm. 10], S. 7–13.

<sup>14</sup> Ebd., S. 11.

<sup>15</sup> Müller, Herta: *Herztier*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 2009, S. 74.

<sup>16</sup> Ebd., S. 21.

Der Vater trinkt aus den dunkelsten Pflaumen gemachten Schnaps, während die Wächter der Kommunismus als Pflaumenfresser benannt werden:

Denn Pflaumenfresser war ein Schimpfwort. Emporkömmlinge. Selbstverleugner, aus dem Nichts gekrochene Gewissenslose und über Leichen gehende Gestalten nannte man so. Auch den Diktator nannte man Pflaumenfresser.<sup>17</sup>

Die transgenerationelle Erinnerung, das kommunikative Gedächtnis der nationalsozialistischen Vergangenheit ist in *Herztier* fragmentarisch und auf den Riss zwischen den Täter-Vätern und den aburteilenden Kindern zugesplitzt. Dagegen signalisiert der Roman *Atemschaukel* eine Wende in der Behandlung des historischen Stoffes des Zweiten Weltkriegs; hier wird die Opfer-Rolle der rumäniendeutschen Minderheit in den Vordergrund gerückt, das Thema ist die Deportation in den russischen Gulag im Prinzip der Kollektivschuld.

### 3. *Atemschaukel* – lyrischer Gulag-Roman

Die fragmentarische Verarbeitung des Themas der SS-Vergangenheit und die Vaterfigur als Täter zeigen die charakteristischen Merkmale der Väterliteratur auf. Der Roman *Atemschaukel* verarbeitet ein neuartiges aber doch tief in den vorhergehenden Büchern signalisiertes historische Thema: die fünfjährige Nachkriegsdeportation eines Großteils der deutschen Bevölkerungsgruppen aus Rumänien ins russische Arbeitslager: „*Atemschaukel* ist kein Dokumentarroman, kein historischer Roman, keine Autobiografie. Es ist ein Roman, der den ästhetischen Umgang mit der Erinnerung an Deportation und Lagererfahrung thematisiert.“<sup>18</sup>

Dokumentation spielte eine entscheidende Rolle in der Genesis des Romans, obwohl die realistische Darstellung des Lebens und Überlebens im russischen Arbeitslager nicht als grundlegende Motivation beim Schreiben funktionierte. Aber die tief gehende Recherche bildet die Basis für die fiktive Wirklichkeit durch die Organisation des Stoffes und die potentielle Transformation der erzählten Erinnerungen der Deportierten. *Atemschaukel* ist ein fiktiver Text, der aber simultanweise dokumentarische Stoffe und Paratexte anbietet, die historische Verlässlichkeit und Referenzfunktion sichern. Die Gattungsnamen – *Roman* – und andere Paratexte – *Nachwort*, Erläuterungen, Essays, Interviews usw. – sind als Fiktionssignal entscheidend für die literarische Erinnerungsproblematik. Das Nachwort erläutert den historischen Kontext des Romans und deutet auf die autobiographische Motivation bei der Entstehung des Romans hin:

Als im Sommer 1944 die Rote Armee schon tief nach Rumänien vorgerückt war, wurde der faschistische Diktator Antonescu verhaftet und hingerichtet. Rumänien kapitulierte und erklärte dem bis dahin verbündeten Nazideutschland völlig überraschend den Krieg. Im Januar 1945 forderte der sowjetische General Vinogradov im Namen Stalins von der rumänischen Regierung alle in Rumänien lebenden Deutschen für den „Wiederaufbau“ der

---

<sup>17</sup> Müller [Anm. 15], S. 59.

<sup>18</sup> Braun [Anm. 5], S. 160.

im Krieg zerstörten Sowjetunion. Alle Männer und Frauen im Alter zwischen 17 und 45 Jahren wurden zur Zwangsarbeit in sowjetische Arbeitslager deportiert.

Auch meine Mutter war 5 Jahre im Arbeitslager.<sup>19</sup>

Die „verstohlenen Gespräche“<sup>20</sup> aus der Kindheit der Autorin über die Deportation waren auf bruchstückhafte codierte Andeutungen reduziert, doch es war diese vergrabene Familienerinnerung das Motiv, die Geschehnisse persönlich nachzuforschen.

Nichts auf der Welt hat sie mir so oft erklärt und vorgeführt, wie die Kunst des Kartoffelschalens. Aber nie hat sie ein Wort gesagt, warum ihr das so wichtig ist. Und übers Lager nur spärliche Sätze. Daß ich Herta heiße, weil ihre beste Freundin im Lager so hieß und verhungert ist, hat meine Großmutter mir gesagt. Ich habe meine Mutter nie gefragt, ob sie in mir zwei Personen sieht. Alle Einzelheiten übers Lager weiß ich von anderen Leuten und aus Büchern.<sup>21</sup>

Im Nachwort benennt Herta Müller ihre Primärzeugen und etabliert sich selbst als Sekundärzeugin. Ernest Wichner<sup>22</sup> machte Herta Müller den Vorschlag sich mit Oskar Pastior zu treffen, um über die Deportation Informationen, Details zu erfahren. Pastior half die Schriftstellerin die, mit dem linguistischen und stilistischen Konzept des Überlebens assoziierte Schwierigkeiten zu greifen.

Oskar Pastior hat erzählt, ich habe aufgeschrieben. Ich wollte wissen, was ein Mensch in so einer Situation fühlt und habe nach den winzigsten Kleinigkeiten gefragt. (...) Seine detaillierten Erinnerungen waren ein Glücksfall, denn die anderen Überlebenden, die ich befragt habe, konnten nicht über sich reden, sie hatten keine Sprache für ihre Gefühle. Es kamen immer nur Klischees: Man hätte gelitten, was haben wir durchgemacht... Klischees, mit denen man nichts anfangen kann.<sup>23</sup>

Im Roman wird das Prinzip der imaginativen „Verdichtung“ und Umwandlung der Erinnerung zugespitzt. Herta Müllers Hauptquellen sind nicht die eigenen Erinnerungen. Sie stützt sich auf die Geschichten, die ihr der aus Hermannstadt stammende Dichter und Freund Oskar Pastior und ihre Mutter, die als Neunzehnjährige in ein Zwangsarbeitslager in der heutigen Ukraine kam, erzählten<sup>24</sup>.

---

<sup>19</sup> Müller, Herta: *Atemschaukel*. München: Carl Hanser Verlag, 2009, S. 299.

<sup>20</sup> Ebd., S. 299.

<sup>21</sup> Müller, Herta: Der Fremde Blick oder Das Leben ist ein Furz in der Laterne. In: *Der König verneigt sich und tötet*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 2008, S. 130–150., hier: S. 146.

<sup>22</sup> siehe Glajar, Valentina / Brandt, Bettina: Interview with Ernest Wichner. In: Brandt, Bettina / Glajar, Valentina (Hg.): *Herta Müller: Politics and Aesthetics*. Lincoln, London: University of Nebraska Press, 2013, S. 36–53.

<sup>23</sup> Henneberg, Nicole: Interview mit Herta Müller. ‚Die Sprache sollte schön sein‘. *Frankfurter Rundschau*. 20 August 2009. <http://www.fr-online.de/kultur/interview-mit-herta-mueller--die-sprache-sollte-schoen-sein-,1472786,2965072.html> (Zugriff am 07.01.2015).

<sup>24</sup> Braun [Anm. 5], S. 13.

„Er musste beim Erzählen aus dem Lager heraus, ich musste hinein.“<sup>25</sup> – sagt Herta Müller in einem Interview mit Nicole Henneberg über der Herausforderung der Zusammenarbeit mit Pastior. Die Primärzeugen die die Tortur der Arbeitslager überlebt haben wollten und konnten keine genaue Rechenschaft ablegen, sie sind Mitglieder einer Generation, die jahrzehntelang über ihre Erlebnisse nicht sprechen durften, und jetzt die Wörter nicht finden können<sup>26</sup>. Herta Müller verwandelte die aus Sachbüchern gesammelte historische Informationen und die Erinnerungen Anderer als Sekundär- und Tertiärzeuge zu einem Roman.

Oskar Pastior ist das zentrale primäre Zeitzeugnis, dem Herta Müller nicht nur die Mitteilung zahlreicher Details, die Beschreibung der Gegenstände und Lageraktivitäten, die Aufzählung der im Lager arbeitenden Personen verdankt, sondern auch viele poetischen Impulse und Metaphern. Auch der Titel des Romans wurzelt in der gemeinsamen Arbeit an wiedererfundenen Realitäten und der besonderen Beziehung mit Pastior:

Auch Atemschaukel ist ein Wort hinter dem Tod von Oskar Pastior. Auch dies Wort ist eine Pantomime, in der am meisten das schaukelt, worüber Oskar Pastior und ich nie gesprochen haben: der Unterschied zwischen Tod und Verlust. Es balanciert in der Atemschaukel, was ich aus dem Verschwinden von Oskar Pastior lernen musste: Mit dem Tod lässt sich nicht reden. Aber mit dem Verlust muss man es tun.<sup>27</sup>

Pastiors eigene Metaphern und Herta Müllers lyrische Wortschöpfungen spielen an konkrete Realitäten an und zu gleicher Zeit setzen die Imaginationskraft der Leser auf Probe. Viele Metaphern von Pastior selbst – wie zum Beispiel die Wortschöpfungen des semantischen Feldes des Hungers: *Hungerengel*, *Kartoffelmensch*, *Hautundknochenzeit*, *Wangenbrot* usw. – wirkten als Auslöser der wortschöpferischen Kraft von Herta Müller<sup>28</sup>:

(...) er erzählte, und ich notierte, und wir gingen, je besser wir uns kannten, immer ein Stückchen weiter von den Realitäten ins Erfinden – wir schrieben, als wir es endlich merkten, schon längst miteinander erfundene Realitäten.<sup>29</sup>

Aus den regelmäßigen treffen mit Oskar Pastior und der gemeinsame Reise in die Ukraine gingen zahlreiche handschriftliche Notizbücher hervor, in denen Herta Müller Skizzen zum Lager verfertigte und die mündlichen Erinnerungen Pastiors notierte. Als

---

<sup>25</sup> Henneberg [Anm. 23]

<sup>26</sup> *Landscape of the Dispossessed*. Reading and Conversation with Nobel Laureate Herta Müller, Hosted by Boston University, Goethe Institut Boston, and the literary journal AGNI. 12.05. 2012. <http://www.youtube.com/watch?v=Bav0y9g6QQw> (Zugriff am 08. 01. 2015).

<sup>27</sup> Müller, Herta: Gelber Mais und keine Zeit. In: Müller, Herta: *Immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel*. München: Carl Hanser Verlag, 2011, S. 125–145., hier: S. 145.

<sup>28</sup> Spiridon, Olivia: From Fact to Fiction. Herta Müller's Atemschaukel. In: Brandt, Bettina / Glajar, Valentina (Hg.): *Herta Müller: Politics and Aesthetics*. Lincoln, London: University of Nebraska Press, 2013, S. 139.

<sup>29</sup> Müller [Anm. 27], S. 145.

Oskar Pastior am 6. Oktober 2006 starb, brauchte Herta Müller Zeit um sich von der Ebene des mit Pastior geplanten literarischen Projekts zu ihrem eigenen literarischen Schaffensprozess umzuschalten.

Es war immer der Tod von Oskar Pastior präsent, das habe ich mitgeschrieben. Ich konnte die Notizen lange Zeit nicht anschauen, weil diese Nähe zu ihm unerträglich war. Als ich mich nach einem dreiviertel Jahr aufgegriff und die Hefte wieder angeschaut habe, war mir klar, dass ich mich aus dem WIR heraus begeben muss, sonst geht gar nichts.<sup>30</sup>

Herta Müller hat ihre Hauptquelle in den fiktiven Protagonisten und Erzählerfigur in den Roman abgewandelt. „Leopold Augberg, teilt die zentralen Lebensdaten mit Oskar Pastior: 1927 in Hermannstadt geboren, im Januar 1945 für fünf Jahre zur Zwangsarbeit in ein russisches Lager deportiert, [...], und Rumänien 1968 verlassend“<sup>31</sup>. Daneben ist er auch homosexuell, was in Ceaușescus Rumänien mit Gefängnis bestraft wurde.

Die Erinnerungsfluss im Roman folgt nicht das Prinzip der Chronologie, es ist die kairologische Zeit, die das Leben in dem Lager diktiert: die Zeit wird nach den Jahren des „Friedens“ gezählt, bruchstückhafte Rückblenden führen zurück in die Kindheit, die Träume wiederbeleben die traumatische Erinnerungen: „Und 60 Jahre später träume ich: Ich bin zum zweiten, dritten, manchmal sogar zum siebten Mal deportiert“<sup>32</sup>. Zeit ist flüssig und ungreifbar, dagegen sind die Gegenstände in dieser Welt immer wiederkehrende Anhaltspunkte – Meldekraut, Zement, Herzschaufel, Hungerengel usw. – und sie werden zu Personen, Protagonisten. „Die Erinnerungssprachen überlagern sich und bilden einen uneindeutigen Gedächtnisinhalt. Das Lager ist [...] eine multilinguale Erfahrung und eine Europäische Erinnerung“<sup>33</sup>. Zum Beispiel das Wort „Kapustra“, das russische Krautsuppe bedeutet, wird auf sprachspielerische Art mit dem Rumänischen „Cap“ (Kopf) und dem Ungarischen „Pusztá“ (ungarische Tiefebene) in Verbindung gebracht.

Neuartig ist Neben dem thematischen Zugriff ist die poetische Behandlungsart, die sprachliche Verdichtung bemerkenswert. „*Atemschaukel* lebt von einer Sprache, die nichts verklärt und nichts verharmlost, die keine Vergeltung predigt und ‚falsche Verdächtigungen‘ verabscheut. Es ist eine Sprache, in der das freie poetische Wort, ohne Milde, über Gewalt und Unfreiheit siegt“<sup>34</sup>. Herta Müller selbst erklärt in einem von Gerrit Bartels geführten Interview, das es war eine große Herausforderung eine treffende literarische Sprache zu finden, die beschreiben kann, was Pastior widerfahren ist<sup>35</sup>.

---

<sup>30</sup> Henneberg [Anm. 23]

<sup>31</sup> Braun [Anm. 5], S. 156.

<sup>32</sup> Müller [Anm. 19], S. 156.

<sup>33</sup> Braun [Anm. 5], S. 158.

<sup>34</sup> Braun [Anm. 5], S. 14.

<sup>35</sup> Bartels, Gerrit: „Ich habe noch nie auf einen Preis gewartet“. Interview mit Herta Müller. *Der Tagesspiegel*. 08.10.2009. <http://www.tagesspiegel.de/kultur/literatur/interview-mit-herta-mueller-ich-habe-noch-nie-auf-einen-preis-gewartet/1612512.html> (Zugriff am 07. 01. 2015).

*Atemschaukel* ist nicht nur ein thematisches Neugigkeit der deutschen und europäischen Literatur, sondern auch ein Fallbeispiel für die fiktionale Erinnerungsliteratur. *Atemschaukel* ist eine Kette von Lagererzählungen, die in Rahmen des erzählerischen Gegenwartsorigo eingebettet sind. Das Thema der Deportation wird literarisch fiktionalisiert, es „geht um Lagererzählungen im Medium von fremden Erinnerungen“<sup>36</sup>.

In den Roman geht es nicht um die Rekonstruktion einer bestimmten Vergangenheit, sondern darum, die Erinnerung als Geschichte zu erzählen. Die Schriftstellerin signalisiert damit eine ästhetische Wende in der deutschsprachigen Erinnerungsliteratur: „Literatur kann das alles nicht ändern. Aber sie kann – und sei es im Nachhinein – durch Sprache eine Wahrheit erfinden, die zeigt, was in und um uns herum passiert, wenn die Werte entgleisen“.<sup>37</sup>

---

<sup>36</sup> Braun [Anm. 5], S. 143.

<sup>37</sup> Müller, Herta: Tischrede. In: Müller, Herta: *Immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel*. München: Carl Hanser Verlag, 2011, S. 22–24., hier: S. 23.



ERIKA VEREŠOVÁ (ISTAMBUL)

**Wirkung des Bösen auf Körper und Geist.  
Analyse narrativer Techniken und philosophisch-  
psychologischer Umwandlungen in ausgewählten Werken  
von Herta Müller und Saskia Hennig von Lange**

**Einleitung**

Die Position des Bösen auf der Welt ist nicht genau fixierbar. Das Böse ist mobil (kann überall vorkommen) und in verschiedenen Erscheinungsformen vorstellbar. Es führt eine Art Krieg mit seinen Opposita: mit dem Gott und mit dem Guten. Eine Begründung für diesen Krieg gibt es dabei nicht:

Evil has no relations to anything beyond itself, such as a cause. [...] Evil, on the other hand, is thought to be uncaused, or to be its own cause. This [...] is one of its several points of resemblance with good. Apart from evil, only God is said to be cause of himself.<sup>1</sup>

Es lebe der Krieg! – könnte das Böse rufen, wenn es an das Leben überhaupt glauben würde. Vernichten, ruinieren und töten machen sein Wesen aus, das eher ein Zustand, eine Tat oder Wirkung als eine Person (oder eine personifizierte Erscheinung) begriffen werden kann. Wegen seiner Plastizität und Mobilität bedeutet das Böse ständige Gefahr für seine Gegner. Doch was ich als gefährlichste Eigenschaft des Bösen angeben würde, ist seine Unabhängigkeit von jeder Kausalität. Denn es heißt, das Böse ist unbestrafbar und dementsprechend ohne Gewissen, ohne Rücksicht und Reue.

On the whole, postmodern cultures, despite their fascination with ghouls and vampires, have had little to say of evil. Perhaps this is because the postmodern man or woman – cool, provisional, laid-back and decentred – lacks the depth that true destructiveness requires. For postmodernism, there is nothing really to be redeemed.<sup>2</sup>

Die inhaltliche Stellungnahme zum Phänomen des Bösen in der postmodernen Literatur weist also einen bestimmten Mangel auf. Mit den verstärkten Individualitätsbestrebungen und mit der Suche nach einer passenden Existenzform des Einzelnen innerhalb der postmodernen Gesellschaft bleiben die traditionellen Werte, das Moral und die Ethik in dem Hintergrund. Die gehören sozusagen zum Untersuchungsgegenstand literarischer Werke aus früheren Zeitaltern (wie z.B. der Bürgerliche Realismus oder die Ästhetik des Sturm und Drang oder der Aufklärung).

---

<sup>1</sup> Eagleton, Terry: *On Evil*. New Haven and London: Yale University Press, 2010, S. 3–4.

<sup>2</sup> Ebd., S. 15.

The jaded sensibility of postmodern culture can no longer find much shock value in sexuality. So it turns instead to evil, or at least to what it guilelessly imagines to be evil: vampires, mummies, zombies, rotting corpses, maniacal laughter, demonic children, bleeding wallpaper, multicoloured vomit, and so on. None of this of course is evil at all, just plain nasty.<sup>3</sup>

Das postmoderne Böse ernährt sich also von Vampiren, Mumien und sich zu zersetzenden Leichen. Das Missfallen wird zum Gefallen; das Ekelhafte führt zur Begeisterung und zum (literarischen) Genuss – ohne einen Anspruch nach Fragestellungen einer Moralität.

In den hier untersuchten Werken treten weder phantastische Bösewichte, noch moralisch hundertprozentig verdorbene Menschen vor. Vielmehr geht es in ihnen über verdorbene Situationen im sozialen Umfeld und über Veränderungen der Gefühlswelt einzelner Menschen. Mit diesen Beispielen wird die Auswirkung bösartiger Kräfte auf das menschliche Leben (Körper und Geist) geschildert. Dabei interessierte mich vor allem die Herkunft dieser Kräfte: ob sie bereits bei dem Geburt im Menschen vorhanden sind oder ob sie erst durch äußere Gegebenheiten entstehen? Für diese Frage suchte ich in der Freud'schen Psychoanalyse eine Antwort.

Der vorliegende Aufsatz gliedert sich in vier Einheiten: 1. Inhaltliche Zusammenfassung der behandelten Werke; 2. Narrationsanalyse; 3. Untersuchung der gemeinsamen Motive; 4. Auswertung.

## 1. Inhaltliche Zusammenfassung der behandelten Werke

Die Ich-Erzählerin des Romans *Heute wär ich mir lieber nicht begegnet* von Herta Müller hatte früher in einer Konfektionsfabrik gearbeitet, wo schicke Kleider für Export nach Italien, Schweden und Frankreich genäht wurden. Einmal hatte sie ihren Namen und ihre Adresse auf kleine Zettel aufgeschrieben und diese in die Jacken der Männeranzüge hineingenäht. Sie wollte sich einen italienischen Marcello finden und ihn heiratend nach Ausland gehen. Sein Kollege Nelu hat sie bei der Geheimpolizei mit dem Verdacht der Spionage aufgegeben. Danach wurde sie „bestellt“ und verhört und unter psychischen Druck gesetzt. Die Angst von diesen quälenden Verhören hatte ihr Leben in eine andauernde Unruhe und Schlaflosigkeit verwandelt, wobei es zu negativen Veränderungen ihrer Privatsphäre gekommen ist.

In der Novelle *Alles, was draußen ist* berichtet ein unbenannter Ich-Erzähler davon, dass er vor einem Jahr wegen unerträglichen Kopfschmerzen ins Krankenhaus gegangen und dort untersucht worden ist. Er hat erfahren, dass von seinem Leben nur einige Monate hinterbleiben, denn er ist tödlich krank. Da hat er sich in ein Anatomiemuseum, das er für sich und für seine eigenen Forschungen gekauft hat, eingesperrt. Er nahm sich vor, alle seine Tätigkeiten und Gedanken auf kleine Zettel aufzuschreiben. Sogar wollte er seinen eigenen Körper als eine Kopie hinterlassen. Deswegen nahm er Gipsabgüsse von allen seiner Körperteilen, die er dann in den Nebenräumen aufgehängt und trocknen lassen hatte. Als Nebenfiguren seines Phantasierens treten seine

---

<sup>3</sup> Ebd., S. 122.

Nachbarin, die er „Untendrunterwohnerin“ nennt und ein präparierter Frauenkörper „die schöne Beischläferin“, auf. Es gibt mehrere Binnenerzählungen in der Novelle, in denen weitere Figuren seiner Erinnerungen auftreten (z.B. seine Mutter oder seine erste Liebe „die kleine Lehrerin“). Fiktion und Realität mischen sich ein, in einem inneren Monolog des Ich-Erzählers. Thematisch geht es um die Todeserwartung des Ich-Erzählers und um seine Sehnsucht nach der Liebe.

## 2. Narrationsanalyse

### 2.1. Kategorie der *Zeit*

Die erzählte *Zeit* ist in beiden Werken länger als die *Erzählzeit*: bei Herta Müller beträgt die erzählte *Zeit* mehrere Jahre, bei Saskia Hennig von Lange einige Monate. Die *Reihenfolge der Ereignisse* ist achronologisch. Das Erzählen beginnt in beiden Fällen in der Gegenwart und dann wechselt die Ich-Erzählerin bzw. der Ich-Erzähler in die Vergangenheit – in Form von Erinnerungen und freien Assoziationen. Die *Geschwindigkeit des Erzählens* wird durch Ellipsen gesteigert, d.h. einige Geschehnisse der vergangenen Jahre werden aus dem Roman und aus der Novelle ausgespart. Neben der Ellipse benutzt Saskia Hennig von Lange die Technik der Ausdehnung auch, indem sie die minimalen Ereignisse durch detailliertes Erzählen vergrößert. Die Wiederholungskapazität (*Frequenz*) der Texte ist überwiegend singulativ, ein Ereignis wird nur einmal erzählt. Doch in der Novelle gibt es immer wieder Motive, die mehrmals auftauchen. Bei Herta Müller treffen wir repetitive Erzählung auch an, indem ein Ereignis aus verschiedenen Perspektiven mehrfach erzählt wird.

### 2.2. Kategorie des *Modus*

In der Kategorie des Modus wird die Regulierung narrativer Information untersucht. Die Informationsübergabe basiert sowohl in dem Roman, als auch in der Novelle auf dem *Diegesis*, denn ein Informationsmaximum (Anwesenheit eines Erzählers) in beiden Werken vorhanden ist, wobei der Inhalt auf ein Informationsminimum beschränkt ist. Herta Müller arbeitet mit der Technik der berichtenden Rede, mit der sie die inhaltliche Entsprechung des Berichtes und des Berichtens widerspiegelt. Demgegenüber erfolgt das *Telling* bei Saskia Hennig von Lange mit der Technik der unmittelbaren Rede (innerer Monolog), die die geringste Distanz zwischen dem Ich-Erzähler und dem Erzählten verspricht. Somit wird ein dramatischer Modus gesichert. Einen weiteren Unterschied kann man in der Kategorie der *Perspektive* aufdecken. Die Ich-Erzählerin des Romans ist keinesfalls allwissend, d.h. es geht um eine externe Fokalisierung. Die Ich-Erzählerin weiß weniger als die anderen Figuren im Roman. Sie berichtet von dem eigenen Standpunkt her nur so viel, wie viel sie eben durch äußere Beobachtung und Kommunikation mit den anderen Figuren mitbekommen hatte. Der Ich-Erzähler der Novelle entspricht der handelnden Hauptfigur, d.h. dass es hier um eine interne Fokalisierung geht, wo Allwissenheit mit partieller Einschränkung funktioniert.

### 2.3. Kategorie der *Stimme*

Die Kategorie der Stimme umfasst bei Genette die *Zeit der Narration*, die *narrativen Ebenen*, die *Person* und die *Funktion des Erzählers/der Erzählerin*. Die erste Untergruppe „Zeit der Narration“ stellt die zeitliche Position des Erzählers/der Erzählerin zu den berichteten Ereignissen dar. In dem Roman von Herta Müller ist spätere Narration mit gleichzeitiger Narration kombiniert. Diese zwei narrativen Formen wechseln direkt ineinander um, es ist schwierig zu unterscheiden, ob sich die narrative Instanz gerade in der Gegenwart oder in der Vergangenheit befindet. Die „Zeit der Narration“ bei Saskia Hennig von Lange verläuft gleichzeitig: Die im Präsens wiedergegebene Erzählung begleitet die Handlung simultan in Form des inneren Monologs. Zu den „narrativen Ebenen“ der Texte kann man sagen, dass sie verschieden gestaltet sind. Im Roman gibt es einen Rahmen der Erzählung – und das ist der gegenwärtige Ausgangspunkt der Ich-Erzählerin. Diese Position stellt den Roman auf eine extradiegetische Ebene. Jedoch sind intradiegetische Teile auch vorzufinden, denn es werden mehrere Binnengeschichten aus der Vergangenheit erzählt. Der Ich-Erzähler der Novelle befindet sich auf einer metadiegetischen Ebene. Es geht also um eine Erzählung in der Erzählung: Der Ich-Erzähler (also die Novelle selbst) spricht von seiner/ihrer eigenen Geschichte (Diese Geschichte stellen die Zettel dar.). In der Novelle wird es also erzählt, dass es mithilfe der Zettel erzählt wird. Die Untergruppe der „Person“ ist übersichtlicher. In dem Roman ist die Ich-Erzählerin gleichzeitig die Hauptfigur des Textes und so geht es hier um ein autodiegetisches Erzählen. Dasselbe trifft dem Protagonisten der Novelle zu – die „Person“ ist bei Saskia Hennig von Lange auch autodiegetisch positioniert. Nach dem Kriterium der „Erzählfunktion“ ist der Roman mit narrativer und teilweise mit einer Regiefunktion ausgestattet, indem die Ich-Erzählerin ihre eigenen Kommentare, Gedanken und Kritik zum Erzählten hinzufügt. In der Novelle *Alles, was draußen ist* weist die Funktion des Erzählers eine narrative Funktion auf.

### 3. Untersuchung der gemeinsamen Motive

Als gemeinsame Inhaltskomponenten des Romans und der Novelle kommen die Motive der *Grenze*, der *Sinnlosigkeit und Ziellosigkeit*, sowie das Motiv des *Todes* vor. Untereinander weisen diese gemeinsamen Motive Verschiedenheiten der auktorialen Herangehensweise auf, die ich im Folgenden darstellen möchte.

Herta Müller arbeitet mit sehr genauen Zeitangaben. Dementsprechend kann man die Zeit als Gefängnis oder Grenze, die man nicht überschreiten darf, interpretieren. Nicht nur zeitlich, auch räumlich wird das Motiv der Grenze aufgegriffen. Die Ich-Erzählerin wollte doch ins Ausland gehen und dort heiraten. Lilli, die Freundin der Ich-Erzählerin, wollte die rumänisch-ungarische Grenze überschreiten, als sie erschossen wurde. Die Grenze ist Herausforderung und Gefahr. Die Grenze ist Beschränktheit und Gesetz. Hier, in diesem Roman fungiert sie im negativen Sinne. Saskia Hennig von Lange arbeitet mit verschiedenen Formen dieses Motivs. „Es klopft, und ich gehe auf dieses Klopfen zu und auf die Tür, die zwar eine Grenze ist, die mir aber dieses

Klopfen ja überhaupt hörbar macht.“<sup>4</sup> Die Tür, die Wand, die Vitrinescheibe, ein Holzkasten, die lederne Haut dieses Kastens in dem Moment der Berührung mit der menschlichen Haut, die in eine Flasche eingesperrte Kinderkörper – sogar der menschliche Körper funktioniert als eine Grenze: was drinnen und was draußen ist.

Das weitere gemeinsame Motiv ist die Sinnlosigkeit. Die Ich-Erzählerin des Romans bei Herta Müller hatte früher verschiedene Wünsche gehabt: sich in ein Café hinsetzen, Eis essen, sich neue Kleider kaufen... Nachdem sie mit Spionage angeklagt wurde, sehnt sie sich nach andere Gegebenheiten des menschlichen Lebens: sie möchte Recht haben können, ihre Ruhe wiederfinden, ohne Angst leben, nicht irr werden. Wenn man diese früheren und späteren Wünsche miteinander vergleicht, kann die negative böartige Wirkung des ungewollten Gesetzes und der Unfreiheit auf das Privatleben der Protagonistin und ihrem sozialen Umfeld sehr leicht erkennen. Daraus folgt die Feststellung, dass Unfreiheit zur Verunmöglichung des Lebens und zur Verstärkung des Todeswunsches führen kann. Wenn wir dasselbe Motiv bei Saskia Hennig von Lange anschauen, können wir gleich feststellen, dass die Sinnlosigkeit sich hier nicht auf konkrete Geschehen, sondern auf das menschliche Dasein im Allgemeinen bezieht. Der Ich-Erzähler forscht nach der Spur der Stimme im Kopf. Er sagt, als kleines Kind hat er die Worte seiner Mutter in seinem Ohr gespürt, wie sie sich da drinnen aufhielten:

dass jeder dieser Sätze meiner Mutter ein solches Loch, eine leere Bahn in meinen Kopf geschrieben habe [...], und ich deshalb heute, um nicht verrückt zu werden über diesen Gedanken an all die Löcher und Gruben in meinem Kopf, den Wegen nachgehen müsse, die der Ton einer Stimme im Kopf hinterlasse, und dass ich dies auch tue und weiterhin tun werde, mit den Mitteln, die mir hier im Museum zur Verfügung stehen.<sup>5</sup>

Seine Forschungen hat er später doch aufgegeben, denn er hat den Weg der Stimme im Kopf nicht gefunden und es kam ihm alles sinnlos vor. „Hat man auch nichts Ganzes erreicht, so kamen doch zusammenhängende Strecken zum Vorschein.“<sup>6</sup> Seiner Beobachtungen nach sei das Leben unverständlich im Ganzen, es gäbe nur partielle Zusammenhänge, die aber keinen richtigen Einblick in das Verständnis des Wesentlichen ermöglichen würden. Die Sinnlosigkeit des menschlichen Daseins wird an anderen Stellen auch angesprochen:

die Einleitung [...], vor der ich immer bloß saß, jeden Tag, sie aufnahm und durchlas und nicht weiterschrieb, weil ich gemerkt hatte: Es stimmt gar nicht, es entwickelt sich nichts von selbst und auch nichts aus dem anderen, und sogar die zusammenhängenden Strecken

---

<sup>4</sup> Lange, Saskia Hennig von: *Alles, was draußen ist*. Salzburg und Wien: Jung und Jung Verlag, 2013, S. 102.

<sup>5</sup> Ebd., S. 65–66.

<sup>6</sup> Ebd., S. 116.

erscheinen nur als solche, unter einem einzigen Blickwinkel, den ich schon länger verloren habe.<sup>7</sup>

Das Problem ist also die Mangel an einer bestimmbareren Kausalität, denn die wechselbare Perspektive relativiert alle Aussagen so, dass gleichzeitig alles richtig und doch alles falsch ist. Die Ironie der Novelle ist genau hier zu fassen, denn es ist die Figur eines Wissenschaftlers, der die Leere und die Sinnlosigkeit der Bestrebungen nach einer Erkenntnis feststellt. Das Nichts ist die Fülle des Lebens.

Außer der oben bereits besprochenen gemeinsamen Motiven gibt es zwei, die in separater Form im jeweiligen Werk vorkommen – das Motiv des *Krieges* bei Herta Müller und das Motiv des menschlichen *Wissensdurstes* bei Saskia Hennig von Lange. Diese beiden Motive beziehen sich auf das Motiv des *Todes*.

Die Thematik des Krieges hat eine verknüpfende Funktion in diesem Roman: zwei junge Frauen (die Ich-Erzählerin und ihre Freundin Lilli) sind mit der Kriegsvorgangenenheit ihrer Familienmitglieder konfrontiert. Sie müssen ihre Position klarmachen in einer neuen Ära des Kalten Krieges, der Spionage und kontrollierter Massenarbeit. Die Auswirkungen bössartiger Triebe finden ihre Realisierung sowohl auf der Mikro- (Familie, Verwandten, Freunde), als auch auf der Makroebene (ein politisches Regime, der Staat, die aktuelle Gesellschaftsordnung). Die Unfreiheit, Begrenztheit und das Unterstellt-Sein lassen die Angst im menschlichen Inneren anwachsen. Wie oder ob man damit überhaupt umgehen kann, versucht dieser Roman zu klären. Die Ich-Erzählerin zählt dafür einige Möglichkeiten selbst auf:

Die erste und beste: Nie bestellt und nie irr werden, wie die meisten. Nie bestellt, aber irr werden, wie die Frau des Schusters und Frau Micu neben dem Eingang unten, ist die zweite. Die dritte: Bestellt und irr werden, wie die zwei um den Verstand gebrachten Frauen in der Anstalt. Bestellt und nie irr werden, wie Paul und ich, das ist die vierte. Nicht besonders gut, aber in unserem Fall die beste Möglichkeit. [...] rot wie ein ganzes Beet Klatschmohn, hatte Lillis Offizier gesagt. Ja, das ist die fünfte Möglichkeit: Sehr jung sein, schön bis zum Gehntichtmehr, nicht irr im Kopf, aber tot.<sup>8</sup>

Die Novelle *Alles, was draußen ist* beschäftigt sich mit dem Phänomen des Bösen nicht explizit. Den Knotenpunkt zum Bösen bildet die Thematik des Todes. Die ambivalente Figur des Wissenschaftlers hat vieles gemeinsam mit Faust, Adrian Leverkühn und dem Sandmann, bzw. mit anderen Wissenschaftler-Persönlichkeiten der Weltliteratur. Ihre Besessenheit, das Wahre, das Ursprüngliche, das Originelle, das Neue zu finden, kostet ihnen das Leben. In allen diesen Geschichten ist eine Grundvoraussetzung für das wissenschaftliche (oder alchimische) Forschung oder Schaffen zu erkennen: der Pakt mit dem Teufel. Indem die menschliche Neugier sich nach Wissen strebt, tritt das Böse zwischen Mensch und Gott. Der Ich-Erzähler dieser Novelle forscht an Innenohren von Tieresköpfen. Er schlachtet und präpariert die Tiere selbst. Es wird niemals

---

<sup>7</sup> Ebd., S. 114.

<sup>8</sup> Müller, Herta: *Heute wär ich mir lieber nicht begegnet*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag, 1997, S. 137.

über seine Gefühle zu seinen Analysegegenständen berichtet – wissenschaftliche Objektivität blickt der zielgerichteten Gewalt hinweg. Die Schlacht von Tieren ist doch im weitesten Sinne erlaubt: für wissenschaftlichen Zwecke durch die Gesellschaft; für die Auferhaltung des Lebens durch Gott. Jedoch steht die Tatsache fest, dass die Schlacht der Tiere den Menschen in die Kategorie der Mörder rückt.

#### 4. Auswertung

Die oben bereits ausgelegten Werkerinterpretationen weisen gemeinsame Stellen auf. Zum einen sind diese Gemeinsamkeiten darin zu finden, dass – auch wenn in verschiedenen Formen – das Negative, das Böse in den beiden Werken vorhanden ist. Bei Herta Müller ist das Phänomen des Bösen mit Krieg, Macht, Kontrolle, Lüge und Unterdrückung der individuellen Freiheitsansprüche zu verbinden. Demgegenüber arbeitet Saskia Hennig von Lange mit verschiedenen Motiven – wie der menschliche und der tierische Körper, das Motiv des besessenen Wissenschaftlers, der Krankheit – die sich schlussendlich alle auf das Phänomen des Todes beziehen. Der Tod ist nicht unbedingt mit dem Bösen gleichzustellen, doch er wird aus menschlicher Perspektive normalerweise als negativ betrachtet. Explizite Bösartigkeit ist hier im Prozess des Mordes und des Tötens zu finden. Dementsprechend kann als Analyseergebnis geäußert werden, dass das Phänomen des Bösen mit dem Phänomen des Todes zusammenhängt. Diese Feststellung entspricht der These von Terry Eagleton, der aus der Freud'schen Psychoanalyse ausgegangen ist:

The theory of evil I expound in this book draws heavily on the thought of Freud, not least on his idea of the death drive [...] In the end, evil is indeed all about the death – but about the death of the evildoer as much as that of those he annihilates.<sup>9</sup>

An der zweiten Stelle möchte ich das gemeinsame Motiv der Grenze noch einmal hervorheben. In dem Roman ist die Grenze als ein Hindernis dargestellt, der nicht zu überschreiten ist. Sowie es Staatsgrenzen gibt, gibt es auch Grenzen zwischen den Menschen und um die Menschen. Die Novelle betrachtet die Grenze sowohl im positiven als auch im negativen Sinne. Denn das Vorhandensein einer Trennlinie ist notwendig zur Vereinbarkeit zweier oder mehrerer Dinge. Dieser Gedanke ist ähnlich zu dem Gedanken über Gott und des Bösen – Der Kampf gegen Gott ist nichts anderes als die Anerkennung seiner Existenz als Schöpfer: „He [the Almighty] is like a club you cannot resign from. To revolt against him is inevitably to acknowledge his existence.“<sup>10</sup>

Die gemeinsamen Motive der Sinnlosigkeit und der Sehnsucht beinhalten eigentlich die Wünsche und Ziele der jeweiligen Figuren. Die Sinnlosigkeit entsteht im Roman wegen Ausweglosigkeit; in der Novelle wegen der Entdeckung des Nichts.

Sigmund Freud sagt in seinem Aufsatz *Die „kulturelle“ Sexualmoral und die moderne Nervosität* von dem Jahre 1908:

---

<sup>9</sup> Eagleton [Anm. 1], S. 17–18.

<sup>10</sup> Ebd., S. 62.

Unsere Kultur ist ganz allgemein auf der Unterdrückung von Trieben aufgebaut. Jeder Einzelne hat ein Stück seines Besitzes, seiner Machtvollkommenheit, der aggressiven und vindikativen Neigungen seiner Persönlichkeit abgetreten; aus diesen Beiträgen ist der gemeinsame Kulturbesitz an materiellen und ideellen Gütern entstanden. Außer der Lebensnot sind es wohl die aus der Erotik abgeleiteten Familiengefühle, welche die einzelnen Individuen zu diesem Verzicht bewogen haben. [...] Er [der Mensch] stellt der Kulturarbeit außerordentlich große Kraftmengen zur Verfügung, und dies zwar infolge der bei ihm besonders ausgeprägten Eigentümlichkeit, sein Ziel verschieben zu können, ohne wesentlich an Intensität abzunehmen. Man nennt diese Fähigkeit, das ursprünglich sexuelle Ziel gegen ein anderes, nicht mehr sexuelles, aber psychisch mit ihm verwandtes, zu vertauschen, die Fähigkeit zur Sublimierung.<sup>11</sup>

Für die analysierten Werke heißt es, dass die menschliche Kultur (in die Krieg, Lüge, Irre-Werden, Wissenschaft, Liebe, Glück und Kunst ebenso gehören) auf Triebverzicht basiert. In menschlichem Unbewusstsein arbeitende erotischen Kräfte werden unterdrückt und auf Umwegen in der Form „ent-sexualisierten“ psychischen Vorstellungsarbeit aus dem menschlichen Inneren herausgeholt und in der Kultur wirksam gemacht. Dies kann die Antwort auf die oben (in dem Einleitungsteil dieses Aufsatzes) gestellte Frage nach der Herkunft der böartigen Kräfte sein: ob sie bereits bei dem Geburt im Menschen vorhanden sind oder ob sie erst durch äußere Gegebenheiten entstehen?

## Schluss

Freud empfiehlt ein Gleichgewicht zwischen den Trieben und der Kultur herzustellen:

Nehmen wir noch hinzu, daß mit der Einschränkung der sexuellen Betätigung bei einem Volke ganz allgemein eine Zunahme der Lebensängstlichkeit und der Todesangst einhergeht, welche die Genußfähigkeit der Einzelnen stört und ihre Bereitwilligkeit, für irgendwelche Ziele den Tod auf sich zu nehmen, aufhebt, welche sich in der verminderten Neigung zur Kinderzeugung äußert, und dieses Volk oder diese Gruppe von Menschen vom Anteile an der Zukunft ausschließt, so darf man wohl die Frage aufwerfen, ob unsere 'kulturelle' Sexualmoral der Opfer wert ist [...], um nicht ein gewisses Maß von individueller Glücksbefriedigung unter die Ziele unserer Kulturentwicklung aufzunehmen.<sup>12</sup>

Teilweise bedeutet es eine Rückkehr zur Natur, indem man seine tierischen Triebe nicht zügeln muss. Andererseits sollte die Kulturentwicklung weitergeführt werden, denn dies macht den anderen Teil des menschlichen Daseins aus. Dieser Empfehlung folgend stellt man sich wohl die Fragen: Wo kann man die Grenze zwischen Gott und Böse, Natur und Kultur, Leben und Tod ziehen? Ist der Mensch ein Natur- oder ein Kulturwesen? Ist die Natur göttlicher Ursprung? Ist die Kultur menschlicher Ursprung? Gibt es etwas dazwischen? Und an diesem Punkt kehre ich doch zu dem An-

---

<sup>11</sup> Mitscherlich, A. – Richards, A. – Strachey, J. (Hg.): *Sigmund Freud. Studienausgabe. Fragen der Gesellschaft. Ursprünge der Religion*. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1997. (Band IX.), S. 18.

<sup>12</sup> Ebd., S. 32.

fang dieses Aufsatzes zurück, wo ich versucht habe, den Unterschied zwischen dem Bösen und dem Guten zu fassen. Die mögliche Antwort auf die oben gestellten Fragen findet man bei Terry Eagleton: „Evil is a transitional state of being – a domain wedged between life and death“<sup>13</sup>

Herta Müller und Saskia Hennig von Lange haben in ihren Werken Themen ange-rührt, die Überlegungen zu Existenzfragen stimulieren, auf Zusammenhänge in der postmodernen Gesellschaft hinweisen und einiges über den Sinn und Unsinn menschlicher Bestrebungen verraten.

---

<sup>13</sup> Eagleton [Anm. 1], S. 123.



RENATA STOICU-CRISAN (GROBWARDEIN)

## **Förderung der interkulturellen kommunikativen Kompetenz durch filmische Kontexte<sup>1</sup>**

In Zeiten der Globalisierung und weltweiten politischen und wirtschaftlichen Vernetzung wird die Kommunikation zwischen Menschen aus verschiedenen Kulturen immer bedeutender. Durch dieses Annähern der Länder und Kulturen gewinnt die zwischenmenschliche und bewusste Kommunikation immer mehr an Bedeutung. Durch interkulturelle Begegnungen in privaten und beruflichen Kontexten handeln immer mehr Menschen interkulturell, sei es bei Auslandsaufenthalten oder innerhalb der eigenen Gesellschaft, die zunehmend multikulturell wird. Deswegen wird es immer wichtiger, sich mit anderen Kulturen zu beschäftigen und auseinanderzusetzen, mit Vorurteilen und gebildeten Stereotypen aufzuräumen. Die Entwicklung der interkulturellen kommunikativen Kompetenz kann dazu beitragen, dass die interkulturell Interagierenden trotz kultureller Unterschiedlichkeit eine subjektive Zufriedenheit empfinden, erfolgreich ihre Ziele erreichen und wechselseitig standhafte soziale Kontakte erstellen.<sup>2</sup>

In dem vorliegenden Beitrag wird erstens der Forschungsbereich interkulturelle Kommunikation bzw. interkulturelle kommunikative Kompetenz im Allgemeinen erörtert. Im Weiteren werden fiktive Kontexte anhand eines Films geschildert, in denen interkulturelle Wahrnehmungs-, Kommunikations- oder Interaktionsprozesse dargestellt werden können. Schließlich wird die Verfilmung des literarischen Werks *Nirgendwo in Afrika* aus der Hinsicht der interkulturellen Begegnungen analysiert. In diesem Sinne zielt er darauf ab, die interkulturelle Kompetenz der Figuren und die filmische Darstellung interkultureller Handlungskontexte zu beleuchten.

Ausgehend von der angelsächsischen Forschung und Praxis, von der die wesentlichen Modelle, Konzepte und Definitionen interkultureller Kompetenz ausgingen, hat sich auch im deutschsprachigen Raum eine Erforschung interkultureller Kompetenz etabliert.

In der interkulturellen Forschung existieren zahlreiche Definitionen und Modelle interkultureller Kompetenz. Mit interkultureller Kompetenz werden Voraussetzungen zur erfolgreichen Bewältigung interkultureller Überschneidungssituationen bezeichnet. Da sich diese Situationen heute als allgemein erweisen und in verschiedensten Kontexten anzutreffen sind (wie in der Wirtschaft, in den Schulen oder öffentlichen Verwal-

---

<sup>1</sup> Die Forschung wurde gefördert durch das Wissenschaftliche Forschungsinstitut der Sapientia Stiftung, Forschungsprojekt *Methoden und Bereiche der Förderung interkultureller kommunikativer Kompetenz im Rahmen der germanistischen Ausbildung*. Die Autorin des vorliegenden Beitrages ist Universitätsassistentin an der Christlichen Universität Partium, Oradea/Großwardein.

<sup>2</sup> Bolten, Jürgen: *Interkulturelle Kompetenz*. Erfurt: Sömmmerda Druckerei, 2007, S.10.

tungen multikultureller Gesellschaften), wird der Begriff als Sammelbecken unterschiedlicher Fähigkeiten, Kenntnisse, Einstellungen und Verhaltensweisen verwendet. Im Rahmen entsprechender Merkmalslisten werden in diesem Zusammenhang z.B. Fremdsprachenkenntnisse, Aufgeschlossenheit, Flexibilität, Empathie, Anpassungsfähigkeit, Optimismus, Ambiguitätstoleranz, Kontaktfähigkeit und Rollendistanz aufgeführt. Diese werden als Grundbedingungen interkultureller Interaktion verstanden.<sup>3</sup>

Die interkulturelle Kompetenz konkretisiert sich in einer allgemein akzeptierten Strukturierung von Komponenten, die aus der sozialpsychologischen Forschung stammt. Diese Strukturierung von Eigenschaften und Fähigkeiten ist in der folgenden Übersicht gezeigt:

<b>Emotional</b>	<b>Kognitiv</b>	<b>Verhaltensbezogen</b>
Einstellungen, Werte, Sensibilität	Begriffe, Wissen, Verständnis	Fähigkeiten, Eignungen, Handeln
Empathie Offenheit Flexibilität Respekt Rollendistanz Wertfreie Haltung Polyzentrismus Ambiguitätstoleranz Frustrationstoleranz	Kenntnis der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Systeme Kenntnis von Kulturdimensionen und Kulturstandards Fremdsprachenkenntnisse Selbstkenntnis	Fähigkeit, die kognitiven Kenntnisse anzuwenden Kommunikationsfähigkeit Fähigkeit, Sprachkenntnisse in die Praxis umzusetzen Fähigkeit zur Metakommunikation Flexibles Verhalten Selbstdisziplin

### **Schlüsselkomponenten interkultureller Kompetenz<sup>4</sup>**

Das Erlernen einer fremden Sprache bedeutet immer in einer gewissen Weise eine Auseinandersetzung mit der eigenen Kultur und einer fremden Kultur. Die interkulturelle Kommunikation beinhaltet die Vorstellung von Beziehungen und dem Austausch zwischen unterschiedlichen Kulturen. Darunter ist aber weniger der Vergleich zweier Kulturen zu verstehen, sondern mehr deren Interaktion in der Kommunikation. Die Kommunikation verlangt immer nach Personen, die die Beziehungen zwischen Kulturen herstellen bzw. vermitteln, und nach Identifikation dieser Personen. Für einen erfolgreichen Austausch ist es notwendig sowohl die eigene Identität, als auch die Identität des Gesprächspartners zu erfassen. Darunter versteht man den sozialen Stand, Beruf, Geschlecht, Nationalität usw. Interkulturelle Kompetenz schließt also eigen- und fremdkulturelle Kompetenz ein. Während *fremdkulturelle* Kompetenz das Verstehen der Besonderheiten des jeweiligen „anderen“ Vorgehens ermöglicht, besteht

<sup>3</sup> Bolten, Jürgen: Interkulturelle Kompetenz. In: Tsvasman, Leon R. (Hg.): *Das große Lexikon Medien und Kommunikation*. Würzburg: Ergon, 2006, S. 163–166.

<sup>4</sup> Lüsebrink, Hans-Jürgen: *Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer*. 2. Auflage. Stuttgart: Metzler, 2008, S. 75ff.

interkulturelle Kompetenz darin, ein handlungsfähiges Zusammenspiel zwischen eigen- und fremdkulturellen Erfordernisse realisieren zu können.<sup>5</sup>

Interkulturelle Kompetenz kann verschiedene Funktionen aufweisen, von denen drei wesentliche aufgelistet und thematisiert werden:

1. Zielorientierter Pragmatismus: Die interkulturelle Kommunikative Kompetenz hilft, in einer handlungsorientierten Perspektive, Kontakte erfolgreich zu gestalten. Das kann persönliche oder berufliche Zufriedenheit betreffen, oder bestimmte Interessen durchsetzen. Es kann dazu führen, dass die interkulturelle Beziehung eher asymmetrisch und einseitig geprägt ist bzw. dass die erreichten Ziele eher den Vorstellungen einer Person entsprechen und Reziprozität nicht unbedingt gegeben ist.

2. Gesellschaftlicher Humanismus: Aus einer gesellschaftlichen Perspektive trägt interkulturelle Kompetenz zur besseren Verständigung von Menschen bei, die unterschiedliche kulturelle Referenzsysteme aufweisen und deshalb Gefahr laufen, Irritationen und Missverständnisse zu erleben. Das Verständnis für kulturelle Unterschiedlichkeit ist Voraussetzung für ein friedvolles und harmonisches Zusammenleben und Zusammenarbeiten, bei dem die Interessen aller Interaktionspartner ausgeglichen respektiert werden. Anders als beim zielorientierten Pragmatismus, der von Asymmetrien und Einseitigkeit geprägt ist, steht hier Reziprozität und Gegenseitigkeit im Vordergrund.

3. Persönliche Weiterentwicklung: Aus einer individuellen Perspektive führen die reflektierten und verarbeiteten interkulturellen Erfahrungen und die Entwicklung interkultureller Kompetenz auch zu einer Persönlichkeitsentwicklung. Dies geschieht durch Selbstreflexion, Rollendistanz, Relativierung eigener Grundüberzeugungen und Haltungen. Nicht nur die Beschäftigung mit anderen Kulturen, auch die mit der eigenen Kultur und Identität bewirkt einen Entwicklungsprozess beim Individuum. Interkulturelles Lernen ist somit zugleich individuelles Lernen.<sup>6</sup>

Ein wichtiger Aspekt der interkulturellen Kompetenz ist daher ein allgemeines Interesse für die Kulturstandards einer anderen Gesellschaft. Die Herstellung interkultureller Kontakte und deren Verständnis können durch den Einsatz von Medien gefördert werden. Die Filme, verstanden als eine Form der Kommunikation zwischen den Filmmachern, also den Produzenten, dem Regisseur, den Schauspielern usw., und den Konsumenten – den Zuschauern und den Kritikern, dienen als Medium zur Enkodierung von Bedeutung, die von den Betrachtern wieder dekodiert werden muss. Wie in jeder Kommunikation gibt es auch beim Film eine kommunikative Intention. Zur Umsetzung der kommunikativen Intention verwenden die Filmemacher kommunikative Mittel wie Dialoge, Gesten, Musik, Kameraeinstellungen oder Schnitttechnik.<sup>7</sup>

Interkulturelle Kommunikation wird in sozialen Interaktionen realisiert. Diese Realisierung erfolgt normalerweise in realen Kontexten, sie kann jedoch auch in fikti-

---

<sup>5</sup> Bolten [Anm. 3], S. 163–166.

<sup>6</sup> Barmeyer, Christoph & Scheffer, Jörg: Im Auftrag der Kulturvermittlung? Interkulturelle Kompetenz und Fremdhheitsdarstellungen in den James-Bond-Filmen. IN: *Interculture Journal. On-line Zeitschrift für Interkulturelle Studien*. Jahrgang 10, Ausgabe 14, 2011.

<sup>7</sup> Auracher, Jan: *Kulturelle Werte im Film – Die Rolle des Films für die Ausbildung interkultureller Kompetenz*. [https://konan-u.repo.nii.ac.jp/?action=pages\\_view\\_main&active\\_action=repository\\_view\\_main\\_item\\_detail&item\\_id=1525&item\\_no=1&page\\_id=40&block\\_id=38](https://konan-u.repo.nii.ac.jp/?action=pages_view_main&active_action=repository_view_main_item_detail&item_id=1525&item_no=1&page_id=40&block_id=38) (Zugriff am 12.07.2016)

ven Kontexten stattfinden, wie Autoren und Vertreter von Kultur-, Literatur- und Filmwissenschaften belegen, die interkulturelle Wahrnehmungs-, Transfer- Kommunikations- oder Interaktionsprozesse auf medialer Ebene analysieren. Beide Kontexte, die mediale Inszenierung und die reale Verwirklichung interkulturellen Handelns, können stark ineinandergreifen: es sind jedoch mediale Repräsentationen, die einen größeren Einfluss auf die alltägliche Wahrnehmung fremder Kulturen nehmen. Es werden Bilder von kulturellen Gruppen gezeichnet, die als real angenommen werden und die in persönliche Denk- und Handlungsroutrinen Eingang finden können.<sup>8</sup> Auch die individuelle Vorstellung, was interkulturelle Kompetenz bedeutet, entstammt aus der als normal und nachahmenswert empfundener Darstellung in Text und Film. Zuschauer sind für unkritische Übernahme medialer Repräsentationen insbesondere dann empfänglich, wenn ein hohes Maß an Identifikation mit den Personen oder mit der Hauptfigur hergestellt werden kann.

Wenn es um die filmische Vermittlung interkultureller Kompetenz handelt, zeigt sich eine Analyse der Kompetenzen der Figuren unzureichend. Deren Handlungen entdecken einen – in manchen Bereichen des Lebens vorbildhaften – Umgang mit Fremdheit, sind aber zugleich in filmisch konstruierte Kontexte eingebunden, die es der einen oder anderen Person möglicherweise besonders leicht machen, interkulturell kompetent zu erscheinen. Wenn man aus der fiktiven Welt des Filmes Hinweise auf interkulturelle Kompetenzen für den realen Gebrauch annimmt, soll auch der kulturelle Kontext geprüft werden, wie er die reale Situation widerspiegelt. Nach der Darstellung der fremdkulturellen Kontexte sollen die Akte der Personen überprüft werden, und wie die interkulturelle Herausforderungen dem Zuschauer filmisch vermittelt werden.<sup>9</sup>

Die Filme können nur einen kleinen Teil der verschiedenen Schauplätze zeigen, aber der Zuschauer kann die kulturelle Fremdheit nicht nur durch Kommunikation erleben. Die expliziten und impliziten Formen der Kommunikation spielen im Film wichtige Rolle. Nicht nur die Aussagen, sondern auch Requisiten, Kameraeinstellung oder Filmmusik dienen zur Vermittlung von Informationen über das Innenleben der Protagonisten.<sup>10</sup>

Die Kameraeinstellung kann z.B. Distanz oder Nähe zwischen Charakteren schaffen. Wie in dem Film *Nirgendwo in Afrika* (Caroline Link: 2001), in dem das Schicksal einer jüdischen Familie, die vor Nazideutschland nach Afrika flieht, erzählt wird. Zu der verdorbenen Zivilisation Deutschlands der Nazizeit wird die unverdorben und ursprüngliche Lebensweise der Afrikaner gegenübergestellt. Jettel kommt zunächst mit dem einfachen Leben in Afrika überhaupt nicht zurecht. Erst allmählich freundet sie sich mit dem Land, den Menschen und ihrer Lebensweise an. Dieser langsame Integrationsprozess wird auch durch die Kameraeinstellung unterstützt, die Jettel zunächst isoliert und distanziert von den Einheimischen, später dann aber immer mehr integriert

---

<sup>8</sup> Lüsebrink [Anm. 4], S. 92ff.

<sup>9</sup> Barmeyer, Christoph & Scheffer, Jörg: Im Auftrag der Kulturvermittlung? Interkulturelle Kompetenz und Fremdhheitsdarstellungen in den James-Bond-Filmen. IN: *Interculture Journal. On-line Zeitschrift für Interkulturelle Studien*. Jahrgang 10, Ausgabe 14, 2011.

<sup>10</sup> Lüsebrink [Anm.4], S.143f.

zeigt. Auf diese Weise wird die Kameraeinstellung zu einem Kommunikationsmittel, was die Gefühlszustände der Protagonisten non-verbal darstellen.<sup>11</sup>

Der Film *Nirgendwo in Afrika* basiert auf dem autobiografischen Roman von Stefanie Zweig mit gleichem Titel aus dem Jahr 1995. Das einfühlsam inszenierte Familiendrama bekam viele Lobes und Preise. In 2002 erhielt er den Bayerischen Filmpreis, und den Deutschen Filmpreis in 5 Kategorien (bester Spielfilm, beste Kamera, Regie, Filmmusik und bester Nebendarsteller). Schließlich, 23 Jahre nachdem der letzte deutsche Film als *Bester fremdsprachiger Film* einen Oscar bekommen hatte (*Die Blechtrommel*), wurde *Nirgendwo in Afrika* im Jahr 2003 mit einem Oscar in derselben Kategorie ausgezeichnet.

Während Stefanie Zweig in ihrem Roman vor allem ihre Jugendgeschichte aus Kinderaugen erzählt, also die Geschichte Reginas, widmet Caroline Link dem Verhältnis der Erwachsenen, insbesondere der innerlich zerrissenen Jettel mehr Aufmerksamkeit. Die Technik der Erzählung wird beibehalten: der Film beginnt mit dem Erinnerungsbericht Reginas über Deutschland, und auch zwischen durch werden solche erzählerische Einheiten ins Geschehen eingefügt.<sup>12</sup>

Der Film beginnt mit Schnee, nicht aber mit der auf der Kilimandscharo in Kenia, sondern mit der in Deutschland. Erst danach wird gezeigt, woher die Familie aufbrechen muss, nähert sich der Zuschauer dem wahren Schauplatz, Afrika. Die nebeneinander stehenden Bilder von Deutschland und Afrika zeigen einen deutlichen Kontrast. In Deutschland ist der vertraute Familienkreis, aber es ist Winter, es ist kalt, dunkel, gefährlich. Afrika ist fremd, aber es ist warm und seit dem ersten Kontakt mit den Einwohnern erlebt Walter Freundlichkeit, Aufnahme und Fürsorge. Die Farben und die Musik unterstreichen diesen Kontrast zwischen den beiden Welten.<sup>13</sup>

In Zentrum des Films steht die Familie Redlich, der Dreieck Walter – Regina – Jettel.

Walter erweist sich als äußerst scharfsichtig und realistisch, als er genau in richtigen Moment seine Familie aus Deutschland nach Kenia holt. Als Ehemann und Vater tut er genau das, was seine Pflicht ist, er rettet seine Familie und sorgt für sie. Er denkt praktisch: in dem Brief bittet er seine Frau nützliche Sachen mitzubringen, wie einen Eisschrank, Lampe, feste Schuhe. Auf der ersten Farm, in Rongai arbeitet er hart, er denkt nicht daran, dass er aufgibt, obwohl er sich manchmal auch nutzlos und unerfahren fühlt. Walter fügt sich den Zwängen und lebt sein Leben in Kenia, weil es keine Alternative gibt, schließt dabei Freundschaften, ist respektiert.<sup>14</sup> Im Gegensatz zu seiner Frau ist er mit den Einheimischen ganz ungezwungen und natürlich. Vor allem seine Freundschaft mit Owour ist beachtenswert. Die Szene, wo er seine Anwaltsrobe den ihm aus der Krankheit rettenden Koch gibt, ist unvergesslich. „Für eine Robe muss man klug sein, in Rongai bist du der Kluge“ – sagt Walter mit Anerkennung. Doch hier liegt auch sein Problem begraben. Er kann sich mit seiner neuen Rolle als Farmer nicht wirklich identifizieren. Noch dazu fühlt er sich von seiner Frau verachtet, er denkt, sie

---

<sup>11</sup> Auracher [Anm. 7]

<sup>12</sup> <http://www.filmspiegel.de/filme/filme.php?id=509> (Zugriff am 17.07.2016)

<sup>13</sup> <http://www.artechock.de/film/text/kritik/n/niinaf.htm> (Zugriff am 18.07.2016)

<sup>14</sup> <http://www.filmspiegel.de/filme/filme.php?id=509> (Zugriff am 17.07.2016)

schätzt seine Bemühungen nicht. Er fühlt sich in seiner Männlichkeit gekränkt, weil er nicht mehr der achtenswerte Anwalt ist. Ihm macht die Frage der Identität auch zu schaffen. Seiner Tochter erklärt er, wieso sie nach Deutschland zurück müssen: er fühlt sich in Kenia als ein Außenseiter. Kenia hat seinen Leben gerettet, aber es ist nicht sein zu Hause. Er will bei dem Aufbau seiner Heimat dabei sein.

Jettel erscheint am Anfang als eine Bürgersfrau, die ihren gesellschaftlichen Status in das städtische Leben durchaus genießt. Sie trägt auserwählte Kleidung, aus feinen Stoffe mit Glitzern und Hüte mit Pelz. In dem Brief bittet Walter sie ausdrücklich darum, von dem gesparten Geld einen Eisschrank zu kaufen und diesen mitzunehmen, sie hingegen kauft sich davon ein Abendkleid. Als würde sie gar nicht in der Wirklichkeit leben, und logisch denken, nimmt sie das Porzellangeschirr mit, viele Kleider und Bilder und Kupferstiche aus der Heimat. Sie denkt gar nicht daran, länger in Kenia zu bleiben. Sie will nicht einsehen, dass eine Rückkehr nach Deutschland auf lange Zeit unmöglich ist und es für sie und ihre Familie ums Überleben geht.<sup>15</sup> Im Gegensatz zu ihren Mann begegnet sie anfangs den Kenianern mit Missachtung und Abneigung. Absurder Weise tritt sie mit derselben Überheblichkeitsgefühl den Einheimischen gegenüber, in der sie bereits in Deutschland zu Teil hatte, und die sie zum Flucht trieb. Sie sagt Owour in einem Dialog: *„wenn du mit mir sprechen willst, musst du schon Deutsch lernen“*, obwohl das gar nicht verständlich ist. Diese arrogante Haltung entfremdet sie zunehmend von ihrer Familie und Umgebung. Ihre passive und negative Haltung lässt sie langsam hinter sich, sie holt ihren Mann (um welchen Preis wird von der Regisseurin nicht herausgehoben) aus den Lager und verschafft ihm eine neue Stelle. Sie baut auch ihre Vorurteile und völlige Distanzierung gegenüber der Einheimischen ab. Sie und Owour freunden sich an, sie arbeitet zusammen mit den Männern auf dem Feld. Unter dem Einfluss ihrer Tochter, zeigt sie schließlich dann auch Interesse an den Sitten und Bräuche der Schwarzen. Zusammen besuchen sie ein Fest in dem Dorf der Einheimischen. In Afrika lernt sie, was Toleranz bedeutet: *„Unterschiede sind etwas Gutes, und kluge Menschen werden dir dein Anderssein niemals vorwerfen.“*

An Deutschland denkt sie mit Schmerz und Hass, zu Walter sagt sie in einem Gespräch, dass sie nicht mit den Mördern ihrer Eltern in einem Land leben will. Doch am Ende besiegt den Schmerz und die Angst das wieder gewonnene Liebe und Vertrauen in Walter, und natürlich die Hoffnung auf ein besseres Deutschland für den Neuankömmling der Familie Redlich.

Regina kommt als scheues, ängstliches sechsjähriges Mädchen nach Kenia. Als empfindliches Kind spürt sie die Spannung und Gefahr in Deutschland. Den ersten Kontakt mit Afrika erlebt sie als warm und sicher, als sie bei Ihrer Ankunft Owour in die Armen nimmt und ihr die weichen Zaubersprüche auf Suaheli in die Ohren flüstert. Damit beginnt eine wunderbare Freundschaft, die beiden werden unzertrennlich. Owour führt sie in die Welt Afrikas ein: er macht sie mit den Einheimischen bekannt, mit den Tieren, mit der Sprache und mit den Sitten. Warum sich Regina so offen und neugierig gegenüber dieser Welt zeigt kann aus mehreren Perspektiven erklärt werden. Die magische Welt Afrikas, die Ungezwungenheit und das freie Spielen kann durchaus für

---

<sup>15</sup> [http://www.dieterwunderlich.de/Zweig\\_afrika.htm#cont](http://www.dieterwunderlich.de/Zweig_afrika.htm#cont) (Zugriff am 18.07.2016)

sie ein Zufluchtsort sein. Der Freund Süsskind und Owour charakterisieren sie, als wäre sie bereits einer von den Schwarzen, und dass sie bereits so denke und spreche, wie die Einheimischen. Die Offenheit, die sie gegenüber der Einheimischen zeigt, distanziert sie zugleich von ihren Eltern. Als sie dann in der englischen Schule auf Englisch lernt, wird Walter damit konfrontiert, dass er und seine Tochter nicht die gleiche Sprache sprechen. Das macht für Regina die Rückkehr nach Deutschland so schwierig. Doch hier gewinnt auch die Liebe für ihren Vater, und die Gewissheit, was ihr Owour gibt: die Eltern brauchen sie, denn sie denken noch wie ein *toto* (Kind).

Auch andere Figuren, Freunde, wie Owour (der Koch), Kimani (Diener im Ol' Joro Orok), Süsskind (Emigrant, Familienfreund) und „Feinde“ Mr. Morisson (englischer Arbeitsgäber) gewinnen an Wichtigkeit. Stefanie Zweig lässt sich in ihren Roman viel Zeit bei der nuancierten Darstellung der Entwicklung der drei Hauptfiguren und beleuchtet zwischendurch immer wieder auch andere Flüchtlingsschicksale. Sie vermeidet Klischees und präsentiert (aus eigener Erfahrung) ein realistisches Bild vom Leben deutscher Emigranten in Afrika. Darin ist der Autorin auch Caroline Link, die Regisseurin und Drehbuchautorin treu geblieben. Ihr Stil ist klar und direkt, und dass charakterisiert auch ihre Figurenbeschreibung. Sie versucht die klassischen Stereotypen zu vermeiden, sie wertet nicht: in Film ist keiner von den Hauptfiguren eindeutig der Gute und der andere der Böse. Walter ist nicht eindeutig der Bessere, nur weil er sich schneller einlebt, er hat durchaus Schwächen, er hat zu wenig Geduld mit seiner Frau, und spricht auch nicht genug mit ihr. Jettel bleibt nicht in ihrer unbeholfenen, verwöhnten Rolle als Bürgersfrau stecken, sie lernt selbständig zu denken und zu handeln. Jeder der drei Hauptfiguren wird in ihrer persönlichen Entwicklung gezeigt, wobei die Aufmerksamkeit und die Sympathie abwechselnd aber immer in Balance bei allen dreien liegen.<sup>16</sup>

Die Regisseurin fällt jedoch nicht in die Falle, Afrika unrealistisch, zu romantisch schildern zu wollen. Die farbenprächtigen Bilder Afrikas zeigen die Schönheit, das Exotische des Kontinents, aber auch die Armut und andere Schattenseiten werden durch sie klar. Alte Klischees werden vermieden: weder als arme Ausgebeutete, noch als glückliche Primitive erlebt man die Kenianer, sondern als normale Menschen, die eben anders sind, und anders Leben. Die Verbundenheit zwischen der Familie Redlich und den Kenianern erwächst aus der gegenseitigen Toleranz, die sich an beiden Seiten nach und nach erwächst. Die Redlichs erleben keine aggressive Integrations- oder Assimilationsversuche, sie genießen ein Gastrecht, das den beiden Seiten erlaubt ehrlich aber nicht unkritisch mit einander umzugehen. Die Familie Redlich überlebt in Afrika, weil sie die Werte wie Freundschaft, Vertrauen, Hoffnung und Toleranz in einer extremen Lebenssituation zu schätzen und bewahren lernt.

Über die Musik sagen die Kritiker, dass es eine wunderbare Mischung aus eleganten klassischen Einlagen und der afrikanischen Folklorlieder, sowie Trommelrhythmen ist.<sup>17</sup>

Ziel dieses Beitrags war es, Möglichkeiten aufzuzeigen, wie Filme die interkulturelle Kompetenz fördern können. Dabei wurde von der Grundthese ausgegangen, dass in

---

<sup>16</sup> <http://www.filmstarts.de/kritiken/35845-Nirgendwo-in-Afrika.html> (Zugriff am 21.07.2016)

<sup>17</sup> <http://www.filmmusik2000.de/reinir.htm> (Zugriff am 22.07.2016)

Filmen nicht nur durch Dialoge sondern auch die Eigenschaften der Personen und über die Gestaltungsmittel wie Kameraführung, Filmmusik oder Requisiten implizit Werte übermittelt werden. Daraus folgt, dass eine Analyse der kommunikativen Prozesse und der Inszenierungen im Film einen Einblick in die Werte und Normen einer Kultur erlaubt. Die Filme können also als Anreiz für Diskussionen über unterschiedliche Wertestandards genutzt werden. Schließlich eignen sich Filme gut zur Reflektion darüber, wie bestimmte Themen in der Zielkultur kommuniziert werden können.

# **DaF-Didaktik und Sprachwissenschaft**



## **Ausdrucksmittel personaler Bezugnahme im Deutschen, Rumänischen und Ungarischen. Eine kontrastive Korpusanalyse am Beispiel von Medieninterviews**

### **1. Problemstellung**

Die sprachliche Kommunikation besitzt einen deutlichen sozialen Hintergrund, der besonders handgreiflich in der mündlichen Alltagssprache zum Ausdruck kommt. Der Sprecher macht immer wieder von Formen Gebrauch, die den Hörer benennen, auf ihn bzw. auf andere potenzielle Gesprächspartner verweisen, die Eröffnung oder den Abschluss eines Kommunikationsereignisses signalisieren, die Richtung der kommunikativen Relation spezifizieren bzw. den kommunikativen Kontakt intensivieren. Die Funktion aller dieser Mittel ist im Grunde dieselbe: Analog und parallel zu körperlichen Berührungen, die mitunter – mit kulturabhängiger Intensität – die gesprochene Rede begleiten, fungieren sie als „verbale Berührungen“<sup>1</sup>, die den Kommunikationspartner spezifizieren, an ihn appellieren und dadurch einfach signalisieren, dass die Partner wirklich miteinander und nicht nur sozusagen „aneinander vorbei-“ sprechen. Zum Teil handelt es sich um völlig grammatikalisierte, d.h. obligatorisch wählbare Formen, die im Normalfall nicht ohne Weiteres (und vor allem nicht dauernd) vermeidbar sind. Die Distribution dieser sprachlichen Formen folgt einer festen Normierung, die sich ein nativer Sprecher bereits während des L1-Spracherwerbs bzw. im Laufe seiner Sozialisierung aneignet und deren Nichtbeachtung in der Regel als gravierender sozialer Fauxpas empfunden wird. Die Gesamtheit dieser Formen, die in einem Spannungsfeld zwischen Grammatik und Sprachpragmatik anzusiedeln sind, werden im Weiteren *Ausdrucksmittel personaler Bezugnahme* (APB) genannt (ein Überblick über das Inventar dieser Formen in den drei Sprachen wird im Abschnitt 2 geboten).

Mit der kontrastiven Dimension der APB wurde ich in voller Stärke im Laufe der Arbeit an der Deutsch-ungarischen kontrastiven Grammatik (duk – Pilarský 2013) konfrontiert. Es hat sich herausgestellt, dass trotz eines stark konvergenten Aufbaus dieses Systembereichs und eines hochgradigen Parallelismus der entsprechenden Sprachmittel im ganzen Bereich der APB (insbesondere auf dem Gebiet der sog. Anrede Modi) erhebliche interlinguale Unterschiede in ihrem Gebrauch zum Vorschein kommen. Die in deutsch-ungarischer Relation ausgewiesenen spektakulären Kontraste (Pilarský 2013a: 872ff.), die weiter unter 3.3. kurz skizziert werden, gehen ausschließlich von der sprachlichen Alltagsempirie aus und stützen sich vorerst auf keine exakteren und schlüssigen Analysen. In diesem Beitrag sollen die in der Relation Deutsch-

---

<sup>1</sup> Den Quasi-Terminus *verbale Berührung* verwende ich in Anlehnung an Balázs (2001: 153).

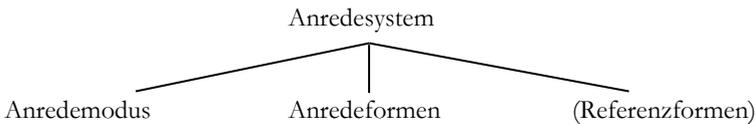
Ungarisch bereits früher konstatierten Abweichungen an einem Korpus von Medieninterviews als typischen Repräsentanten der mündlichen Alltagssprache dokumentiert bzw. bestätigt werden. Die Hinzuziehung des Rumänischen als einer Art Kontrollgröße kann durch die naheliegende Annahme gerechtfertigt werden, dass die im Verhältnis zum Deutschen festgestellten Besonderheiten der APB im Ungarischen diese Sprache auch im Vergleich mit manchen anderen Sprachen des mittel-osteuropäischen Sprachraums charakterisieren.

## 2. System und Gebrauch der APB in den einzelnen Sprachen

Der Bereich der APB (der auch *Anredesystem* genannt werden kann) umfasst in unseren Objektsprachen folgende Sprachmittel (ob dieses Inventar sprachuniversal ist, sei in diesem Kontext dahingestellt)<sup>2</sup>:

1. Anredemodus („duzende“ und „siezende“ Pronominal- und Verbformen),
2. Anredeformen (die adressativen Sprechakte Gruß und Anrede).

In einem weiteren Sinne dieses Terminus stehen dem APB-Bereich auch die Referenzformen für Dritte, an der aktuellen Kommunikation Unbeteiligte, nahe. Dieser Unterbereich wird jedoch im vorliegenden Beitrag nicht berücksichtigt. Das Anredesystem weist also folgende Struktur auf:

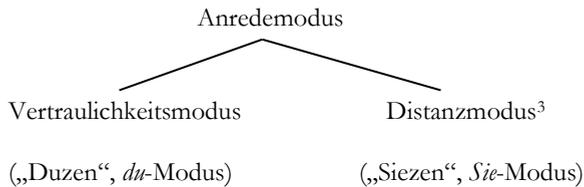


### 2.1. Deutsch

Die primäre Differenzierung des *Anredemodus* ist im Deutschen zweigliedrig und umfasst die Dichotomie von Vertraulichkeitsmodus und Distanzmodus:

---

<sup>2</sup> Gemeinhin werden diese Sprachmittel dem Terminus *Anredesystem* subsumiert. Auf dieser Basis werden auch abgeleitete Termini wie *Anredeform*, *Anredewort* u.a. geprägt (dasselbe betrifft die ung. Äquivalente *megszólitás*, *megszólitó névmás* oder *megszólitásforma*). Durch diesen terminologischen Gebrauch gerät jedoch der Begriff *Anrede* in Konflikt zur *Anrede* im Sinne von Engel (1991/1992: 62; 2004/2009: 50), nämlich als Sprechakt der Kontaktumgrenzung mit der Funktion, Anfang oder Ende eines Gesprächsereignisses zu signalisieren. Trotzdem tradiert sich dieser Wortgebrauch weiter, wobei auch hochrangige und terminologisch ausgereifte Werke (wie die IDS-Grammatik) den Begriff *Anrede* bald in engerer, bald in weiterer Bedeutung gebrauchen. Um diese terminologische Tradition nicht zu brechen und gleichzeitig der Doppeldeutigkeit dieses Begriffs entgegenzuwirken, verwende ich den Terminus *Anrede* im Sinne von Engel als Bezeichnung für einen Sprechakt, was u.a. ermöglicht, den gesamten Bereich der Sprachmittel personaler Bezugnahme vereinfacht als *Anredesystem* zu bezeichnen.



Die IDS-Grammatik charakterisiert diese Dichotomie mit den Ausdrücken „Nähe“ und „Distanz“, wobei beide Letzteren zusätzlich bipolar charakterisiert werden (vgl. Zifonun et. al. 1997: 926):

	positiv	negativ
<i>du</i> (Nähe)	Intimität und Solidarität	Mangel an bürgerlicher Mündigkeit, Geringschätzung
<i>Sie</i> (Distanz)	Anerkennung der relativen Gleichberechtigung bzw. Respekt	fehlende Intimität/Solidarität, Formalität, Unpersönlichkeit

Deutsche Anreden erscheinen im Gegensatz zu einigen anderen Sprachen, die für die Anrede eine spezielle Flexionsform (den sog. Vokativ) besitzen, mehrheitlich in Form artikelloser Nominalphrasen im Nominativ (*lieber Freund!, verehrte Hörerinnen und Hörer!*). Die Anredewahl hängt mit der Moduswahl eng zusammen. In der gesprochenen Sprache<sup>4</sup> wird bei Vertraulichkeitsmodus eine Anrede durch bloße Vornamen (ggf. in Form von Hypokoristika) verwendet. Je nach der Vertrautheit der Beziehung kann die Anrede durch das Pronomen *du/te* ergänzt werden (*du, Arno!*). Bei Distanzmodus überwiegen im Deutschen Anredeformen, die durch eine Kombination aus Anredenomen bzw. Rollen-/Funktionsbezeichnungen und Familiennamen entstehen (*Frau Müller!, Herr Professor!*). Das Deutsche verfügt über keine neutralen Anredeformen für namentlich Unbekannte. (Die IDS-Grammatik spricht hier von einer „lexikalischen Lücke“ – Zifonun et. al. 1997: 925). Kinder verwenden gegenüber Erwachsenen, die sie siezen, im Grunde dieselben Anreden wie Erwachsene untereinander bei Distanzmodus. Relativ selten kommen im Deutschen asymmetrische Anredeformen

<sup>3</sup> Ein Problem terminologischer Natur ist mit Begriffen wie *höfliche Form, Höflichkeitsform* bzw. *Höflichkeitsanrede* verbunden, die verschiedentlich als Bezeichnungen für den Distanzmodus gebraucht werden (z.B. Helbig/Buscha 2001: 226 oder Weinrich 1993: 102ff.). Diese Termini sind wissenschaftlich nicht vertretbar, weil „die Form *Sie* (...) kein Ausdruck der Höflichkeit (ist), sie hat mit Höflichkeit im Grunde gar nichts zu tun: Man kann per *du* sehr höflich, per *Sie* sehr unhöflich sein.“ (Engel 1991/1992: 652). Auch die IDS-Grammatik stellt fest, dass „Höflichkeit (...) kein Fachterminus der Grammatik (ist)“ (Zifonun et. al. 1997: 934) und verwendet den Terminus *Höflichkeitsformen* nicht für den höher spezifizierten Bereich, sondern für solche sprachlichen Formen reserviert, die Höflichkeit in ihrer gemeinsprachlichen Bedeutung reflektieren (wie etwa *höfliche Frage, höfliche Aufforderung* usw.).

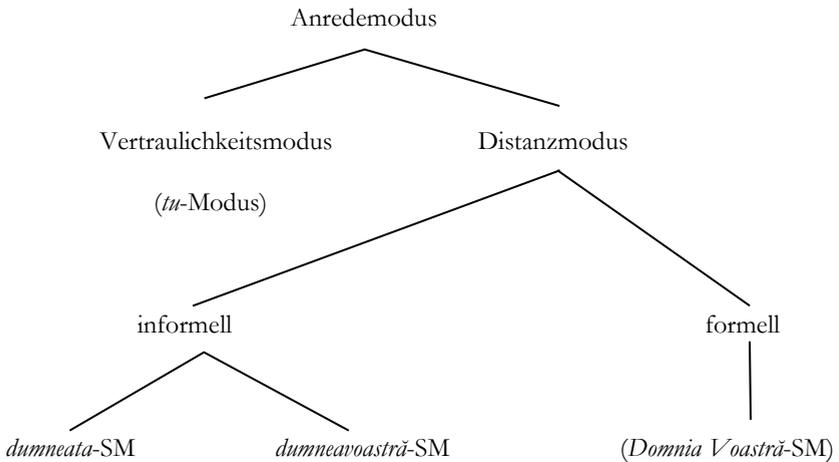
<sup>4</sup> Das für die schriftliche Kommunikation charakteristische Repertoire von Anredeformen geht über den Rahmen dieser Aufsatzes hinaus und wird hier deshalb nicht behandelt.

vor, die mit dem jeweiligen Anredemodus nicht korrespondieren: Das sog. „Hamburger Sie“ (*Sie* + Vorname) ist nur in der Arbeitssphäre üblich. Ebenfalls im Arbeitsbereich wird ab und zu das „Münchner Du“ (*du* + *Herr/Frau X*) gebraucht.

Die Funktion des Sprechaktes *Gruß* besteht darin, dem Partner Beginn oder eben Ende des Kommunikationsereignisses zu signalisieren. Die deutsche Sprache verfügt über zwei relativ diskrete Inventare von Grußformeln, die einerseits dem Vertraulichkeits- (*Hallo, Grüß dich, Ciao ...*), andererseits dem Distanzmodus (*Guten Tag, Grüß Gott, Auf Wiedersehen ...*) entsprechen. Außerdem unterscheidet man zwischen Eröffnungs- und Abschiedsgrüßen. Bei mehrfachem Treffen am selben Tag und am selben Ort (z.B. in einer Institution) wird im Dt. beim *Sie*-Verhältnis lediglich bei der ersten Begegnung ein Gruß erwartet.

## 2.2. Rumänisch

Auch im Rumänischen ist die primäre Differenzierung des *Anredemodus* zweigliedrig (Vertraulichkeitsmodus und Distanzmodus). Der rum. Distanzmodus wird weiter ausdifferenziert in zwei Submodi (SM) mit pronominaler Hörerdeixis: *dumneata(mata, matala ...)* und *dumneavoastră* (Engel et al. 1993: 772). Viel seltener kommt ein Submodus mit nominaler Hörerdeixis (*Domnia Voastră*) vor. Der Submodus mit nominaler Hörerdeixis wird in der modernen rumänischen Grammatikschreibung von den „informellen“ Standard-Submodi mit pronominaler Hörerdeixis durch das Attribut *formell* bzw. *emphatisch* abgegrenzt (vgl. Guțu Romalo et. al. 2005: 216):



Die beiden primären Anredemodi vertreten ähnlich wie im Deutschen die Opposition *vertraulich* ~ *distanziert*, während die beiden Submodi mit pronominaler Hörerdeixis zwei unterschiedliche Grade der sozialen Distanz ausdrücken im Gegensatz zum Deutschen manifestiert sich die Opposition *Vertraulichkeit* ~ *Distanz* im Rumänischen auch in der 3. Person (*Domnia Sa, Domniule Lor*). Diese Formen werden

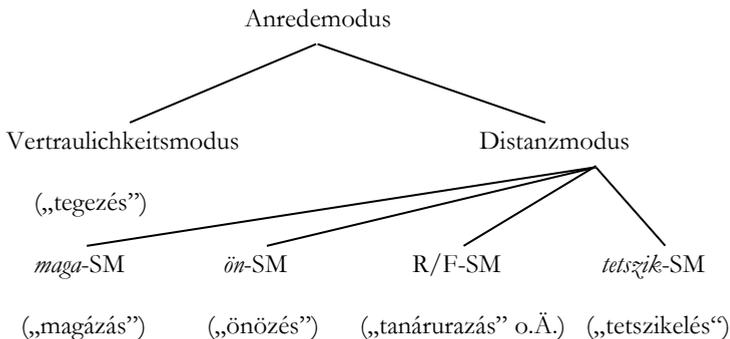
hier jedoch im Einklang mit dem unter 2. Gesagten nicht thematisiert, weil sie nicht den Anredemodus, sondern die Referenzformen für Dritte repräsentieren.

Rumänische *Anreden* haben analog zum Deutschen die Form von Nominalphrasen im Nominativ (*doamna Marinescu!*, *Mihai!*, *draga mea prietenă!*) bzw. in dem (vor allem bei Feminina) im Schwund begriffenen Vokativ (*dragă Florine!*, *dulce Românie!*, †*Ileano!*, †*soro!* – vgl. Engel et. al. 1993: 1151f.) je nach dem Fall ohne Artikel oder mit dem definiten Artikel. Wie im Deutschen ist die Anredewahl an die Moduswahl gebunden. In der gesprochenen Sprache wird bei Vertraulichkeitsmodus eine Anrede durch bloße Vornamen (gelegentlich in Form von Hypokoristika) verwendet. Bei vertrauter Beziehung zum Partner kann die Anrede durch die Partikel *mă* ergänzt werden. Bei Distanzmodus verwendet das Rumänische Anredeformen, die Anredenomina mit Familiennamen und/oder Rollen-/Funktionsbezeichnungen kombinieren (*domnule director general!*, *doamna Popescu!*). Im Unterschied zum Deutschen sind im Rumänischen auch Anredeformen für namentlich Unbekannte möglich (*domnule!*, *domnișoară!* ... – Engel et. al. 1993: 1152). Ähnlich wie im Deutschen verwenden Kinder gegenüber Erwachsenen, die sie siezen, dieselben Anreden wie Erwachsene untereinander bei Distanzmodus.

Je nach Anredemodus werden auch im Rumänischen zwei verschiedene Inventare von *Grußformeln* verwendet (*Ciao!*, *Pa!* ... vs. *Bună ziua!*, *Sărut mâna!*, *La revedere!* ...). Vor allem bei Distanzmodus wird außerdem zwischen Eröffnungs- und Abschiedsgrüßen unterschieden. Bei mehrfachem Treffen am selben Tag wird im Rumänischen (analog zum Deutschen) der Gruß nicht wiederholt (Engel et. al. 1993: 1148).

### 2.3. Ungarisch

Der ungarische Anredemodus gliedert sich primär in den *Vertraulichkeitsmodus* und den *Distanzmodus*. Der Distanzmodus wird weiter differenziert in zwei Submodi mit pronominaler Hörerdeixis (*maga/ön*), einen mit nominalen Rollen- und Funktionsbezeichnungen (R/F) sowie einen meist subjektlosen mit dem Modusverb *tetszik*. Diese Hierarchie lässt sich folgendermaßen veranschaulichen:



Die beiden primären Anredemodi vertraten ursprünglich die Opposition *vertraulich* ~ *distanziert*, allerdings lässt sich in den letzten Jahrzehnten eine Verschiebung in

Richtung einer nur scheinbar<sup>5</sup> verwandten Opposition *informell/solidarisch* ~ *formell/statusbetont* beobachten (vgl. Domonkosi 2002: 148).<sup>6</sup>

In der Distribution der ungarischen primären Anrede Modi zeichnen sich im mündlichen Diskursenorme Abweichungen sowohl vom Deutschen als auch von den übrigen Sprachen der west- und ost-mitteleuropäischen Region ab. Diese Unterschiede manifestieren sich ausschließlich bei der Altersgruppe über 18 Jahre, da unterhalb dieser Altersgrenze in beiden Sprachgemeinschaften ein vollreziproker *du*-Modus als Normalfall gilt. Die markantesten Unterschiede sind folgende:

- Im Ung. wird außer in „statusbetonten“ Sprechsituationen bzw. sofern kein deutliches soziales Gefälle vorliegt, zunehmend vollreziprok geduzt.
- Das Duzen impliziert nicht unbedingt Intimität, Liebe oder Freundschaft.
- Ein Moduswechsel verlangt im Unterschied zu anderen Sprachen der Region **kein** metakommunikatives Ritual mehr (wie etwa „*Wollen wir uns nicht duzen?*“, vgl. Zifonun et al. 1997: 928). Der Wechsel geschieht zunehmend unvermittelt, in der Regel bereits bei der ersten Begegnung („naturwüchsiges“ *Du*).
- Im Ungarischen liegt die obere Altersgrenze für das automatische Duzen wesentlich höher, u.zw. nach Erhebungsdaten aus dem Jahr 2002 (vgl. Domonkosi 2002: 148) bei etwa 30–35 Jahren, was heute mittlerweile schon 40 oder noch mehr bedeutet.
- In der ung. Arbeitssphäre gilt das vollreziproke Duzen üblicherweise für alle Branchenkollegen unabhängig von Rang, Funktion und Bekanntschaftsgrad, bisweilen sogar ohne Rücksicht auf das Alter, als quasi verbindlich.
- Der Geschlechtsfaktor spielt im Ung. (in einem Zusammenspiel mit dem Generationsfaktor) eine bedeutende Rolle (vgl. Domonkosi 2002: 106). Die Neigung zum naturwüchsigen vollreziproken Du besteht einerseits unter Männern, andererseits unter Frauen, aber signifikant weniger zwischen Sprechern unterschiedlichen Geschlechts.
- Das nicht-reziproke Duzen ist v.a. im Vergleich mit dem Deutschen überrepräsentiert. Es wird nicht nur gegenüber Kindern und Jugendlichen praktiziert; mit jovial-herablassendem Ton nicht-reziprok geduzt werden Jüngere, Rangniedrigere oder überhaupt Personen, die aus beliebigen Gründen auf einer tieferen Stufe der sozialen Hierarchie stehen, z.B. Studierende von (besonders älteren) Dozenten, Angestellte von Chefs usw.
- Kinder und Jugendliche unter etwa 18 Jahren verwenden gegenüber Erwachsenen, die sie nicht duzen, den R/F- bzw. den *tetszike*-Modus (*János bácsi is jön ve-lünk?*, *Kati néniék is el tetszenek menni?*). (Im Dt. gibt es solche Anredeformen nur als Reliktparaphrasen des Distanzmodus, die nur peripher, i.d.R. in

---

<sup>5</sup> Trotz aller Ähnlichkeit ist der Unterschied zwischen den beiden Oppositionen ganz fundamental: Bei der Ersteren geht es um die Beziehung zwischen den beiden Gesprächspartnern, bei der Letzteren ist dagegen der Situationsrahmen des Kommunikationsereignisses maßgeblich.

<sup>6</sup> Diese Umbewertung wird von manchen Autoren (z.B. Besch 1998: 23f.; Helbig/Buscha 2001: 226) auch für das gegenwärtige Deutsch vorausgesetzt.

Dienstleistungssituationen (beim Friseur, in einem exklusiven Geschäft o.Ä.) vorkommen (z.B. *Was wünschen die Herrschaften?* – vgl. Zifonun et. al. 1997: 919).

- Im Unterschied zu den anderen Sprachen der Region fällt im Ungarischen eine fast generell vorhandene *Unlust* zum Distanzmodus. Die Gründe dafür liegen in unterschiedlichsten Bereichen und haben sprachliche, historische, sozialpsychologische und soziokulturelle Wurzeln. Die wichtigeren davon sind folgende:
  1. Der *inersprachliche Faktor*: das Vorhandensein von mehreren Submodi, alle von denenegative/unangenehme sozialpsychologische Konnotationen haben und keiner von denen generell verwendet werden kann (vgl. Domonkosi 2002: 151).
  2. Die sprachliche *Erziehung* in der Familie: Kinder werden fast generell zum Gebrauch des unpersönlichen *tetszike*-Submodus angehalten, somit bekommen sie zu wenig Gelegenheit, die Verwendung der Submodi mit Hörerdeixis zu praktizieren und finden diese lebenslang unnatürlich und fremd.
- Eine deformierte Einstellung zu den Distanzformen besteht auch darin, dass viele Sprachbenutzer diesen Modus zunehmend mit negativen oder zumindest unangenehmen Kontexten verknüpfen. Deshalb fühlen sie sich in Situationen, wo sie diesen Modus gebrauchen müssen, veranlasst, einen offensiven, konfliktuellen bzw. belehrenden Ton anzusetzen.
- Die Ressentiments gegen den Distanzmodus und die allgemeine Verunsicherung in Bezug auf den Gebrauch der einzelnen Submodi münden in diverse Fluchtstrategien, von denen v.a. folgende zwei zu nennen sind: 1. Tendenz zum generellen Duzen und 2. verschiedene Ausweichstrategien:
  1. Der Sprecher vermeidet eine direkte Bezugnahme auf den Partner durch eine unpersönliche Konstruktion (*A 3-as ablakhoz kell menni.* statt *Menjen a 3-as ablakhoz!*, *Oda mi les?* statt *Mit kíván?*).
  2. Er transponiert den Redeinhalt in die unproblematische 1. Pers. (*Nézziük meg az árát!* statt *Meg tudná mondani, mennyibe kerül?*, *Hadd kérjek egy tasakot.* statt *Adjon, kérem, egy tasakot!*).

In ihrer überspitzten Form führen solche Fluchtstrategien dazu, dass der Sprecher die sprachliche Kommunikation mit dem „problematischen“ Partner (d.h. mit der Person, die nicht ohne Weiteres geduzt werden kann) auf ein vertretbares Mindestmaß reduziert, was weitgehende sozialpsychologische Störungen zur Folge haben kann.

Ungarische *Anreden* treten in der Regel in Form artikelloser Nominalphrasen im Nominativ auf. Das Kernnomen (außer Eigennamen, Titeln und Funktionsbezeichnungen) bekommt im Ung. üblicherweise ein Possessivsuffix der 1. Person (*Kedves barátom!*, *Kedves vendégeink!*). Die Anredewahl korreliert mit der Moduswahl. In der gesprochenen Sprache überwiegen bei Vertraulichkeitsmodus Anreden durch bloße Vornamen (öfters in Form von Hypokoristika). Bei vertraulicher Beziehung kann die Anrede durch das Pronomen *te* ergänzt werden. Bei Distanzmodus sind im Ungarischen Anredeformen, die durch eine Kombination aus Anredenomen

bzw. Titel (und evtl. Familiennamen) entstehen, nur in offiziellen Situationen (*Miniszterelnök úr!*, *Tanszékvezető asszony/úrnő!*) sowie in einigen traditionellen Verbindungen wie etwa (*Tanár úr!/Tanárnő!*) üblich. Im Alltag wirken diese Formen unnatürlich (oder merkwürdigerweise sogar beleidigend – vgl. Balázs 2001: 153; Domonkosi 2002: 118) und werden weitgehend – auch bei Distanzmodus – durch bloße Vornamen ersetzt. Im Kontrast zum Deutschen sind im Ungarischen neutrale Anredeformen für namentlich Unbekannte üblich (*Uram!*, *Fiatalembert!*, *Hölygem!*, ...). Kinder verwenden gegenüber Erwachsenen, die sie siezen, anstatt von Anreden wie *úr/-nő/asszony* werden die Anredenominata *bácsi/néni* und anstatt von Familiennamen werden Vornamen (oft in Koseform) oder (seltener) Funktions- oder Berufsbezeichnungen gebraucht (*Zoli bácsi!*, *Tanár néni!* ...). Im Alltag sind auch asymmetrische, mit dem jeweiligen Anredemodus nicht korrespondierende Anreden möglich:

1. *maga/ön*-Modus + Vorname ersetzt bei Distanzmodus die obsoletere Anrede mit Familiennamen (*János, idejönne egy kicsit?*);
2. *te* + Titel/Funktionsbezeichnung + *úr* kommt bei Vertraulichkeitsmodus und gleichzeitigem sozialem Gefälle vor, jedoch zumeist nur unter Männern (*Nem tudod, tanár úr, hol vannak a tegnapi eredmények?*).

Ähnlich wie im Deutschen und im Ungarischen bilden auch ungarische *Grußformeln* zwei verschiedene Inventare, die dem jeweiligen Anredemodus entsprechen (*Szia!*, *Helló!*, *Csá!* vs. *Jó reggelt (kívánok)*, *(Kézét) csókolom!*, *Viszontlátásra!* ...), wobei man v.a. bei Distanzmodus zwischen Eröffnungs- und Abschiedsgrüßen unterscheidet. Bei mehrfachem Treffen am selben Tag und am selben Ort wird im Ung. nicht selten auch wiederholt begrüßt. Für die Grußformeln des Distanzmodus ist im Ungarischen dieselbe Abneigung bezeichnend, die diesen Anredemodus selbst begleitet. Die den Tageszeiten entsprechenden Grußformeln, aber auch *Viszontlátásra!* sind besonders bei jüngeren Sprechern enorm unbeliebt und werden gelegentlich durch akzeptablere Paraphrasen oder Kurzformen substituiert (*Üdvözlöm!*, *Tiszteletem!*, *Viszlát* u.dgl.). Eine Ausnahme bildet paradoxerweise nur ein wahrhaftiges Rudiment der kleinbürgerlichen Etikette, u.zw. die Grußformel (*Kézét) csókolom*. 'Küss' die Hand.', die bislang als fast einzig möglicher Eröffnungs- und Abschiedsgruß von Männern gegenüber Frauen sozusagen generell und relativ unbedenklich verwendet wird. Dieselbe Form wird bislang auch von Kindern gegenüber fremden Erwachsenen verwendet (überwiegend in der Kurzform *Csókolom*). Auch in diesem Bereich besteht bei Ungarisch sprechenden oft eine große Unsicherheit, die im Endeffekt allerlei Fluchtstrategien generiert. Typischerweise werden Grußformeln durch Entschuldigungsformeln ersetzt (wie etwa *Elnézést!*, Entschuldigung.). Im Extremfall wird die heikle Grußsituation durch eine Kurzschlussreaktion vermieden, indem man nonchalant in eine andere Richtung blickt oder „zufällig“ die Gangrichtung plötzlich ändert...

### 3. Korpusanalyse

Der Zweck der diesem Beitrag zugrunde liegenden Korpusanalyse besteht darin, die pur alltagsempirisch gewonnenen Schlüsse bezüglich der interlingualen Unterschiede im Gebrauch der Anredemodi an einem Minimalkorpus von vergleichbaren

mündlichen Texten in drei Sprachen zu verifizieren. Dabei war schon die Auswahl der Korpus-texte eine große Herausforderung, denn im Gegensatz zur geschriebenen Sprache sind im mündlichen Bereich praktisch keine Paralleltexte vorhanden. Aus diesem Grund war ich bemüht, für die Analyse Texte bereitzustellen, deren verschiedene Parameter (wie soziale Stellung der Gesprächspartner bzw. ihr soziales Verhältnis, Textsorte, Inhalt bzw. Thema, Zeitdauer, Struktur u. Ä.) im Rahmen des Möglichen einander nahekommen. Diese Bedingung ließ sich bei Medieninterviews relativ gut sicherstellen, deshalb fiel die Wahl gerade auf diese Textsorte. Die Textauswahl erfolgte anhand einer Internet-Suchmaschine, wobei nach Videoaufnahmen von Medieninterviews mit Personen des öffentlichen Lebens zu vergleichbaren Themen sowie von vergleichbarer Zeitdauer und Struktur gesucht wurde. Bei der Suche wurde jeweils die erste Videoaufnahme für die Analyse ausgewählt, die die Vorgaben in etwa erfüllte, ohne dass das Vorkommen der Objektphänomene (d.h. der APB) darin vorläufig berücksichtigt wurde. Diese Maßnahme hielt ich für besonders wichtig, um Objektivität zu sichern und dem möglichen Effekt einer *self-fulfillingprophesy* entgegenzuwirken.<sup>7</sup>

Bei der eigentlichen Analyse wurde im gesprochenen Text nach allen Erscheinungsformen der APB (wie Anredemodus, Gruß und Anredeformen) gesucht und die Summen der dermaßen ermittelten „verbalen Berührungen“ (VB) in den drei Sprachen wurden miteinander verglichen. Die Ergebnisse der Korpusaufbereitung werden in den folgenden Abschnitten tabellarisch ausgewiesen.

### 3.1. Deutsch

Clip Nr. Zeitdauer:07:59 Dateiname:BrgmstrBedburg.flv Sprache:Dt.  
01

#### Grußformeln

Nr.	Zeitstelle	Redakteur	Interviewpartner
-----	------------	-----------	------------------

#### Anreden

Nr.	Zeitstelle	Redakteur	Interviewpartner
1.	00:29	<i>Herr Koerd, ...</i>	
2.	04:25	<i>Herr Koerd, ...</i>	

<sup>7</sup> Online-Zugang für die Analysetexte: <http://pilarsky.sweb.cz/APB.html>

Formen mit Anredemodus			
Nr.	Zeitstelle	Redakteur	Interviewpartner
3.	00:30	<i><b>Sie sind</b> ... Bürgermeister ...</i>	
4.	00:34	<i><b>Sie sind</b> ... tagsüber im Rathaus ...</i>	
5.	00:37	<i><b>Sie sind</b> ... abends unterwegs ...</i>	
6.	00:44	<i><b>Sie sind</b> ... auf der Zielgeraden eines ...</i>	
7.	00:47	<i>... <b>haben Sie</b> eigentlich so Momente ...</i>	
8.	00:48	<i>... wo <b>Sie sagen</b> ...</i>	
9.	00:54		<i><b>Sie habenrecht,</b> ...</i>
10.	01:47	<i>... welches Konzept <b>haben Sie</b> ...</i>	
11.	02:55	<i>... <b>Sie haben</b> es gerade <b>gesagt</b> ...</i>	
12.	04:36	<i>... wirkt ... nicht <b>Ihren</b> Plänen entgegen ...</i>	
13.	06:24	<i>... ob <b>Sie</b> offen <b>sind</b> ... für neue ...</i>	
14.	06:32	<i>... <b>habenSie</b> sich der Stimme <b>enthalten</b> ...</i>	
15.	07:50	<i>... und wünsche <b>Ihnen</b> viel Erfolg ...</i>	

VB (Redakteur): 14

VB (Partner): 1

Gesamtzahl der VB: 15

### 3.2. Rumänisch

Clip Nr. Zeitdauer:08:05 Dateiname:Primar Oltenita.flv Sprache:Rum.  
02

#### Grußformeln

Nr.	Zeitstelle	Redakteur	Interviewpartner
-----	------------	-----------	------------------

#### Anreden

Nr.	Zeitstelle	Redakteur	Interviewpartner
1.	00:33	<i>domnule primar, ...</i>	
2.	03:20	<i>domnule primar, ...</i>	
3.	06:17	<i>domnule primar, ...</i>	
4.	07:09	<i>domnule primar, ...</i>	
5.	08:01	<i>domnule primar, ...</i>	

#### Formen mit Anredemodus

Nr.	Zeitstelle	Redakteur	Interviewpartner
6.	00:40	<i>... în sala de lângă dumneavoastră ...</i>	
7.	00:48	<i>Ce ne puteți spune despre ...</i>	
8.	00:51	<i>... interviului pe care vrem să vi-l luăm ...</i>	
9.	01:22		<i>Dacă vreți, ziua orașului ar putea fi ...</i>
10.	03:21	<i>... curioși să vadă ce le-ați</i>	

		<i>pregătit ...</i>	
11.	03:38	<i>... ce le-ați pregătit în acest an ...</i>	
12.	07:11	<i>... să stăm de vorbă cu dumneavoastră ...</i>	
13.	07:15	<i>... ați dori să mai completați ...</i>	
14.	07:46		<i>... povestindu-mi despre dumneavoastră ...</i>
15.	8:00	<i>... vă mulțumim pentru interviu, ...</i>	
16.	8:01		<i>Și eu vă mulțumesc ...</i>
17.	8:02		<i>... și vă mai aștept la alte evenimente ...</i>

VB (Redakteur): 13

VB (Partner): 4

Gesamtzahl der VB: 17

### 3.3. Ungarisch

Clip Nr. Zeitdauer: 07:58 Dateiname: UPC komm\_igazg.flv Sprache: Ung. 03

#### Grußformeln

Nr.	Zeitstelle	Redakteur	Interviewpartner

#### Anreden

Nr.	Zeitstelle	Redakteur	Interviewpartner

#### Formen mit Anredemodus

Nr.	Zeitstelle	Redakteur	Interviewpartner

VB (Redakteur): 0

VB (Partner): 0

Gesamtzahl der VB: 0

Da die Ergebnisse der Analyse des ungarischen Korpus-textes (Clip 3) auch die kühnsten Erwartungen übertreffen, habe ich entgegen der ursprünglichen Absicht noch einen zusätzlichen Kontrolltext (Clip 4) mit ähnlichen Parametern analysiert, um den Zufallsfaktor zu eliminieren. Interessanterweise sind die Resultate zwar nicht so eklatant wie bei Clip 3, doch jedenfalls erheblich bescheidener als im Fall der anderen zwei Sprachen:

Clip Nr. Zeitdauer:11:09 Dateiname:Ujpestiplgmstr.flv Sprache:Ung.  
04

#### Grußformeln

Nr.	Zeitstelle	Redakteur	Interviewpartner
1.	00:19	<i>Szépnapotkívánok.</i>	
2.	00:20		<i>Szépnapotkívánok.</i>

#### Anreden

Nr.	Zeitstelle	Redakteur	Interviewpartner
3.	11:02	<i>Polgármesterúr, ...</i>	

#### Formen mit Anredemodus

Nr.	Zeitstelle	Redakteur	Interviewpartner
4.	11:07	<i>Köszönöm, bogyított.</i>	

VB (Redakteur): 3

VB (Partner): 1

Gesamtzahl der VB: 4

#### 4. Fazit

Die Ergebnisse der Analyse haben die alltagsempirisch gewonnenen Daten in vollem Maße bestätigt. Die Zahl der durch APB vermittelten „verbalen Berührungen“ im medial-mündlichen Diskurs als typischem Repräsentanten der gesprochenen Sprache liegt im Ungarischen bedeutend tiefer als in den beiden Vergleichssprachen, wie aus der folgenden tabellarischen Zusammenfassung folgt:

Sprache	VB Redakteur	VB Interviewpartner	VB gesamt
Deutsch	14	1	15
Rumänisch	13	4	17
Ungarisch (Clip 3)	0	0	0
Ungarisch (Clip 4)	3	1	4

Obwohl es sich beim analysierten Korpus naturgemäß um keine Paralleltexte handelt, sind die ausgewiesenen Werte dennoch relativ konklusiv, weil die Parameter der Analysetextweitgehend analog sind. (Das durch die Analyse sekundär ausgewiesene Gefälle zwischen der Anzahl der VB seitens des Redakteurs und des Interviewpartners bzw. zwischen den Vertretung der einzelnen Typen der APB ist dagegen textsortenspezifisch und deshalb für die zu formulierenden Schlüsse nicht signifikant.)

Die Ergebnisse dokumentieren recht anschaulich die bereits früher konstatierten tiefgreifenden Unterschiede im Gebrauch des Distanzmodus und der dadurch implizierten Formen der Sprechakte Gruß und Anrede zwischen dem Ungarischen und anderen Sprachen der west- und ost-mitteleuropäischen Region. Der heutige Ungarischsprechende tendiert v.a. im mündlichen Diskurs unter dem Einfluss verschiedener inner- und außersprachlicher Faktoren dazu, den Distanzmodus möglichst zu eliminieren und diesen durch diverse Paraphrasen zu substituieren. Dies betrifft folglich auch die Anzahl der dem Distanzmodus entsprechenden Anredeformen und Grußformeln, deren Frequenz gegenüber den Vergleichssprachen ebenfalls erheblich niedrige Werte aufweist. Die Unterrepräsentierung bis Absenz der VB verleiht dem Diskurs einen seltsamen, in anderen Sprachen unbekanntem unpersönlichen Charakter, der die Sprache in eine Sackgasse treibt und die soziale Dimension der Kommunikation beeinträchtigt. Eine Erhöhung des Anteils der APB (entweder durch Verallgemeinerung des Vertraulichkeitsmodus wie etwa in den skandinavischen Sprachen oder durch Rehabilitation eines der Submodi mit pronominaler Hörerdeixis) würde m.E. zur Verbesserung der Qualität der sozialen Kommunikation und somit auch des gesellschaftlichen Klimas im ungarischen Sprachgebiet beitragen. Natürlich ist der Weg zur einem solchen Ziel nicht leicht, weil die historisch entstandenen Stereotypen zu tief sitzen, als

dass sie sich durch gezielte operative Maßnahmen ohne Weiteres korrigieren ließen. Trotzdem ist kein Preis zu hoch, wenn so viel auf dem Spiel steht.

## Literatur

- Balázs, Géza: Magyar nyelvhelyességi lexikon. Budapest: Corvina, 2001.
- Besch, Werner: Duzen, Siezen, Titulieren. Zur Anrede im Deutschen heute und gestern. Göttingen: Vadenhoeck & Ruprecht, 1998.
- Domonkosi, Ágnes: Megszólítások és beszédpartnerre utaló elemek nyelvhasználatunkban. A Debreceni Egyetem Magyar Nyelvtudományi Intézetének Kiadványai, 79. szám. Debrecen, 2002.
- Engel, Ulrich: Deutsche Grammatik. 2 Bde, verbesserte Auflage. Heidelberg: Julius Groos Verlag/Budapest: Múzsák Kiadó, 1991/1992.
- Engel, Ulrich et. al.: Kontrastive Grammatik Deutsch-Rumänisch. 2 Bde, Heidelberg: Groos, 1993.
- Engel, Ulrich: Deutsche Grammatik. Neubearbeitung. München: IUDICIUM Verlag GmbH, 2004/2009.
- Guțu Romalo, Valeria (Hg.): Gramatica limbii române I: Cuvântul. București: Editura Academiei Române, 2005.
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Berlin – München: Langenscheidt KG, 2001.
- Pilarský, Jiří (Hg.): Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó, 2013.
- Pilarský, Jiří: Ausdrucksmittel personaler Bezugnahme. In: Pilarský, Jiří (Hg.): Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó, 2013, S. 867–885.
- Weinrich, Harald: Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag, 1993.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno: Grammatik der deutschen Sprache. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 1997.



## Deverbale Suffixderivation als Marker der perfektiven Aktionsart in ungarisch-deutscher Relation

### 1. Aktionsart und Aspekt

Sowohl in der deutschsprachigen, als auch in der ungarischen linguistischen Fachliteratur bilden die Begriffe Aktionsart und Aspekt den Gegenstand vieler Untersuchungen und liefern den Grund für zahlreiche terminologische Diskussionen.<sup>1</sup> Der vorgegebene Rahmen erlaubt uns jedoch nur eine knappe Auseinandersetzung mit terminologischen Fragen.

Der Begriff Aspekt kann als grammatische Kategorie gefasst werden. Als ausgesprochene Aspektsprachen gelten bekanntlich die slawischen Sprachen, u.a. das Russische, bei dem systematisch von durativ-perfektiven Verbpaaren ausgegangen werden kann. Da weder das Deutsche noch das Ungarische über solche Verbpaare verfügt, wird in ihnen die Existenz der Kategorie ‚Aspekt‘ mitunter in Frage gestellt.

In der ungarischen Linguistik hat sich neben ‚geszemplélet‘ (etwa ‚Verbperspektive‘ oder ‚Verbbetrachtung‘) der Begriff ‚aspektus‘ eingebürgert.

Der ungarische Sprachwissenschaftler Ferenc Kiefer (Kiefer 1999) geht davon aus, dass der Begriff ‚Aspekt‘ sowohl eine verbale, als auch eine satzsemantische Kategorie ist, vgl.:

(1a) Sört ivott. – Er/sie hat Bier getrunken. (Verbaspekt: durativ, Satz aspekt: durativ)

(1b) Két üveg sört ivott. – Er/sie hat zwei Flaschen Bier getrunken. (Verbaspekt: durativ, Satz aspekt: perfektiv)

(2a) Egész nap levelet írt. – Er/sie hat den ganzen Tag einen Brief/Briefe geschrieben. (Verbaspekt: durativ, Satz aspekt: durativ)

(2b) Szép levelet írt. – Er/sie hat einen schönen Brief geschrieben. (Verbaspekt: durativ, Satz aspekt: perfektiv)

Bei identischen Verbaspekten handelt es sich um unterschiedliche Satz aspekte. Während die Sätze (1a) und (2a) durativ sind, weisen (1b) und (2b) perfektiven Satz aspekt auf.

Je nachdem ergebe sich nach Kiefer der Satz aspekt aus der Satzstruktur, der Semantik des Verbs sowie der Bedeutung der übrigen Wörter im Satz (vgl. Kiefer 1999: 257).

---

<sup>1</sup> Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien hier nur einige Werke erwähnt: Andersson (1989), Bartsch (1980), Fabó (1978), Fabó (1985), Fabó (1989), Herweg (1990), Keszler (2001), Kiefer (1992), Kiefer (1999), Löbner (1988), Schrodtt/Donhauser (2003), Schwall (1991), Wacha (2001a), Wacha (2001b).

In den gängigen Gegenwartsgrammatiken des Deutschen hat sich der Begriff ‚Aktionsart‘ am meisten etabliert. Bei Helbig und Buscha (1996) sowie im Duden (1984) wird das Wort ‚Aspekt‘ gar nicht verwendet, im Duden (2006) wird dieser Terminus mit Absicht vermieden (vgl. Duden 2006: 418) und festgestellt, dass „die Fachterminologie zum Thema Aktionsart sehr uneinheitlich und verwirrend“ ist. (ebd.: 415) Anstelle von ‚durativ‘ und ‚perfektiv‘ erscheinen hier die Begriffe ‚telisch‘ und ‚atelisch‘ (vgl. ebd.). Die Aktionsart eines Verbs wird eher als ein Potenzial interpretiert, das „je nach dem Zusammenhang, in dem das Verb erscheint, die eine oder die andere Richtung nehmen kann. Wichtig ist dabei, mit welchen Satzgliedern – vor allem Ergänzungen – das Verb sich verbindet.“ (ebd.: 416)

atelisch oder neutral	telisch
(Kirschen) essen, (Wein) trinken	ein Kilo Kirschen essen, zwei Glas Wein trinken
tanzen, gehen, weinen	einen Tango tanzen, einen schweren Gang gehen, viele Tränen weinen
fahren, begleiten, folgen	das Auto in die Garage fahren, jmdn. nach Hause begleiten, jmdm. ins Ausland folgen (vgl. ebd.)

Nach Lewandowski (1994: 34) steht Aktionsart „der Kategorie des Aspekts nahe, hat aber im Gegensatz zu dieser keine Paradigmatik ausgebildet und verbleibt auf lexikalisch-semantischer Ebene.“

Mit Helbig und Buscha (1996: 72) verstehen wir im Weiteren unter Aktionsart

die *Verlaufsweise* und *Abstufung* des Geschehens, das vom Verb bezeichnet wird. Die Differenzierung des Geschehens erfolgt nach dem *zeitlichen* Verlauf (Ablauf, Vollendung; Anfang, Übergang, Ende) und nach dem *inhaltlichen* Verlauf (Veranlassen, Intensität, Wiederholung, Verkleinerung).

Aufgrund dieser Kriterien ist folgende Subklassifizierung der Verben möglich (ebd.: 72):

1. *Durative Verben* (auch: *imperfektive Verben*) bezeichnen den reinen Ablauf oder Verlauf des Geschehens, ohne daß etwas über Begrenzung und Abstufung, über Anfang und Ende des Geschehens ausgesagt ist: *arbeiten, blühen, essen, laufen, schlafen*

Zu den durativen Verben gehören auch:

(1) die *iterativen* oder *frequentativen* Verben, die die Wiederholung eines Geschehens ausdrücken: *flattern, gackern, plätschern, streicheln*

(2) die *intensiven* Verben, die die Verstärkung eines Geschehens ausdrücken: *brüllen, saufen, sausen*

## Deverbale Suffixderivation als Marker der perfektiven Aktionsart

(3) die *diminutiven* Verben, die die Abschwächung des Geschehens (eine geringe Intensität) ausdrücken: *hüsteln, lächeln, tänzeln*

2. *Perfektive Verben* grenzen den Verlauf des Geschehens zeitlich ein oder drücken den Übergang von einem Geschehen zu einem anderen Geschehen aus.

Nach den Phasen des Geschehens kann man folgende Subklassen unterscheiden (ebd.: 72f.):

(1) die *ingressiven* oder *inchoativen* Verben: die den Anfang eines Geschehens bezeichnen:

*aufblühen, einschlafen, entflammen, erblicken, loslaufen*

(2) die *egressiven* Verben, die die Endphase und den Abschluß eines Geschehens bezeichnen:

*erjagen, platzen, verbliühen, verklingen, zerschneiden*

(3) die *mutativen* Verben, die einen Übergang von einem Zustand in einen anderen bezeichnen: *reifen, rosten, sich erkälten*

(4) die *kausativen* oder *faktitiven* Verben, die ein Bewirken bzw. Veranlassen, ein Versetzen in einen neuen Zustand bezeichnen [...]: *beugen, öffnen, senken, sprengen, schwenken, verschwenken, schwärzen*

Bei anderen Autoren fällt die Subklassifizierung teilweise anders aus; im Duden (1984: 93) wird z.B. auch über *punktueller* oder *momentane* Verben gesprochen, wenn sich das Geschehen ohne zeitliche Ausdehnung, in einem besten Zeitpunkt vollzieht, z.B. *erblicken, finden, treffen, ergreifen, erschlagen, fassen*.

## 2. Ausdrucksmöglichkeiten der Aktionsarten

Da die Aktionsart „eine semantische Kategorie des Verbs [ist], die den verbalen Vorgang je in seiner besonderen Art und Weise charakterisiert“ (Lewandowski 1994: 37), wird sie bei den einfachen Verben, die in den meisten Fällen durativ sind, durch die Verbsemantik (die lexikalische Grundbedeutung des Verbs) verkörpert (vgl. Helbig/Buscha 1996: 73): *arbeiten, brühen, essen, lesen* und *schlafen*.

Es gibt jedoch auch unter den einfachen Verben solche, die von ihrer Bedeutung her perfektiv sind, z.B. *finden, kommen, treffen* und *sterben*.

Zum Ausdruck der perfektiven Aktionsart dienen vor allem Wortbildungsmittel (Präfixe, Partikeln, Suffixe, Komposition, Umlaut des Stammvokals, *e/i*-Wechsel):

*blühen – erblühen* (ingressiv), *reißen – abreißen* (egressiv), *schlagen – totschiagen* (egressiv),

*klingen – klingen* (iterativ), *husten – hüsteln* (diminutiv), *sinken – senken* (kausativ).

Zusätzliche lexikalische Mittel können auch die von der Verbsemantik bestimmte Aktionsart modifizieren oder verstärken (vgl. ebd.: 74), z.B.:

Es klingelte *plötzlich*. (= ingressiv)

Es *begann* zu regnen. (= ingressiv)

Ergänzungen: *über den See* schwimmen (egressiv) (vgl. Duden 1984: 94)

Mithilfe syntaktischer Mittel, vor allem Konstruktionen mit Hilfs- und Funktionsverben, wird der Vorgang in seinem Verlauf genauer charakterisiert (Helbig/Buscha 1996: 74):

Der Schüler <i>bleibt</i> sitzen. (gegenüber: Der Schüler sitzt.)	(= durativ)
Er <i>ist</i> beim Arbeiten. (gegenüber: Er arbeitet.)	(= durativ)
Der Baum <i>steht in</i> Blüte. (gegenüber: Der Baum blüht.)	(= durativ)
Er ist im Begriff zu verreisen. (gegenüber: Er verreist.)	(= ingressiv)
Das Mädchen <i>wird</i> rot. Er <i>setzt</i> die Maschine in Betrieb.	(= mutativ)

Als weitere Beispiele seien noch der *am*-Progressiv, z.B. *am Kochen sein* (gegenüber: *kochen*) sowie Funktionsverbgefüge wie *ins Rutschen kommen* (gegenüber: *rutschen*) und *zum Stillstand kommen* (gegenüber: *stillstehen*) erwähnt.

### 3. Ziel und Methode der Untersuchung

Das Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, die ungarischen und deutschen Verben bezüglich der Bildungsmöglichkeiten der perfektiven Aktionsart zu vergleichen. Die Arbeit beschränkt sich ausschließlich auf die deverbale Suffixderivation von ungarischen Verben und auf ihre deutschen Entsprechungen. Verbale Erstglieder werden also, so wichtige Rolle sie für die Bildung perfektiver Verben im Ungarischen auch spielen mögen, aus dieser Untersuchung ausgeklammert.

Die Analyse erfolgte folgendermaßen: Als Ausgangssprache wurde – wie oben angedeutet – das Ungarische ausgewählt. Im ersten Schritt wurde ein kleines Korpus der für die Aktionsartenbildung relevanten ungarischen Suffixe zusammengestellt. Im zweiten Schritt wurden im *Ungarischen Suffixwörterbuch* (Janurik 2009) Belege für die ausgewählten ungarischen Verbalsuffixe gesammelt und ihre Bedeutungen ermittelt. Danach wurde nach möglichst genauen deutschen Entsprechungen gesucht, mit besonderer Rücksicht darauf, mit welchen sprachlichen Mitteln die jeweilige Bedeutung im Deutschen realisiert wird. Das Ziel war in erster Linie, mit synthetischen Mitteln gebildete Äquivalente zu finden. Anhand der Analyseergebnisse soll vor allem beobachtet werden, welche Unterschiede in ungarisch-deutscher Relation in der Markierung der perfektiven Aktionsart vorzufinden sind.

### 4. Sprachtypologischer Vergleich von Deutsch und Ungarisch

Sprachtypologisch gesehen handelt es sich beim Deutschen um eine vorwiegend flektierende Sprache. Demgegenüber erweist sich das Ungarische als eine vorzüglich agglutinierende Sprache. Verhältnisse bezüglich Person, Tempus, Kasus, Besitz, Richtung usw., die im Deutschen mithilfe von Personal- und Possessivpronomen, Präpositionen oder Präpositionalphrasen ausgedrückt werden, werden im Ungarischen durch Agglu-

tionation gebildet. Die Agglutination begünstigt eine knappe Ausdrucksweise, d.h. den synthetischen Sprachbau.

Bei der Wortbildung werden die Suffixe in genau festgelegter Reihenfolge an die Wortstämme angehängt. Das Inventar der Suffixe ist sehr groß. Substantive und Verben können mit Suffixen unterschiedlicher Funktion versehen werden, z.B.:

barát: der Freund, barátot: den Freund, barátok: Freunde, barátom: mein Freund, barátaim: meine Freunde, barátaimnak: meinen Freunden,

látok: ich sehe, látom: ich sehe es, látlak: ich sehe dich, láttalak: ich habe dich gesehen, usw.

## 5. Hypothese

Anhand dieser Unterschiede im grammatischen Bau beider Sprachen wird von der Hypothese ausgegangen, dass die ungarische Sprache auch bezüglich der Aktionsartenbildung einen ausgeprägten synthetischen Charakter hat, wobei sich die deutsche Sprache in diesem Zusammenhang mehrerer analytischer (zusätzlicher lexikalischer und syntaktischer) Mittel bedient.

## 6. Die Analyse

**6.1.** Die Suffixderivation mit *-ad* und *-ed* ist nach den Angaben von Janurik (2009) relativ häufig. Die ingressive oder die egressive Bedeutung wird in den deutschen Entsprechungen durch die Verbsemantik selbst oder mit Wortbildungsmitteln ausgedrückt.

*ébred* – aufwachen (ingressiv)

*riad* – erschrecken (ingressiv)

*virrad* – es dümmert/es tagt (ingressiv)

*fullad* – ertrinken (egressiv)

*elolvad* – zerschmelzen (egressiv)

Bedeutung: ingressiv/egressiv

Sprachliche Mittel: Verbsemantik, Wortbildungsmittel (Präfixe, Verbalpartikeln)

**6.2.** Die wenigen Ableitungen auf *-all* und *-ell*, die im Ungarischen belegt werden können, drücken eine kurze, plötzliche Handlung aus. Bei den deutschen Äquivalenten sind es gerade die Verbalpartikeln und zusätzliche lexikalische Mittel, die eine perfektive Lesart der Verben ermöglichen, vgl:

*fuwall*: kurz bzw. sanft wehen

*nyilall*: es sticht jmdm. plötzlich irgendwo

*rivall*: jmdn. andonnern/anbrüllen

*szőkell*: rasch irgendwohin hüpfen

Bedeutung: punktuell/ingressiv

Sprachliche Mittel: Wortbildungsmittel (Verbalpartikeln) und zusätzliche lexikalische Mittel.

**6.3.** Im Ungarischen gibt es etwa ein Dutzend verbale Ableitungen auf **-aml-(ik)**, **-eml-(ik)**, **-áml-(ik)**. Die punktuelle oder ingressive Bedeutung wird entweder durch die Verbsemantik verkörpert oder durch lexikalische bzw. Wortbildungsmittel ausgedrückt.

*csuszamlík: schnell ab-/ausrutschen, ausgleiten*

*villámlík: es blitzt*

*[fe]gyülemlik: sich ansammeln*

Bedeutung: punktuell/ingressiv

Sprachliche Mittel: Verbsemantik, Wortbildungsmittel (Verbalpartikeln) und zusätzliche lexikalische Mittel

**6.4.** In der nächsten Gruppe finden sich Ableitungen auf **-amod(ik)**. Die Zahl der dazu gehörenden Elemente ist äußerst niedrig. Funktionsverbgefüge wie *ins Rutschen kommen* betonen im Deutschen den ingressiven Charakter dieser Verben.

*megcsuszamodik: ins Rutschen kommen*

*megfutamodik: ausreißen / die Flucht ergreifen*

*neküramodik: losrennen, losschießen*

Bedeutung: ingressiv

Sprachliche Mittel: Wortbildungsmittel (Verbalpartikeln) und syntaktische Mittel (Funktionsverbgefüge)

**6.5.** Verben mit **-an**, **-en/-ant**, **-ent** drücken ein plötzliches, oft unkontrolliertes Geschehen aus. In vielen Fällen wird diese Bedeutung durch die Verbsemantik repräsentiert, manchmal bedarf es aber zur Markierung der perfektiven Aktionsart syntaktischer, zusätzlicher lexikalischer oder Wortbildungsmittel.

*csusszan: kurzgleiten*

*csurran: langsam rinnen*

*villan: aufleuchten*

*böfönt: aufstoßen/rülpsen*

*cseppen: einmal tropfen*

*reccsen: knacken*

*röppen: auffliegen*

*ziszzen: plötzlich raschen/säuseln*

*keortyol – keortyant: nippen/einen kleinen Schluck nehmen*

*pislog – pislant/pillant: zwinkern/einen kurzen Blick auf etwas werfen*

Weitere Beispiele:

*durran: knallen; koccan: zusammenstoßen/anschlagen; pattan: aufspringen;*

*csörren: erklirren; döccen: einmal rumpeln; dörren: krachen; fröccsen: spritzen;*

*lebben/lübben: auffliegen; röffen: grunzen; sziszzen: zischen; zörren: klirren;*

*firkál – firkant: hinkritzeln; borkant: schnauben; tüszent: niesen.*

Bedeutung: punktuell

Sprachliche Mittel: Verbsemantik, Wortbildungsmittel (Verbalpartikeln), syntaktische Mittel oder zusätzliche lexikalische Mittel

**6.6.** Ähnlich wie bei der vorangehenden Gruppe bringen Ableitungen auf **-dul, -dül** eine plötzliche, jähe, oft unwillkürliche, schnelle, ruckartige Bewegung/Handlung zum Ausdruck. Die ingressive bzw. punktuelle Bedeutung wird durch die Verbsemantik, durch Wortbildungsmittel, syntaktische Konstruktionen sowie zusätzliche lexikalische Mittel deutlich gemacht.

*rándul: zucken*

*rezdül: erzittern*

*csikordul: einmal/ kurz knarren*

*mordul: anschauen, anknurren*

*mozdul: sich regen*

*zajdul: zu lärmern beginnen*

*bóddül: losbrüllen/ aufbrüllen*

*csendül: erklingen*

*dördül: erdonnern*

Bedeutung: ingressiv/punktuell

Sprachliche Mittel: Verbsemantik, Wortbildungsmittel (Verbalpartikeln und Präfixe), syntaktische Konstruktionen (Phasenverben), sowie zusätzliche lexikalische Mittel

**6.7.** Ableitungen auf **-ed-(ik)/-od-(ik)/-öd-(ik)** lassen ingressive Bedeutung erkennen. In den deutschen Entsprechungen finden sich vorwiegend reflexive Verben. Der ingressive Charakter wird manchmal durch Phasenverben gekennzeichnet.

*felháborodik: sich empören*

*gömböyödik: sich runden*

*letelepedik: sich niederlassen*

*elpityeredik: zu weinen anfangen*

Bedeutung: ingressiv

Sprachliche Mittel: Verbsemantik, Wortbildungsmittel (Verbalpartikeln und Präfixe), syntaktische Konstruktionen (Phasenverben)

**6.8.** Ableitungen auf **-int** sind im Ungarischen teilweise veraltend und es gibt unter ihnen keine Neubildungen mehr. Sie drücken mit Hilfe der Verbsemantik sowie durch lexikalische und Wortbildungsmittel kurze, flüchtige oder nachlässige punktuelle Handlungen aus.

*csavarint: (einmal) umdrehen/ andrehen*

*bólint: nicken*

*börpint: nippen*

*köhint: (einmal) husten*

*kanyarint (rasch) hinzeichnen,*

*emelint: (kurz) anheben*

Bedeutung: punktuell

Sprachliche Mittel: Verbsemantik, Wortbildungsmittel (Verbalpartikeln), zusätzliche lexikalische Mittel

**6.9.** Ableitungen auf **-ít/-dít** weisen eine relativ hohe Frequenz auf. Sie signalisieren eine ingressive oder punktuelle Handlung, wobei manche Fälle auch eine kausative Interpretation zulassen. Unter den sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten dieses Inhalts finden sich im Deutschen syntaktische und zusätzliche lexikalische Mittel.

*pödörít: einmal* [z.B. den Schnurrbart] *zúvirlbeln*  
*csendít: kurz* [z.B. die Glocken] *läuten (transitiv)*  
*fordít: umwenden*

*lendít: kurz* *schwingen*  
 [meg] *kondít: erschallen lassen*

*rémít: erschrecken (h.)*

Bedeutung: ingressiv/punktuell/kausativ

Sprachliche Mittel: syntaktische Mittel, Wortbildungsmittel (Verbalpartikeln und Präfixe) zusätzliche lexikalische Mittel

**6.10.** In den folgenden Beispielen werden Suffixe behandelt, die kausative Verben ergeben. Die Suffixe **-at, -et/-tat, -tet** gehören zu den produktiven Ableitungsmitteln. Im Ungarischen erfolgt die Kausativbildung mit Hilfe morphologischer Mittel. Im Deutschen ist das morphologische Kausativ nicht mehr produktiv. Erwähnt seien beispielsweise die Verbpaare *sitzen – setzen, springen – sprengen, trinken – tränken* und *schwimmen – schwemmen*, die sich auf den sog. *i*-Umlaut zurückführen lassen. Heutzutage dient vor allem das Verb *lassen* zum Ausdruck kausativer Inhalte. Unter den Beispielen sind auch einige besondere Fälle zu finden. Manchmal unterscheidet sich nämlich das kausative Verb nur durch das morphosyntaktische Verhalten, d.h. durch die Konjugation, das Merkmal transitiv/intransitiv bzw. das temporale Hilfsverb von der nicht kausativen Variante. Vgl. z.B. die beiden Varianten von *weichen, tropfen* und *weiden*.

*ázik – áztat: weichen (i.)* (= weich werden, intransitiv) – *weichen (h.)* (= weich machen, transitiv)

*csepeg – csepegtet: tropfen (i./h.)* (= herunterrollen, intransitiv) – *tropfen (h.)* (= herunterrollen lassen, transitiv)

*legel – legeltet: weiden* (= grasen, intransitiv) – *weiden* (grasen lassen, transitiv) / *weiden lassen*  
*Schafherden weideten zwischen großen Steinen. – Der Bauer weidet seine Tiere auf einer Wiese.*

Im Ungarischen ließen sich dagegen keine ähnlichen Fälle finden. Weitere Belege für **-at, -et/-tat, -tet**:

*bújik – bújtat: sich verstecken – verstecken*

*gyón – gyóntat: beichten – jmdm. die Beichte abnehmen*

*iszik – itat: trinken – tränken*

*nyom – nyomtat: drücken – drucken*

*olvas – olvastat: lesen – lesen lassen*

*sétál – sétáltat: spazieren gehen – spazieren führen*

*várakozik – várakoztat: warten – warten lassen*

*vizsgázik – vizsgáztat: eine Prüfung ablegen/geprüft werden – prüfen*

*eszik – etet: essen – zu essen geben*

*nevet – nevettet: lachen – jmdn. zum Lachen bringen/lachen machen*

*mos – mosat: waschen – waschen lassen; vés – véset: (ein)gravieren – (ein)gravieren lassen;*

*elgondolkozik* – *elgondolkodtat*: nachdenken – nachdenken lassen [z.B. Nachrichten, die nachdenken lassen];

*fest* – *festet*: streichen – streichen lassen; *adózik* – *adóztat*: Steuern zahlen – besteuern;

*botránkozik* – *botránkoztat*: sich empören – empören; *búcsúzik* – *búcsúztat*: sich verabschieden – verabschieden;

*bukik* – *buktat*: durchfallen – durchfallen lassen; *csinál* – *csináltat*: machen – machen lassen;

*csókol* – *csókoltat*: küssen – küssen lassen; *csúszik* – *csúsztat*: gleiten – gleiten lassen;

*foglalkozik* – *foglalkoztat*: sich beschäftigen – beschäftigen; *fut* – *futtat*: laufen – laufen lassen;

*szóvik* – *szóptat*: saugen – säugen; *úszik* – *úsztat*: schwimmen – schwimmen;

*beszél* – *beszéltet*: sprechen – sprechen lassen; *ébezik* – *ébeztet*: hungern – hungern lassen/aushungern;

*érez* – *éreztet*: spüren – spüren lassen; *köhög* – *köhögtet*: husten – zum Husten reizen

*süt* [a nap]– *süttet* [i magát a napon]: die Sonne scheint. – sich von der Sonne bescheinen lassen/ein Sonnenbad nehmen

*Sütteti a hasát a napon* – sich die Sonne auf den Bauch scheinen lassen

*ül* – *ültet*: sitzen – setzen

Bedeutung: kausativ

Sprachliche Mittel: Verbsemantik, morphologische Mittel (Umlaut), syntaktische Mittel (lassen/machen), Wortbildungsmittel (Verbalpartikeln und Präfixe), zusätzliche lexikalische Mittel

## 7. Zusammenfassung

Im Rahmen des Beitrags wurde versucht, die deverbale Suffixderivation ungarischer perfektiver Verben und ihre deutschen Entsprechungen miteinander zu vergleichen. Bei der sprachlichen Gestaltung der perfektiven Aktionsart handelt es sich im Ungarischen wie im Deutschen um ein Zusammenspiel mehrerer Faktoren. Unter diesen spielen die Verbsemantik selbst, sowie morphologische, syntaktische und zusätzliche lexikalische Mittel eine Rolle. Anhand der Analysen konnte im Einzelnen beobachtet werden, dass die Aktionsartenmarkierung im Ungarischen und Deutschen in vielen Fällen Asymmetrien aufweist. Im Ungarischen gibt es – im Vergleich zur Bildung der durativen Verben – eine nicht zu große Anzahl von Suffixen, die speziell für die Bildung von perfektiven Verben verantwortlich sind. Die Mehrheit dieser Suffixe ist heute aber nicht mehr produktiv. Als einzige produktive Gruppe erwies sich die der kausativen Verben mit den Suffixen *-at*, *-et* und *-tat*, *-tet*. Aus der Untersuchung gingen über die sprachliche Markierung der perfektiven Aktionsart u.a. folgende Erkenntnisse hervor: Während im Ungarischen vorwiegend synthetische Konstruktionen zur Geltung kommen, verwendet das Deutsche in vielen Fällen analytische, vor allem lexikalische und syntaktische Mittel. Dies war besonders am Beispiel der Bewirkungsverben deutlich, bei denen das deutsche morphologische Kausativ nicht mehr produktiv ist.

Die Vermutung liegt nahe, dass der Grund für die Asymmetrien im unterschiedlichen grammatischen Bau der beiden Sprachen liegt.

## Literatur

- Alberti, Gábor: Az aspektus szintakszisa a magyarban. In: Bakró-Nagy, Marianne/Bánrét, Zoltán/É. Kiss, Katalin (Hg.): Újabb tanulmányok a strukturális magyar nyelvtan és a nyelvtörténet köréből. Kiefer Ferenc tiszteletére tanítványai és barátai. Budapest: Osiris, 2001, S. 145–164.
- Andersson, Sven-Gunnar: Zur Interaktion von Temporalität, Modalität, Aspektualität und Aktionsart bei den nichtfuturischen Tempora im Deutschen, Englischen und Schwedischen. In: Abraham, Werner/Janssen, Theo (Hg.): Tempus – Aspekt – Modus: die lexikalischen und grammatischen Formen in den germanischen Sprachen. Tübingen: Niemeyer, 1989, S. 27–50.
- Bartsch, Werner: Tempus, Modus, Aspekt. Die systembildenden Ausdruckskategorien beim deutschen Verbalkomplex. Frankfurt am Main/Berlin/München: Diesterweg, 1980 (Schule und Forschung: Neusprachliche Abteilung, 4210).
- Drosdowski, Günter u.a.: Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Bibliographisches Institut, 1984.
- Duden. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. Hg. von der Dudenredaktion. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag, 2006.
- Fabó, Kinga: Gyakorító és mozzanatos képzők a mai magyar nyelvben. In: Magyar Nyelv, 1978/4, S. 453–464.
- Fabó, Kinga: Az aspektus egy lehetséges formális definíciója és jellemzése. In: Nyelvtudományi Közlemények, 87, 1985/1, S. 130–140.
- Fabó, Kinga: A gyakorító és mozzanatos igék szemantikája. In: Általános Nyelvészeti Tanulmányok, XVII, 1989, S. 31–48.
- Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmhild: Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Niemeyer: Tübingen, 1995.
- Gárgyán, Gabriella: Der *am*-Progressiv im heutigen Deutsch. Frankfurt am Main [u.a.]: Peter Lang, 2014 (Szegediner Schriften zur germanistischen Linguistik, 2).
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig [u.a.]: Langenscheidt, Verlag Enzyklopädie, 1986.
- Herweg, Michael: Zeitaspekte. Die Bedeutung von Tempus, Aspekt und temporalen Konjunktionen. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag, 1990.
- Janurik, Tamás: Magyar képzőszótár. A mai magyar köznyelv képzőváltozatai. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2009.
- Juhász, József u.a. (Hg.): Magyar értelmező kéziszótár. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1992.
- Keszler, Borbála: A szóképzés.  
<http://www.c3.hu/~nyelvor/period/1241/124106.htm> (Stand: 12.07.2014)
- Keszler, Borbála (Hg.): Magyar grammatika. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, 2001.
- Kiefer, Ferenc: Az aspektus és a mondat szerkezete. In: Kiefer, Ferenc (Hg.): Strukturális magyar nyelvtan I. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1992, S. 797–886.
- Kiefer, Ferenc: Az igeaspektus areális-típológiai szempontból. In: Magyar Nyelv, 1999/3, S. 257–268.
- Kiefer, Ferenc (Hg.): Magyar Nyelv. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2006.

- Lewandowski, Theodor: Linguistisches Wörterbuch. Heidelberg/Wiesbaden: Quelle u. Meyer, 1994 (UTB für Wissenschaft: Uni-Taschenbücher, 200).
- Löbner, Sebastian: Ansätze zu einer integralen semantischen Theorie von Tempus, Aspekt und Aktionsarten. In: Ehrich, Veronika/Vater, Heinz (Hg.): Temporals-  
emantik: Beiträge zur Linguistik der Zeitreferenz. Tübingen: Niemeyer, 1988, S. 163–191.
- Mugler, Alfred: Tempus und Aspekt als Zeitbeziehungen. München: W. Fink, 1988.
- Schrodt, Richard/Donhauser, Karin: Tempus, Aspekt/Aktionsart und Modus im Deutschen. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin/New York: de Gruyter, 2003, S. 2504–2525.
- Schwall, Ulrike: Aspektualität: Eine semantisch-funktionelle Kategorie. Tübingen: Narr, 1991.
- Wacha, Balázs: Időbeliség és aspektualitás a magyarban. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2001a (Nyelvtudományi értekezések, 149).
- Wacha, Balázs: Ige, ragozás, idő, aspektualitás az eszperantóban és a magyarban. In: Gecső, Tamás (Hg.): Kontrasztív szemantikai kutatások. Budapest: Tinta Könyvkiadó, 2001b (Segédkönyvek a nyelvészet tanulmányozásához, XI).
- Wenzel, Haik: Aspektualitás és akcionalitás a magyarban, összevetve a német és a finn nyelvvel. In: Keresztes, László/Maticsák, Sándor (Hg.): A magyar nyelv idegenben. Előadások az V. Nemzetközi Hungarológiai Kongresszuson (Jyväskylä, 2001. augusztus 6–10.), Debrecen/Jyväskylä: Debreceni Egyetem, 2002, S. 185–194.





<i>Drohung gegenüber (D) jmdm.</i>	-	-	-	-	-	-	+	-
<i>Drohung mit (D) jmdm. / etw.</i>	+	+	-	-	-	+	+	-

Der Struktur *Drohung mit* entspricht im Rumänischen *amenințare cu*, die genauso wie im Deutschen auch auf das zugrunde liegende Verb zurückzuführen ist: *droben ‚mit‘ – a amenința ‚cu‘*. Das durch die Präposition *mit* eingeleitete Attribut wird in beiden Sprachen meistens durch einen unbelebten Aktanten ausgedrückt:

- 1d Die *Drohung mit* Führerscheinentzug ist wohl wirkungslos. RHZ07/MAR.16780 RZ, 17.03.2007
- 1r *Amenințarea cu* reținerea permisului de conducere este pesemne lipsită de eficacitate

Doch die Drohung kann auch mit einem *Ausschuss*, mit der *Polizei* oder mit dem *Rechtsanwalt* angekündigt werden, sodass nur unter diesen eingeschränkten Bedingungen die Nachfeldbesetzung von *Drohung mit* auch anhand belebter Aktanten möglich ist:

- 2d Auf jeden Fall hat Hirsch *Drohung mit* dem Vermittlungsausschuss die Politiker in Hannover aufgewirbelt. HAZ09/FEB.02182 HAZ, 13.02.2009, S. 3
- 2r În orice caz *amenințarea* lui Hirche *cu* comisia de mediere i-a agitat pe politicienii din Hanovra.

Die zweite präpositive Anschlussmöglichkeit wird nur von der *KGdr* (1993) erwähnt, obwohl die zahlreichen Online-Belege den Gebrauch der Struktur *Drohung an jmdn.* bestätigen.

- 3d Ein harmloser Satz, doch im britischen Kontext klingt er wie eine *Drohung an* Blair. RHZ06/AUG.06168 RZ, 08.08.2006
- 3r O propoziție inofensivă, dar în contextul britanic ea sună ca o *amenințare la adresa lui* Blair.

Eine dritte und zugleich letzte Variante, einen subklassenspezifischen präpositiven Anschluss im Nachfeld von *Drohung* zu haben, gibt das *WVDS* (1983) an. Die Präposition *gegenüber* erscheint in diesem einsprachigen Substantivvalenzwörterbuch *WVDS* von Sommerfeldt/Schreiber (1983: 142f.) in allen angeführten Beispielen nachgestellt: *die Drohung des Verkäufers ‚dem Dieb gegenüber‘ mit einer Anzeige* oder *die Drohung ‚dem Schuldigen / Verbrecher gegenüber‘*. An einem weiteren Beleg ist aber auch die Voranstellung der

Präposition möglich, vor allem dann, wenn es sich um die feste Fügung handelt *eine Drohung gegenüber (D) jmdm. aussprechen*, so wie im Beispiel 4d:

- 4d Er hatte die *Drohung gegenüber* seiner Ex-Freundin ausgesprochen, die die Hauptschule im Hummelsteiner Weg besucht. NUN06/APR.02467 NN, 25.04.2006  
 4r El și-a exprimat *amenințarea la adresa* fostei lui prietene, care merge la școala generală din strada Hummelsteiner Weg.

2. Das zweite deverbale Substantiv, an dem die Valenzvererbung untersucht werden soll, ist *Hilfe*. Ausgehend von der Verbvalenz lässt sich von *helfen* nur eine einzige valenzbedingte Präposition ableiten, die im Nachfeld von *Hilfe* steht. Das ist die Präposition *bei*, die sich auf die verbalen Strukturen *jmd. hilft jmdm. bei etw.* oder *etw. hilft jmdm. bei etw.* zurückführen lässt.

Für die Struktur *Hilfe bei* gibt nur das *WVDS* (1983) Beispiele an, sonst bleibt dieser präpositive Anschluss in allen anderen von mir konsultierten Wörterbüchern unerwähnt.

Auch im *DGR-AR* (2007) stehen keine Übersetzungsvarianten für den präpositiven Anschluss mit *bei*. Ausgehend von konkreten Beispielen aus der deutschen Presse kann man nicht nur die Polysemie von *Hilfe* feststellen, sondern auch die verschiedenen präpositiven Anschlüsse, die im Rumänischen genauso wie im Deutschen kontextbedingt sind. Im Rumänischen entsprechen somit der deutschen Struktur *Hilfe bei* drei unterschiedliche Übersetzungsvarianten u.z. *ajutor în cazul* (G), *sprijin pentru* + Verb im Infinitiv und *asistență la* (A).

Alle drei rumänischen Äquivalente werden an folgenden Beispielen veranschaulicht:

- 5d Schnelle und effiziente *Hilfe bei* der Depression RHZ07/JAN.25089 RZ, 27.01.2007  
 5r *Ajutor rapid și eficient în cazul* depresieiilor  
 6d Polizei bittet um *Hilfe bei* der Suche nach Tanja RHZ07/JUL.04915 RZ, 06.07.2007  
 6r Poliția solicită *sprijin pentru* a o căuta pe Tanja  
 7d Der Iran hat Bagdad *Hilfe bei* der Ausbildung und Ausrüstung der irakischen Sicherheitskräfte „zum Kampf gegen den Terrorismus“ angeboten. RHZ07/JAN.16149 RZ, 19.01.2007  
 7r Iranul a oferit Bagdadului *asistență la* pregătirea și echiparea forțelor irakiene de securitate angajate în „lupta împotriva terorismului“.

Das valente Substantiv *Hilfe* weist aber auch noch weitere valenzbedingte präpositive Anschlüsse auf, die nur in einigen Grammatiken und Wörterbüchern angegeben werden. Ein komplettes Bild zur präpositiven Valenz dieses Deverbativums entsteht über das Zusammenführen der grammatischen Angaben aus verschiedenen Quellen.

	GDS (1997)	KGdr (1993)	DGR-AR (2007)	Dnd-GndS (2000)	Duden-DUW (2003)	LGmDaF (2003)	WVDS (1983)	DnWSp (2003)
<i>Hilfe bei</i> (D) <i>etw.</i>	-	-	-	-	-	-	+	-
<i>Hilfe in</i> (D) <i>etw.</i>	-	-	-	-	-	-	+	-
<i>Hilfe an</i> (A) <i>jmdn.</i> / <i>etw.</i>	-	+	-	+	+	-	-	-
<i>Hilfe für</i> (A) <i>jmdn.</i> / <i>etw.</i>	-	+	-	+	+	+	+	-
<i>Hilfe zu</i> (D) <i>etw.</i>	+	-	-	-	-	-	-	-

Nur das *WVDS* (1983) führt außer der Präposition *bei* auch einen zweiten valenzgeforderten präpositiven Anschluss für das Substantiv *Hilfe an*, der durch die Präposition *in* eingeleitet wird. Auch in diesem Fall fehlen die lexikografischen Angaben dazu in den anderen Wörterbüchern. Doch die zahlreichen Belege aus der Schriftsprache bestätigen diesen Gebrauch, so wie es aus folgenden Beispielen hervorgeht:

- 8d Der Kinderschutzbund Betzdorf-Kirchen bietet mit dem Kurs "Starke Eltern –Starke Kinder" wieder konkrete *Hilfe in* Erziehungsfragen an. RHZ07/APR.27784 RZ, 30.04.2007
- 8r Alianța pentru protecția copiilor din Betzdorf-Kirchen oferă din nou *asistență* concretă în probleme de educație, prin cursul „Părinți puternici – Copii puternici“

Ein dritte subklassenspezifische Verknüpfungsmöglichkeit leistet die Präposition *zu*, die für das valente Substantiv *Hilfe* auch nur in einer einzigen Grammatik, in der *GDS* (1997), nachgewiesen wird. Die Übersetzung der zwei deutschen Beispiele, in denen das Präpositionalattribut durch *zu* eingeleitet wird, stellt Rumänen keine Verständnisschwierigkeiten, zumal die Strukturen auch mithilfe der Umwandlung in einen Finalsatz deutlich werden.

- 9d *Hilfe zu* Rückkehr in den Beruf RHZ07/JUN.13830
- 9r *Asistență pentru* reluarea activității profesionale

Das Beispiel 9d, *Hilfe zu* Rückkehr in den Beruf, lässt sich in folgende Struktur überführen *Hilfe*, um in den Beruf zurückzukehren, [rum. *asistență pentru a relua activitatea profesională*].

- 10d Solidarität bedeute für die CDU *Hilfe zu* einem eigenverantwortlichen Leben in Freiheit. NUZ06/DEZ.02378 NZ, 22.12.2006
- 10r Solidaritatea înseamnă pentru partidul CDU *asistență pentru* a duce pe cont propriu o viață în libertate.

Auch das Beispiel 10d kann in einen Finalsatz (b) umgewandelt werden: Solidarität bedeute für die CDU Hilfe, um eigenverantwortlich in Freiheit zu leben.

In beiden angeführten Beispielen (9d und 10d) fällt auf, dass die Übersetzung von *Hilfe zu* im Rumänischen *asistență pentru* lautet, wobei dem präpositiven Anschluss, der durch *pentru* eingeleitet wird, im Deutschen auch ein anderer entsprechen kann, u.z. *für*, in der Struktur *Hilfe für*.

Was den semantischen Unterschied zwischen den Strukturen *Hilfe zu* und *Hilfe für* anbelangt, so gibt es diesbezüglich überhaupt keine Angaben in den konsultierten Wörterbüchern. Bei einer genauen Betrachtung der Beispiele aus der deutschsprachigen Presse fällt jedoch auf, dass das Nachfeld von *Hilfe zu* grundsätzlich nur von deverbale Substantiven belegt wird. Auch das erklärt die Möglichkeit, die nominale Struktur in eine verbale zu überführen, um damit einen Finalsatz zu bilden. Diese Feststellung müsste man aber aufgrund einer großangelegten empirischen Analyse weiter verifizieren.

Die Frequenz der Struktur *Hilfe für* übersteigt bei weitem die Trefferzahl von *Hilfe zu*. Auch im *Dud-Gwds* (2000), im *Duden-DUW* (2003), im *LGwDaF* (2003) und *WVDS* (1983) wird dem Substantiv *Hilfe* die Präposition *für* als valenzbedingt zuerkannt.

Aus den Beispielen 11d bis 14d geht hervor, dass die Beschaffenheit der Aktanten für die Nachfeldbesetzung von *Hilfe für* von keinen semantischen Regeln eingeschränkt wird. Allein den Bedeutungen des Substantivs *Hilfe* wird im Rumänischen durch verschiedene Übersetzungsvarianten Rechnung getragen. Die Beispiele 14d und 14r sind ein gutes Indiz dafür, dass die Übersetzungsäquivalente eines valenten Substantivs nicht selten auch vom Präpositionalattribut gesteuert sind und somit nicht unbedingt den lexikografischen Angaben aus dem Wörterbuch entsprechen. So kann beispielsweise das Substantiv *Hilfe*, wenn es in Schlagzeilen steht, auch mit *sfaturi* übersetzt werden.

- |     |  |
|-----|--|
| 11d | Kostenlose <i>Hilfe für</i> Krebskranke RHZ05/DEZ.35946 RZ, 29.12.2005   |
| 11r | <i>Asistență</i> gratuită <i>pentru</i> bolnavii de cancer   |
| 12d | Die eigentlichen Arbeiten am Gelände begannen dann im Sommer 2005. Finanzielle Hilfe für das Projekt bekommt Dernbach vom Land. RHZ06/JUN.04807 RZ, 07.06.2006 |
| 12r | Lucrările propriu-zise la teren au început în vara anului 2005. Dernbach primește ajutor financiar <i>pentru</i> proiect de la landul federal.                 |
| 13d | <i>Hilfe für</i> den Alltag mit ADS <sup>1</sup> -Kindern RHZ06/FEB.14841 RZ, 16.02.2006   |
| 13r | <i>Asistență pentru</i> nevoile cotidiene ale celor care au copii suferinzi de sindromul ADHD <sup>2</sup>   |
| 14d | <i>Hilfe für</i> den Wacholder RHZ05/DEZ.07250 RZ, 06.12.2005  |
| 14r | <i>Sfaturi pentru</i> [ingrijirea] ienupăr[ului]   |

<sup>1</sup> Die Abkürzung ADS steht für Aufmerksamkeitsdefizit.

<sup>2</sup> ADHD [engl. Attention Deficit Hyperactivity Disorder] - deficit de atenție, hiperactivitate, impulsivitate.

Der rumänischen Struktur *ajutor pentru* entspricht außer den bereits erwähnten *Hilfe zu* und *Hilfe für*, auch noch eine dritte Variante, nämlich *Hilfe an*.

Der präpositive Anschluss durch *an* wird außer der *KGdr* (1993) auch noch im *Dud-GwdS* (2000) und im *Duden-DUW* (2003) erwähnt, wobei die letzteren darauf hinweisen, dass es sich dabei um eine Eigenheit des Deutschen handelt, das in der Schweiz gesprochen wird. Demzufolge ist aus semantischer Perspektive die Struktur *Hilfe an* der Struktur *Hilfe für* gleichzusetzen.

- 15d Die humanitäre *Hilfe an* die palästinensische Bevölkerung will Brüssel aber weiterbezahlen. NUN06/APR.01143 NN, 11.04.2006
- 15r Bruxelles-ul vrea însă să plătească în continuare *ajutorul* umanitar *pentru* populația palestiniană
- 16d Die *Hilfe an* die Familie erfolge auf freiwilliger Basis. M07/FEB.00752 Mannh. Morgen, 03.02.2007
- 16r *Ajutorul pentru* familie este acordat pe bază de voluntariat.

Genauso wie bei *Hilfe für*, das auch von unbelebten Aktanten begleitet wird, kann auch die Struktur *Hilfe an* Bezug nehmen auf Sachen, selbst wenn solche Ausdrucksvarianten eher als Ausnahmefälle gelten:

- 17d Die Fraktionsvorsitzenden und Beigeordneten waren ebenso wie Kameraden der betroffenen Wehren zum Feuerwehrgerätehaus in Westerburg gekommen, um bei der offiziellen Indienststellung der Geräte dabei zu sein. Ihnen wurde danach gleich demonstriert, was die neue Rettungsschere (sie kostete allein rund 22000 Euro) zu leisten vermag: „Damit können wir effektive *Hilfe an* allen Fahrzeugen leisten“, betonte Loos. RHZ07/SEP.11881 RZ, 12.09.2007
- 17r Președintele fracțiunii și consilierii municipali, precum și colegi din trupele de apărare au venit la clădirea cu echipamente de pompieri din Westerburg, pentru a fi de față la inaugurarea oficială a uneltelor de lucru. Lor li s-a făcut imediat o demonstrație cu ceea ce poate să realizeze noua foarfecă de salvare (care a costat circa 22000 de euro): „Cu ea putem să acordăm *asistență* efectivă tuturor vehiculelor“, a subliniat Loos.

3. Das dritte Deverbativum, dessen subklassenspezifische präpositive Anschlüsse nicht im *DGR-AR* (2007) angeführt werden, ist *Einladung*.

Auch die Valenz dieses Substantivs werde ich im Hinblick auf die vom Verb übernommenen präpositiven Verknüpfungsmöglichkeiten analysieren. Dabei sollen die von der Ausgangsbasis abweichenden Ausdrucksformen festgehalten und mit den rumänischen Strukturen verglichen werden. Von den zwei Bedeutungsvarianten des Verbs *einladen* (*einladen*<sub>1</sub> = ‘jemanden freundlich auffordern, an einer Veranstaltung teilzunehmen‘ und *einladen*<sub>2</sub> = ‘etwas (meist Plural) in ein Fahrzeug bringen‘) wird im Folgenden nur die erste mit ihrer dazugehörenden präpositiven Valenz untersucht.

Das transitive Verb *einladen* wird von der subklassenspezifischen Präposition *zu* begleitet, die auch das Deverbativum *Einladung* übernimmt. Die von Djordjević/Engel (2009: 231) im

*WVb-DBKS* angeführten Beispiele enthalten jedoch außer der Präposition *zu* (*Die Redaktion hat alle Teilnehmer (zu einem Imbiss) eingeladen*) auch Beispiele aus denen hervor-

geht, dass die „hin-Richtung“ auch mit der Präposition *nach* ausgedrückt werden kann (*Wir möchten Sie [ebenfalls] (nach Karpacz) einladen*). Im *VLdr* (1983: 181) enthält das Beispiel *Hans lädt Gisela (zu seiner Mutter / ins Theater)* auch noch eine dritte präpositive Anschlussmöglichkeit, u.z. *in*, die auch genauso wie die anderen zwei subklassenspezifischen Präpositionen (*zu* und *nach*) auch eine Direktivergänzung<sup>3</sup> ausdrückt.

Das Deverbativum *Einladung* übernimmt vom Ausgangswort alle drei Präpositionen *zu*, *nach* und *in*, die subklassenspezifische Attribute einleiten. Davon wird keine im *DGR-AR* (2007) angeführt.

	<i>GDS</i> (1997)	<i>KGdr</i> (1993)	<i>DGR-AR</i> (2007)	<i>Dud-GmdS</i> (2000)	<i>Duden-DUW</i> (2003)	<i>LGwDaF</i> (2003)	<i>WVDS</i> (1983)	<i>DuWSv</i> (2003)
<i>Einladung durch (A) jmdn. / etw.</i>	-	-	-	-	-	-	+	-
<i>Einladung an (A) jmdn.</i>	-	+	-	+	-	-	+	-
<i>Einladung zu (D) jmdm.</i>	+	+	-	+	-	+	+	-
<i>Einladung in (A)</i>	-	-	-	-	-	-	+	-
<i>Einladung nach (D)</i>	-	-	-	-	-	-	-	-

Die Präposition *zu* wird vom *Dud-GmdS* (2000), *LGwDaF* (2003), *WVDS* (1983) und von den zwei Grammatiken, von der *KGdr* (1993) und der *GDS* (1997) erwähnt, während die Präposition *in* nur vom *WVDS* (1983) angeführt wird. Allein die Präposition *nach* steht in keinem der hier untersuchten Wörterbüchern. Da aber alle drei präpositiven Anschlussmöglichkeiten durch dasselbe Richtungsadverb *dorthin* ersetzbar sind, und somit denselben grammatischen Stellenwert haben, hätte man sie auch in den Lemmaeinträgen gleichwertig behandeln müssen.

In einem zweisprachigen Substantivvalenzwörterbuch, das Rumänen die valenzgesteuerten präpositiven Anschlüsse deutscher Deverbativa erläutert, sollten demnach die Übersetzungsvarianten zu jeder einzelnen Struktur im Hinblick auf den kommunikativen Kontext ausgearbeitet werden, um grammatische oder semantische Zweifelsfälle zu klären. Am besten werden die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den zwei Sprachen bei der Gegenüberstellung der Beispiele deutlich. So gibt es für die Struktur *Einladung zu* im Rumänischen nur eine einzige Übersetzungsvariante unabhängig davon, ob die Aktanten belebt oder unbelebt sind, so wie es aus den Beispielen 18d und 19d hervorgeht:

<sup>3</sup> Die Bezeichnung *Direktivergänzung* steht bei Engel/Savin im *VLdr* (1983: 35).

- 18d Ja, Zeitungen, Hörfunk, Fernsehsender. Ich habe auch eine *Einladung zu* Stefan Raab erhalten. Für nächsten Mittwoch. RHZ06/AUG.24105 RZ, 26.08.2006
- 18r Da, ziare, radiodifuziuni, televiziuni. Și eu am primit o *invitație la* Stefan Raab. Pentru miercurea viitoare.
- 19d Eine Woche später erhielten wir eine *Einladung zu* einer Party nach Unterlüß. BRZ08/MAI.12398 Braunsch. Z., 24.05.2008
- 19d După o săptămână am primit o *invitație la* o petrecere în localitatea Unterlüß.

Für die Struktur *Einladung in* gibt es anhand der ausgesuchten Beispiele drei verschiedene rumänische Entsprechungen, von denen nur zwei mittels Präpositionen übersetzt werden (Beispiel 20r und 21r) und nur eine durch eine Verbativergänzung (Beispiel 22r):

- 20d Was passte da für Klein und Gross, Jung und Alt besser als eine *Einladung in* den Zirkus? A07/AUG.00816 St. Galler Tagbl., 27.08.2007, S. 42
- 20r Ce s-ar potrivi mai bine celor mici și celor mari, celor tineri și celor în vârstă ca o *invitație la* circ?
- 21d 13 Vereine mit insgesamt knapp 200 Teilnehmern folgten der *Einladung in* die Rhein-Mosel-Stadt. RHZ07/MAR.20651 RZ, 21.03.2007
- 21r 13 asociații având în total 200 de membri au dat curs *invitației* de a merge în orașul de pe Rin și Mozela.
- 22d Und dieser *Einladung in* die alte Heimat kam sie gerne nach. RHZ07/OKT.22611 RZ, 24.10.2007
- 22r Și această *invitație de a veni în* vechea patrie a acceptat-o cu plăcere.

Auch für die Struktur *Einladung nach* gibt es im Rumänischen zwei Übersetzungsvarianten (23r und 24r), die von der Beschaffenheit der Aktanten, die im Nachfeld stehen, gesteuert ist:

- 23d „In Deutschland sehen wir noch gute zusätzliche Möglichkeiten“. Er zieht ein Schreiben aus der Schublade. Eine *Einladung nach* Nordrhein-Westfalen, um seine Produkte und Ideen vorzustellen. BRZ09/FEB.06779 Braunsch. Z., 14.02.2009
- 23r „În Germania noi vedem încă posibilități suplimentare bune“. El scoate o scrisoare din sertar. O *invitație în* landul Nordrhein-Westfalen, pentru a-și prezenta produsele și ideile sale.
- 24d Rund 30 ehemalige Tänzerinnen und Tänzer folgten der *Einladung nach* Wolfenbüttel. „Wir haben in meinem Ballettsaal gefeiert“, berichtet Walewski. BRZ09/DEZ.08684 Braunsch. Z., 17.12.2009
- 24r Aproximativ 30 de foști dansatori și dansatoare au dat curs *invitației* de a merge la Wolfenbüttel. „Noi am sărbătorit în sala mea de balet“, relatează Walewski.

Außer den drei erwähnten valenzbedingten Anschlüssen, die mittels der Präpositionen *zu*, *in* und *nach* ausgedrückt werden, können noch weitere zwei im Nachfeld des Deverbativums *Einladung* stehen. Von den hier untersuchten Nachschlagewerken gibt nur das *WVDS* (1983) die grammatische Angabe, dass auf *Einladung* ein subklassenspezifisches Attribut folgen kann, das von der Präposition *durch* eingeleitet wird.

- 25d Erst eine *Einladung durch* Staatspräsident Kostis Stefanopoulos zwang Erzbischof Christodoulos, den Gast aus Rom zähneknirschend zu akzeptieren. M05/APR.26613 Mannh. Morgen, 04.04.2005
- 25r De abia o *invitație făcută de* președintele statului Kostis Stefanopoulos l-a constrâns pe arhiepiscopul Christodoulos să-l accepte, scrâșnind din dinți, pe oaspetele de la Roma.
- 26d Possel-Dölken bedauerte es, dass er, trotz einer *Einladung durch* die Stadt Sebnitz, nicht am Besuch des Bundespräsidenten Johannes Rau habe teilnehmen können. RHZ01/JAN.01736 RZ, 04.01.2001
- 26r Possel-Dölken a regretat faptul că, în ciuda unei *invitații făcute* de orașul Sebnitz, nu a putut participa la vizita președintelui federal Johannes Rau.

In den Beispielen 25d und 26d wird das Agens der Verbalphrase (*jmd. lädt jmdn. ein*) bei der Umwandlung in eine nominale Struktur mithilfe der Präposition *durch* ausgedrückt. Dieses Verfahren trifft aber nicht im Falle aller transitiven Verben zu, von denen Deverbativa abgeleitet werden. So kann beispielsweise die Struktur *jmd. bittet jmdn.* nicht in *die Bitte durch* umgewandelt werden.

Der nächste und letzte subklassenspezifische präpositive Anschluss für das deverbale Substantiv *Einladung* wird durch *an* ausgedrückt. Diese Möglichkeit wird von der *KGdr* (1993), vom *Dud-GmdS* (2000) und vom *WVDS* (1983) bestätigt.

- 27d Darauf folgte die *Einladung an* Lisa Lehner von Joachim Kardinal Meisner, nach Köln zu kommen. RHZ07/OKT.28870 RZ, 30.10.2007
- 27r După aceea a urmat *invitația adresată* Lisei Lehner de către Joachim Kardinal Meisner de a veni la Köln.
- 28d Die Sieger der Auswahlgespräche erhalten eine *Einladung an* die Universität Mainz. RHZ07/JUL.08022 RZ, 09.07.2007
- 28r Câștigătorii interviurilor de selecționare obțin o *invitație la* Universitatea din Mainz.

## Fazit

Ausgehend von den drei analysierten deverbale Substantiven *Drohung*, *Hilfe*, *Einladung* und ihren rumänischen Entsprechungen lässt sich zusammenfassend folgendes festhalten:

1. Rumänische Wörterbuchbenutzer finden in gängigen ein- und zweisprachigen Lerner- und Standardwörterbüchern nicht alle Angaben zu den präpositiven Anschlüssen der in diesem Aufsatz untersuchten deutschen Deverbativa.
2. Nur sprachgewandte rumänische Wörterbuchbenutzer könnten sich die in Lexika fehlenden präpositiven Anschlüsse deutscher Deverbativa über die Theorie der

Valenzübernahme oder über weitere Analogiebildungen zur Mutter- oder zu einer anderen Fremdsprache ableiten. Doch selbst bei vollständiger Übernahme der verbalen Valenz weisen manche Deverbativa auch noch ihre eigenen, spezifischen Verknüpfungsmöglichkeiten auf, die meistens nicht prädiktabel sind.

3. Die Fehlbarkeit der deduktiven Methode ist daher unbestreitbar und weist erneut auf den Bedarf an Lemmaeinträgen mit mehr valenzspezifischen Angaben hin.

## Literatur

### Quellen für die deutschen Beispiele der Korpusanalyse

COSMAS I/II (Corpus Search, Management and Analysis System). <http://www.ids-mannheim.de/cosmas2/>, © 1991–2009 Institut für Deutsche Sprache, Mannheim.

A = St. Galler Tagblatt, August 2007

A07/AUG.00816 St. Galler Tagbl., 27.08.2007, S. 42

BRZ = Braunschweiger Zeitung, September 2005 – Dezember 2008

BRZ = Braunschweiger Zeitung, Januar – Dezember 2009

BRZ08/MAI.12398 Braunsch. Z., 24.05.2008

BRZ09/FEB.06779 Braunsch. Z., 14.02.2009

BRZ09/DEZ.08684 Braunsch. Z., 17.12.2009

HAZ = Hannoversche Allgemeine, Januar – Dezember 2009

HAZ09/FEB.02182 HAZ, 13.02.2009, S. 3

M = Mannheimer Morgen, Januar 1995 – Dezember 2008

M05/APR.26613 Mannh. Morgen, 04.04.2005

M07/FEB.00752 Mannh. Morgen, 03.02.2007

NUN = Nürnberger Nachrichten, Januar 1990 – Dezember 2008

NUN06/APR.02467 NN, 25.04.2006

NUN06/APR.01143 NN, 11.04.2006

NUZ = Nürnberger Zeitung, Juni 2002 – Dezember 2008

NUZ06/DEZ.02378 NZ, 22.12.2006

RHZ = Rhein-Zeitung, Januar 1996 – Dezember 2008

RHZ = Rhein-Zeitung, Januar – Dezember 2009

RHZ07/JUN.13830

RHZ01/JAN.01736 RZ, 04.01.2001

RHZ05/DEZ.07250 RZ, 06.12.2005

RHZ05/DEZ.35946 RZ, 29.12.2005

RHZ06/FEB.14841 RZ, 16.02.2006

RHZ06/JUN.04807 RZ, 07.06.2006

RHZ06/AUG.06168 RZ, 08.08.2006

RHZ06/AUG.24105 RZ, 26.08.2006

RHZ07/JAN.16149 RZ, 19.01.2007

RHZ07/JAN.25089 RZ, 27.01.2007

RHZ07/MAR.16780 RZ, 17.03.2007  
RHZ07/MAR.20651 RZ, 21.03.2007  
RHZ07/APR.27784 RZ, 30.04.2007  
RHZ07/JUL.04915 RZ, 06.07.2007  
RHZ07/JUL.08022 RZ, 09.07.2007  
RHZ07/OKT.22611 RZ, 24.10.2007  
RHZ07/OKT.28870 RZ, 30.10.2007  
RHZ07/SEP.11881 RZ, 12.09.2007

## Fachliteratur

- DGR-AR* (2007) = Academia Română (Hg.): Dicționar german-român, 3. durchgesehene und erweiterte Auflage. București: Univers Enciclopedic, 2007.
- Duden-DUW* (2003) = Duden. Deutsches Universalwörterbuch. CD-ROM. Mannheim: Dudenverlag, 2003.
- Dud-GwdS* (2000) = Drosdowski, Günther u.a.: Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. 10 Bände. CD-ROM. Mannheim: Dudenverlag, 2000.
- DuWsv* (2003) = Bassola, Péter u.a.: Deutsch-ungarisches Wörterbuch zur Substantivvalenz. Szeged: Grimm, 2003.
- GDS* (1997) = Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno u.a.: Grammatik der deutschen Sprache. Berlin/New York: de Gruyter, 1997.
- KGdr* (1993) = Engel, Ulrich/Isbășescu, Mihai/Stănescu, Speranța/Nicolae, Octavian: Kontrastive Grammatik Deutsch-Rumänisch. 2. Bände. Heidelberg: Groos, 1993.
- LGwDaF* (2003) = Götz, Dieter/Haensch, Günther/Wellmann, Hans (Hg.): Langenscheidts Großwörterbuch: Deutsch als Fremdsprache. Das neue einsprachige Wörterbuch für alle, die Deutsch lernen. CD-ROM. Berlin/München: Langenscheidt, 2003.
- WVDS* (1983) = Sommerfeldt, Karl-Ernst/Schreiber, Herbert: Wörterbuch zur Valenz und Distribution der Substantive. 3. Auflage. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut, 1983.
- VLdr* (1983) = Engel, Ulrich/Savin, Emilia u.a.: Valenzlexikon deutsch-rumänisch. Heidelberg: Groos, 1983.
- WVb-DBKS* (2009) = Djordjević, Miloje/Engel, Ulrich: Wörterbuch zur Verbvalenz Deutsch-Bosnisch/Kroatisch/Serbisch. München: Iudicium, 2009.



ÁGOTA NAGY (GROßWARDEIN)

**Interlinguale (Quasi-)Homophonie  
und konzeptionelle Mündlichkeit:  
direkte lexikalische Transferenzen aus dem Jiddischen  
in deutschsprachigen Presstexten**

## 1. Einleitung

Czernowitz, die Hauptstadt des ehemaligen habsburgischen Kronlandes Bukowina, ist berühmt für ihre bis zum Zweiten Weltkrieg andauernde Mehrsprachigkeit und ihr reges kulturelles Leben in deutscher, jiddischer und rumänischer Sprache.<sup>1</sup> Die jüdische Bevölkerung von Czernowitz war mit ihren rund 43000 Mitgliedern die zweitgrößte jüdische Gemeinde im Rumänien der Zwischenkriegszeit (Motzan 2002: 43) und die größte ethnische Gruppe im Czernowitz der 1930-er Jahre. 80% der Czernowitzer Juden bekannten sich bei der rumänischen Volkszählung von 1930 zur jiddischen Muttersprache (ibid). Doch blieb die deutsche Sprache auch nach dem Ende der österreichischen Herrschaft eine wichtige Lingua franca im multiethnischen Czernowitz. Davon zeugt auch, dass im Czernowitz der Zwischenkriegszeit elf deutschsprachige Tageszeitungen erschienen sind. Hiervon wurden zehn von jüdischen Journalisten geschrieben und herausgegeben.

Vorliegende kontaktlinguistische Untersuchung beruht auf der Annahme, dass die Sprache der deutsch-jüdischen Zeitungen und Zeitschriften im Czernowitz der Zwischenkriegszeit von jiddischen Kontakteinflüssen geprägt war. Vor diesem Hintergrund wird in diesem Aufsatz der Frage nachgegangen, welche Rolle die interlinguale Homophonie bzw. Quasi-Homophonie und die konzeptionelle Mündlichkeit bei der Übernahme jiddischer Wörter in zur Analyse stehenden deutsch-jüdischen Pressekorpus gespielt haben.

Als ‚direkte lexikalische Transferenz‘ bezeichne ich das Ergebnis des Transfers einer Phonemreihe samt Bedeutung aus der Kontaktsprache (dem Jiddischen) in die Matrixsprache<sup>2</sup> (das Deutsche). Im Gegensatz zu Hybridbildungen, phraseologischen oder semantischen Transferenzen werden damit transferierte Wörter, die auf syntaktischer Ebene unmittelbar von lexikalischen Elementen der Matrixsprache umgeben sind, gemeint. Bei den analysierten Transferenzen handelt es sich ausschließlich um Appellativa.

---

<sup>1</sup> Czernowitz und die Bukowina kamen im Ausgang des Friedensvertrages von Saint-Germain-en-Laye 1919 zum Königreich Großrumänien und standen bis 1940, als der nördliche Teil der Bukowina um Czernowitz an die UdSSR angeschlossen wurde, unter rumänischer Verwaltung.

<sup>2</sup> Dieser Terminus wurde zwar von Myers-Scotton (etwa 1997) ursprünglich im Hinblick auf die Kode-Umschaltung geprägt, in der neueren kontaktlinguistischen Literatur findet er jedoch zunehmend auch in Bezug auf die Kategorie ‚Transferenz‘ Verwendung.

## 2. Untersuchungskorpus

Das Untersuchungskorpus bilden insgesamt 60 direkte lexikalische Transferenzen aus dem Jiddischen. Manche konnten auch mehrmals belegt werden. Sie stammen aus der Tageszeitung *Der Tag. Unabhängiges und demokratisches Organ für die Interessen der Stadt Cernăuți, der Bucovina und des Reiches* (1932–1935), der Zeitschrift *Czernowitzer Humor* (1925–1931), der Zeitschrift *Die Bombe. Eine lustige Streitschrift gegen Alle* (1931) und der Zeitschrift *Die Bombe. Halbmonatsschrift für Politik, Wirtschaft und Satire* (1935).

Es wurde in insgesamt 286 Zeitungs- und Zeitschriftennummern nach direkten lexikalischen Transferenzen gesucht. Hiervon stammen 242 Nummern aus der Tageszeitung *Der Tag*, die zwischen 1932 und 1935 in insgesamt 966 Nummern erschienen ist. Als Auswahlkriterien dienten der Umfang und die inhaltliche Vielfalt der Nummern. Demnach haben alle Nummern, die mehr als vier Seiten umfassen, Eingang in das Korpus gefunden. Ferner sind die letzten 41 Nummern ebenfalls Teil des Korpus.

Von der Wochenschrift *Czernowitzer Humor* wurde der Jahrgang 1931 mit seinen 26 Nummern untersucht. Die Zeitschrift *Die Bombe. Eine lustige Streitschrift gegen Alle* (1931) (Nr. 1–14) und die Zeitschrift *Die Bombe. Halbmonatsschrift für Politik, Wirtschaft und Satire* (1935) (Nr. 23–26) wurden – nach derzeitigem Stand der pressegeschichtlichen Forschung – in ihrer vollen Länge analysiert.

## 3. Homophonie bzw. Quasi-Homophonie

Die interlinguale Homophonie und Quasi-Homophonie gelten in der kontaktlinguistischen Literatur als Faktoren, die den lexikalischen Sprachkontakt in hohem Maße begünstigen. Anfangs wurden interlingual homophone Wörter – mit Clyne (2003: 164) so genannte „bilinguale Homophone“ – als psycholinguistisch bedingte Auslöser von Kode-Umschaltung beschrieben. In neueren kontaktlinguistischen Arbeiten werden interlingual homophone oder quasi-homophone Lexeme zunehmend auch in ihrer Ausprägung als Transferenzen aus einer Kontaktsprache beobachtet (vgl. Földes 2005: 166). Dabei wird in der einschlägigen Literatur davon ausgegangen, dass die genetische Verwandtschaft und/oder die typologische Nähe der Kontaktsprachen eine größere Vorkommenshäufigkeit der Transferenz homophoner oder quasi-homophoner Wörter prognostizieren lässt, als dies bei Sprachen ohne genetische Verwandtschaft und/oder typologische Nähe zueinander vorauszusagen ist. Meine deutsch-jiddischen Belege untermauern diese These, zumal die beteiligten Kontaktsprachen, d.h. das Deutsche und das Jiddische, sowohl genetisch verwandt als auch typologisch gleichartig sind. Von den 60 ermittelten direkten lexikalischen Transferenzen aus dem Jiddischen weisen außerdem 12 Transferenzen das Merkmal der interlingualen Homophonie oder Quasi-Homophonie in deutsch-jiddischer Hinsicht auf.

Meine Befunde legen nahe, dass die interlinguale Homophonie bzw. Quasi-Homophonie neben den obigen begünstigenden Faktoren wie die genetische Verwandtschaft und die typologische Nähe der beteiligten Sprachen auch aus einem weiteren Grund zustande kommen kann: Dies besteht im diachronen lexikalischen Kontakt zwischen den am Transferenzvorgang beteiligten Sprachen. Die Mehrheit der von mir

ermittelten homophonen und quasi-homophonen Transferenzen aus dem Jiddischen (N= 8) besitzt nämlich in den deutschen Standardvarietäten unter anderem homophone Äquivalente, die jiddische Lehnwörter sind. Genauer genommen sind diese homophonen Äquivalente Entlehnungen derjenigen jiddischen Lexeme, die im Korpus als lexikalische Transferenzen in Erscheinung treten. Dies soll an folgenden Transferenzen veranschaulicht werden: **Tineff**<sup>3</sup> (dt. ‚Tinnef‘) (C/1931/2/6/1)<sup>4</sup>; **Chutzpe**<sup>5</sup> (dt. ‚Chuzpe‘) (N= 3) (C/1931/5/3/3), (D/1935/23/14/1), (A/1933/304/3/2); **Tatte**<sup>6</sup> (dt. ‚Tate‘)<sup>7</sup> (N= 3) (C/1931/1/4/2), (C/1931/2/5/1), (C/1931/7/6/1); **Mazzes**<sup>8</sup> (dt. ‚Mazzen‘ bzw. ‚Matzen‘)<sup>9</sup> (D/1935/25/1/2); **Zures**<sup>10</sup> (dt. ‚Zores‘) (C/1931/6/3/1); **Ganev**<sup>11</sup> (dt. ‚Ganeff‘) (B/1931/7/8/1); **Kaddosch**<sup>12</sup> (dt. ‚Kaddisch‘) (N= 3) (A/1934/642/6/3), (C/1931/7/2/1), (D/1935/23/13/1); **Tachles**<sup>13</sup> (dt. ‚Tacheles‘) (C/1931/3/2/1).

Dem geringfügigen graphematisch-phonologischen Unterschied zwischen den Transferenzen einerseits und ihren aus dem Jiddischen entlehnten deutschsprachigen Äquivalenten andererseits kommt im Kontext der Homophonie bzw. der Quasi-Homophonie eine besonders wichtige Rolle zu: Es sind nämlich gerade die graphematisch-phonologischen Abweichungen von jiddischen Entlehnungen im Deutschen, die diese Belege zu direkten Transferenzen aus dem Jiddischen machen. Diese Abweichungen ergeben im Falle der Transferenzen *Tineff* und *Chutzpe* eine deutsch-jiddische interlinguale Homophonie. In den Transferenzen *Ganev*, *Kaddosch*, *Mazzes*, *Tachles*, *Tatte* und *Zures* führen die graphematisch-phonologischen Abweichungen von den deutschen Äquivalenten jiddischen Ursprungs zu einer interlingualen Quasi-Homophonie.

Ebenfalls quasi-homophon sind die übrigen vier Transferenzen, deren Quasi-Homophonie jedoch nicht auf jiddische Entlehnungen im Deutschen zurückzuführen

<sup>3</sup> Jidd. *tinef* – dt. ‚Plunder; Unflat‘ (Lötzsch 1992: 170). Die jiddischen Äquivalente werden von mir durchgehend in YIVO-Transkription angegeben.

<sup>4</sup> Die Quellenangabe der ermittelten lexikalischen Transferenzen erfolgt mittels Siglen, die aus folgenden Komponenten bestehen: Name des Presseprodukts (wiedergegeben durch A, B, C oder D), Erscheinungsjahr, Nummer, Seite und Spalte. A steht für die Tageszeitung *Der Tag* (1932–1935), B für die Zeitschrift *Czernowitzer Humor* (1931), C für die Zeitschrift *Die Bombe. Eine lustige Streitschrift gegen Alle* (1931) und D für die Zeitschrift *Die Bombe. Halbmonatsschrift für Politik, Wirtschaft und Satire* (1935).

<sup>5</sup> Jidd. *kbutspe* – dt. ‚Frechheit, Unverschämtheit‘ (Lötzsch 1992: 58).

<sup>6</sup> Jidd. *tate* – dt. ‚Vater‘ (Lötzsch 1992: 168).

<sup>7</sup> Das Lexem *Tate* ist im österreichischen Deutsch als eine Entlehnung aus dem Jiddischen mit der Bedeutung ‚Vater‘ vorhanden. Vgl. Ebner (2009: 372).

<sup>8</sup> Jidd. *matses* Pl. von *matse* – dt. ‚Matze, ungesäuertes Passabrot‘ (Lötzsch 1992: 116).

<sup>9</sup> Im österreichischen Deutsch ist auch die Pluralform *Mazzes* vorhanden. (Vgl. *Österreichisches Wörterbuch* 2003: 382). Folglich beruht die Zuordnung des Beleges *mazzes* zu den lexikalischen Transferenzen auf einer Kontrastierung der bundesdeutschen und der jiddischen Pluralform von *Mazze*.

<sup>10</sup> Jidd. *tsores* Pl. von *tsore* – dt. ‚Unglück, Leid, Elend‘ (Lötzsch 1992: 187). Bei der Transferenz *Zures* handelt es sich um die südostjiddische Variante der standardjiddischen Pluralform *tsores* (vgl. Kleine 2008: 8).

<sup>11</sup> Jidd. *gamev* – dt. ‚Dieb‘ (Lötzsch 1992: 78).

<sup>12</sup> Jidd. *kadesb* – dt. ‚Totengebet‘ (Lötzsch 1992: 98).

<sup>13</sup> Jidd. *takbles* – dt. ‚Zweck, Ziel‘ (Lötzsch 1992: 167).

ist: **Nos**<sup>14</sup> (A/1932/120/5/1); **zufiehren**<sup>15</sup> (C/1931/12/4/3); **Schül**<sup>16</sup> (A/1932/174/2/1) und **Dokter**<sup>17</sup> (N= 3) (A/1932/237/7/2), (C/1931/6/3/1), (D/1935/24/8/1). Nimmt man diese Transferenzbelege genauer unter die Lupe, so wird deutlich, dass *Nos* und *zufiehren* für jiddische Lexeme stehen, die Ausprägungen der so genannten deutschen Komponente des Jiddischen sind. Die interlinguale Quasi-Homophonie dieser Belege ist jedoch nicht mit der genetischen Verwandtschaft zwischen dem Deutschen und dem Jiddischen im Sinne von etwaigen parallel entwickelten Nachfolgesprachen einer germanischen Ursprache zu erklären. Stattdessen ist die so genannte deutsche Komponente des Jiddischen durch den unmittelbaren diachronen Kontakteinfluss des Deutschen auf das Jiddische, genauer durch die direkte Beteiligung älterer deutscher Sprachstufen bzw. Sprachvarietäten an der Herausbildung des Jiddischen zustande gekommen. Folglich ist auch bei diesen Belegen nicht die genetische Verwandtschaft, sondern der diachrone Kontakteinfluss für die interlinguale Quasi-Homophonie ausschlaggebend.

Die restlichen zwei Transferenzbelege (*Schül* und *Dokter*) sind lateinischer Herkunft. Das Jiddische besitzt zwar auch eine frühe romanische Komponente (vgl. dazu Neuberg 2007: 19–27), deren Einfluss beschränkt sich jedoch auf einige wenige lexikalische Elemente, die die standardjiddischen Lexeme *Schul* und *Dokter* nicht umfassen. Aus diesem Grund ist im Falle der obigen Transferenzen (*Schül* und *Dokter*) eine Vermittlerrolle des Deutschen und damit ebenfalls ein diachroner lexikalischer Kontakteinfluss des Deutschen auf das Jiddische anzunehmen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die von mir ermittelten Transferenzen (N= 12) ihre interlinguale Homophonie bzw. Quasi-Homophonie mit einem deutschsprachigen Äquivalent dem gegenseitigen diachronen lexikalischen Sprachkontakt zwischen dem Deutschen und dem Jiddischen verdanken. In neun Fällen ist der diachrone lexikalische Einfluss des Jiddischen auf das Deutsche für die interlinguale Homophonie (N= 5) bzw. für die interlinguale Quasi-Homophonie (N= 4) der Transferenzen verantwortlich. Der diachrone lexikalische Einfluss des Deutschen auf das Jiddische ist bei vier Transferenzen für eine interlinguale Quasi-Homophonie ausschlaggebend, darunter bei zwei Transferenzen jiddischer Einzelwörter lateinischer Herkunft.

#### 4. Konzeptionelle Mündlichkeit

Es gilt als allgemein bekannt, dass Presseprodukte in der Regel unterschiedliche Textsorten umfassen und dadurch gegebenenfalls unterschiedliche Sprachvarietäten abbilden. Folglich ist in der Presse nicht nur die mediale Varietät ‚geschriebene Sprache‘ vertreten, sondern – vor allem bei bestimmten Kolumnen oder Textsorten – unter anderem auch Merkmale der gesprochenen Sprache.

<sup>14</sup> Jidd. *nos* – dt. ‚Nase‘ (Lötzsch 1992: 127).

<sup>15</sup> Jidd. *tsufirn* – dt. ‚herbeibringen‘ (Lötzsch 1992: 187).

<sup>16</sup> Jidd. *schul* – dt. ‚Gebetshaus‘ (Lötzsch 1992: 160). Die Palatalisierung des langen u-Lautes ist ein westjiddisches Dialektmerkmal (vgl. Bin-Nun 1973: 91).

<sup>17</sup> Jidd. *dokter* – dt. ‚Arzt‘ (Lötzsch 1992: 61).

Die Materialgrundlage meiner kontaktlinguistischen Untersuchung lässt sich unter varietätenlinguistischem Aspekt in zwei große Kategorien einteilen: Die eine Kategorie bezieht sich auf Texte, die Merkmale der geschriebenen Sprache aufweisen. Diese finden sich in erster Linie in der Tageszeitung *Der Tag* und machen dabei das Gros der darin abgedruckten Texte aus. Charakteristika der geschriebenen Sprache bzw. der ‚konzeptionellen Schriftlichkeit‘ (Koch/Oesterreicher 1985: 15–43) sind in Beiträgen zur Politik sowie in Rubriken wie z.B. *Tagesbericht*, „*Der Tag*“ *meldet*, *Gerichts-„Tag“*, *Wirtschafts-„Tag“*, *Sport-„Tag“*, *Film-„Tag“*, *Radio-„Tag“*, *Der Tag in der Provinz* und *Kleiner Anzeiger* nachzuweisen. Außerdem sind solche Merkmale in einem kleineren Umfang auch in den untersuchten Nummern der drei humoristischen Zeitschriften zu finden. Hier kommen mehrheitlich gesellschaftskritische Beiträge bzw. Werbungen und Inserate in Betracht. Die Merkmale der geschriebenen Sprache decken sich in den obigen Rubriken bzw. Texten mit denen der österreichisch gefärbten geschriebenen Standardsprache.

Die andere Kategorie bilden gesprochensprachliche Merkmale in den untersuchten Presseprodukten. Mit Koch/Oesterreicher (ibid.) kann man in diesem Fall von Ausprägungen der ‚konzeptionellen Mündlichkeit‘ sprechen.<sup>18</sup> In der Tageszeitung *Der Tag* finden sich solche Texte bzw. oft nur Textpassagen in den Rubriken *Die Novelle des Tages*, „*Der Tag*“ *des Lesers* und gegebenenfalls im *Feuilleton*. In den humoristischen Zeitschriftennummern sind hingegen Texte oder Textpassagen mit konzeptioneller Mündlichkeit zahlreich vertreten. Diese sind mehrheitlich satirisch-humoristische Prosatexte mit monologischem Charakter, Dialoge bzw. Witze mit direkter Redewiedergabe. In manchen Fällen, vor allem in Dialogen korrelieren die Merkmale der gesprochenen Sprache mit denen der Alltagssprache. Es gibt jedoch auch Beispiele für direkte Redewiedergabe im Dialekt, die oft als Dialektinszenierung gewertet werden kann.<sup>19</sup>

Meine kontaktlinguistische Forschung hat gezeigt, dass Sprachkontaktphänomene aus dem Jiddischen – darunter auch direkte lexikalische Transferenzen – vermehrt in konzeptionell mündlichen Texten mit Redewiedergabe vorkommen. Hingegen sind sie in konzeptionell schriftlichen Textpassagen oder Zeitungsbeiträgen nur spärlich vorhanden.

Dies trifft auf die direkten lexikalischen Transferenzen, die nicht flektierbaren Wortarten angehören, ausnahmslos zu. Es handelt sich dabei um den Transfer von jiddischen Interjektionen und Adverbien. Die transferierten Interjektionen (N= 5) sind *ah!*<sup>20</sup>, *anu!*<sup>21</sup>, *no*, *nu!*<sup>22</sup> und *oi!*<sup>23</sup> Die Interjektion *abi*, die ukrainischer Herkunft ist,

<sup>18</sup> Vgl. dazu auch Burger (2003: 143–149).

<sup>19</sup> Obwohl in Witzen bzw. satirischen Texten unterschiedliche Dialekte inszeniert werden, ist die Inszenierung bairischer Dialektmerkmale am häufigsten anzutreffen.

<sup>20</sup> Jidd. *abi* – jidd. „Tful Drikt oys ekl, kaas, bager es zol nit vern. Oft in kloles.“ (Mark/Yofe 1961: 52). Deutsche Übersetzung: „Pfu! Sie drückt Ekel, Zorn, Wut, Ärger und den Wunsch aus, dass etwas nicht passieren soll. Oft kommt sie in Flüchen vor.“

<sup>21</sup> Jidd. *anu* – en. „come on, well then“ (Weinreich 1977a: 741).

<sup>22</sup> Jidd. *no*, *nu* – dt. „nun, also, wohlan, bitte sehr“ (Wolf 1962: 150).

<sup>23</sup> Jidd. *oy* – en. „oh! [fright, pain]; ouch!“ (Weinreich 1977a: 787).

kommt im Untersuchungskorpus ein einziges Mal, und zwar als Komponente einer phraseologischen Transferenz vor:

- (1) Suniu:  
Herr Ober, tauschen Sie aus den Gast, er verstinkt mir die Gedanken!  
Peterchen:  
**Ahi** auf Dir!<sup>24</sup>  
(D/1935/23/14/2)

Die Interjektion **anu** (N= 4) fungiert als Redeeinstieg in dialogischen Texten:

- (2) **Anu**, Herr Tulpensaft, kaufen Sie eine Abendausgabe!  
(C/1931/5/3/2)
- (3) **Anu** hai!<sup>25</sup>  
(D/1935/23/13/1)

Verglichen mit *anu* zeigt die Transferenz *nu* (N= 18) eine größere Vorkommenshäufigkeit. Steht *nu* am Satzanfang, so fungiert sie rede- oder frageeinleitend. Im Satzinneren hat sie eine diskursorganisierende Funktion.

- (4) **Nu**, man hat Kosten [...]  
(B/1931/25/3/1)
- (5) **Nu** was wollen Sie?  
(C/1931/5/3/2)
- (6) **Nu** – die Bank ist doch gut?  
(C/1931/2/3/1)
- (7) Sie wissen doch, jetzt hat sie ein Verhältnis mit dem Parich<sup>26</sup>, mit dem Subdirektor Gleißmann, **nu**, Honig wird sie bei ihm nicht lecken [...]  
(C/1931/6/3/2)

---

<sup>24</sup> Neben der oben geschilderten Semantik von *abi* wurde diese Interjektion auch als Ausdruck der Verwunderung in der Bukowina gebraucht (vgl. Bukowiner Deutsch 1976: 16). Obschon sie in den untersuchten Presseprodukten lediglich ein einziges Mal vorkommt, und zwar in einem konzeptionell mündlichen Text, bescheinigen Hirsch/Spitzer (2010: 90) dieser Interjektion sowie der Formel *abi auf dein Kopf* [sic!] eine sehr hohe Gebrauchsfrequenz im Czernowitz der Zwischenkriegszeit.

<sup>25</sup> Die rumänische Interjektion *hai* kann in diesem Kontext als „kommt, lasst uns gehen“ übersetzt werden.

<sup>26</sup> Jidd. *parkeh* – en. „canker, ulcer; (*vulgar*) rat, stingy person“ (Weinreich 1977a: 499).

Die Partikel *no* wird bei Wolf (1962: 150) als eine Variante der Interjektion *nu* angegeben. Sie konnte im Korpus seltener (N= 8) als *nu* belegt werden und wird mit einer einzigen Ausnahme (Beleg Nr. 9) in allen Fällen rede- oder frageeinleitend verwendet.

(8) **No** ja: Tam is Money!  
(C/1931/4/6/2)

(9) Miete muß man zahlen [...] Licht muß man zahlen, **no** ich bitt sie woher?  
(C/1931/6/4/1)

Eine weitere häufig transferierte jiddische Interjektion ist *oy* (N= 18).

(10) A: **Oi oi oi oi oi**hhh!  
B: Mir wollen Sie erzählen?  
(A/1932/82/2/1)

Kommt die Transferenz *oy* ohne Wiederholung vor, so tendiert sie dazu, „semantisch entleert, dafür aber stark pragmatisch aufgeladen“ (Pelka 2006: 109) zu sein.

(11) **Oi**, was soll ich Ihnen sagen – ich sag schon gar nichts.  
(C/1931/6/4/1)

Die Transferenz von Adverbien fällt gegenüber der oben geschilderten Transferenz von Interjektionen unverhältnismäßig spärlich aus. Sie beschränkt sich auf lediglich drei Transferenzen. Es handelt sich um die Richtungsadverbien mittelhochdeutscher Herkunft *ahin*<sup>27</sup> bzw. *aher*<sup>28</sup> und das Modaladverb slawischen Ursprungs *take*.<sup>29</sup>

Die transferierten Richtungsadverbien kommen im Korpus als Komponenten der jiddischen Paarformel *ahin un aber* (Stutchkoff 1950: 136) vor.

(12) [...] es soll werfen mit Ihnen **ahin** und **aher**!  
(D/1935/23/14/2)

Wie auch ihr deutsches Äquivalent (dt. ‚wirklich‘), dient *take* als Transferenz (N= 3) zur Bekräftigung des Satzinhaltes:

(13) Es war **take** nicht schön von Kaßnern [...]  
(C/1931/5/3/1)

---

<sup>27</sup> Jidd. *ahin* – dt. ‚hin‘ (Wolf 1962: 89).

<sup>28</sup> Jidd. *aher* – dt. ‚her, hierher‘ (Wolf 1962: 89).

<sup>29</sup> Jidd. *take* – dt. ‚wirklich‘ (Löttsch 1992: 168).

Die obigen Transferenzen untermauern die Weinreich'sche These: „In affektiver Rede [...] findet der Transfer von Wörtern stets besondere Verbreitung.“ (Weinreich 1977b: 84)

„Affektiv motivierte Transferenzen“ können sich in konzeptionell mündlichen Texten jedoch auch als transferierte Substantive manifestieren:

(14) Schön haben Sie mich hineingelegt, Sie **Ganev**.<sup>30</sup>  
(B/1931/7/8/1)

(15) Der **Chammer**<sup>31</sup> hat mich im Stich gelassen, er ist vor zwei Wochen gestorben.  
(B/1931/7/9/2)

Im Beleg „**Chuchem**“<sup>32</sup> (C/1931/8/6/3) – hier ironisch im Sinne von ‚Idiot‘ – macht die Transferenz den ganzen konzeptionell mündlichen Beitrag aus.

Während die obigen drei Transferenzen negative Affekte kundgeben, ist im Korpus auch eine substantivische Transferenz mit positiver Gefühlsaufladung vorhanden:

(16) [...] (sagt in der atemlosen Weihe dieser Sekunde laut und kräftig): **Maseltoff**<sup>33</sup>  
(D/1935/25/2/1)

## 5. Fazit

Im Hinblick auf die interlinguale Homophonie bzw. Quasi-Homophonie konnte nachgewiesen werden, dass neben Faktoren wie die genetische Verwandtschaft und die typologische Nähe der kontaktierenden Sprachen auch ein weiterer möglicher Einflussfaktor bei der Analyse lexikalischer Transferenzen Beachtung verdient. Dies besteht in lexikalischen Entlehnungen der Matrixsprache, die aus der Kontaktsprache stammen und bei der Feststellung von interlingualer Homophonie oder Quasi-Homophonie mitberücksichtigt werden. Ein gewisser graphematisch-phonologischer Unterschied zwischen den etablierten Entlehnungen einerseits und den Transferenzen aus derselben Kontaktsprache andererseits ist die Voraussetzung dafür, dass der jeweilige Beleg als eine direkte lexikalische Transferenz kategorisiert werden kann.

Ferner konnte beobachtet werden, dass direkte lexikalische Transferenzen aus dem Jiddischen vorwiegend in konzeptionell mündlichen Texten vorkommen. Somit legen meine Untersuchungsergebnisse nahe, dass die konzeptionelle Mündlichkeit im Sinne von Koch/Oesterreicher (1985: 15–43) als Begünstigungsfaktor für Sprachkontaktphänomene in der geschriebenen Sprache zu betrachten ist.

---

<sup>30</sup> Jidd. *ganev* – dt. „Dieb“ (Löttsch 1992: 78).

<sup>31</sup> Jidd. *khamer* – en. „ass, fool“ (Weinreich 1977a: 606).

<sup>32</sup> Jidd. *kbokbem* – en. „smart person; wise man, sage; (*im.*) stupid!“ (Weinreich 1977a: 607). Es handelt sich um einen südostjiddischen Dialektbeleg.

<sup>33</sup> Jidd. *masl-tov* – dt. „Glückwunsch“ (Löttsch 1992: 116).

## Literatur

- Bukowiner Deutsch. Fehler und Eigenthümlichkeiten in der deutschen Verkehrs- und Schriftsprache der Bukowina. Gesammelt vom Vorstande des Bukowiner Zweiges des Allgemeinen deutschen Sprachvereines. Nachdruck der Ausgabe Wien, 1901. München: Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen, 1976.
- Burger, Harald: *Mediensprache. Eine Einführung in Sprache und Kommunikationsformen der Massenmedien*. 3., völlig neu bearbeitete Auflage. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 2005.
- Clyne, Michael: *Dynamics of Language Contact. English and Immigrant Languages*. Cambridge: Cambridge University Press, 2003 (Cambridge Approaches to Language Contact).
- Ebner, Jakob: *Wie sagt man in Österreich? Wörterbuch des österreichischen Deutsch*. 4., völlig überarbeitete Auflage. Mannheim [u.a.]: Dudenverlag, 2009.
- Földes, Csaba: *Kontaktdeutsch: Zur Theorie eines Varietätentyps unter transkulturellen Bedingungen von Mehrsprachigkeit*. Tübingen: Gunter Narr, 2005.
- Hirsch, Marianne/Spitzer, Leo: *Ghosts of Home. The Afterlife of Czernowitz in Jewish Memory*. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press, 2010.
- Kleine, Ane: *Phonetik des Jiddischen: historische Aspekte und akustische Analysen*. Hamburg: Buske, 2008 (Jidische Shtudies, 15).
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf: *Sprache der Nähe – Sprache der Distanz: Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte*. In: *Romanistisches Jahrbuch*, 36, 1985, S. 15–43.
- Lötzsch, Ronald: *Duden. Jiddisches Wörterbuch*. 2., durchgesehene Auflage. Mannheim [u.a.]: Dudenverlag, 1992 (Duden-Taschenbücher, 24).
- Mark, Yudel/Yofe, Yudah A.: *Groyser verterbukh fun der yidisher shprakh*. Bd. 1. New York: Komitet farn Groyasn Verterbukh fun der Yidisher Shprakh, 1961.
- Motzan, Peter: *Literaturstadt Czernowitz? Am Rande des Randes*. In: Gans, Michael/Jost, Roland/Vogel, Harald (Hg.): „Wörter stellen mir nach/Ich stelle sie vor“: Dokumentation des Ludwigsburger Symposiums 2001 „100 Jahre Rose Ausländer“. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, 2002, S. 39–50.
- Myers-Scotton, Carol: *Duelling languages. Grammatical Structure in Codeswitching*. Oxford [u.a.]: Clarendon, 1997.
- Neuberg, Simon: *Zum frühen romanischen Einfluss auf das Jiddische*. In: Valentin, Jean-Marie (Hg.): *Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses, Paris 2005: Germanistik im Konflikt der Kulturen; Bd. 2., Jiddische Sprache und Literatur in Geschichte und Gegenwart* [u.a.]. Frankfurt am Main [u.a.]: Peter Lang (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Kongressberichte, 78), 2007, S. 19–27.
- Österreichisches Wörterbuch*. Schulausgabe; auf der Grundlage des amtlichen Regelwerkes. Herausgegeben im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur. 39. Auflage, Nachdruck. Wien: öbv & hpt Verlags-gmbH. & Co KG, 2003.

- Pelka, Daniela: Der deutsch-polnische Sprachkontakt in Oberschlesien am Beispiel der Gegend von Oberglogau. Berlin: Trafo Verlag Dr. Wolfgang Weist, 2006 (SILESIA. Schlesien im europäischen Bezugsfeld. Quellen und Forschungen, 2).
- Stutchkoff, Nahum: Der oytser fun der yidisher shprakh. (Unter der red. fun Max Weinreich). New York: Yidisher Visnshaftlekher Institut – YIVO, 1950.
- Weinreich, Uriel (1977a): Sprachen in Kontakt. Ergebnisse und Probleme der Zweisprachigkeitsforschung. [aus dem Englischen übersetzt]. München: C. H. Beck, 1977 (Beck'sche Elementarbücher).
- Weinreich, Uriel: Modern English-Yiddish, Yiddish-English Dictionary. Reprint. New York: Schocken Books, 1977b.
- Wolf, Siegmund A.: Jiddisches Wörterbuch. Wortschatz des deutschen Grundbestandes der jiddischen (jüdischdeutschen) Sprache. Mannheim: Bibliographisches Institut, 1962.

DANIELA-ELENA VLADU (KLAUSENBURG)

## **Phraseologismen in deutsch-rumänischer literarischer Übersetzung**

### **Allgemeine Probleme der Übersetzungswissenschaft**

Mit der Zunahme internationaler Beziehungen und dem ständigen Anwachsen der wissenschaftlichen und technischen Erfordernisse in unserer Gesellschaft ist der Bedarf an sprachmittlerischen Leistungen stark gestiegen. Es gibt heutzutage in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur kaum noch einen Bereich, der nicht auf sprachmittlerische Leistungen angewiesen ist. Unter Sprachmittlung versteht man eine bewusste geistige Tätigkeit, die für bestimmte Zwecke eingesetzt wird. Sie ist eine Umformung eines mündlichen oder schriftlichen Textes einer Ausgangssprache in einen adäquaten Text in die Zielsprache, sodass das so entstandene Produkt die Wiedergabe eines möglichst invarianten Inhalts des Quellentextes darstellt. Jedes Produkt der Redetätigkeit ist ein mündlicher oder schriftlicher Text der einen oder anderen Sprache, das einen bestimmten Informationsgehalt hat. Dieser sprachliche Ausdruck, der in eine andere Sprache übertragen werden soll, ist als produkt-, prozess- und interpretationsorientiertes Gewebe zu deuten (Bantaş/Croitoru 1998: 11) und nicht bloß eine Transposition von ähnlichem Wort und Klang. Daraus ergibt sich, dass die Entwicklung einer wissenschaftlich richtigen Übersetzungsanalyse nur auf der Basis einer vergleichenden Untersuchung von Texten zweier Sprachen, und nicht auf dem Vergleich zweier Sprachsysteme zu begründen ist.

Übersetzungen aus einer Sprache in eine andere dienen dem Austausch von Informationen und somit vor allem der Erfüllung der Vermittlerfunktion. Alle Sprachverwender, die im Bereich der sprachlichen Übertragungen arbeiten – Dolmetscher (im Lautmedium) und Übersetzer (im Schriftmedium) –, sind Vermittler zwischen verschiedenen Sprachen und Kulturen. Die Translationsprozesse als sprachmittlerische Prozesse, bei denen zwischen dem quellsprachlichen und dem zielsprachlichen Text die Relation der kommunikativen Äquivalenz besteht, bilden das Objekt der Translationswissenschaft. Beim Dolmetschen kommunizieren Sender und Empfänger zur gleichen Zeit am gleichen Ort über das gleiche Medium, während beim Übersetzen dagegen Sender und Empfänger durch unterschiedliche Orts- und Zeitbedingungen getrennt erscheinen (Nord 2009: 6f). In beiden Situationen jedoch sind die eigentlichen Kommunikationspartner auf den Translator angewiesen. Der Translator erfüllt dabei eine besondere Rolle als Rezipient für eine andere Person, die vor dem Hintergrund seiner Erfahrung die Rezeption des zu übersetzenden Textes kritisch aufnimmt.

Die Kompetenzen der Translatoren spielen eine sehr wichtige Rolle, sie können die Übersetzung determinieren. Die muttersprachliche Kompetenz des Übersetzers ist wohl überhaupt das Wichtigste in der Übersetzungswissenschaft. Die Muttersprache

gilt als Erstsprache, Träger-, Grund- oder Basissprache des Menschen, darin findet der Mensch am besten Ausdruck, denkt, kommuniziert und besitzt die höchste Kompetenz, darin ist sowohl die schriftliche als auch die mündliche Ausdrucks- und Kommunikationsfähigkeit am weitesten entwickelt (Best 2002: 124). Grundsprachliche Kompetenz bedeutet nicht nur Sprachfähigkeit im Sinne von grammatischem, orthographischem und syntaktisch korrektem Können der Sprache, sondern sie setzt den bewussten Einsatz lexikalischer, syntaktischer und phonologischer Mittel in konkreten Situationen und unter bestimmten kommunikativen Bedingungen und Normen in der Kommunikationssituation voraus. Auch Textkompetenz ist wichtig, dadurch versteht der Übersetzer oder Dolmetscher den Ausgangstext von seiner inhaltlichen, thematischen, textlinguistischen, stilistischen und kulturellen Seite her und gelangt zur adäquaten Textproduktion. Als Teil der gesamten Übersetzungskompetenz wird die Fremdsprachenkompetenz aufgefasst, bei der, wie im Falle der grundsprachlichen Kompetenz, optimales Sprach-, Text- und Kulturwissen in der Fremdsprache relevant sind. Analyse-, Entscheidungs-, Urteilskraft und Kreativität des Translators spielen auch eine wichtige Rolle (Best 2002: 134). Außerdem sollte der Translator translatorische Kompetenz besitzen, zu der die Fähigkeiten zur Textrezeption, Textproduktion und zum Recherchieren, sowie die Fertigkeit, Ausgangstext-Rezeption und Zieltext-Produktion zu „synchronisieren“ gehört (Wilss 1977: 626).

Ein zentraler Begriff in der Translatorik ist der Äquivalenzbegriff, ein Terminus, der aus der Mathematik und Logik übernommen wurde und sich auf die Gleichwertigkeit als umkehrbare eindeutige Zuordnung der Elemente einer Gleichung bezieht. Auch in der Übersetzungswissenschaft bedeutet das Phänomen Gleichwertigkeit und nicht Gleichheit zwischen Bedeutungen. Die Beziehung zwischen Ausgangstext (AT) und Zieltext (ZT) kann entweder auf der Ebene der Textelemente (textinterne Faktoren wie Form und Inhalt) oder auf der des Makrotextes (textexterne Faktoren wie Pragmatik meist beim Empfänger) analysiert werden. Durch das Zusammenspiel zwischen textexternen und textinternen Faktoren lässt sich die Wirkung des Gesamttextes für eine „treue“ Translation erschließen:

Äquivalenz lässt sich in der Translationwissenschaft als Relation zwischen einzelnen sprachlichen Zeichen eines Textpaares und als Relation zwischen ganzen Texten beschreiben. Wenn Äquivalenzbeziehungen zwischen einzelnen Elementen eines Textpaares bestehen, so heißt das noch nicht, dass auch Textäquivalenz insgesamt gegeben ist. Und umgekehrt: Wenn Textäquivalenz insgesamt gegeben ist, so heißt das noch nicht, dass Äquivalenz zwischen allen Textsegmenten bzw. -elementen eines Textpaares besteht. Textäquivalenz geht außerdem in unserem Verständnis über die sprachliche Textmanifestation hinaus und umfasst auch kulturelle Äquivalenz (Reiß/Vermeer 1991: 131).

Nida, einer der ersten Wissenschaftler, die sich mit diesem Begriff beschäftigt haben, meint, dass die wichtigste Aufgabe des Übersetzers die Übertragung des Sinnes einer Äußerung ist (vgl. dazu Vladu 2013: 193f). Dabei erwähnt er die formale und die dynamische Äquivalenz. Bei der formalen Äquivalenz handelt es sich um Korrespondenz mit dem Ausgangstext in Form und Inhalt hinsichtlich des Stils, der Textsortenkonventionen, des Aufbaus, der Syntax und der Lexik. Die dynamische Äquivalenz zielt

auf eine gewisse Korrespondenz mit der eigenen Kultur, auf die Natürlichkeit des Ausdrucks und Pragmatik hin (Nida 1964: 159).

Koller nimmt den Äquivalenzbegriff wieder auf und unterscheidet zwischen fünf Äquivalenztypen: denotative, konnotative, text-normative, pragmatische und formal-ästhetische Äquivalenz (2001: 245).

Die denotative Äquivalenz bedeutet, dass die zwei Texte dieselben außersprachlichen Sachverhalte widerspiegeln. Diese Art von Äquivalenz ist für Fachtexte besonders wichtig, weil die Denotation unveränderlich ist. Die konnotative Äquivalenz zeigt an, dass die Art der Verbalisierung von Sachverhalten in den zwei Texten ähnliche emotionale Reaktionen beim Leser hervorruft. Der Übersetzer muss die kulturellen Aspekte und Details beachten, die Assoziationen und den Sinn bewahren. Die text-normative Äquivalenz ist keine Äquivalenz auf Wortebene, sondern auf Textebene. Sie bezieht sich auf die Text- und Sprachnormen, die der Ausgangs- und Zieltext erfüllen, sodass derselbe Sinn und dieselbe kommunikative Funktion in beiden Sprachen erhalten bleiben. Die pragmatische Äquivalenz bezieht sich auf die Kommunikation, die Texte in beiden Sprachen sollen dieselbe Wirkung auf den Rezipienten ausüben. Die formal-ästhetische Äquivalenz bedeutet, dass Ausgangs- und Zieltext ähnlich ästhetisch gestaltet werden müssen, um Sprachspiele, Tropen, Reim und Rhythmus zum Ausdruck bringen zu können. Koller geht hauptsächlich auf die denotative Äquivalenz im Bereich des Wortschatzes ein und gibt weitere fünf Untertypen an: Äquivalenz, Diverifikation, Neutralisation, Eins-zu-Teil-Entsprechung und Lücke.

## Literarisches Übersetzen

Das Literaturübersetzen ist ein komplexes Verfahren, das beim Übersetzer sowohl Allgemeinwissen als auch philologische und translatorische Kenntnisse voraussetzt (vgl. dazu Vladu 2013: 191f). Es unterscheidet sich vom Fachübersetzen dadurch, dass es nicht auf einen einzigen Bereich eingeschränkt ist, nicht Fach- und Sachtexte bearbeiten muss, Haftungsfragen und gesetzliche Bestimmungen meistens ausschließt und nicht gelehrt werden kann. Die Intention des literarischen Textproduzenten ist nicht eine verbindliche Darstellung der Realität, sondern die Vermittlung persönlicher Einsichten in die Realität durch die Darstellung einer fiktiven Welt und richtet sich an Adressaten, die den literarischen Kode beherrschen. Literarische Texte vermitteln Informationen der außersprachlichen Wirklichkeit, aber unter dem besonderen Aspekt der Verallgemeinerung und künstlerischen Gestaltung, wobei Subjektivität des Senders und dementsprechend eine gewisse künstlerische Botschaft vorhanden ist, der Ausdruck charakterisiert sich durch das Fehlen sprachlicher Direktheit, das gedankliche Leerstellen eröffnet, möglich macht.

Nichtliterarische Texte vermitteln hauptsächlich Sachinformationen, sie weisen einen rein informativen Charakter auf und charakterisieren sich durch Sachbezogenheit, Klarheit der Sprache und Überschaubarkeit.

Die jahrhundertelangen Diskussionen zu Möglichkeiten, Grenzen und Prinzipien des Übersetzens betrafen in der Regel die literarische Übersetzung. Dabei stellte man sich die Frage, inwieweit eine Übersetzung überhaupt möglich ist, bezogen auf den

Prozess der Auseinandersetzung mit der Welt und der Musterbildung der Wirklichkeitsinterpretation.

Die literarische Übersetzung ist ein Teilbereich des gesamten Übersetzens, der besondere Qualitäten erfordert. Literaturübersetzen erfolgt heutzutage hauptsächlich interlingual, wenn Literatur aus einer Sprache in die andere übersetzt wird, jedoch gibt es auch das intralinguale Übersetzen, welches nur den Kennern vorbehalten ist. Dabei handelt es sich um das Übersetzen „einer Sprachstufe in eine andere, zum Beispiel vom Althochdeutschen ins Neuhochdeutsche, vom Dialekt in die Standard- oder Hauptsprache“ (Stolze 2001: 14). Wenn wir von einer Definition ausgehen, können wir festlegen, dass die Übersetzung sowohl den Vorgang als auch das Produkt des Vorganges der Übertragung von einer Ausgangssprache in eine Zielsprache bezeichnet. Literaturübersetzen ist schwer einzuschätzen, weil es dem Beauftragten die Freiheit lässt, mit dem Text auf seine Weise umzugehen.

Ein Literaturübersetzer überträgt Literatur, zum Beispiel Romane, Gedichte oder Comics, aber auch Sachbücher oder Zeitschriftenartikel aus einer Sprache in die andere. Literaturübersetzungen werden zwar in der Öffentlichkeit besonders stark wahrgenommen, spielen wirtschaftlich aber eine untergeordnete Rolle, weil literarische Übersetzungen in gleicher Weise wie der ursprüngliche Text dem Urheberrecht unterliegen und somit urheberrechtlich geschützt sind. Wenn jemand diesen Beruf ausüben will, muss er umfassende Sprachkenntnisse, perfekte Fremdsprachenkenntnisse, eine gute Allgemeinbildung, hohe Aufnahme- und Merkfähigkeit, gutes Auftreten und Sensibilität besitzen und selbstständig arbeiten können.

Literaturübersetzer sind Vermittler zwischen verschiedenen Kulturen, die im Mittelpunkt stehen können, wenn der Frage nachgegangen wird, inwieweit Übersetzer als (Ko)Autoren und interpretierende Produzenten anerkannt werden können. Diesbezüglich interessiert die Problematik, wo sich die Grenze zwischen der Interpretation und der Übersetzung befindet, ob der *traduttore* (Übersetzer) gelegentlich zugleich auch einen *traditore* (Verräter) darstellt? Der Übersetzer darf dem Autor nicht widersprechen, auch nichts glätten oder beschönigen, er muss ihm folgen, was aber die Kreativität nicht ausschließt. Was die Geschichte der literarischen Übersetzung betrifft, steht diese großenteils im Einklang mit der Geschichte der gesamten Übersetzungstheorie (Albrecht 1998: 24).

In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu erwähnen, dass eigentlich die Hauptproblematik immer darin bestand, inwieweit die literarische Übersetzung überhaupt möglich war. Das Spektrum der Antworten reicht von der These der absoluten Übersetzbarkeit bis zur Verneinung dieser (Černý 2002: 5ff.). Die Frage nach der „richtigen“, „treuen“ oder „gelungenen“ Übersetzungspraxis ist eine Frage nach Methoden und Schwerpunkten im Rahmen des Übertragungsprozesses.

Die Wortwahl in einem literarischen Text ist äußerst wichtig, sowohl in semantischer als auch in stilistischer und formaler Hinsicht, weil zwischen Satzbau und Lexik ein enges Zusammenspiel besteht, der Inhalt und Thematik widerspiegelt. Die Thematik wirkt sich auch darauf aus, welche Wortschatzbereiche, Wortfelder, Wortbildungen, Kollokationen, Phraseologismen, Metaphern und Metonymien gebraucht werden.

## Übersetzen von Phraseologismen

Phraseologismen sind „feste Wortverbindungen einer Sprache, die in System und Satz Funktion und Bedeutung einzelner Wörter übernehmen können“ (Palm 1997: 1) und sich durch Polylexikalität, Stabilität, Idiomatizität, Lexikalisierung und Reproduzierbarkeit kennzeichnen. Die Polylexikalität bezieht sich auf die Mehrgliedrigkeit der Wortverbindungen, wobei ein Phrasem aus mindestens zwei Lexemen besteht und die oberste Grenze der Satz darstellt (Burger 2007: 15), Stabilität bezieht sich auf die feste Reihenfolge der Komponenten eines Phrasems, Idiomatizität deutet darauf hin, dass „ein irreguläres Verhältnis zwischen der Bedeutung der Wortkomponenten und der des gesamten Ausdruckes“ existiert (Fleischer 1983: 35), Lexikalisierung bedeutet Speicherung des Phrasems im Gedächtnis als lexikalische Einheit, und mit Reproduzierbarkeit ist gemeint, dass Phraseologismen als fertige Wortkomplexe bei jedem Sprechakt zur Verfügung stehen und nicht wiederkonstruiert werden müssen (Palm 1997: 36).

Die Klassifikation der Phraseologismen hängt davon ab, unter welchen Gesichtspunkten und Merkmalen sie analysiert werden. Die zugrunde gelegten Kriterien sind semantischer, syntaktischer und/oder pragmatischer Art. Eine semantische und strukturelle Abgrenzung der Hauptkategorien bietet die Strukturübersicht von Römer/Matzke (2005: 193f), die die Phraseologismen in Idiome, Teilidiome und Nichtidiome einteilen. Den Kernbereich der Phraseologie stellen Idiome und Nichtidiome mit dem semantischen Merkmal ‚referentiell‘ und dem strukturellen Charakteristikum ‚verbal‘ (*einen Rekord erzielen*), ‚nominativ‘ (*das schwarze Schaf*) und ‚satzwertig‘ (Sprichwörter, Redensarten, Geflügelte Worte) dar, wobei die nichtidiomatischen Phraseologismen strukturierende und benennende Funktionen aufweisen (Strukturformeln, Routineformeln, Kollokationen).

Phraseologismen erscheinen für den Übersetzer als komplexe Formen der Sprache, die einen Sonderfall mit großen Übersetzungsschwierigkeiten darstellen. Sie sind kulturgeprägt und situationsgebunden und bieten einen mehrdeutigen, sinnbildlichen Charakter, den man während des Übersetzungsprozesses bewahren muss: „Phraseologismen stellen Sinneinheiten dar, die als Ganzes wiedergegeben werden müssen; am besten wiederum durch einen Phraseologismus der Zielsprache dessen Bedeutung ungefähr der des ausgangssprachlichen Phraseologismus‘ entspricht“ (Albrecht 2005: 118).

Es kommt aber häufig vor, dass Phraseologismen einer Sprache und Kultur unübertragbar in eine andere Sprache sind, weil keine totale phraseologische Entsprechung in der ZS existiert, was die translatorische Tätigkeit erschwert und neue Herausforderungen für den Übersetzer darstellt. Dieser sucht nach zielsprachlichen Kompensationen mit ähnlicher Bedeutung für das ausgangssprachliche Phrasem, wobei Bildhaftigkeit und Expressivität erhalten werden müssen: „Mit einer Übersetzung, die keine PE (phraseologische Ganzheit) ist, geht [...] immer ein Informationsverlust einher, eine Einbuße an Expressivität, an Emotionalität, an Bedeutung“ (Kammer 1985: 95).

Deshalb können beim Übersetzen von Phraseologismen drei Arten von Problemen vorkommen, die den übersetzerischen Prozess möglicherweise erschweren:

- Das Rezeptionsproblem tritt auf, wenn die Phraseologismen der AS vom Übersetzer nicht identifiziert werden und als einfache Wortschatzelemente übersetzt werden.
- Das Produktionsproblem bezieht sich auf die Unfähigkeit des Übersetzers, die Struktur und Mehrdeutigkeit der festen Wortverbindung in der ZS zu erkennen und liefern.
- Das Äquivalenzproblem kommt vor, wenn in der ZS keine entsprechende Äquivalenz für den ausgangssprachlichen Phraseologismus existiert, wenn z.B. „falsche Freunde“ in der ZS auftreten oder partielle oder Nulläquivalenzen angegeben werden.

### Deutsch-rumänische Beispiele

Zur Illustrierung der Äquivalenzbeziehungen im Falle von Phraseologismen wird der Roman von Wolfgang Köppen „Tauben im Gras“ mit seiner im Jahre 2005 erschienen literarischen Übersetzung „Porumbel în iarbă“ von Petru Forna<sup>1</sup> verglichen.

Ausgehend von der Äquivalenzbeziehung gibt es unterschiedliche Wiedergabemöglichkeiten beim Übersetzen von Phraseologismen. Im Falle der vollständigen Äquivalenz wird das ausgangssprachliche Phrasem durch eine zielsprachliche Wortverbindung wiedergegeben, wobei sich beide Ausdrücke auf dasselbe Denotat beziehen. Nichts geht verloren, es sind aber auch keine Kompensationen notwendig. Hier einige Beispiele:

- a) „...*hier und dort* horteten sie Pulver...“ (11)/ „...îngrămădeau pulbere, *când aici, când dincolo...*“ (8);
- b) „...die *auf und ab* wippende Emilia“ (93)/ „...Emilia care se legăna *în sus și în jos*“ (84);
- c) „...gingen *Arm in Arm...*“ (55)/ „...*intrară braț la braț...*“ (48);
- d) „...Augenblick des Freiseins von *Tag und Nacht?*“ (162)/ „...momentul eliberării de *zi și de noapte*“ (50);
- e) „...sie hatten gegessen *wie die Schweine*“ (151)/ „se îmbătaseră *ca porcii*“ (139);
- f) „*Er ist nicht in Form.*“ (125)/ „*Nu este în formă*“ (114);
- g) „...*brach in Tränen aus...*“ (137)/ „...*îzbucni în lacrimi...*“ (125);
- h) „Heinz musste *Zeit gewinnen*“ (199)/ „Heinz trebuia să *câștige timp.*“ (184);
- i) „...*stellte sich Philipp breit in den Weg*“ (102)/ „*așezându-i-se lui Philipp în cale*“ (92);
- j) „...*seine Nase trug ihn nicht...*“ (175)/ „...*nasul nu-l înșela...*“ (162).

Unter partieller Äquivalenz versteht man, dass der Phraseologismus der AS in die ZS mit einer festen Wortverbindung mit ähnlicher Bedeutung und Bildlichkeit wiedergegeben wird. Diese Äquivalenzbeziehung tritt besonders häufig auf, wobei der interlinguale Vergleich hervorhebt, dass in allen Fällen der Übersetzer phraseologische Entsprechungen mit anderem Wortmaterial aber gleicher Semantik und Bildhaftigkeit einsetzt. Dazu folgende Beispiele:

---

<sup>1</sup> Petru Forna (4. Nov. 1944 – 8. Juli 2005) war ehrwürdiger Univ. Professor der Klausenburger Universität „Babeș-Bolyai“ und begabter Übersetzer.

- k) „...und man *hatte* noch nicht richtig *Atem geholt*“ (11)/ „...și nici nu apucaseși *să-ți tragi* bine *sufletul*“ (8);  
 l) „...*in aller Frühe*...“ (13)/ „...când *abia se crăpa de ziuă*...“ (9);  
 m) „...die jeden Tag *in aller Frühe* ihre Wohnung verließ“ (121)/ „...să-și *părăsească* zilnic, *cu noaptea-n cap locuința*“ (110);  
 n) „Die Leute *hatten die Nase voll*...“ (14)/ „Oamenilor le *fusesse de ajuns*...“ (10);  
 o) „... *hatte sich gemütlich gemacht*...“ (18)/ „...se *așezase cât mai confortabil*...“ (14);  
 p) „...sie wollten uns *zugrunde richten*“ (20)/ „...vor *să ne aducă la sapa de lemn*“ (16);  
 q) „Philipp *kam* mit der Zeit *nicht zurecht*“ (21)/ „Philipp *n-o scotea la capăt* cu timpul“ (17);  
 r) „...*in den Wind geschrieben*“ (21)/ „...*duse pe apa sămbetei*“ (17);  
 s) „...möchte ihnen *ins Gesicht lachen*“ (57)/ „...mi-ar plăcea *să le rād în nas*“ (50);  
 t) „erst nachher wird sie mir *ibr wahres Gesicht zeigen*“ (144)/ „*abia după aceea o să-și dea arama pe față*“ (132).

Nulläquivalenz liegt dann vor, wenn in der ZS kein äquivalenter oder ähnlicher Phraseologismus vorkommt. In diesem Fall greift der Übersetzer zu Umschreibung, Ersetzung durch semantisch naheliegende, forcierte Wortverbindungen oder erklärende Substitution durch einzelne Lexeme. Dabei wird zwar die denotative Bedeutung wiedergegeben, der Stil des ATs wird aber gewissermaßen verletzt, Expressivität geht verloren, wie es die folgenden Beispiele zeigen:

- u) „Das Schicksal hatte ihn *in die Enge getrieben*...“ (17)/ „Destinul îl *încolțise*...“ (13);  
 v) „...der alles dort diente und *zu Füßen lag*“ (50)/ „...pe care toți o serveau și căreia îi *erau supuși*“ (43);  
 w) „Odysseus wollte *hinter den Trick kommen*“ (67)/ „Odiseu voia *să priceapă* care era *tertipur*“ (60);  
 x) „...dass die Welt...so *aus den Fugen geraten* konnte...“ (121)/ „...că lumea se va *prăbuși*...“ (112);  
 y) „Er konnte *den Dienst quittieren*“ (135)/ „Putea să *părăsească serviciul*...“ (124);  
 z) „Nun *machen Sie Schluss*...!“ (137)/ „*Terminați* cu chestii din astea...!“ (126).

## Fazit

Die inhaltlich-thematische Komponente eines literarischen Textes wird hauptsächlich durch lexikalische Elemente vermittelt. Die Art und Weise, in der die zu vermittelnden Informationen dem Empfänger dargeboten werden, macht den Stil des Textes aus. Dabei bringt der durch Phraseme charakterisierte Stil eines Textes etwas über den Sender und seine Absichten zum Ausdruck, der Textstil dient dazu, die Rezeption des Textes zu steuern. Um den Stil erfassen und bewahren zu können, braucht der Empfänger und zugleich Übersetzer des ATs ausgezeichnetes Musterwissen und Textkompetenz:

[...] es ist für Rezipienten-als-Translatoren unumgänglich, in AS und ZS bewusst über dieses Musterwissen zu verfügen. Nur dann können sie die im AT verwendeten stilistischen Elemente auf ihre Funktion analysieren und prüfen, welche von ihnen auch zur Erreichung der Zielfunktion geeignet sind und welche verändert werden müssen (Nord 2009: 93).

Als freieste aller Übersetzungsarten kann die literarische Übersetzung auch die interessanteste sein, schließlich verbindet sie nicht nur Sprachen, sondern auch Kulturen. Folglich können wir sagen, dass die Tätigkeit des literarischen Übersetzers im verstärkten Maße nicht nur intertextuell, sondern auch stark interkulturell ist. Der kulturelle Hintergrund, und damit verbunden, die Denkweisen, die mit der jeweiligen Kultur im Zusammenhang stehen, sind von großer Bedeutung. Phraseologische Untersuchungen unterschiedlicher Sprachenpaare könnten nicht nur einzelsprachspezifische Beschreibungen erkunden und unterschiedliche kulturelle Weltauffassungen bieten, sondern auch Eingang in die Sprachmittlung und in den Fremdsprachenunterricht finden.

## Literatur

### Primärliteratur

Koepen, Wolfgang: Tauben im Gras. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1999.

Koepen, Wolfgang: Porumbel în iarbă [rumänische Übersetzung Petru Forna]. Cluj-Napoca: Studia, 2005.

### Sekundärliteratur

Albrecht, Jörn: Literarisches Übersetzen. Geschichte – Theorie – kulturelle Wirkung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998.

Bantaş, Andrei/Croitoru, Elena: Didactica traducerii. Bucureşti: Teora, 1998.

Best, Joanna: Die Bedeutung der grundsprachlichen Kompetenz in der Übersetzer- und Dolmetschausbildung. In: Best, Joanna/Kalina, Sylvia (Hg.): Übersetzen und Dolmetschen. Tübingen: Francke, 2002, S.123–133.

Burger, Harald: Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen. Berlin: Erich Schmidt, 2007.

Černý, Lothar: Zwischen den Zeichen: Zur Geschichte der Übersetzungstheorie. In: Best, Joanna/Kalina, Sylvia (Hg.): Übersetzen und Dolmetschen. Eine Orientierungshilfe. Tübingen: Francke, 2002, S. 3–16.

Fleischer, Wolfgang: Phraseologie. In: Fleischer, W./Hartung, W. u.a. (Hg.): Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache. Leipzig: VEB, 1983, S. 307–321.

Kammer, Gerlinde: Probleme bei der Übersetzung von phraseologischen Einheiten aus dem Russischen ins Deutsche. München: Otto Sager, 1985.

Koller, Werner: Einführung in die Übersetzungswissenschaft. Wiebelsheim: Quelle und Meyer, 2001.

Nida, Eugen: Toward of Science of Translation. With Special Reference to Principals and Procedures Involved in Bible Translating. Leiden: Brill, 1964.

Nord, Christiane: Textanalyse und Übersetzen. Theoretische Grundlagen. Methode und didaktische Anwendung einer übersetzungsrelevanten Textanalyse. Tübingen: Julius Groos, 2009.

- Palm, Christine: *Phraseologie. Eine Einführung*. Tübingen: Narr, 1997.
- Reiß, Katharina/Vermeer, Hans: *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie*. Tübingen: Niemeyer, 1991.
- Römer, Christine/Matzke, Brigitte: *Lexikologie des Deutschen. Eine Einführung*. Tübingen: Narr, 2005.
- Stolze, Radegundis: *Übersetzungstheorien. Eine Einführung*. Tübingen: Narr, 2001.
- Vladu, Daniela: *Das Gedichtübersetzen als freie Übersetzungsart. Drei deutsch-rumänische Übersetzungsversuche*. In: *Studia UBB Philologia, Cluj-Napoca: Studia*, 2013, S. 191–199.
- Wilss, W.: *Textanalyse und Übersetzen*, In: Bender, K. H. & Berger, K. & Wandruszka, M. (Hg.): *Imago Linguae. Beiträge zu Sprache, Deutung und Übersetzen*, München: Fink, 1977, S. 625–651.



## **Realien-Phraseologismen im DaF-Unterricht**

### **1. Einführung**

Dem interkulturellen Ansatz gemäß besteht das Ziel des Fremdsprachenunterrichts nicht nur einfach darin, die Sprache selbst, d.h. die Lexik (dabei auch die Phonetik) und die grammatischen Regeln zu vermitteln, sondern auch darin, den Lernenden die fremdsprachliche Kultur näherzubringen. Beiden Zielen kann man gerecht werden, wenn die Wortschatzarbeit neben der Arbeit an Wörtern auch die Vermittlung von festen Wortverbindungen, d.h. Phraseologismen beinhaltet. Das Erschließen der ziel-sprachlichen Phraseologismen, die in der Ausgangssprache der Lernenden weitgehende Äquivalente haben, führt zu wertvollen Erkenntnissen, d.h. es kann die Ähnlichkeiten der Kulturen bezeugen und den positiven sprachlichen Transfer unterstützen. Noch interessanter ist jedoch das Thematisieren der äquivalentlosen Phraseologismen und der Wendungen, deren Sinn in der Ausgangssprache der Lernenden mit einem funktionalen Äquivalent ausgedrückt wird. Diese fasse ich mit dem Terminus „Realien-Phraseologismen“ zusammen und plädiere dafür, diesen festen Wendungen im DaF-Unterricht besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Unter „besonderer Aufmerksamkeit“ verstehe ich, dass bei der Thematisierung der Realien-Phraseologismen auch ihre Etymologie – falls bekannt – erläutert werden soll.

### **2. Zum theoretischen Hintergrund**

Um den Begriff „Realien-Phraseologismus“ definieren zu können, muss vorerst der Terminus „Realie“ geklärt werden. Ich arbeite konsequent mit der folgenden breiten Realien-Auffassung:

Realien sind solche sprachlichen Zeichen und Zeichenverbindungen, die in einer bestimmten Epoche für eine bestimmte Gruppe der Zeichenbenutzer – über die Denotation der Zeichen hinaus – einen Zusatzwert, eine Konnotation aufweisen, d.h. in den Mitgliedern der Gruppe – die auch eine ganze Nation sein kann – weitgehend identische bzw. ähnliche Assoziationen hervorrufen können. Zu dieser Relevanz gelangen die Realien dadurch, dass sie mit der Geschichte, mit der gesellschaftlich-politischen Grundordnung, mit der Kunst, mit den Sitten und Bräuchen – kurz: mit dem Leben, mit dem Denken der Mitglieder der Kultur-/Sprachgemeinschaft – wesentlich zusammenhängen. (Drahota-Szabó 2013: 24)

Dieser Realien-Auffassung entsprechend bzw. auf Grund der allgemein gültigen Phraseologismus-Auffassung lautet meine Definition zu den Realien-Phraseologismen wie folgt:

Realien-Phraseologismen sind feste Wortverbindungen, die mit der jeweiligen Kultur und/oder Sprache aufs Engste verknüpft sind, d.h. mit der Geschichte, mit den Sitten und Bräuchen, mit dem Denken einer Kultur-/Sprachgemeinschaft wesentlich zusammenhängen und/oder sprachenspezifische Züge aufweisen.

Solche Phraseologismen gehören hierher, die eine Realie im engeren Sinne enthalten (z.B. die Bezeichnung der Nationalität, geographische Namen, Personennamen, d.h. Namen von historischen Persönlichkeiten, von Literaten, von Gelehrten; Bezeichnungen von Gebrauchsgegenständen, d.h. von Möbelstücken, Kleidungsstücken; Speisennamen; Geldnamen usw.); Phraseologismen mit einem kulturhistorischen Hintergrund; aus Zitaten, geflügelten Worten entstandene Phraseologismen; Phraseologismen mit einer echten Lücke im System der Kontrastsprache; sprachenspezifische Phraseologismen, d.h. welche dialektale oder unikale Komponenten enthalten, auf Paronymie beruhen; Phraseologismen mit einer spezifischen Idiomatisierung, d.h. welche in der Kontrastsprache ein funktionales Äquivalent haben; Phraseologismen mit Ethnostereotypen und die falschen Freunde.

Diese kulturell gebundenen Phraseologismen werden von Hrustic (2007: 327f.) als „nationale Phraseologismen“ bezeichnet (z.B. bosnisch *ispravljati krivu Drinu* [die krumme Drina gerade fließen lassen] = 'etwas Unmögliches machen wollen, etwas Falsches verbessern wollen'); das sind die Phraseologismen, die nach Erdei (1988: 142f.) ein Nationalkolorit enthalten und „national gefärbte Phraseologismen“ [russ. „национально окрашенные фразеологизмы“] genannt werden (z.B. russ. *ездить в Тулу со своим самоваром* [nach Tula mit dem eigenen Samowar fahren]).<sup>1</sup> Bárdosi (2013: 42) spricht von „kulturell geprägten Phraseologismen“ (z.B. spanisch *llevar hierro a Vizcaya* [jmd. trägt Eisen nach Vizcaya] und *llevar trigo a Castilla* [jmd. trägt Weizen nach Castilla]; dt. *Bier nach München tragen*). Wenn ich für die Vermittlung von Realien-Phraseologismen plädiere, so vertrete ich den Standpunkt von Lajos (2007: 102), die meint, Phraseologismen seien solche Erscheinungsformen des kulturellen Gedächtnisses, welche ein identitätsstiftendes Wissen vermitteln bzw. welche als identitätsausdrückende sprachliche Elemente fungieren, welche in den Texten als ein „gemeinsamer Nenner“ funktionieren. Nach Lajos drückt die Verwendung der Phraseologismen nicht nur die sprachliche, sondern auch die kulturelle Zusammengehörigkeit, somit die Wir-Identität aus. Diese fremdkulturelle Wir-Identität kann man durch die Behandlung der Realien-Phraseologismen den Lernenden näher bringen.

### 3. Ziele

Es besteht ein Konsens darüber, dass zur Kenntnis einer Fremdsprache die Beherrschung ihrer Phraseologie unentbehrlich ist. Die Fragen aber, welche Phraseologismen – z.B. ein phraseologisches Minimum oder ein Optimum – bzw. durch welche Metho-

<sup>1</sup> Vgl. ung. (a) *Dunába vizet hord vki* [jmd. trägt Wasser in die Donau]; engl. *carry coals to Newcastle*. Vgl. noch Földes (1987: 42): tschechisch *nosit dříví do lesa* [jmd. trägt Holz in den Wald]; italienisch *portar coccodrilli in Egitto* [jmd. bringt Krokodil nach Ägypten]; dänisch *at tage sand med til Sahara* [jmd. bringt Sand in die Sahara].

den diese vermittelt werden sollten, sind immer noch nicht geklärt. Diese Fragen können auch schon deshalb nicht eindeutig beantwortet werden, da sie bei unterschiedlichen Lernergruppen<sup>2</sup> eine jeweils andere Antwort verlangen.

In diesem Aufsatz stehen nicht die phraseodidaktischen Fragestellungen im Mittelpunkt. Das Ziel ist es, durch eine kleine Stichprobe die rezeptiven Fertigkeiten ungarischer Deutschlerner in Bezug auf ausgewählte deutsche Realien-Phraseologismen hin zu testen.

Die Typologie der ungarischen Realien-Phraseologismen (s. Drahotová-Szabó 2013: 205ff.) habe ich auf die deutschen Realien-Phraseologismen übertragen, und in die Stichprobe habe ich Phraseologismen aus unterschiedlichen Typen aufgenommen. Die Befragten bildeten zwei Untergruppen: Es waren einerseits Bachelor-Studierende, andererseits Master-Studierende<sup>3</sup>, und zwar solche, die bereits ein Lehrerdiplom für den Unterricht im Sekundarbereich der Grundschule haben, und seit vielen Jahren Deutsch unterrichten. Ich bin davon ausgegangen, dass die MA-Studenten deutlich bessere Ergebnisse erzielen als die BA-Studenten.

Die Testpersonen haben Mini-Texte mit insgesamt neunzehn deutschen Phraseologismen bekommen. Die Aufgabe bestand darin, die Mini-Texte sinngemäß ins Ungarische zu übertragen.

Des Weiteren wird – wegen des begrenzten Umfangs – auf die Interpretation von neun Phraseologismen eingegangen.

## 4. Auswertung

### 4.1.

Der erste Mini-Text, der interpretiert werden sollte, enthält vier Phraseologismen:

Man muss schon wissen, wo Barthel den Most holt oder man muss eben Vitamin B haben, aber auf keinen Fall sollte man sich ins Bockshorn jagen lassen. Im schlimmsten Fall kann man doch das Hasenpanier ergreifen.

Weder die BA- noch die MA-Studierenden haben dazu eine Erläuterung geliefert. – Schauen wir uns den Hintergrund der Phraseologismen an! Die erste umgangssprachliche Wendung ist: *wissen, wo Barthel den Most holt*. Wenn wir zwischen der wörtlichen und der phraseologischen Bedeutung ('alle Kniffe kennen') einen Zusammenhang herstellen möchten, kommen wir zu einer volksetymologischen, d.h. falschen Deutung. Die Etymologie besagt nämlich, dass beide substantivischen Komponenten höchstwahrscheinlich aus der Gaunersprache stammen: *Barthel* ist die Umdeutung aus rotwelsch *Barsel* ('Brecheisen') und *Most* ist die Umdeutung von *Moos* ('Geld'). Die ursprüngliche Bedeutung der Wendung war also: 'wissen, wo man mit dem Brecheisen an Geld herankommt' (vgl. Duden 2002: 95). – Durch die Vermittlung der Herkunft des Phraseo-

---

<sup>2</sup> In diesem Aufsatz wird das generische Maskulinum verwendet – weibliche Personen sind immer mitgemeint.

<sup>3</sup> Des Weiteren abgekürzt, d.h. *BA* = 'Bachelor'; *MA* = 'Master'.

logismus wird dieser nicht nur motiviert, sondern es werden auch soziolektale Kenntnisse vermittelt.

Die umgangssprachliche Wendung *Vitamin B* bedeutet 'Beziehungen' und beruht einfach darauf, dass das Wort *Beziehungen* mit dem Buchstaben „B“ anlautet (vgl. Duden 2002: 824).

Mit dem – ebenfalls umgangssprachlichen – Phraseologismus *sich nicht ins Bocksborn jagen lassen* ('sich nicht einschüchtern, in Bedrängnis bringen lassen') konnten die Studierenden nichts anfangen. Laut Duden (2002: 132) geht die Wendung eventuell auf das Haberfeldtreiben (eigentlich Ziegenfelltreiben) zurück, d.h. auf ein Rügegericht: Der Übeltäter wurde in ein Ziegenfell gesteckt und umhergetrieben, d.h. *gejagt*. Die Komponente *Bocksborn* wäre eine Umdeutung aus *bockes hamo*, 'Ziegenfell'. – Durch die Erläuterung der Herkunft des Phraseologismus werden hier kulturelle Hintergrundkenntnisse vermittelt und es kann auch das Wesen der volksetymologischen Umdeutung erklärt werden.

Nur eine einzige BA-Studentin hat die umgangssprachliche Wendung *das Hasenpanier ergreifen* ('fliehen') interpretieren können. Die wörtliche Übertragung hilft hier nicht viel, wenn wir dadurch zur phraseologischen Bedeutung gelangen wollen. Wir haben im Ungarischen das Wort *paníroz* [dt. *panieren*], vgl. noch *panírozott hús* [dt. paniertes Fleisch], somit denken wir bei der obigen Wendung an das Wort *panír*, womit allerdings die Wendung noch keinen Sinn ergibt. Es handelt sich hier nämlich nicht um *die Panier* ('Masse zum Panieren'; s. DUW 2003: 1179), sondern um das homonyme Paar: *das Panier* ('Banner, Fahne, Feldzeichen'). So bezeichnete man früher in der Jägersprache den Hasenschwanz (heute: *Blume*). Die Wendung bezieht sich eigentlich darauf, dass der Schwanz (*das Panier*) des Hasen beim Fliehen wie ein Banner in die Höhe steht (vgl. Duden 2002: 333). – Durch die Erklärung der Herkunft des Phraseologismus wird die Wendung motiviert, d.h. ihre bildhafte Grundlage wird nachvollziehbar; es können dabei auch etymologische Kenntnisse vermittelt werden (das Substantiv *Banner* geht auf das Wort (*das*) *Panier* zurück); schließlich kann die Wendung mit ihrem ungarischen Äquivalent verglichen werden (*felveszti/felkötí/felbúzza a nyúlcsipőt vki* [jmd. zieht/bindet sich den Hasenschuh an] = 'jmd. läuft weg'; vgl. Forgács, T. 2003: 539).

#### 4.2.

Der zweite Minitext lautete wie folgt:

Sei fleißig und geduldig: Diesen Beruf muss man von der Pike auf lernen! Mit Geduld und Spucke fängt man eine Mücke!

Bei der Interpretation dieses Textbelegs hatten die Studierenden keine besonderen Schwierigkeiten, d.h. auf Grund des kleinen Kontextes bzw. der für sie bekannten Schlüsselwörter (*fleißig, geduldig, Beruf, Geduld*) verlief die Rezeption weitgehend problemlos.

Die Bedeutung der Wendung *etw. von der Pike auf lernen* ('etw. von Grund auf erlernen'; vgl. Duden 2002: 578) haben sie z.B. so angegeben: 'den Beruf aus Erfahrungen/Schritt für Schritt/von Grund auf lernen'. Was allerdings mit *Pike* gemeint wird,

haben sie nicht gewusst. Bei der Komponente (*die*) *Pike* (ung. *dzsida, pika*) handelt es sich um den Kampfspeer, mit dem früher, im späten Mittelalter, die Fußsoldaten am Anfang ihres militärischen Dienstes viel exerzieren und somit Erfahrungen sammeln mussten. Die Wendung *von der Pike auf dienen* ('eine Laufbahn auf der untersten Stufe beginnen'; vgl. Duden 2002: 579) hat dieselbe Herkunft. – Durch die Erläuterung der Etymologie können auch hier kulturhistorische Hintergrundkenntnisse vermittelt werden. Man kann sogar auf die Nebenform von (*die*) *Pike*, d.h. auf das Wort (*der*) *Pik* verweisen: Dieses zweitgenannte Wort haben wir in der umgangssprachlichen Wendung *einen Pik auf jmdn. haben* mit der Bedeutung 'jmdn. nicht mögen, nicht leiden können' (vgl. Duden 2002: 578). Die kontrastive Sicht kann auch einbezogen werden: Im Ungarischen verwenden wir ebenfalls den Phraseologismus *pikéje van vkinek vkire* (oder einfach: *pikkel vki vkire*) (vgl. Forgács 2003: 579).

Bei der umgangssprachlichen Wendung *mit Geduld und Spucke fängt man eine Mücke* ('mit Geduld erreicht man sein Ziel'; vgl. Duden 2002: 261) haben vier Befragte (drei MA-Studenten und ein BA-Student) das folgende ungarische Sprichwort als Interpretation angegeben: „A türelem rózsát terem.“ ([Die Geduld fruchtet/erzeugt eine Rose.] = 'die Beharrlichkeit, die Geduld führt zum erwünschten Erfolg'; vgl. Forgács 2003: 749). – Die kontrastive Sicht verhilft hier zur Bewusstmachung der bildhaften Grundlage, und es können auch dialektale Kenntnisse vermittelt werden. Die Komponente (*die*) *Mücke* ist nämlich die süddeutsche Variante von (*die*) *Mücke*; (*die*) *Mücke* kann allerdings in gewissen Dialekten 'Fliege' bedeuten, wobei 'die Stechmücke' als (*die*) *Schnake* bezeichnet wird (vgl. DUW 2003: 1104, 1393).

#### 4.3.

Als drittes Beispiel nehmen wir diesen Mini-Text:

Er weiß nichts von den aktuellen Ereignissen in der Politik, als würde er im Tal der Ahnungslosen wohnen.

Der Sinn des umgangssprachlichen Phraseologismus *das Tal der Ahnungslosen* kann sogar in diesem kleinen Kontext problemlos erkannt werden. Doch halte ich die Erläuterung zum kulturhistorischen Hintergrund für relevant, da die Wendung dadurch „durchsichtiger“ wird, d.h. die phraseologische Bedeutung dadurch bewusster wird. Als *das Tal der Ahnungslosen* wurden ursprünglich solche Gegenden – besonders in der ehemaligen DDR – bezeichnet, in denen bestimmte Informationen, vor allem Informationen in Bezug auf die Politik, auf das Leben der westlichen Länder, nicht zugänglich waren, da man die westlichen Fernsehsender und Radiosender nicht empfangen konnte (vgl. Duden 2002: 756).

#### 4.4.

Der folgende Beleg enthält zwei Phraseologismen:

Er hat die Kosten wohl nicht nach Adam Riese, sondern bloß Pi mal Daumen ausgerechnet!

Die Studierenden hätten sich auch hier – logischerweise – nach den Komponenten richten können, deren Bedeutungen sie kennen (vor allem: *Kosten* und *ausrechnen*). Auf Grund des Negationswortes *nicht* bzw. auf Grund der Konjunktion *sondern* und der Partikel *bloß* hätten sie darauf schließen können, dass es sich hier um eine Gegenüberstellung geht, d.h. darum, dass die Kosten nicht genau, sondern nur schätzungsweise ausgerechnet worden sind. Doch haben die BA-Studierenden mit dem Beleg nichts anfangen können. Das Ergebnis war auch bei den MA-Studierenden nicht viel besser: Sie haben z.B. gemeint, dass die Kosten zu hoch waren, da man bei den Rechnungen die zusätzlichen Kosten außer Acht gelassen hat. Die Wendung *nach Adam Riese* wurde von einem MA-Studierenden sogar wörtlich ins Ungarische übertragen, dies ergibt allerdings für einen ungarischen Muttersprachler keinen Sinn. Die umgangssprachliche, scherzhafte Wendung hat die Bedeutung 'richtig gerechnet': Adam Riese war nämlich ein deutscher Rechenmeister, lebte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, er hat mehrere Lehrbücher zum Rechnen geschrieben (vgl. Duden 2002: 35).

Die umgangssprachliche Wendung *Pi mal Daumen* ('so ungefähr, nach grober Schätzung'; vgl. Duden 2002: 159) haben die befragten Studierenden nicht rezipieren können. Die Komponente (*das*) *Pi* ist ein mathematischer Fachterminus [ung. *pi*; international mit  $\pi$  bezeichnet;  $\pi = 3,1415\dots$ ] mit der Bedeutung 'Zahl, die das Verhältnis von Kreisumfang zu Kreisdurchmesser angibt; ludolfsche Zahl' (vgl. DUW 2003: 1209). Wie allerdings die Komponente (*der*) *Daumen* in die Wendung geraten ist, ist für einen ungarischen Muttersprachler nicht unbedingt nachvollziehbar, außer, man kennt die deutsche umgangssprachliche Wendung (*etw.*) *über den Daumen peilen*, d.h. '(etw.) nur ungefähr schätzen'. Dieser Phraseologismus stammt aus dem Militär- und Seewesen: Der Daumen diente als Hilfsmittel beim Abschätzen von Entfernungen (vgl. Duden 2002: 159). Die Wendung *Pi mal Daumen* ist eine Anspielung auf den Phraseologismus (*etw.*) *über den Daumen peilen* (vgl. Duden 2002: 578). – Mit dem Thematisieren der obigen Phraseologismen können wiederum kulturspezifische Hintergrundinformationen geliefert werden und es kann auch aufgezeigt werden, dass das Kennen einiger Phraseologismen die Kenntnis anderer verwandter Phraseologismen voraussetzt.

#### 4.5.

Zwei Phraseologismen hätten auch in diesem Beleg identifiziert werden können:

Ach, du grüne Neune! Es regnet schon wieder Schusterjungen!

Die erste Wendung, d.h. (*ach*) *du grüne Neune!* ist ein Ausruf der Überraschung, des Erschreckens (vgl. Duden 2002: 545). Die MA-Studierenden haben z.B. solche – durchaus akzeptablen – Interpretationen angegeben: „Szent ég!“, „Te jó ég!“, „A kutya fáját!“ Es gab allerdings bei den MA-Studierenden auch ganz falsche Lösungen, wie z.B.: „Jaj, te zöldfüll!“ Die wörtliche Übertragung „Á, te zöld kilenc!“ hat keinen Sinn. Um die deutsche Wendung nachvollziehbar zu machen, soll man wiederum er-

klären, wo die Wendung herkommt. Der Bildspenderbereich ist höchstwahrscheinlich das Kartenlegen: Die Karte „Grün Neun“ hat nämlich etwas Negatives, Unheil o.Ä. prophezeit, somit also Schrecken ausgelöst (vgl. Duden 2002: 545).

Mit dem zweiten Phraseologismus haben die Studierenden nichts anfangen können. Ein MA-Student hat sogar eine wörtliche Übertragung geliefert („Esik már megint, mint a cipészfiú.“), die allerdings keinen Sinn ergibt. Die umgangssprachliche Wendung *es regnet Schusterjungen* stammt aus dem berlinischen Dialekt und bedeutet: 'es regnet heftig, der Regen prasselt herunter'. Der Vergleich kann man erst dann nachvollziehen, wenn man gewisse dialektale Kenntnisse hat, d.h. wenn man weiß, dass mit *Schusterjunge* ein berlinisches Salzgebäck aus Roggen- und Weizenmehl gemeint wird: Die prasselnden Regentropfen werden mit diesem Gebäck verglichen (vgl. Duden 2002: 688). (Vgl. noch das Synonym: *es regnet junge Hunde* = ugs.; 'es regnet stark'; Duden ebd.).

#### 4.6.

Der letzte Textbeleg lautet:

Sei vorsichtig, denn er kommt von Firma Klau und Lange!

Die Interpretationen des scherzhaften, umgangssprachlichen Phraseologismus *von Firma Klau und Lange (kommen)* ('bekannt sein dafür, dass man öfter kleine Diebstähle begeht'; vgl. Duden 2002: 225) waren sehr vielfältig. Für manche hat der kleine Kontext (*Sei vorsichtig!*) und die Komponente *Klau* genug geholfen. Von zwei MA-Studenten stammen diese Übertragungen: „Légy résen, be fog csapni/ragadós a keze!“; *Légy óvatos vele, mivel enyves a keze!*“; ein BA-Student hat folgende Interpretation angegeben: „Légy óvatos, lopóval van dolgod.“ Ein MA-Student hat allerdings den obigen Satz wörtlich übertragen: „Légy előrelátó, mert ő a Klau és Lange cégtől jön.“ – Die Wendung enthält einen scherzhaften Pseudo-Firmennamen. Die Komponente *Klau* ist ein deverbatives Substantiv aus *klauen*; die Komponente *Lange* ist eine Anspielung auf den umgangssprachlichen Phraseologismus *lange (krumme) Finger machen* mit der Bedeutung 'stehlen' (vgl. Duden 2002: 221).

### 5. Fazit und Ausblick

Als Ausgangspunkt diente eine breite Realien-Auffassung, nach der die kulturell gebundenen festen Wendungen auch als Realien betrachtet und Realien-Phraseologismen genannt werden. Geht man von der engen, gegenseitigen Verwobenheit von Kultur und Sprache aus, so gehören die sprachlich gebundenen Phraseologismen ebenfalls hierher. Wenn im Fremdsprachenunterricht Realien-Phraseologismen vermittelt werden, so werden dadurch sowohl die sprachlichen als auch die (inter)kulturellen Kompetenzen gefördert. Die Vermittlung der Realien-Phraseologismen kann allerdings nur dann als Kulturtransfer funktionieren, wenn die festen Wendungen nicht einfach als Fertigteile dargeboten werden, sondern ihr Hintergrund, ihre Etymologie erschlossen wird, d.h. wenn auch enzyklopädische Kenntnisse vermittelt werden. Durch die Her-

kunftserklärungen werden die Phraseologismen, d.h. ihr Bildspenderbereich durchsichtig, die Wendungen werden nachvollziehbar, was für eine bewusste Sprachbetrachtung und Sprachverwendung unerlässlich ist. So kann Sprachkompetenz auf hohem Niveau erzielt werden sowie auch die Kompetenzen *in* und *zwischen* den Kulturen gefördert werden. Die Erläuterungen dazu, was hinter einem Phraseologismus steckt, sind besonders in der Deutschlehrausbildung wichtig, denn von den zukünftigen DaF- und DaZ-Lehrern wird eine Sprachbewusstheit auf hohem Niveau verlangt. Dies setzt voraus, dass der sprachlich und kulturell kompetente Lehrer „hinter die Kulissen schaut“, d.h. darüber hinaus, dass er die Gesamtbedeutung phraseologischer Wendungen sowie ihren pragmatischen Wert kennt, auch Auskünfte darüber liefern kann, warum bestimmte Inhalte im Deutschen eben mit den Phraseologismen ausgedrückt werden.

Lüger (2004: 150) ist der Meinung, „Phraseologismen eignen sich nur bedingt zur integrierten Vermittlung sprachlicher Kompetenz und landeskundlichen Wissens“. – Natürlich kann allein durch die Herkunftserklärung der Phraseologismen die Fremdkultur nicht vermittelt werden, aber das würde auch niemand behaupten. Doch haben gerade die Beispiele oben gezeigt, wie viel Kulturelles in einem Phraseologismus versteckt ist. Bewusste Fremdsprachenlerner fragen immer nach dem „Warum“. Bewusste Fremdsprachenlerner – und angehende Deutschlehrer gehören zu dieser Gruppe – wollen in Bezug auf die Grammatik, d.h. Morphologie, Syntax explizite Regeln beherrschen, und genauso möchten sie auch die Phraseologismen „begreifen“. Die Argumentation, nach der die Muttersprachler die Phraseologismen auch dann korrekt verwenden können, wenn sie ihre Herkunft nicht kennen, ist an dieser Stelle falsch, denn ein Fremdsprachenlerner betrachtet die fremde Sprache nicht von innen, sondern eben von außen, was – im idealen Fall – ein bewusstes Betrachten bedeutet.

Nach der oben zitierten These sagt Lüger (2004: 151) noch Folgendes:

Das Verstehen der phraseologischen Bedeutung von *nach Adam Riese* oder *jmdn. über den Löffel barbieren* setzt gerade nicht das Wissen um die Herkunft der Ausdrücke und um die betreffenden landeskundlichen Sachverhalte voraus. Entscheidend sind ganzheitliche Bedeutung und Aufgabe des kompositionellen Prinzips.

Den ersterwähnten Phraseologismus haben wir vorhin bereits thematisiert. Der Fremdsprachenlerner ist einfach nicht imstande, die ganzheitliche Bedeutung der Wendung zu erfassen, da er die Bedeutung der Wendung auf Grund ihrer Komponenten zu erschließen versucht. Doch dies funktioniert hier nicht: Man muss doch wissen, wer Adam Riese war. Mit der Wendung *jmdn. über den Löffel barbieren* kann ein ungarischer Deutschlerner wieder nichts anfangen, außer, sie wird einmal erläutert. Schaut man im Duden (2002: 92) nach, so erfährt man, die „ganzheitliche Bedeutung“ ist: ‚jmdn. in plumper Form betrügen‘. Bei dieser Information bleibt ein bewusster Deutschlerner, ein werdender Deutschlehrer doch nicht stehen, denn der Zusammenhang von *Löffel* und *barbieren* ist für ihn nicht klar. Die weitere Recherche erhellt die Herkunft: „Die Wendung nimmt darauf Bezug, dass früher Barbieri alten Männern

zur leichteren Rasur einen Löffel in den Mund schoben, um damit die eingefallenen Gesichtspartien nach außen zu wölben“ (Duden ebd.).

Fazit: Ich plädiere dafür, dass neben der Vermittlung der ganzheitlichen Bedeutung der Phraseologismen auch ihre Herkunft erklärt wird sowie auch die kontrastive Betrachtung der Ausgangssprache/der Ausgangskultur und der Zielsprache/der Zielkultur zur Geltung kommt.

## Literatur

- Bárdosi, Vilmos: Reáliák a frazeológiában. In: Bárdosi, Vilmos (Hg.): Reáliák. A lexikológiától a frazeológiáig. Értelmezések és fordítási kérdések. Budapest: Tinta Könyvkiadó, 2013, S. 39–46. (Segédkönyvek a nyelvészet tanulmányozásához, 149.)
- Drahota-Szabó, Erzsébet: Realien – Intertextualität – Übersetzung. Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung, Sonderheft 19. Landau: Verlag Empirische Pädagogik, 2013.
- Duden. Der Duden in zwölf Bänden. Das Standardwerk zur deutschen Sprache. Bd. 11 – Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik. 2., neu bearbeitete und aktualisierte Auflage. Hg. von der Dudenredaktion. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag, 2002.
- DUW. Duden Deutsches Universalwörterbuch. 5., überarbeitete Auflage. Hg. vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag, 2003.
- Erdei, Ilona: Kypc nepexoaa. Orosz-magyar fordítástechnika. Szeged: JATE Kiadó, 1988.
- Forgács, Tamás: Magyar szólások és közmondások szótára. Mai nyelvünk állandósult szókapcsolatai példákkal szemléltetve. Budapest: Tinta Könyvkiadó, 2003.
- Földes, Csaba: Magyar – német – orosz beszédfordulatok. A három nyelv azonos jelentésű állandósult szókapcsolatai. Budapest: Tankönyvkiadó, 1987.
- Hrustic, Meliha: Nulläquivalenz beim literarischen Übersetzen. Probleme der „kulturellen Vermittlung“. In: Roggusch, Werner (Red.): Germanistentreffen Deutschland – Süd-Ost-Europa, 2.–6. 10. 2006. Dokumentation der Tagungsbeiträge. Bonn: Deutscher Akademischer Austauschdienst, 2007, S. 323–332.
- Lajos, Katalin: Frazeológia és identitás. In: Jankovics, József (Hg.): Nyelv, nemzet, identitás. A VI. Nemzetközi Hungarológiai Kongresszus (Debrecen, 2006. augusztus 22–26.) nyelvészeti előadásai. I. kötet. Debrecen/Budapest: Nemzetközi Magyarástudományi Társaság, 2007, S. 101–113.
- Lüger, Heinz-Helmut: Idiomatic Competenz – ein realistisches Lernziel? Thesen zur Phraseodidaktik. In: Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung, Sonderheft 7, 2004, S. 121–169.



ANDREA BÁNFFI-BENEDEK (GROßWARDEIN)

## **Somatismen, Kinegramme und Phraseogesten im DaF-Unterricht. Eine interkulturelle Annäherung<sup>1</sup>**

Das Vorurteil, dass Phraseologismen Randerscheinungen seien bzw., dass figurative und formelhafte Sprache in die späteren Phasen des Spracherwerbs gehöre, wird durch zahlreiche empirische Untersuchungen widerlegt.

Bei einer Untersuchung zum Gegenstand Funktionen konventionalisierter formelhafter Sequenzen für den Fremdsprachenerwerb diskutiert Karin Aguado (2002) die Rolle dieser Sequenzen im Spracherwerb (und zwar insbesondere im L2-Erwerb) wie folgt:

Hinsichtlich der Frage nach der Behandlung formelhafter Sprache im Fremdsprachenunterricht ist daher festzuhalten, dass ihre Vermittlung eine absolute Notwendigkeit darstellt. Da vorgefertigte Formulierungen für die soziale Interaktion eine zentrale Rolle spielen, ist ihre angemessene Verwendung unentbehrlich für die Akzeptanz durch die Sprecher der Zielsprachengemeinschaft. Aus diesem Grund kommt dem Erwerb und dem Gebrauch formelhafter Sprache durch Nicht-Muttersprachler eine wichtige Bedeutung zu. Aus diesem Grund kommt dem Erwerb und dem Gebrauch formelhafter Sprache durch Nicht-Muttersprachler eine wichtige Bedeutung zu. Insbesondere wenn es sich bei den L2-Lernern um kognitiv reife, erwachsene Sprecher handelt, die zum Einen vielfältige soziale Bedürfnisse haben und zum Anderen aus ihrer Erstsprache oder anderen zuvor erworbenen Sprachen „wissen“, dass es sprachliche Mittel unterschiedlicher Natur gibt, die zur Erfüllung dieser Bedürfnisse beitragen, sollten diese Mittel auch in der Fremdsprache gezielt vermittelt werden. Der Wunsch, möglichst korrekt und idiomatisch zu sprechen und die Sicherheit, die formelhafte Sequenzen diesbezüglich bieten, sind als wichtige Motivationsfaktoren für den Gebrauch formelhafter Sequenzen zu sehen: Ihnen sollte im Fremdsprachenunterricht daher unbedingt Rechnung getragen werden. (Aguado 2002: 43)

Die oben skizzierten Gedanken über die Wichtigkeit des Einsatzes von Phraseologismen im Fremdsprachenunterricht, bzw. über die Schnittstellen beider Wissenschaften sind also der Tatsache zu verdanken, dass Phraseologismen Teil des Sprachmaterials sind, dessen Aneignung, Erweiterung und aktive Beherrschung in konkreten Kommunikationssituationen das zentrale Anliegen eines interkulturell ausgerichteten Fremdsprachenunterrichts (und des Fremdsprachenunterrichts im Allgemeinen) bildet.

---

<sup>1</sup> Die Forschung wurde gefördert durch das Wissenschaftliche Forschungsinstitut der Sapientia Stiftung, Forschungsprojekt *Methoden und Bereiche der Förderung interkultureller kommunikativer Kompetenz im Rahmen der germanistischen Ausbildung*. Die Autorin des vorliegenden Beitrages ist Universitätsdozentin an der Christlichen Universität Partium, Oradea/Großwardein.

Beim Phrasemerwerb im Fremdsprachenunterricht geraten andere Lernziele und andere Lernverfahren in den Vordergrund, welche wiederum andere Kompetenzen fordern. Phraseologische oder idiomatische Kompetenz besteht nach Erhardt „[...] zunächst einmal darin, die Bedeutung von Phrasemen zu kennen und diese dann kontextangemessen verwenden zu können“ (Erhardt 2007: 258).

Das Anstreben des niveauspezifischen Optimums als Baustein für die sprachliche Progression steht im Mittelpunkt der Zielsetzungen. Dies setzt die Herausbildung phraseologischer- oder idiomatischer Kompetenz voraus, prägt die gesamtsprachliche Kompetenz eines Sprechers und umfasst zugleich Fähigkeiten, Fertigkeiten, wie: Beherrschung von Phraseologismen und Wissen über Phraseologie, das „Wissen über phraseologiespezifische, vor allem semantische und syntaktische Regelmäßigkeiten und Abweichungen“ (Hallsteinsdóttir 2001: 11).

Für die Förderung der phraseologischen Kompetenz bieten sich wiederum andere Lernverfahren: gemeint ist hier das für fremdsprachlichen Phrasemerwerb entwickelte Lernverfahren (Kühn 1994), das drei Phasen enthält: entdecken – entschlüsseln – verwenden und im Falle dessen nach Lüger (ders. 1997) eine zusätzliche Phase „festigen“ zwischen der zweiten und der dritten Phase angeschoben wurde.

Phraseologisches Wissen ist kein exquisiter Bestandteil fortgeschrittenen Sprachinventars, es stellt nicht nur „die hohe Schule der Sprachfertigkeit“ (vgl. Palm 1995: XI) dar. Ohne an Lernende hohe Ansprüche zu stellen, ist ihre Aneignung auf jeder Stufe erfüllbar. Dies beweist die Forderung nach einer systematischen Darlegung der phraseologischen Kompetenz und ihre Integrierung in den GER (vgl. Konecny/Hallsteinsdóttir/Kacjan 2013: 163), ein zentraler Fokuspunkt im Rahmen aktueller fachwissenschaftlicher Diskussionen. Umfassende phraseologische Kompetenz sei kein „einmaliges Unterrichtsgeschäft“ (Lüger 2004: 165): Das Überschreiten einer bloßen Sammlung und die tagtägliche Integrierung von Phraseologismen durch spezifische Didaktisierungen ist eine weitere Forderung.

Phraseologische Kompetenz kann genauso wie lexikalische Kompetenz nicht isoliert betrachtet werden. Zum einen setzt sie die Präsenz der Muttersprache der Lernenden voraus:

Die Vorgaben des muttersprachlichen Sprachsystems bieten potentielle überindividuelle Vernetzungen des mentalen Lexikons, die durch gemeinsames lexikalisches Wissen, bevorzugte semantische Relationen und Assoziationen hervorgerufen werden. Ebenso bilden gemeinsame Lebenserfahrungen und überindividuelles Wissen über (historische) Ereignisse die Grundlage für den (intertextuellen) Bezug auf bestimmte Situationen. Ein Fremdsprachler verfügt außerdem über eine potentielle intralinguale fremdsprachliche Motivierungsbasis, sowie über vielfältige weitere interlinguale Motivierungsstrategien, die auf der Relation der jeweiligen Muttersprache zu anderen Fremdsprachen basieren. (Hallsteinsdóttir 2001: 301)

Zum anderen, treten im Falle beider Kompetenzen neben pragmatischen, kommunikativen Aspekten auch soziokulturelle Bezüge in den Vordergrund. Die kompetente Verwendung von Phrasemen setzte mehr als die Kenntnis der syntaktischen und semantischen Eigenschaften von Ausdrücken voraus, sie habe demnach auch eine sehr

wichtige pragmatische Komponente (vgl. Erhardt 2007: 258). Die Untersuchungen gehen über die Grenzen sprachkontrastiver Vergleiche hinaus und fördern zugleich die Herausbildung interkultureller Perspektiven:

Sprachkontrastive Vergleiche fördern auch die Herausarbeitung interkultureller Perspektiven in der Phraseologie, so z.B. zur Kulturspezifik phraseologischer Einheiten und zur interkulturellen Landeskunde (vgl. z.B. Földes 1990. Burger/Häcki Buhofer/Greciano 2003), zur interkulturellen Kommunikation mit Phraseologismen (Deutsch-Schwedisch: Stedje 1989. Deutsch-Chinesisch: Günthner 1994. Zhu 1998) unter Einschluss fachsprachlicher Perspektiven (vgl. z.B. Gautier 1999). zur Kulturspezifik phraseologischer Vergleiche (vgl. Deutsch-Ungarisch: Hessky 1989. Deutsch-Russisch-Ungarisch: Földes 1992a, Deutsch-Polnisch: Czyzewska 2000) oder Zwillingsformeln (Band 1998). Gerade die interkulturelle Perspektive macht auch die Notwendigkeit intrakultureller Fragestellungen deutlich: mit Phraseologismen werden kulturspezifische Wertungen, Klischees, Vorurteile oder Stereotype transportiert (vgl. Daniels 1985. Koller 1985. Tafel 1999. Piirainen 1999a. 2001). (Kühn 2007: 631)

Aus dieser kurzen Auflistung neuerer Forschungsinteressen wird ersichtlich, dass kontrastive und interkulturelle Analysen einander keinesfalls ausschließen. Die produktive Symbiose beider Zugänge schildert Karlfried Knapp (2003) folgenderweise:

Linguistische Zugänge zu interkultureller Kommunikation befassen sich einerseits mit den kommunikativen Voraussetzungen, die Teilnehmer in interkulturelle Kontaktsituationen einbringen, andererseits mit den tatsächlichen Auswirkungen dieser Voraussetzungen in konkreten Interaktionssituationen. Erstere sind Gegenstand kontrastiver Arbeiten, die kulturell relevante Unterschiede zwischen Sprachen auf allen deskriptiven Ebenen (verbal, paraverbal, nonverbal) beschreiben, letztere stehen im Fokus von empirischen Studien, die authentische interkulturelle Interaktionen mit Mitteln der Gesprächsanalyse untersuchen. (Knapp 2004: 413)

Die Grundzüge eines sog. „Kontrastiv-interkulturellen Vergleichs“ im Rahmen der Phraseologie skizzieren Lewandowska und Antos (2004) am prägnantesten:

Betrachten wir diesen Vergleich etwas genauer, zunächst aber mit einem Blick auf Bekanntes: Unter kontrastiven Arbeiten werden in der Regel (linguistische) Vergleiche zwischen bestimmten sprachlichen Formen oder Sprachgebräuchen („Funktionen“) verschiedener Sprachen verstanden, mit dem methodischen Ziel, strukturelle und sonstige Gemeinsamkeiten oder Unterschiede aufzudecken. Konfrontative Studien engen diese Vergleiche weiter auf die Herausarbeitung von sprachlichen oder kommunikativen „Gegensätzen“ ein. Demgegenüber zielt nun der Begriff des kontrastiv-interkulturellen Vergleichs methodisch auf etwas ab, das zwar einen kontrastiven Vergleich zur Grundlage hat, aber in einem entscheidenden Punkt über ihn hinausgeht: Nicht jeder zwischen zwei oder mehreren Sprachen festgestellte Unterschied bzw. nicht jede vordergründige Gemeinsamkeit beruht auch auf einer interkulturell relevanten „Opposition“. (Lewandowska/Antos 2004: 42)

Der Aufgabenbereich der kontrastiven Phraseologie: Voll-, Teil- oder Nulläquivalenzen aufzuzeigen, inter- oder intralinguale Dimensionen zu analysieren, wird durch einen weiteren Fokuspunkt erweitert. Mit der Formulierung „interkulturell relevante Opposition“ wird zugleich auf die Tatsache hingedeutet, dass nicht jede Differenz auch eine bedeutungsrelevante, d.h. interkulturell distinktive Opposition sei. So Lewandowska und Antos: „Und: Nicht jede beobachtbare Gemeinsamkeit hat in den verschiedenen Kulturen auch den gleichen inhaltlichen oder formalen Stellenwert!“ (Lewandowska/Antos 2004: 42) In der so oft erwähnten Kulturgebundenheit der Phraseologismen zeigt sich die vorher erwähnte interkulturell distinktive Opposition:

Hinter vermeintlichen Gemeinsamkeiten können gravierende Unterschiede verborgen sein, so wie sich hinter vermeintlichen Unterschieden tiefe kulturelle Gemeinsamkeiten zeigen können. D.h. hinter jedem Kulturkontrast bzw. Kulturkontakt können sich unerwartete und unerwartbare „Geheimnisse“ verstecken, die den Beteiligten wechselseitig weder bekannt noch vermittelbar sein müssen! (Lewandowska/Antos 2004: 37)

Etliche Studien zu Phraseologismen sind sich darüber einig, dass es sich hier um solche sprachlichen Einheiten handelt, die nicht nur über eine spezifische Struktur verfügen, sondern auch um solche, die Kultur tradierende Aspekte tragen.

Diese Kulturgebundenheit zeigt sich vielleicht am deutlichsten an den *Somatismen*, auch als Körper-Phraseologismen (Braun/Krallmann 1990: 74), körperteilbezogene Phraseologismen (Kotb 2002) oder Körperteilphraseologismen (Weng 1992) benannt, an ihrer Untergruppe; der so genannten *Kinegramme* und an den so genannten und *Phraseogesten*.

*Somatismen* werden semantisch dadurch gekennzeichnet, „[...] dass sie eine oder mehrere Komponenten enthalten, die einen menschlichen oder tierischen Körperteil, ein Körperorgan oder eine Körperflüssigkeit bezeichnen: Bein, Arm, Herz, Leber, Blut“ (Krohn 1994: 20). Seien hier die folgenden Volläquivalente als Beispiel angeführt: dt. *auf großem Fuß leben*, ung. *nagy lábón él*, rum. *a trăi pe picior mare*.

„Es handelt sich um Phraseologismen, die eine oder mehrere somatische Komponenten enthalten (<griech. ‚soma‘ = ‚Körper‘), d.h. Redensarten mit einem Kennwort, das menschliche (oder tierische) Körperteile bezeichnet“ (Földes 1985: 20f). Im engeren Sinn werden sie als lexikalisierte metaphorische polylexikalische Lexeme, d.h. Idiome definiert, deren Konstituenten-Semantik ausschließlich körperbezogen ist, und das idiomatisch und literal kodiert ist, was empirisch nachweisbar ist (Farø 2002: 111).

Die Untergruppe der Somatismen, die so genannten *Kinegramme* oder somatischen Kinemphaseme verfügen über einen speziellen Hintergrund, da ihr Wesensmerkmal in der Versprachlichung nonverbaler oder analogischer Kommunikation besteht: Somatismen, die Mimik, Gestik und andere Köperteilbewegungen der Menschen und z.T. der Tiere (meistens im übertragenen Sinn) verbalisieren und kodieren nennt Burger (ders. 1998: 44) *Kinegramme*:

Bei diesen Ausdrücken geht es einerseits um eine Gebärde (also um „nonverbales Verhalten“, das real ausgeführt werden kann), andererseits ihre sprachliche Kodierung. Das heißt, man führt eine nonverbale Handlung aus und „gibt damit (gleichzeitig) etwas zu verstehen“. Im Phraseologismus sind beide Ebenen des „Zu-verstehen-Gebens“ zugleich kodiert. (Burger 1998: 61)

Der Ausdruck, welcher für den verbalen Bereich zu Termini der Erforschung nonverbaler Kommunikation wie: ‚Kin‘, ‚Kinem‘, ‚Allokin‘, ‚Kinegraph‘ ein Pendant bildet (vgl. Burger 1976: 313) lässt sich in weitere Subklassen teilen. Im Falle der echten Kinegramme handelt es sich um die Beschreibung eines tatsächlichen oder zumindest möglichen außersprachlichen Verhaltens. Dafür stehen die folgenden Beispiele: dt. *Nase rümpfen*, ung. *búzza az órrát*, rum. *a strâmba din nas*. Das Ausgedrückte, kann also faktisch ausgeführt werden:

Im Normalfall hat das Kinegramm eine ‚litterale‘ (=erste) und eine ‚symbolische‘ (=zweite) Bedeutung. Beide Bedeutungen verweisen auf Realitäten: die erste auf eine physische, die zweite auf eine sozio-kulturelle bzw. psychische. Wenn diese semantischen Bedingungen gegeben sind, sprechen wir von ‚echten‘ Kinegrammen (Burger 1976: 320).

Die Referenz der kinetischen Ebene ist dagegen im Falle der unechten- oder Pseudo-Kinegramme verloren gegangen und die beschriebene körpersprachliche Handlung wird nur metaphorisch gemeint (dt. *die/ seine Hand für jmdn., etw. ins Feuer legen*, ung. *tűzbe teszi a kezét*, rum. *a băga mâna în foc*).

Im Falle der so genannten *Phraseogesten* handelt es sich um die tatsächliche Kopplung von Phraseologismen an konventionalisierte nonverbale Komponenten. Die Abgrenzung dieses Phänomens gegenüber den echten Kinegrammen skizzieren Rupprecht Baur und Chlosta (2005) wie folgt:

Würde man annehmen, dass „echte“ Kinegramme vom Sprecher durch das im Kinegramm beschriebene nonverbale Verhalten begleitet werden können, entstünde eine gewisse Nähe zur Phraseogeste. Dies wäre zum Beispiel der Fall wenn jemand sagte: „Da kann man nur mit den Achseln zucken.“, und zur Demonstration des verbalen Ausdrucks und zur Charakterisierung der vermeintlichen Aporie in Bezug auf eine Äußerung oder Handlung tatsächlich mit den Schultern zuckt. In der Realität dürfte dies kaum vorkommen: Entweder der Phraseologismus wird ohne nonverbale Begleitung gebraucht, oder das nonverbale Verhalten wird den Phraseologismus ersetzend als nonverbales Kommentieren verwendet. [...] Davon trennen wollen wir Handlungen, die in einer Kultur usuell einen Phraseologismus (oder eine sprachliche Routine) und eine Geste miteinander verbinden. Konstitutiv für eine solche Phraseogeste wäre neben der usuellen Verbindung auch ihre Arbitrarität, das heißt sie kann nicht durch einen naheliegen den Bezug auf die außersprachliche Wirklichkeit motiviert sein, wie das bei den deiktischen Gesten der Fall ist. Die Geste des Vogel-Zeigens ist eine solche arbiträre Geste:

Du hast sie doch nicht mehr alle. (Vogel-Zeige-Geste). (Rupprecht S. Baur und Christoph Chlosta 2005:71)

Der Frage, warum die Bereiche der Somatismen, Kinegramme und Phraseogesten sich für interkulturelle Analysen, bzw. für einen interkulturell ausgerichteten Fremdsprachenunterricht so fruchtbar erweisen, wird im Folgenden anhand von verschiedenen Beispielen nachgegangen.

Somatismen machen im Deutschen bis zu 20 Prozent aller festen Wortverbindungen aus, sie sind auch im Ungarischen und Rumänischen recht zahlreich vertreten. Es handelt sich also um einen großen Teilbereich, um eine sichtbare und umfassende Gruppe unter Phraseologismen (Gulawska-Gawkowska 2013: 14), welche zur allgemein gebräuchlichen geschriebenen und gesprochenen Sprachverwendung, „zum grundlegenden Lexemfond der Sprache“ (Pankratova 1983: 279) gehören.

Diese Tatsache ist nicht nur auf ihre quantitative Dominanz, sondern auch auf das anthropozentrische Prinzip in der Sprache zurückzuführen. Im Laufe fachwissenschaftlicher Diskussionen taucht oft die sowjetische These vom doppelten Anthropozentrismus im Zusammenhang mit Somatismen und einigen Kinegrammen auf, d.h. Orientiertheit sowohl des referentiellen als auch des konnotativen Aspekts der Semantik der Phraseologismen auf den Menschen, eine These welche uns den von Dobrovolskij (vgl. ders. 1992: 191) eingeführte Terminus des phraseologischen Weltbildes besser verstehen lässt. Wie schon erwähnt, Phraseologismen, insbesondere Somatismen liegen universelle aber auch kulturspezifische, oder kulturspezifisch metaphorische und emotionale Konzepte zugrunde.

Es handelt sich hier also um einzelsprachlich spezifische phraseologische Weltbilder (Hallsteinsdóttir 2001: 12), in denen sich kollektives Wissen und kollektive Wertungen widerspiegeln. Sie sind mit Földes (2005: 324): „[...] als prototypischer Hort des ‘kulturellen Gedächtnisses’ einer Diskursgemeinschaft zu betrachten; in ihnen manifestiert sich das versprachlichte kollektive Wissen und damit das ‚sprachliche Weltbild‘ in anschaulicher und aufschlussreicher Weise.“ (Földes 2005: 324)

Einen weiteren Anstoß für interkulturelle Betrachtungen liefert das produktive Zusammenwirken von versprachlichter Körpersprache und Phraseologie als Kulturzeichen:

Während verbale Äußerungen Inhalte zu vermitteln suchen, überbringen nonverbale Botschaften Informationen über Identität, Emotionen und Beziehungen. Nonverbale Botschaften können absichtlich oder unabsichtlich übermittelt werden. Da sie schwerer zu kontrollieren und zu steuern sind als das verbale Sprachverhalten, nimmt man auch an, dass sie ehrlicher sind und damit dem aufmerksamen Gesprächspartner viel von den Gedanken oder der inneren Einstellung des Gegenübers verraten können. Sie können den Empfänger einerseits verwirren, stellen aber andererseits oft erst die notwendigen Zusammenhänge her, die es erlauben, eine verbale Botschaft zu interpretieren oder zu entschlüsseln. Genauso wie die Sprache ist auch die Körpersprache kulturspezifisch. Ihre Regeln werden im Sozialisierungsprozess gelernt. (Glaser 2005: 83)

Zwar sind Konzeptualisierungen von Körperteilbezeichnungen kulturübergreifend in körperlichen Erfahrungen und koordinierten Bewegungsabläufen (wie Gehen, Greifen usw.) verankert, sie werden jedoch in verschiedenen Sprachen unterschiedlich ausgeprägt (vgl. Heringer 2007: 87).

Die Körperteile, welche bei diesen Phraseologismen als Ankerwörter benutzt werden, beschränken sich also nicht auf ein einfaches Agieren. Ihnen werden bestimmte Eigenschaften zugeschrieben. (vgl.: Heringer 2007: 176f.) In diesen oft scheinhaft identischen Attribuierungen zeigt sich vielleicht am besten die oben diskutierte interkulturell distinktive Opposition, denn sie sind nicht universal: in den einzelnen Kulturen kommen Körperteilen und Gesten unterschiedliche Symbolbedeutungen zu, wofür Körperteilbezeichnungen in Somatismen (im Weiteren – und in somatischen Kinemphraseme im engeren Sinne) stehen, ist kulturell variabel. Diese Opposition ans Licht zu bringen, so Heringer „[...] heißt zugleich ein Stück Kultur bewusst zu machen. So gibt es schon Unterschiede der Produktivität einzelner Körperteile in verschiedenen Kulturen.“ (Heringer 2007: 177f.) Oder mit Földes:

Die somatischen Phraseologismen dienen gewöhnlich als Ausdruck von emotionalen, mentalen Eigenschaften und verschiedenen Handlungen des Menschen, widerspiegeln sein Verhältnis zur Umwelt und drücken die traditionelle Symbolik der Körpersprache sowie lokale oder allgemein verbreitete Traditionen und Aberglauben aus. (Földes 1985: 21).

Mit dem Wort Aberglaube hat Földes hier einen wichtigen Aspekt von interkulturell relevanten Oppositionen angesprochen. Dafür leistet das Beispiel des rumänischen *Ptiu, ptiu sa nu-i fie de deochi!* <wört. *Toi-toi-toi, ich spucke dich an, damit du nicht vom Bösen Auge erwischt wirst*> eine rumänische Phraseogeste, die sich ins Deutsche durch eine glückbringende partiell-äquivalente Wunschformel *Toi-toi-toi!* übersetzen lässt und auf den gleichen Ursprung zurückzuführen ist (vgl. Thede 2006: 321–336). Ins Ungarische kann man ihn aber am besten mit der Verballhornung *Hals und Beinbruch! Kéz és lábtorést!* übersetzen. *Ptiu, ptiu să nu-i fie de deochi!* gehört im Unterschied zu seiner deutschen partiell äquivalenten Variante zur lebendigen Alltagssprache und stellt sogar ein sehr gutes Beispiel für die Verflechtung apotropäischer Praktiken mit Phraseologismen im Alltag dar. In diesem Fall wird der tatsächlichen Geste natürlich nur nachgeahmt, sie wird imitiert, bekommt dadurch einen Als-Ob-Charakter. Das verbale Verhalten wird durch eine Geste begleitet und umgekehrt.

Ein anderes Beispiel wäre die deutsche Phraseogeste *jm. die Daumen drücken/halten* rum. *a fine pumnii cuiva*, ung. *szoritani, szurkolni valakinek*. Zwar sind Äquivalenzen vorhanden, so wird im Rumänischen die Faust und nicht der Daumen und im Ungarischen einfach nur gedrückt. Wieso? Die Herkunftsgeschichten, welche hinter den Phraseogesten stecken, gewähren einen Einblick in die Kulturgeschichte eines Volkes: Die altgermanische Vorstellung vom Daumen als dem wichtigsten Körperglied und zugleich einem dämonischen Wesen, das unheilvolle Kräfte in sich tragen sollte, liefert die Lösung für die obige Frage. Durch das Festhalten des Daumens werden diese Kräfte gebannt. Was aber über die gemeinsame Bedeutung hinauszeigt, ist die begleitende Geste, welche in den unterschiedlichen Kulturen anders realisiert wird.

Eine interkulturelle Perspektive ist im Stande nicht nur distinktive Oppositionen zwischen Konvergenzerscheinungen zu entdecken, sondern lässt die Nulläquivalenzen im neuen Licht erscheinen. Im Falle des rumänischen somatischen Kinemphrasems *a deschide ușa cu capul* <wört. die Tür mit dem Kopf öffnen> wird der Basiskomponente Kopf eine Ersatzfunktion zugeschrieben. Der Kopf übernimmt die Aufgabe der Hände, da die Hände besetzt sind. Beide Hände sind voll mit Geschenken. Es handelt sich aber keinesfalls um ein freudvolles Familien- oder Freundschaftstreffen. Die Redewendung ist während der kommunistischen Zeit entstanden und deutet auf das schwerwiegende Problem der Korruption hin. Wichtiger vielleicht als die Identifizierung von phraseologischer Divergenz ist also die kulturelle Einbettung jedes Phraseologismus.

Im Rahmen von Somatismen schärft die Fachliteratur den Blick dafür, dass nicht alle Somatismen anthropozentrisch seien, sondern ebenso *theriophor*, d.h. Körperbezeichnungen von Tieren als Konstituenten enthalten können. Bewiesen ist die Tatsache, dass einen großen Teil ungarischer Zoomorphismen die Basiskomponente *Pferd* ausmacht. Im Kontext theriophorer Somatismen wird uns also bei näherer Untersuchung ein Einblick in die Vergangenheit der Ungarn als Reitervolk gewährt und sicherlich im Falle anderer Sprachen nehmen weitere Volk-Tier-Beziehungen bei einer näheren Untersuchung Kontur an und bilden damit die Basis für interkulturelle Vergleiche.

Eine Interkulturelle Annäherung bei der Arbeit mit Somatismen/Kinegrammen im DaF-Unterricht setzt natürlich nicht nur interkulturell ausgerichtete Inhalte sondern auch interkulturelle Übungstypologie und Methoden voraus.

Übungen und Aufgaben, welche Volläquivalenzen entdecken lassen, garantieren immer einen großen Lern- und Lehrerfolg. Die Bewusstmachung des Eigenen ist der erste Schritt zum Verständnis des Fremden.

Bei der Wahrnehmungsschulung, Bedeutungserschließung, beim Kulturvergleich kommt Begleitenden- und Parallelinformationen durch Visualisierung, sowie Begleittexte eine entscheidende Rolle zu.

Visualisierungen von allen drei Äquivalenztypen erleichtern das Verständnis: Im Falle der Volläquivalenzen rücken sie Gemeinsamkeiten, im Falle der Teiläquivalenzen, wesentliche Unterschiede in den Vordergrund, schließlich bei Nulläquivalenzen erleichtern sie das Einprägen des Neuen. Zuordnungsübungen, welche die kulturspezifische oder kulturübergreifende Herkunftsgeschichte von Somatismen/Kinegrammen entdecken lassen unterstützen, motivieren und fördern das Erlernen, die Bewusstmachung und das Einprägen von neuen Informationen und Strukturen.

Die Auseinandersetzung mit Phraseologismen lädt Lernende zu einer Zeitreise in der eigenen- und fremden Kultur ein. Die hinter jedem Phraseologismus verborgene Herkunftsgeschichte, die Lernende jedes Mal zum Entziffern und Herausfinden motiviert, ermöglicht und erleichtert die Arbeit durch kultursensitive Sozialformen (vgl. Roche, 2001) sowie die Verarbeitung durch autonomes Lernen, Tandem, Projektarbeiten oder Plenum. E-Learning in diesem Bereich lässt sich auch dank der reichen Palette von Online-Sammlungen<sup>2</sup> verwirklichen. Zur Festigung und Wiederholung der erworbenen Kenntnisse eignen sich Spiele, insbesondere Tabu oder Activity.

---

<sup>2</sup> Vgl. dazu: <http://www.redensarten-index.de/suche.php> oder <http://www.phraseo.de/> (Zugriff am 21. 05. 2015)

Kleine Missverständnisse, die einer Klärung bedürfen, erfreuen sich auch großer Beliebtheit bei DaF-Lernenden der Region Partium, die allen drei Sprachen (dem Ungarischen, Deutschen und Rumänischen) mächtig sind: Es handelt sich um die Bewusstmachung der täuschenden Phraseologismen, die auf den ersten Blick den Eindruck einer Volläquivalenz hervorrufen, sich durch ihre Bedeutung jedoch grundsätzlich unterscheiden. Beispiel dafür leistet das deutsche „von der Hand in den Mund leben“ und das rumänische „(A uita) de la mână până la gură“. Während sich der deutsche Somatismus auf höchst armselige Lebensumstände bezieht und ihre Herkunftsgeschichte weit ins Mittelalter zurückgreift, weist das rumänische Beispiel auf Vergesslichkeit hin. Es bezieht sich auf den Verlust der Informationen innerhalb einiger Sekunden, die Zeitspanne wo man den Löffel bis zum Mund führt.

Divergenzen und Konvergenzen im Bereich der Somatismen, Kinegramme und Phraseogesten können, in ihrem spezifisch kulturellen Kontext besprochen, unzählige Facetten interkultureller Themenschwerpunkte beleuchten. Ihr Einsatz im Fremdsprachenunterricht ist unentbehrlich, damit man interkulturelle Hindernisse los wird, das Eigene mit dem Fremden vergleicht und es dadurch besser versteht. In Anlehnung an zentrale Ergebnisse der aktuellen Forschung wurde gezeigt, dass Erwerb und Verwendung von Phrasemen eine Reihe von Komponenten voraussetzen, dass kontrastive und interkulturelle Analysen einander nicht ausschließen, sondern in diesem Kontext einander produktiv unterstützen, dass diese inbegriffenen Kultur tradierenden Aspekte, *die interkulturell relevanten Oppositionen* durch spezifische Lernverfahren systematisch und Sprachniveau gemäß bearbeitet werden können. Die vorliegenden Überlegungen weisen darüber hinaus auf die Untrennbarkeit zweier zentraler Kompetenzen hin: eine feste Basis für die Entwicklung interkultureller Kompetenz bietet die phraseologische Kompetenz und dies gilt auch umgekehrt.

## Literatur

- Aguado, Karin (2002): Formelhafte Sequenzen und ihre Funktionen für den L2-Erwerb. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik (ZfAL), S. 27–49.
- Antos, Gerd/Lewandowska, Anna (2005): „Ein Kuss sagt mehr als tausend Worte“. Sprichwörter im kontrastiv-interkulturellen Vergleich. In: Wierzbica, Mariola/Sieradzka, Malgorzata/Homa, Jaromin [Hg.]: Moderne deutsche Texte. Beiträge der Internationalen Germanistenkonferenz Rzeszów 2004. Frankfurt a.M./Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien: Peter Lang (= Danziger Beiträge zur Germanistik 16), S. 31–57.
- Baur, Rupprecht S./Chlosta, Christoph (2005): „Du hast ja ‘nen Vogel!“. Phraseologie und Gesten in der Alltagssprache. In: Rektorat der Universität Duisburg-Essen (Hrsg.): ESSENER UNIKATE. Berichte aus Forschung und Lehre. Geisteswissenschaften Heft 26. Germanistik: Arbeit an/in der Kultur. Essen: Universität Duisburg-Essen/Wissenschaftsverlag, S. 68-75.

- Börner, Wolfgang/Vogel, Klaus (1994): Vorwort. In: Dies. (Hg.): Kognitive Linguistik und Fremdspracherwerb. Das mentale Lexikon. Tübingen: Narr, S. XI.
- Braun, Peter/Krallmann, Dieter (1990): Inter-Phraseologismen in europäischen Sprachen. In: Braun, P./Schaefer, B./Volmert, J. (Hg.): Internationalismen. Studien zur interlingualen Lexikologie und Lexikographie. Tübingen: S. 74–86.
- Burger, Harald (1976): „Die Achseln zucken“ – zur sprachlichen Kodierung nicht-sprachlicher Kommunikation. In: *Wirkendes Wort*; Jg. 26. S. 311–334.
- Burger, Harald (1998): *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. Berlin: Erich Schmidt.
- Burger, Harald/Dobrovolskij, Dimitrij/Kühn, Peter/Norricks, Neal R. (Hg.) (2007): *Phraseologie. Phraseology. Ein Internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. An International Handbook of Contemporary Research. Band 1*, Berlin, New York: de Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft).
- Dobrovolskij, Dimitrij (1992): *Phraseologie und sprachliches Weltbild (Vorarbeiten zum Thesaurus der deutschen Idiomatik)*. In: Földes, C. [Hg.]: *Deutsche Phraseologie in Sprachsystem und Sprachverwendung*. Wien: Edition Praesens, S. 171–195.
- Faro, Ken (2002): *Somatismen als Problem der dänischen und deutschen Lexikographie*. In: Gottlieb, Henrik/Mogensen, Jens Erik/Zettersten, Arne (Hg.): *International Symposium on Lexicography: Symposium on Lexicography X: proceedings of the Tenth International Symposium on Lexicography, May 4–6, 2000, at the University of Copenhagen (= Lexicographica: Series maior 109)*. Tübingen: Niemeyer. S. 107–124.
- Fleischer, Wolfgang (1982): *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen: Niemeyer.
- Földes, Csaba (1985): *Über die somatischen Phraseologismen der deutschen, russischen und ungarischen Sprache. Versuch einer konfrontativen Analyse*. In: *Germanistisches Jahrbuch DDR-UVR*, S. 18–40.
- Földes, Csaba (2005): *Kulturgeschichte, Kulturwissenschaft und Phraseologie: Deutsch-ungarische Beziehungen*. In: Hausner, Isolda; Wiesinger, Peter [Hg.]: *Deutsche Wortforschung als Kulturgeschichte*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. S. 323–345.
- Glaser, Evelyne (2005): *Fremdsprachenkompetenz in der interkulturellen Zusammenarbeit*. In: Thomas, Alexander/Kinast, Eva-Ulrike/Schroll-Machl, Sylvia (Hg.): *Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation: Band 1: Grundlagen und Praxisfelder*. 2. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Gulawska-Gawkowska, Malgorzata (2013): *Somatische und emotionale Konzepte in der deutschen und polnischen Phraseologie. Ein lexikografischer Ansatz zum*

- phraseologischen Übersetzungswörterbuch. Frankfurt am Main [u.a.]: Lang (= Warschauer Studien zur Germanistik und zur angewandten Linguistik 11).
- Hallsteinsdóttir, Erla (2001): Das Verstehen idiomatischer Phraseologismen in der Fremdsprache Deutsch. Hamburg: Verlag Dr. Kovač. (= Philologia – Sprachwissenschaftliche Forschungsergebnisse 49). Auch unter: <http://www.verlagdrkovac.de/volltexte/3-8300-0435-4> (Zugriff am 21.07.2014).
- Heringer, Hans Jürgen (2007): Interkulturelle Kommunikation: Grundlagen und Konzepte. Tübingen: Francke.
- Kahl, Thede (2006): Der Böse Blick. Ein gemeinsames Element im Volksglauben von Christen und Muslimen. In: Wünsch, Thomas [Hg.]: Religion und Magie in Ostmitteleuropa. Spielräume theologischer Normierungsprozesse in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Münster: Lit-Verlag, S. 321–336 (= Religions- und Kulturgeschichte in Ostmittel- und Südosteuropa 8).
- Knapp, Karin et al. (Hg.) (2007/2): Angewandte Linguistik. Ein Lehrbuch. Tübingen: Francke (UTB).
- Konecny, Christin/Hallsteinsdóttir, Erla/Kacjan, Brigita (2013): Zum Status quo der Phraseodidaktik: Aktuelle Forschungsfragen, Desiderata und Zukunftsperspektiven. In: Konecny, Christine/Hallsteinsdóttir, Erla/Kacjan, Brigita (Hg.): Phraseologie im Sprachunterricht und in der Sprachendidaktik/Phraseology in language teaching and in language didactics. Maribor: Mednarodna založba Oddelka za slovanske jezike in književnosti, Filozofska fakulteta [= Zora 94], S. 153–172.
- Kotb, Sigrun (2002): Körperteilbezogene Phraseologismen im Ägyptisch-Arabischen. Wiesbaden: Reichert.
- Krohn, Karin (1994): Hand und Fuß. Eine kontrastive Analyse von Phraseologismen im Deutschen und Schwedischen. Göteborg.
- Kühn, Peter (1994): Pragmatische Phraseologie: Konsequenzen für Phraseographie und Phraseodidaktik. In: Sandig, Barbara (Hg.): Europhras 92. Tendenzen der Phraseologieforschung. Bochum: Brockmeyer, S. 411–428.
- Kühn, Peter (2007): Phraseologie des Deutschen: Zur Forschungsgeschichte. In: Burger, Harald/Dobrovolskij, Dmitrij/Kühn, Peter. et al. (Hg.): Phraseologie/Phraseology. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung 2/An International Handbook of Contemporary Research 2. Berlin: Walter de Gruyter, S. 619–643.
- Lüger, Heinz-Helmut (1997): Anregungen zur Phraseodidaktik. In: Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung 32, S. 69–120.
- Palm, Christine (1995): Phraseologie. Eine Einführung. Tübingen
- Pankratova, Svetlana M. (1983): Die Valenz somatischer Phraseologismen und ihre Bedeutung in den Fremdsprachenunterricht. In: Deutsch als Fremdsprache 20, S. 277–282.

Weng, Jianhua (1990): Der Mensch und sein Körper in deutschen und chinesischen Phraseologismen. In: Iwasaki, E. (Hg.): Begegnungen mit dem „Fremden“. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokio 1990. München: Iudicium, S. 380–388.

ALMA HALIDović (TUZLA)

## **Polyfunktionalität im Sprachvergleich. Eine Untersuchung des Konnektors *wenn* im Deutschen und Bosnischen**

### **1. Gegenstand der Untersuchung**

Als Gegenstand der Untersuchung<sup>1</sup> war anfangs der Subjunktör *wenn* in seiner temporalen, konditionalen und konzessiven Funktion im Deutschen geplant und seine Äquivalente im Bosnischen. Im Nachhinein verzeichneten wir auch andere Verwendungen: die faktischen *wenn*-Sätze. Neben dem Interesse die genannten Funktionen des Subjunktors *wenn* zu untersuchen, sollte der Polyfunktionalität des Subjunktors *wenn* im Deutschen nachgegangen werden. Die Einsicht in die gängigen Grammatiken der deutschen Sprache lässt die Abgrenzung der einzelnen Lesarten von *wenn* offen. (vgl. Engel 1996; Helbig/Buscha 1989) Die Möglichkeit der Mehrdeutigkeit d.h. die ‚Überlappung‘ wird zwar festgestellt, aber es werden keine Kriterien für die Aufhebung dieser Problematik gegeben. Auch eine mögliche Erklärung dieser Überschneidung der Temporalität und Konditionalität<sup>2</sup> bleibt aus.

### **2. Konnektor – Begriffsbestimmung**

Die vorliegende Arbeit ist eine kontrastiv angelegte Untersuchung, die eine empirische Analyse des Konnektors *wenn* in seiner temporalen, konditionalen, konzessiven und faktischen Verwendungen und seine Äquivalente im Bosnischen/Kroatischen/Serbischen zum Ziel hat. Im Rahmen der verschiedenen Anwendungen wird in der Literatur oft von Polyfunktionalität<sup>3</sup> gesprochen.

---

<sup>1</sup> Zu dieser Problematik von *wenn* seien nur einige Arbeiten genannt: Volodina (2011), Metschkowa-Attanasowa (1983), Pasch (1994) und Gohl (2000).

<sup>2</sup> In der Untersuchung gehen wir von der Überschneidung von Konditionalität und Temporalität aus, da in der germanistischen Linguistik meist von ihnen ausgegangen. So sprechen Zifonun et al. (1997) von konditionalen und temporalen *wenn*-Sätzen, aber auch Metschkowa-Attanasowa (1983) in ihrer Untersuchung „Temporale und konditionale *wenn*-Sätze“. Die anderen Verwendungen können anhand anderer Kriterien klar unterschieden werden.

<sup>3</sup> Ob tatsächlich immer von verschiedenen Funktionen d.h. der Fähigkeit einer Subjunktors, bestimmte semantische Relation der Proposition im Haupt- und Nebensatz auszudrücken gesprochen werden kann oder ob dennoch andere Faktoren ausschlaggebend sind, wird in der Zusammenfassung thematisiert. Es wurde von den häufig in Grammatiken oder Lexika (vgl. Buscha 1989: 128) genannten Funktionen ausgegangen: temporalen, konditionalen und konzessiven. Im Laufe der Arbeit fielen Sätze auf, die nicht aufgrund ihrer syntaktischen Funktion temporal, konditional und konzessiv interpretiert werden konnten.

Die Konnektoren werden als komplexe Spracheinheiten im *Handbuch der deutschen Konnektoren* (Pasch et al. 2003) detailliert beschrieben. Pasch et al. (2003) haben sich zur Aufgabe gemacht, die Konnektoren systematisch zu beschreiben. Insgesamt umfassen sie mit dem Begriff der Konnektoren ca. 350 Einheiten, zu denen sie genaue syntaktische Beschreibung<sup>4</sup> für ihren korrekten Gebrauch angeben.

Zu den Konnektoren<sup>5</sup>, die keine Wortklasse darstellen, gehören die traditionellen koordinierenden und subordinierenden Konjunktionen (*und, oder, wenn, als* usw.), einige Adverbien und Partikeln. Eben weil die Konnektoren Elemente verschiedener Wortarten umfassen, scheint hier die Bezeichnung Mischklasse, wie im *Handbuch der Konnektoren* (Pasch et al. 2003) dargestellt, angemessen.

Konnektoren definieren wir im Sinne von Pasch et al. (2003) als sprachliche Zeichen auf der Ebene der Syntax wie zum Beispiel *als, wenn, dass, weil, und, denn* usw., die auf der Ebene der Semantik bestimmte semantische Beziehungen zwischen den Propositionen wie Konzessivität, Temporalität oder Modalität ausdrücken.

Mit der Bezeichnung „Mischklasse“ soll darauf hingewiesen werden, dass sie verschiedene sprachliche Elemente (Adverbien, Konjunktionen im Sinne der traditionellen Grammatik, Partikeln) umfasst, aber die alle eine gemeinsame Funktion verbindet: die Funktion der Verbindens von sprachlichen Elementen.

Da *wenn* in den meisten grammatischen Theorien und Grammatiken als Subjunktortor definiert wird, fiel bei der Einsicht in verschiedene Wortartklassifikationen zugleich auf, dass zu den Konjunktionen, den sprachlichen Elementen mit neben- oder unterordnender Funktion nur die traditionellen koordinierenden und subordinierenden Konjunktionen gerechnet werden. Bei anderen Elementen, die ebenfalls als Nebensatzleinleitungen fungieren, werden mit solchen Klassifikationen ihre verbindenden Funktionen nicht berücksichtigt.

*Metzler Sprachlexikon* (Glück 2010: 354) versteht unter dem Stichwort *Konnektor* eine allumfassende Bezeichnung für Konjunktionen, Konjunkionaladverbien und Partikeln.

### 3. Zum Korpus

Das Datenkorpus dieser Untersuchung umfasst insgesamt 730 Sätze (365 deutsche Sätze und 365 bosnische Beispielsätze als ihre Äquivalente) aus einem Textgenre und mit einem unterordnenden Konjunktort. Das Korpus umfasst nur geschriebene Texte und zwar deutsche literaturwissenschaftliche Werke, die ins Bosnische übersetzt wurden. Der Grund für die Auswahl nur eines Textgenres war vor allem die Verfügbarkeit der Übersetzungen, was vielfach die Arbeit am Korpus und das Exzerpieren der Texte erleichterte.

---

<sup>4</sup> Pasch et al. (2003: 3) kritisieren die Angaben zu den einzelnen Konnektoren, sie „werden selten angeboten oder wenn, dann in lexikographisch nicht nutzbarer Form“.

<sup>5</sup> Für die Konnektoren werden noch die Termini Konnektive, Satzverknüpfers und Brücken zwischen den Sätzen verwendet.

Es wurden mit dem Subjunktorkonjunktoren *wenn* eingeleitete Nebensätze aus insgesamt 4 literarischen Werken (Max Frisch *Homo faber*, Elfriede Jelinek *Liebhaverinnen*, Christa Wolf *Medea* und *Kindheitsträume*) und deren Übersetzungen ins Bosnische gesammelt.

Im folgenden Beitrag<sup>6</sup> werden die Verwendungsweisen am Subjunktorkonjunktoren *wenn*, die Position in Bezug auf den Hauptsatz und das Vorkommen anderer Elemente (Partikeln, Adverbien, Korrelate), welche die Bedeutung des Satzgefüges spezifizieren, unter die Lupe genommen.

#### 4. Kriterien für die Bestimmung der einzelnen Verwendungen

Das Ausgangsverfahren, das für die Abgrenzung der temporalen und nicht-temporalen *wenn*-Relationen wesentlich war, gründet auf zwei Kriterien:

1. Faktizität – Nicht-Faktizität
2. Generizität/Iterativität – Spezifizität

Die Definition der Faktizität und Generizität/Iterativität in dieser Arbeit verstehen wir im Sinne der IDS-Grammatik (197: 1744). Die beiden Begriffe werden aber in der Literatur oft unterschiedlich definiert.<sup>7</sup> Diese Kriterien spielen wichtige Rolle, da sie in manchen Fällen den wesentlichen Unterschied zwischen den Relationen ausmachen, so z.B. ist die Bedingung einer konditionalen Relation immer nicht-faktisch, während der Grund einer kausalen Relation immer verwirklicht ist. Wir definieren sie folgendermaßen:

- faktisch: nach dem Kontext (oder nach anderen Faktoren) wahre, gegebene Handlung
- nicht-faktisch: Handlung, deren Verwirklichung offen, nur vermutet ist
- generisch: sich wiederholende, allgemeingültige Handlung
- nicht-generisch: einzelne Handlungen

Die Beispielsätze wurden in drei Schritten einschließlich der oben genannten Kriterien analysiert. Folgende Faktoren wurden auf ihre Fähigkeit hin überprüft, inwiefern sie die Relationen von *wenn* überhaupt mitbestimmen:

1. Faktizität – Nicht-Faktizität / Generizität – Spezifizität der Handlung
2. Position des *wenn*-Satzes in Bezug auf den Hauptsatz
3. Vorkommen der Partikeln, Adverbien und Korrelate

---

<sup>6</sup> Ein Anspruch auf Vollständigkeit wird nicht angestrebt und die dargelegten Ergebnisse nur gelten nur für die exzerpierten Beispielsätze.

<sup>7</sup> Glück (2000: 837) versteht unter Generizität und Spezifizität die Definitheit und Indefinitheit der Nominalphrasen.

## 5. Klassifikation der Verwendungsweisen der wenn-Sätze

Aus Platzgründen kann hier leider auf viele Aspekte nur zusammenfassend eingegangen werden. Es wurden *wenn*-Sätze in temporalen, konditionalen, konzessiven und faktischen Verwendungen verzeichnet. Es wurden auch die elliptischen *wenn*-Gefüge analysiert. Es folgt ein Versuch alle Typen knapp darzustellen:

### 5.1. Konditionale *wenn*-Sätze

Von großer Bedeutung für die Analyse war die Bestimmung der jeweiligen Bedeutung der Tempora im *wenn*-Satz. So kann das Präsens<sup>8</sup> in seiner aktuellen oder futurischen Bedeutung gemeint sein. Falls das Präsens eine nicht-faktische, spezifische Handlung in der Zukunft bezeichnet, ist die Relation temporal. Bezeichnen *wenn*-Sätze nicht-faktische, generische oder spezifische Handlungen sind sie eindeutig konditional. Die meisten konditionalen *wenn*-Sätze kamen in Nachstellung vor, seltener in Vorderstellung und selten in Zwischenstellung. Als Äquivalente im Bosnischen wurden relativ häufig *ako*, *kad* und nur in einem Fall *ukoliko*<sup>9</sup> verzeichnet. *Ako* ist im Bosnischen laut Jahić/Palić/Halilović (2000: 437) synonym mit *ukoliko* und bezeichnen die reale Bedingung. *Kad* kam in Verbindung mit Konditional oder einer anderen Tempusform vor, meistens Präsens oder Fut.I:

[...] da habe sie sie angeschrien, dieses Kind werde sterben, *wenn sie, die Mutter, verblute*. (CW, str.109)

[...]a onda te je Kirka, stavila na njene grudi u malehnom svežnju, povikavši joj da će ovo dijete umrijeti, *ako, ona, majka, iskvari*. (VP, str.95)

*Wenn man etwas lernt*, ist man nachher mehr als man vorher war. (JL, str.32)

*Ako nešto učiš*, onda si nakon toga više od onoga što si prije bio. (HS, str.20)

Entsprechenden elliptischen *wenn*-Subjunktorphrasen im Deutschen stehen eingeleitete und auf der syntaktischen Ebene vollständig realisierte Sätze, die außer mit *ukoliko*, *ako* i *kad* eingeleitet wurden:

Physiologisch jedenfalls nicht, *wenn nicht Eingriff durch Pfuscher* [...] (MF, str.142).

Fiziološki ne, *ukoliko zahvat nije izvršilo nestručno lice*; [...] (OT, str.118)

Die konditionalen *wenn*-Sätze können einzelne Handlungen bezeichnen (spezifische konditionale *wenn*-Sätze) oder iterative, generische Handlungen. Die iterativen konditionalen *wenn*-Sätzen drücken ihre generalisierenden Wiederholungen durch Pronomen

<sup>8</sup> Srdić (2008: 74) in der *Morphologie der deutschen Sprache* spricht von vier Funktionen des Präsens: aktuelles Präsens, historisches Präsens, Präsens, das Zukünftiges bezeichnet und atemporales Präsens, das alle Zeiten bezeichnen kann.

<sup>9</sup> *Ako* ist in der bosnischen Sprache laut Jahić/Palić/Halilović (2000: 437) synonym mit *ukoliko* und bezeichnen die reale Bedingung. *Kad* kam in Verbindung mit Konditional oder einer anderen Tempusform vor, meistens Präsens oder Fut.I:

*man* oder das unpersönliche Pronomen *es* aus. Im Bosnischen werden diese Elemente nicht realisiert. Als der frequenteste Subjunktor im Bosnischen ist *ako* verzeichnet:

*wenn man etwas lernt*, ist man nachher mehr als man vorher war. (JL, str.32)  
*Ako nešto učiš*, onda si nakon toga više od onoga što si prije bio. (HS, str.20)

*Wenn man ein eigenes Geschäft aufmachen will*, ist man nämlich ganz auf sich allein gestellt, [...] (JL, str.90)  
*Ako želiš pokrenuti vlastiti business*, onda si oslonjen sam na sebe, [...] (HS, str.52)

Andere konditionalen *wenn*-Sätze haben nicht generische, sondern einzelne Handlungen zum Inhalt. Die ausgedrückten Handlungen können nur nicht-faktisch sein, da die Erfüllung der Bedingung offen, ungewiss ist:

*Wenn er tot ist*, bin ich schuld. (KT, str.22)  
*Ako je mrtav*, ja sam kriva. (ID, str.24)

[...] *und wenn es länger dauert*, dann brech ich dir das kreuz. (JL, str.26)  
[...] *a ako bude potrajalo duže* slomit će mi kičmu. (HS, str.17)

## 5.2. Temporale *wenn*-Sätze

Temporale *wenn*-Sätze bezeichnen Handlungen, die faktisch/nicht-faktisch und generisch/spezifisch sind. Die ausgedrückte Proposition kann also als faktisch/gegeben in der Gegenwart oder Vergangenheit sein oder als nicht-faktisch/offen in der Zukunft angesiedelt sein. Diese nicht-faktische Variante ist im Tempusgebrauch nur auf eine Variante beschränkt: Perfekt im Nebensatz – Präsens im Hauptsatz. Ausgeschlossen ist eine Substitution mit einem konditionalen Subjunktor, somit stellt die Nebensatz-Proposition keine Bedingung, sondern eine ausstehende zeitliche Realisierung der Hauptsatz-Proposition. Die meisten Beispielsätze waren Nachsätze, weniger Vordersätze und selten Zwischensätze. Im Bosnischen werden für diese Variante der Verwendung die Subjunktoren *kada*, *kad god*, *dok* i *nakon što* verwendet. *Kad(a)* gilt im Bosnischen als der am häufigsten verwendete temporale Subjunktor. Er wird bei gleichzeitigem und vorzeitigem Verlauf des Nebensatzgeschehens in Bezug auf den Hauptsatz verwendet:

– *wenn*-Sätze (faktisch – Gegenwart/Vergangenheit)

schließlich haben manager ihr hirn zu hilfe, *wenn sie etwas planen*. (JL, str.19)  
Jer menadžeri imaju mozak za ispomoć, *kad nešto planiraju*. (HS, str.13)

Paula zittert, *wenn sie das hört*, bei ihr wird es ganz anders sein. (JL, str.41)  
paula se trese *dok to sluša*, kod nje će biti sve drugačije. (HS, str.26)

*Dok* wird häufiger für den Ausdruck der völligen Überlappung der beiden Propositionen verwendet, während *kad* in der Kombination mit der Partikel *god* für unbegrenzt wiederholbare Handlungen steht:

Er brachte der Gastgeberin Rosen, er stand auf, *wenn seine Tischgenossin sich erhob*, [...] (KT, str.86)

Donio je domaćici ruže, ustajao bi kad *god se dizala njegova dama za stolom*, [...] (ID, str.107)

– wenn-Sätze (nicht-faktisch – Zukunft)

Und *wenn ich die Schneiderei fertiggelehrt habe*, will ich auch etwas von meinem Leben haben, [...] (JL, str.26)

*I kada završim*, želim imati nešto od svog života, [...] (HS, str.17)

Es wurden Beispielsätze mit Prädikaten in allen Tempora verzeichnet (meistens jedoch Präsens, Präteritum und Perfekt). Sätze im Präsens, die wie erwähnt ‚problematisch‘ sein können, können sowohl temporal als auch konditional aufgefasst werden. Solche, die regelmäßige Handlungen, Zustände oder die nach dem Kontext zu erwartende Handlungen, Zustände bezeichneten sind temporal. Die Faktizität aus dem ersten Beispiel geht aus dem nahen Kontext hervor, während hier die nachfolgende Proposition *und man ist meistens überarbeitet* den Satz als faktisch markiert und somit als temporal:

Man hält es, *wenn man so sitzt und die Tanzenden sieht* [...], nicht für menschenmöglich. (MF, str.122)

Kad sediš tako i posmatraš plesače, pa potpuno realno zamišljaš, [...] kako je to moguće. (OT, str. 109)

Ich bin unausstehlich, *wenn ich überarbeitet bin*, und man ist meistens überarbeitet. (MF, str.86)

Nemoguć sam *kada sam umoran*, a pretežno je čovek umoran. (OT, str.73)

Bei auffallend vielen Beispielen überwog als Tempusform Präteritum.<sup>10</sup> Entsprechend der Funktion des Präteritums sich wiederholende Handlungen in der Vergangenheit zu bezeichnen wurden solche Sätze als faktisch und generisch/iterativ bezeichnet. Oft kann die Faktizität anhand des Kontextes belegt werden, da solche Sätze sich regelmäßig wiederholende Handlungen, Allgemeines oder Gewöhnliches bezeichnet. Aus dem Kontext geht hervor, dass Vater und Bruder täglich nach Hause kommen, also alltäglich

---

<sup>10</sup> Glück (2010: 31) definiert das Präteritum als das Tempus des Nacherzählens und spricht vom Erzähltempus oder epischem Präteritum. Seine wichtigste semantische Funktion vollzieht sich in der Bezeichnung sich wiederholender oder länger dauernder Handlungen in der Vergangenheit oder aber nicht abgeschlossener Vorgänge.

che Handlung. Im nächsten Beispiel ist die Iterativität eindeutig, da für einmalige Vorgänge in der Vergangenheit bekanntlich *als*<sup>11</sup> verwendet wird:

Bleib lieber zu Haus und hilf mir, wenn dein Vatter und dein Bruder Gerald nach Hause kommen. (JL, str.26)

Ostani radije kod kuće i pomozi mi, *kad se tvoj otac i brat gerald vrate kući*. (HS, str.17)

Später [...] ging ich in ein Restaurant, das ich nicht kannte, allein und verstimmt, *wenn ich an Williams dachte*. (MF, str.128)

Posle [...] odlazim u neki meni nepoznat restoran, sam i neraspoložen *zbog Vilijamsa*. (OT, str.108)

### 5.3. Konzessive *wenn*-Sätze

Die konzessiven *wenn*-Sätze, die auch Gegenstand dieser Arbeit waren, waren diejenigen, die durch *auch wenn* und *wenn ... auch* eingeleitet wurden. Zweifellos ist die Semantik der Konzessivsätze sehr komplex<sup>12</sup>, aber für die Zwecke der Arbeit bleiben wir bei der Verwendung von *wenn* und der Partikel *auch* in den gesammelten Beispielsätzen. Festzustellen war, ob eventuell Beispielsätze ohne die verschiebbare Partikel *auch* konzessive Relationen darstellen können.

Es erwies sich als notwendig, bei der Analyse die Unterschiede zwischen *wenn auch* und auch *wenn* zu beachten. Zielinski (1981: 96) und Engel (1996: 275) betonen deren Unterscheidung, da *wenn auch* eine Nebensatz-Proposition bezeichnet, die von Bedeutung und wesentlich ist, deren Vollzug aber auf die Hauptsatz-Proposition keinen Einfluss oder Wirkung hat. Im Bosnischen drückten *premda, pa ma kako, iako, i da* die konzessive Relation aus. Eindeutig häufiger waren nachgestellte Konzessivsätze. Bei den vorangestellten Konzessivsätzen steht im Hauptsatz das Korrelat *so*:

[...] der Komet war schon seit einer halben Woche sichtbar, *wenn auch nie so deutlich wie in dieser Nacht*, [...] (MF, str.119)

[...] jer kometa se vidi od pre nekoliko dana, *premda ne tako jasno kao danas*, [...] (OT, str.100)

Solange Gott ein Mann ist, nicht ein Paar, kann das Leben einer Frau, laut Hanna, nur so bleiben, wie es heute ist, [...] *wenn auch noch so elegant verkleidet*. (MF, str.187)

Dok god je Bog muško, a ne muško i žensko, život žene, po Hani, može da ostane samo takav kakav danas jest, [...] *pa ma kako bila elegantno odevena*. (OT, str.153)

Konzessive *wenn...auch*-Sätze drücken eine für die Proposition im Hauptsatz nicht wichtige Einschränkung aus. Zwischen den Subjunktoren und der Partikel *auch* können Personalpronomen (*ich*) und u.a. Präpositionalphrasen (*für einen Mann*) eingeschoben wer-

<sup>11</sup> „Mit als wird darüber hinaus der NS-Sachverhalt als einmalig in der Vergangenheit festgelegt.“ (Buscha 1989: 23)

<sup>12</sup> Pasch (1994) befasst sich detailliert mit dem komplexen Thema und versucht die Zusammenwirkung der Gebrauchsbedingungen von *wenn* und der Partikel *auch* zu beschreiben.

den. Außerdem können sie einzelne Handlungen oder generische Aussagen zum Inhalt haben:

[...] *denn wenn ich auch wenig rede*, so heißt das nicht, daß ich nicht beobachte und mir meine Gedanken mache, [...] (CW, str.143)

[...] *jer, iako ne pričam puno*, to ne znači da ne posmatam i da ne razmišljam, [...]. (VP, str.126)

*Wenn es für einen Mann auch nicht wichtig ist*, daß er schön ist, was für eine Frau doch sehr wichtig ist, ist es doch schön, *wenn* ein Mann schön ist. (JL, str.59)

Iako za muškarca nije bitno da je lijep, što je jako bitno za ženu, ipak je baš lijepo kad je muškarac lijep. (HS, str.36)

#### 5.4. Faktische *wenn*-Sätze

Spezifische Verwendungsweisen der *wenn*-Sätze stellen ohne Zweifel diese Gruppe dar. Eindeutiges Merkmal ist die Faktizität der bezeichneten Handlung, so dass jegliche Substitution durch temporale oder konditionale Subjunkturen ausgeschlossen ist. Ihre Interpretation ist vielmehr an die pragmatischen Merkmale des Satzes gebunden, wodurch diese verschiedenen an den Kontext gebundenen Verwendungsweisen zu Stande kommen. Es muss betont werden, dass hier von keiner geschlossenen Gruppe oder Klassifikation gesprochen werden, da die Verwendung von *wenn* in jedem konkreten Beispiel bestimmte Redeabsichten und Einstellungen des Sprechers wiedergibt. So werden mit faktischen *wenn*-Sätzen zum Beispiel vorherige Aussagen wiederaufgenommen um dem Sprecher gewissen Abstand von der Geltung der Aussage zu geben.

##### 5.4.1. Bestätigung der Aussage im Nebensatz

Der Kontext weist solche Sätze als faktisch aus und stellt somit weder die Bedingung noch den zeitlichen Orientierungspunkt der Handlung im Hauptsatz dar. Es kommen sowohl faktische als auch generische faktische *wenn*-Sätze vor. Eine Erweiterung des *wenn*-Satzes durch einen anderen Hauptsatz als Wiederaufnahme der vorherigen Aussage ist denkbar. Diese Erweiterung in Form von *und das ist eine Tatsache* ist auch gleichermaßen eine Bestätigung der Handlung im Nebensatz. Aus dem Kontext geht hervor Hanna hat kein inniges Verhältnis zu Homo faber. Im nächsten Beispiel ist auch faktisch, dass Frauen in diesem Dorf und dieser Fabrik ausgenutzt werden:

„*Wenn Hanna mich nicht aushalten kann*, warum kommt sie? (MF, str.219)

„*Wenn Hanna mich nicht aushalten kann* (und das ist eine Tatsache), warum kommt sie? (MF, str.219)

*Ako ne može da me podnese*, zašto onda dolazi? (OT, str.182)

weil wo nimmt man ungebrauchte frauen her, *wenn frauen dauernd verbraucht werden?* (JL, str.23/24)

jer odakle naći neiskorištene žene, *ako se žene stalno koriste*. (HS, str.16)

### 5.4.2. Begründung

Diese Form wird benutzt, wenn der Sprecher mit einem *wenn*-Satz eine Begründung<sup>13</sup> ausdrücken will und keine konditionale oder temporale Relation. Eine mit *wenn* formulierte Begründung scheint dem Sprecher die Einschränkung der Geltung seiner Aussage zu ermöglichen. Im Unterschied zum vorhergehenden Typ ist bei diesem Typ eine Umformung in ein *weil*-Gefüge möglich:

Gibt nichts anderes, wenn die Spulen nicht angeschrieben sind. (MF, str.249)

Gibt nichts anderes, weil die Spulen nicht angeschrieben sind.

Drugo ništa ne preostaje, jer filmovi nisu označeni. (OT, str.213)

Ich sah schon: die üblichen Gewissensbisse, die man sich macht, *wenn man ein Mädchen nicht geheiratet hat*, erwiesen sich als überflüssig. (MF, str.178)

[...] *weil man ein Mädchen nicht geheiratet hat*, erwiesen sich als überflüssig. (MF, str.178)

Već vidim: uobičajeno griza savesti što čovek oseća *kad se ne oženi svojom devojkom*, pokazuje se suvišnom. (OT, str.146)

### 5.4.3. Höflichkeit

Metschkowa-Attanasowa (1983) spricht von *wenn*-Sätzen, die keine hypothetische Handlung bezeichnen, sondern nur formal an Konditionalsätze erinnern. Sie nennt diese Sätze formalkonditionale *wenn*-Sätze. Der Sprecher stellt somit durch bestimmte Verben *nennen, sehen, sagen, bitten* eine formale Bedingung für die Aussage im Hauptsatz. Die Tatsache, dass der Sprecher die richtig richtig sieht, kann nicht Bedingung für das Fallen der Sonnenstrahlen darstellen. Das Benennen der Sachen kann nicht die Eigenschaften anderer Sachen bedingen:

*Wenn ich richtig sehe, Mutter*, fallen die Sonnenstrahlen [...] (CW, str.36)

*Ako dobro vidim, majko*, onda sunčeve zrake već padaju [...] (VP, str.33)

Geheuchelt – *wenn man das so nennen kann* – war M.'s Interesse an eurem neuen Bild, [...] (KT, str.102)

Pritvorno je – *ako se to može tako nazvato* – bilo M.-ovo interesovanje za vašu novu sliku [...] (ID, str.129)

## 6. Fazit

Abschließend lässt sich sagen, dass die temporalen und konditionalen *wenn*-Sätze auf Grund der Faktizität und Generizität voneinander getrennt werden können. Die Faktizität kann meistens aus dem Kontext erschlossen werden. Sollte das in einzelnen Fällen nicht möglich sein, sind diese Sätze sowohl als konditional als auch als temporal aufzufassen. Sie werden als ambig bezeichnet. Die konzessiven unterscheiden sich von

---

<sup>13</sup> Vgl. Gohl (2000).

den übrigen semantisch durch die Einschränkung oder Nichtvollzug der Obersatzproposition, aber auch durch die Partikel *auch*. Komplexer sind die faktischen *wenn*-Sätze. Deren Verwendung scheint direkt von den Absichten des Sprechers im Kommunikationsrahmen (Begründung, Wiederaufnahme der Aussage, Höflichkeit) abzuhängen. *Wenn* bekommt erst im Kontext die jeweilige Bedeutung zu bekommen. Dies zeigt, dass hier syntaktische, semantische und pragmatische Merkmale als Gesamtes die Bedeutung ergeben.

## Literatur

### Quellen

- Frisch, Max: Homo Faber. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997.  
Friš, Maks: Homo Faber. Beograd: Laguna, 2010. (OT)  
Jelinek, Elfriede: Die Liebhaberinnen. Hamburg: Rowohlt, 1984. (JL)  
Jelinek, Elfriede: Ljubavnice. Zenica: Vrijeme, 2005. (HS)  
Wolf, Christa: Medea. München: Taschenbuch, 1998. (CV)  
Wolf, Christa: Medeja. Sarajevo: Svjetlost, 2001. (VP)  
Wolf, Christa: Kindheitsträume. Darmstadt. Luchterhand, 1974. (KT)  
Volf, Krista: I djetinjstvo. Sarajevo: Svjetlost, 1979. (ID)

### Fachliteratur

- Buscha, Joachim: Lexikon der deutschen Konjunktionen. Leipzig: VEB, 1989.  
Eisenberg, Peter: Grammatik der deutschen Sprache. Stuttgart: J.B. Metzler, 1994.  
Engel, Ulrich: Deutsche Grammatik. Heidelberg: J.Groos, 1996.  
Glück, Helmut: Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart: J.B. Metzler, 2010.  
Gohl, Christine: Zwischen Kausalität und Konditionalität: Begründende wenn-Konstruktionen. In: Deutsche Sprache, 3, 2002, S. 193–219.  
Jahić, Dževad/Halilović, Senahid/Palić, Ismail: Gramatika bosanskog jezika. Zenica: Dom štampe, 2000.  
Pasch, Renate u.a.: Handbuch der deutschen Konnektoren. Berlin: Walter de Gruyter, 2001.  
Silić, Josip/Pranjković, Ivo: Gramatika hrvatskog jezika. Zagreb: Školska knjiga, 2007.  
Srđić, Smilja: Morphologie der deutschen Sprache. Beograd: Jasen, 2008.  
Volodina, Anna: Konditionalität und Kausalität im Diskurs. Tübingen: Narr Francke, 2011.  
Weinrich, Harald: Textgrammatik der deutschen Sprache. Hildesheim: Georg Olms, 2007.  
Zielinski, Wolf-Dietrich: ABC der deutschen Nebensätze. Ismaning: Max Hueber, 1981.  
Zifonun, Gisela u.a.: Grammatik der deutschen Sprache. Berlin: Walter de Gruyter, 1997.

AZRA BEŠIĆ (TUZLA)

## **Textsorte *Witz* in der deutschen und bosnischen Sprache. Rhetorische Figuren in deutschen und bosnischen Witz**

### **Einleitung**

Seit der Verzeichnung der Geschichte der Menschheit gibt es wohl kaum eine Epoche, die von Witzten und ihrem Geist nicht gekennzeichnet ist. Witze stellen besondere Phänomene dar. Sie entstehen zu einer bestimmten Zeit in bestimmten Kulturen auf Grund von unterschiedlichen sprachlichen, wirtschaftlichen, sozialen, politischen und anderen Gegebenheiten und werden zu bestimmten Zwecken und Anlässen gebraucht. So hat jede Epoche hat demnach ihre Witze, die nur zu dieser Zeit gebildet und verstanden werden. Nach einer Weile verlieren sie ihre Aktualität und fallen dem Vergessen anheim, sodass man behaupten kann, sie seien Verbrauchsgut. Menschen aus anderen Epochen und Kulturen können sie nicht verstehen, ohne auf damalige geschichtliche Gegebenheiten zurückzugreifen.

### **1. Was sind Witze?**

In dieser Arbeit werden Witze als Phänomene in zwei Sprachen analysiert: im Deutschen und im Bosnischen. Zunächst wollen wir die Definitionen dieser Erscheinung in beiden erwähnten Sprachen miteinander vergleichen.

Nach Duden (1999) wird im Deutschen unter dem Begriff *Witz* vor allem eine kurze Geschichte oder ein Dialog verstanden, die zum Lachen reizen, z.B. *Er kann gut Witze erzählen.*

Neben dieser Bedeutung lässt sich der Witz auch als eine Fähigkeit deuten, Lustiges zutreffend zu erzählen oder sich schlagartig und geistreich zu äußern (Duden 1999), z.B.: *Er hat viel Witz.*

Diese Unterscheidung geht auf die Geschichte des Wortes *Witz* zurück, das seinen Ursprung im indogermanischen *vid*, dem griechischen *idea* bzw. dem lateinischen *videre* hat (Blasius 2003: 3). Im Mittelalter hieß *din witzze* soviel wie Denkkraft, Klugheit, gesunder Menschenverstand, wobei mehr an eine erworbene als an eine angeborene Eigenschaft gedacht ist. Die Bedeutung des Wortes verengte sich, sodass es erst im 19. Jh. üblich wird, das Wort in erster Linie auf die Produkte witziger Äußerungen zu beziehen und in diesem Sinne von einem Witz zu sprechen (Preisendanz 1970: 7–8).

In der gegenwärtigen bosnischen Sprache ist die Bezeichnung *vic* üblich mit der gleichen Bedeutung wie im Deutschen. Allein der Terminus *vic* wurde aus dem Deutschen entlehnt (dt. *Witz*), wobei er sich in der Schreibweise und der Flexion an die Regeln des bosnischen Sprachsystems angepasst hat. Die deutsche Aussprache und Betonung wurden beibehalten. Unter einem Witz wird also in der bosnischen Sprache

eine kurze Erzählung, lustige Geschichte verstanden, die die Menschen häufig zum Lachen verführt. Darin kommt eine geistreiche oder unerwartete Wendung vor mit einer Pointe (Orešković/Petrušić/Goldstein 2004: 309).

Man darf den Begriff *Witz* mit zwei anderen, ihm nahe stehenden und verwandten Begriffen nicht verwechseln: *Humor* und *Komik*.

*Humor* wird heute sowohl im Deutschen als auch im Bosnischen als die „Gabe eines Menschen, der Unzulänglichkeit der Welt und der Menschen, den Schwierigkeiten und Missgeschicken des Alltags mit heiterer Gelassenheit zu begegnen“ bezeichnet (Duden 1999).

Dabei ist *Witz* nur eine von vielen Erscheinungsformen des Humors. Daneben besteht noch die *Komik*. Sie hängt ebenfalls eng mit dem *Witz* zusammen. Mit *Komik* wird die Wirkung einer Situation, einer Person oder einer sprachlichen Äußerung betont, die zum Lachen reizt (ebd.). Man sagt, man habe einen Sinn für Humor oder man habe ihn nicht, während die *Komik* gebildet, entdeckt wird oder einfach entsteht.

Die grundlegende Auszeichnung des *Witzes* ist das Unerwartete, durch die Verwendung dieser Technik wird der Moment der Überraschung hervorgehoben. *Witze* sind meist anonym, an ihrer Entstehung sind unterschiedliche gesellschaftliche Schichten beteiligt, sie behandeln verschiedene Themen, meist Tabuthemen, und sind in einer gewissen Form gegen die gesellschaftliche Zensur gerichtet. Außerdem stellen *Witze* durch Wortspiele den Kampf der Schwachen in der Gesellschaft dar.

## 1.1. Die Geschichte der Witzforschung in Westeuropa

Die Witzforschung im Westen hat eine lange Geschichte, sie geht auf die griechische und römische Antike zurück (8. Jh. v. Ch. – 5. Jh. n. Ch.) und man unterscheidet nach Attardo (1994: 18) vier Aufschwungphasen: die erste bereits erwähnte *griechisch-römische Antike*, die *Renaissance* als zweite Phase (14–16. Jh.), die dritte Phase *18. bis Anfang des 20. Jhs* und zuletzt *das 20. Jh.* als vierte Aufschwungphase. Die Hauptvertreter der Humorforschung in der ersten Phase sind Platon, Aristoteles, Cicero und Quintilian. Der Humor wurde in dieser Zeit als etwas Negatives, eine Mischung von Vergnügen und Schmerz, als Lachen im Sinne von Verlachen aufgefasst. Die Funktion des *Witzes* lag darin, auf gesellschaftliche Abweichungen zu verweisen und sie in einer angemessenen Weise zu korrigieren (Attardo 1994: 34). Auf die erste Phase folgt das Mittelalter (10–15. Jh.), in dem das mönchische Modell vorherrscht und das Lachen unterdrückt wurde (Brenner 1997: 54). Entsprechend wurden in dieser Zeit kaum Humor- und Witzforschungen durchgeführt. Nach dem dunklen Mittelalter beginnt mit der Renaissance die Blütezeit der Forschung in allen Bereichen, im Bereich des Humors greift man auf die Leistungen der ersten Phase zurück und entwickelt sie weiter: Der Überraschungseffekt wird hervorgehoben und das Erlebnis unserer Überlegenheit angesichts der Schwäche des anderen (Kotthoff 1996: 11). Mit Immanuel Kant und Arthur Schopenhauer erlebt die Witzforschung eine neue Phase mit ihrer „Inkongruenztheorie“, die besagt, dass der Grund für das Lachen in der plötzlichen Wahrnehmung einer Inkongruenz zwischen Konzept und realem Objekt liege (ebd., 10). Diese Theorie übte einen großen Einfluss auf die späteren linguistischen und kognitiven Humorforschungen, die sich bei Sigmund Freud niederschlugen. Er gilt als

der berühmteste Vertreter der „Entlastungstheorie des Humors“, denn durch Witze befreit man sich von emotionaler Last, die sich in uns in verschiedenen Formen aufgestaut hat. Seit Anfang des 20. Jh.s beschäftigen sich immer mehr wissenschaftliche Disziplinen mit dem Humor und mit Witzen wie etwa die Literaturwissenschaft, die Soziologie, die Psychologie, die Linguistik. André Jolles begreift als erster im Rahmen der Literaturwissenschaft den Witz als „einfache Form, literarische Gattung; das Bestimmungsmerkmal des Witzes ist, dass in der Form Witz, wo immer wir sie finden, etwas löst, dass der Witz irgendein Gebundenes entbindet“ (Jolles 1968: 248). Im Bereich der Linguistik heben wir besonders hervor: Wolfgang Preisendanz, der den Witz in die Textlinguistik eingeführt hat; Bernhard Marfurt und Paul Portmann, die den Witz als Textsorte definiert haben; Victor Raskin und Salvatore Attardo, die die Semantische Skript Theorie entwickelt und sie später durch die Generelle Theorie des Verbalen Humors erweitert haben; Helga Kotthoff, die den Witz, seine Erzählstile und Funktion in der mündlichen Kommunikation sowie den Umgang der beiden Geschlechter mit Humor und Witz erforscht hat.

Da in der bosnischen Sprache bisher überhaupt keine linguistische Witzforschung betrieben wurde, dient die deutschsprachige Literatur als Ausgangspunkt dieser Forschung.

## 2. Witz als Kommunikationsmittel

Witz ist in erster Linie eine Form der mündlichen Überlieferung und nicht ein einfach geschriebener Text, sodass er als solcher erst in der Kommunikationssituation aktualisiert wird. Jean Paul (Portmann 1973: 3) unterscheidet zwischen:

- *bildlichen Witzen* – die das Ergebnis der produktiven Erkenntniskraft sind und
- *unbildlichen Witzen* – die ein Wortspiel beinhalten.

Die Grundlage des Witzeffekts bilden Prägnanz und Kürze des Ausdrucks (ebd.). Der Witz wird als Idee geäußert und seine Realisierungsform ist die Pointe. Er wird sprachlich und in der Sprache realisiert, unterschiedliche Witzsorten sind lediglich seine Erscheinungsformen. Im Rahmen dieser Arbeit wird festgehalten, dass Witz eine kurze, lustige Geschichte in gesprochener oder geschriebener Form ist mit unerwarteter Wendung in Form von Pointe. Der Witz enthüllt Verborgenes, indem er Begriffe miteinander verbindet, die sich auf den ersten Blick miteinander nicht verbinden lassen, was den komischen Effekt hervorruft. Außerdem ist Witz niemals eine Sache des Einzelnen, sondern er bezieht sich immer auf die Mängel einer Gesellschaft, was ihm eine soziale Dimension verleiht. Er ist stets an einen Rezipienten gerichtet, damit eine erfolgreiche Kommunikation entstehen kann. Nur unbekannte Witze erscheinen uns als interessant, während uns die bereits bekannten langweilen. Der Witz ist abhängig von der Kommunikationssituation, in die er eingebettet wird. Nicht alle Menschen können alle Witze verstehen. Das Verstehen ist kulturspezifisch, situationsabhängig, herkunftsbedingt und setzt bestimmte sprachliche Kenntnisse und Vorwissen voraus, z.B.: *Der kürzeste Schottenwitz: Es war einmal ein Zwerg. Sein Vater war Schotte.* (= schottischer Geiz) (Portmann 1973: 79).

Witze unterliegen einer *Dekodierung*, d.h. dass die Aussage im Witz einer Umdeutung unterzogen wird, die mit dem notwendigen Vorwissen zum richtigen Verstehen

führt. Ohne die Dekodierung würde man die meisten Witze für dumm oder sinnlos erklären.

### 3. Rhetorische Figuren in den Witzen

Im bereits Angeführten wurden Witze definiert und einige von ihren wichtigsten Eigenschaften vorgestellt. Witze schildern eine Situation und ihre Komik auf eine sehr bildhafte Art und Weise, sie heben Vorurteile hervor und ermöglichen uns seelische Entlastung und Befreiung von negativen Spannungen. Dabei bedienen sich die Witze verschiedener Techniken und sind ein ausgezeichnetes Kommunikationsmittel. Im Folgenden wird eine dieser Techniken genauer unter die Lupe genommen. Es handelt sich um *rhetorische Figuren*.

Die Definition von rhetorischen Figuren haben wir von Gert Ueding und Bernd Steinbrink übernommen aus ihrem Werk *Grundriß der Rhetorik* (1994) wegen ihrer vereinfachten Darstellung und Übersichtlichkeit. In der vorliegenden Arbeit werden nur diejenigen rhetorischen Figuren angeführt, die in den 100 analysierten Witzen in beiden Sprachen vorkommen.

Rhetorische Figuren stammen aus dem Bereich der Rhetorik und diese ist bekannt als die „Kunst des schönen Redens“ oder die „schmuckvolle Rede“. Die schmuckvolle Rede zeichnet sich dadurch aus, dass sie die gefundenen Gedanken in „rechten Worten“ ausdrückt und so mehr als nur deutlich und grammatisch richtig verfährt. Sie ist belehrend, unterhaltend und reißt oft den Zuhörer mit. Vom Redeschmuck hängt es ab, ob die Zuhörer in einen Sturm des Entzückens ausbrechen, aufmerksam zuhören und ob der Redner dem Publikum wie „ein Gott unter Menschen“ erscheint (Ueding/Steinbrink 1994: 283).

Der Redeschmuck soll unter anderem folgende Forderungen erfüllen:

- der Zielsetzung des Redners dienen,
- (je nach Bedarf) die Gegenstände verschönern/erhöhen bzw. schmälern/herabdrücken,
- zur Veranschaulichung dienen,
- klug gewählt werden, damit das einfache Verständnis gewährleistet ist.
- Man unterscheidet Redeschmuck in:
  - Einzelwörtern und
  - Wortverbindungen.

### 4. Auswertung der Analyse

Für diese Arbeit wurden 100 Witze analysiert, und zwar jeweils 50 für die beiden miteinander verglichenen Sprachen. Nach genauer Einsicht in die rhetorischen Figuren, die in den analysierten Witzen vorkommen, halten wir Folgendes fest: in der deutschen Sprache wurden 29 unterschiedliche rhetorische Figuren verzeichnet, in der bosnischen insgesamt 30.

Der Häufigkeit nach sind im Deutschen folgende rhetorische Figuren vertreten:

1. *Frage*: 80%; Definition nach Ueding/Steinbrink (1994: 310): „eine heute allgemein als ‚rhetorisch‘ gekennzeichnete Frage, auf die der Redner keine Antwort erwartet und in die er eine Aufforderung oder eine Aussage kleidet, wenn er besonders eindringlich oder emotional wirken will“, z.B. – *Wie nennt man einen Mann, der dauernd weiterspricht, obwohl ihm niemand zuhören will? – Einen Lehrer, Herr Lehrer!*<sup>1</sup>
2. *Ironie*: 70%; Definition nach Ueding/Steinbrink (1994: 298): „Die Ironie oder Verstellung besteht darin, dass das Gegenteil ausgedrückt ist von dem, was man sagen will“, z.B. *Nach der erneuten Niederlage macht der Trainer mit seiner Mannschaft einen Rundgang durch das Stadion: „So, Jungs“, sagt er, „wo die Fotografen sind, wisst ihr ja. Den Standpunkt der Fernsehkameras kennt ihr auch – und nun zeige ich euch noch, wo die Tore stehen!*“<sup>2</sup>
3. *Ellipse*: 70%; Definition nach Ueding/Steinbrink (1994: 305): „Wortauslassung; ein bestimmtes Wort, das ergänzt werden kann, wird ausgelassen, ohne dass der Text unverständlich wird“, z.B. *Vor der Hochzeit spricht die Patentante mahnend zur jungen Braut: „Im Leben jeder Frau, mein Kind, gibt es nur EINE große Liebe!“ – „Und wer war das bei Dir, Tante“ – „Matrosen, mein Kind, Matrosen!*“<sup>3</sup>
4. *Ausruf*: 45%; Definition nach Ueding/Steinbrink (1994: 313): „Hervorhebung eines wichtigen Gedankens als Ausdruck heftiger Regung“, z.B. *Sturzbetrunken wankt der Bauer über den Kirchplatz. Da begegnet ihm der Pfarrer. Er mustert den Bauern missbilligend an und meint dann: „Wieder mal total besoffen!“ Der Bauer stutzt, doch dann strahlt er: „Ich auch, Hochwürden, ich auch!“*<sup>4</sup>
5. *Metapher*: 35%; Definition nach Ueding/Steinbrink (1994: 295): „Bezeichnung des eigentlichen Begriffs durch einen für ihn im übertragenen Sinne verwendeten uneigentlichen Begriff“, z.B. *Ein Mann im Wasser brüllt aus Leibeskräften: „Hilfe! Hilfe! Ich kann nicht schwimmen!“ Kommt ein Polizist vorbei und ruft: „Ich kann auch nicht schwimmen, aber mache ich deswegen einen solchen Lärm?“*<sup>5</sup>

Die fünf häufigsten rhetorischen Figuren, die in den analysierten bosnischen Witzen verzeichnet wurden, sind:

1. *Frage*: 90%; die oben angegebene Definition von Ueding/Steinbrink gilt auch hier, z.B.:

- Ti mora da si oženjen? – pita šef novog pripravnika.
- A po čemu se to vidi? – znatiželjno će pripravnik.
- Ušturkan si i ispeglan, samo tako! – zavidno će šef.

---

<sup>1</sup> Dieser Witz wurde von der folgenden Internetseite übernommen:  
<http://www.witzdestages.net/witze/froschwitze/>

<sup>2</sup> Dieser Witz wurde der folgenden Witzesammlung entnommen: *Superlustige Witze!* Die besten Witze zum Ablachen!, Nelson Verlag, Hamburg 2010.

<sup>3</sup> Dieser Witz wurde von der folgenden Internetseite übernommen:  
<http://www.witzdestages.net/witze/froschwitze/>

<sup>4</sup> Dieser Witz wurde der folgenden Witzesammlung entnommen: *Superlustige Witze!* Die besten Witze zum Ablachen!, Nelson Verlag, Hamburg 2010.

<sup>5</sup> Dieser Witz wurde auch der folgenden Witzesammlung entnommen: *Superlustige Witze!* Die besten Witze zum Ablachen!, Nelson Verlag, Hamburg 2010.

– Pa to je prvo što me je žena naučila da radim!<sup>6</sup>

2. *Ironie: 65%*; die oben angegebene Definition von Ueding/Steinbrink gilt auch hier, z.B.:

Za šankom u jednom pariskom bistrou, malo nacifrani gost kaže šankeru:

– Dečko, još jedan konjak! – Gospodine – na to će šanker – dosta ste popili! Da li znate da od alkohola godišnje samo u Parizu umre 50.000 Francuza?!

– Pa šta me to briga? – odgovara gost. – Ja sam Italijan!

3. Antwort: 60%; z.B.:

Sudija je upitao optuženog za provalne krađe:

– Zašto ste to učinili?

– Zato što je b(ij)eda zakucala na moja vrata! – Nije trebalo da joj otvorite! – strogo će sudija.

4. *Ellipse: 45%*; die obige Definition von Ueding/Steinbrink gilt auch hier, z.B.:

Radio Podgorica počinje aerobik emisiju ujutru: – Počinjemo jutarnje vježbanje! Jedan-dva, jedan-dva, jedan-dva... Dobro, a sad kapak desnog oka!

5. *Ausruf: 35%*; die obige Definition von Ueding/Steinbrink gilt auch hier, z.B.:

Muš sa ženom prisustvuje nekoj proslavi na kojoj ima i tombole. Kada im je prišla d(i)vojka koja je prodavala tikete, gospođa je kupila dva. – Dva si kupila? Ti nisi normalna! – prekoraiva je muž. – Valjda znaš da postoji samo jedan glavni dobitak!

## Schlussfolgerung

Witze stellen die Würze der Kommunikation dar und es gibt keine Sprache auf dieser Welt, die ohne Witze auskommt. Aus analysierten Witzten geht hervor, dass in allen Witzten in beiden Sprachen rhetorische Figuren vorkommen. Durch ihren Gebrauch wird die Bildhaftigkeit des Erzählens stärker zum Ausdruck gebracht. Es ist evident, dass ähnliche Figuren in beiden verglichenen Sprachen am häufigsten vertreten sind, was an der geographischen Nähe der beiden Länder liegen kann und am durch die Geschichte belegten kulturellen Kontakt. Dabei ist die Frageform sehr beliebt, insbesondere im Bosnischen. Die Belege für das Vorkommen der Metapher in analysierten deutschen Witzten zeugen davon, dass das Deutsche sich etwas mehr der bildhaften Darstellungsweise bedient als das Bosnische. Der Ausruf als rhetorische

---

<sup>6</sup> Alle fünf hier angeführten Witze stammen aus der folgenden Witzesammlung „ANTOLOGIJA 1“, JOVAN, BEOGRAD 2007.

Figur steht für das Temperament eines Volkes und die Ellipse wird oft gebraucht, weil Witze durch Kürze und Prägnanz gekennzeichnet sind.

Abschließend halten wir fest, dass Witze eine sehr vertretene sprachliche Erscheinung darstellen, die in der Kommunikation durchaus beliebt sind und einen enormen Einfluss auf sie ausüben. Keine Kommunikation kommt ohne sie aus, sie tragen zur Lebensqualität bei. Da sie bisher vom linguistischen Aspekt zu Unrecht stiefmütterlich behandelt wurden – als unwichtige Randphänomene – müssen weitere Forschungen angelegt werden, um diesem immer wichtiger werdenden Phänomen gebührende Achtung zu erweisen.

## Literatur

### Fachliteratur

- Adamzik, Kirsten: Textlinguistik. Eine einführende Darstellung. Tübingen: Niemeyer Verlag, 2004.
- Attardo, Salvatore/Raskin, Victor: Script Theory Revis(it)ed: Joke Similarity and Joke Representation Model. In: *Humor: International Journal of Humor Research*, 1991, Bd. 4(3/4): S. 293–347.
- Attardo, Salvatore: *Linguistic Theories of Humor*. Berlin-New York: Mouton de Gruyter, 1994.
- Attardo, Salvatore: The semantic foundations of cognitive theories of humor. In: *Humor: International Journal of Humor Research*, 1997, Bd. 10(4): S. 395–420.
- Attardo, Salvatore: *Humorous Texts: A Semantic and Pragmatic Analysis*. Berlin-New York: Mouton de Gruyter, 2001.
- Attardo, Salvatore/Hempelmann, Christian F./Di Maio, Sara: Script oppositions and logical mechanisms: modeling incongruities and their resolutions. In: *Humor: International Journal of Humor Research*, 2002, Bd. 15(1): S. 3–46.
- de Beaugrande, Robert-Alain/Dressler, Wolfgang: *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen: Niemeyer Verlag, 1981.
- Berger, Peter L.: *Erlösendes Lachen. Das Komische in der menschlichen Erfahrung*. Berlin-New York: Walter de Gruyter Verlag, 1998.
- Bergson, Henri: *Das Lachen. Ein Essay über die Bedeutung des Komischen*. Zürich: Arche, 1972.
- Blasius, Anke: *Der politische Sprachwitz in der DDR*. Hamburg: Verlag Dr. Kovač, 2003.
- Böhme, Hartmut/Matussek, Peter/Müller, Lothar: *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 2000.
- Bremmer, Jan/Roodenburg, Hermann (Hg.): *Kulturgeschichte des Humors, von der Antike bis heute*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1997.
- Brinker, Klaus: *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. Berlin: Erich Schmidt, 1985/1992/2001.

- Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven F.: Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin-New York: Mouton de Gruyter, 2000/01.
- Cui, Peiling: Deutscher und Chinesischer Humor – eine kontrastive Studie zu deutschen und chinesischen ethnischen und Familienwitzen. Dissertation. Universität Bremen, 2008.
- Davies, Christie: Ethnic Humor around the World: a comparative analysis. Indiana University Press, 1990.
- Davies, Christie: Jokes and their relation to society. Berlin-New York: Mouton de Gruyter, 1998.
- Davies, Christie: Victor Raskin on jokes. In: Humor: International Journal of Humor Research, 2004, Bd. 17(4): S. 373–380.
- Davies, Christie: European ethnic scripts and the translation and switching of jokes. In: Humor: International Journal of Humor Research, 2005, Bd. 18(2): S. 147–160.
- Dressler, Wolfgang: Aspekte der Textlinguistik. In: Germanistik. II. Wien: Österreichischer Bundesverlag, 1978, S. 23–37.
- Filipović, Rudolf: Teorija jezika u kontaktu, uvod u lingvistiku jezičnih dodira. Zagreb: Školska knjiga, 1986.
- Fix, Ulla (Hg.): Zur Kulturspezifik von Textsorten. Tübingen: Stauffenburg-Verlag, 2001.
- Fix, Ulla/Poethe, Hannelore/Yos, Gabriele: Textlinguistik und Stilistik für Einsteiger. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH Europäischer Verlag der Wissenschaften, 2003.
- Fix, Ulla: Texte und Textsorten – sprachliche, kommunikative und kulturelle Phänomene. Berlin: Frank & Tinne Verlag, 2008.
- Fleischer, Wolfgang/Hartung, Wolfdietrich/Schildt, Joachim/Suchsland, Peter (Hg.): Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache. Leipzig: Bibliographisches Institut, 1983.
- Freud, Sigmund: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch-Verlag, 1971/1986.
- Gläser, Rosemarie: Fachtextsorten im Englischen. Tübingen: Narr, 1990.
- Glovacki-Bernardi, Zrinjka: O tekstu. Zagreb: Školska knjiga, 2. Ausgabe, 2004.
- Harweg, Roland: Pronomina und Textkonstitution. München: Fink, 1968/1979.
- Heinemann, Margot/Heinemann, Wolfgang: Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion – Text – Diskurs. Tübingen: Niemeyer, 2002.
- Heringer, Hans Jürgen: Interkulturelle Kommunikation, Grundlagen und Konzepte. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG, 2007.
- Jahić, Dževad/Halilović, Senahid/Palić, Ismail: Gramatika bosanskoga jezika. Zenica: Dom štampe, 2000.
- Janićjević, Jasna: Komunikacija i kultura sa uvodom u semiotička istraživanja. Sremski Karlovci-Novi Sad: Izdavačka knjižarnica Zorana Stojanovića, 2007.
- Jolles, André: Einfache Formen. Tübingen: Niemeyer Verlag, 1968.
- Kallmeyer, Werner/Klein, Wolfgang/Meyer-Hermann, Reinhard/Netzer, Klaus/Siebert, Hans-Jürgen: Lektürekolleg zur Textlinguistik. Frankfurt am Main: Fischer Athenäum, 1974.

- Kant, Immanuel: Kritik der Urteilskraft. Englisch: Critique of Judgement. New York: Hafner, 1790/1951.
- Kotthoff, Helga: Humour in Context. Perspectives on Sociolinguistic Dimensions of Conversational Joking. Universität Konstanz, 1994.
- Kotthoff, Helga: Erzählstile von mündlichen Witzten. Universität Konstanz, 1995.
- Kotthoff, Helga (Hg.): Scherzkommunikation. Beiträge aus der empirischen Gesprächsforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1996.
- Kotthoff, Helga: Das Gelächter der Geschlechter. Universitätsverlag Konstanz, 1996.
- Kotthoff, Helga: Spaß verstehen. Zur Pragmatik von konversationellem Humor. Tübingen: Niemeyer Verlag, 1998.
- Linke, Angelika/Nussbaumer, Markus/Portmann, Paul R.: Studienbuch Linguistik. Tübingen: Niemeyer, 1996.
- Marfurt, Bernhard: Textsorte Witz. Möglichkeiten einer sprachwissenschaftlichen Textsorten-Bestimmung. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1977.
- Moranjak-Bamburać, Nirman: Retorika tekstualnosti. Sarajevo: buybook, 2003.
- Papiór, Jan: Die Ironie in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts (in Theorie und Gestaltung). Poznań: Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu, 1979.
- Patocka, Franz: Textlinguistik und Gesprächsanalyse. Universität Wien, 2004.
- Portmann, Paul/Marfurt, Bernhard: Über den Witz. Möglichkeiten und Grenzen seiner sprachwissenschaftlichen Beschreibung. Unveröffentlichte Diplomarbeit im Tandem, 1. Teil, Zürich, 1973, S. 1–121.
- Preisendanz, Wolfgang: Über den Witz. Konstanz: Konstanzer Universitätsreden 13, 1970.
- Raskin, Victor: Semantic Mechanisms of Humour. Dordrecht: D. Reidel, 1985.
- Räwel, Jörg: Humor als Kommunikationsmedium. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH, 2005.
- Röhrich, Lutz: Der Witz. Figuren, Formen, Funktionen. Stuttgart: Metzler Verlag, 1977.
- Scherner, Maximilian: Sprache als Text. Ansätze zu einer sprachwissenschaftlich begründeten Theorie des Textverstehens. Forschungsgeschichte–Problemstellung–Beschreibung. Tübingen: Niemeyer, 1984.
- Schöffler, Herbert: Kleine Geographie des deutschen Witzes. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1995.
- Schopenhauer, Arthur: Die Welt als Wille und Vorstellung. Übersetzung aus dem Englischen: The World as Will and Idea. London: Routledge and Kegan Paul, 1819/1957.
- Schultz, Thomas R.: A cognitive developmental analysis of humor. In: Chapman, Antony J./Hugh C. Foot (Hg.): Humor and Laughter: Theory, research and applications, Erstaussgabe. London: Transaction Publishers, 1976.
- Stierstorfer, Klaus/Volkman, Laurenz: Kulturwissenschaft, Interdisziplinär. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG, 2005.
- Ueding, Gert/Steinbrink, Bernd: Grundriß der Rhetorik. Stuttgart–Weimar J. B. Metzler: Verlag, 1994.

- Vater, Heinz: Einführung in die Textlinguistik. Thema, Struktur und Referenz von Texten. München: Fink, 1992.
- Velčić, Mirna: Uvod u lingvistiku teksta. Zagreb: Školska knjiga, 1987.
- Wenzel, Peter: Von der Struktur des Witzes bis zum Witz der Struktur. Untersuchungen zur Pointierung in Witz und Kurzgeschichte. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag, 1989.
- Ziv, Avner: National styles of humour. Contributions to the Study of Popular Culture. Nr. 18. New York-Westport-Connecticut-London: Greenwood Press, 1988.

### **Wörterbücher**

- Deutsches Fremdwörterbuch. 7 Bde., Schulz, Hans/Basler, Otto. Berlin-New York: Mouton de Gruyter, 1973–1986/1981.
- Dudenredaktion (Hg.): Duden 4. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zwölf Bänden. Neubearbeitete Ausgabe. Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich: Dudenverlag, 1999.
- HRVATSKO-NJEMAČKI RJEČNIK s gramatičkim podacima i frazeologijom. Jakić, Blanka/Hurm, Antun. Achte unveränderte Ausgabe. Zagreb: Školska knjiga, 1999.
- HRVATSKI ENCIKLOPEDIJSKI RJEČNIK. Orešković, Stipe/Petrušić Goldstein, Sanja (Hg.) et. al.. Bd. 4, 5 und 11. Zagreb: EPH und Novi Liber, 2004.

### **Quellen, Witzesammlungen**

- Superlustige Witze! Die besten Witze zum Ablachen. Hamburg: Nelson Verlag, 2010.
- MUJO I HASO 2. Stevan Krstec, Beograd: JOVAN, 2004.
- ANTOLOGIJA VICEVA 1. Beograd: JOVAN, 2007.
- ANTOLOGIJA VICEVA 2. Stevan Krstec Starčinski, Beograd: JOVAN, 2007.

### **Internetseiten, die für diese Arbeit benutzt wurden**

- <http://www.kulturglossar.de/html/e-begriffe.html> [Stand: 21.02.2013]
- <http://enciklopedija.lzmk.hr/clanak.aspx?id=14953> [Stand: 21.02.2013]
- <http://gorila.jutarnji.hr/profile/dani/2011/07/06/to-je-eufemizam-eufemizam-definicija-eufemizam-znacenje> [Stand: 21.02.2013]
- <http://blog.dnevnik.hr/print/id/1622485234/stilske-figure.html> [Stand: 21.02.2013]
- [http://www.hrvatskiplus.org/prilozi/dokumenti/anagram/PranjKovic\\_Stilske.pdf](http://www.hrvatskiplus.org/prilozi/dokumenti/anagram/PranjKovic_Stilske.pdf) [Stand: 21.02.2013]
- [http://www.matica.hr/Vijenac/vijenac412.nsf/AllWebDocs/Od\\_figure\\_do\\_kulture\\_\\_\\_ANTITEZA](http://www.matica.hr/Vijenac/vijenac412.nsf/AllWebDocs/Od_figure_do_kulture___ANTITEZA) [Stand: 22.02.2013]
- <http://enciklopedija.lzmk.hr/clanak.aspx?id=19719> [Stand: 12.03.2013]
- <http://www.witzestages.net/witze/froschwitze/> [Stand: 28.03.2013]
- [www.witze-charts.de/sonstige\\_witze.html](http://www.witze-charts.de/sonstige_witze.html) [Stand: 05.06.2013]

HEINRICH SIEMENS (BONN)

## Sprachbünde im Ostseeraum

### 1. Der Sprachbund-Begriff

Nach der Entdeckung der indogermanischen Sprachfamilie stand zunächst die Suche nach Entsprechungen zwischen grammatischen Erscheinungen, die auf der Verwandtschaft der Sprachen beruhten, im Mittelpunkt der Forschung. In den 1920er Jahren lenkten der Prager Linguistenkreis und namentlich Nikolai Trubetzkoy die Aufmerksamkeit auf Sprachen, die nicht (zumindest nicht allzu eng) miteinander verwandt sind, sich jedoch auf Grund eines sehr langen Kontakts einander angeglichen haben. Er entwickelte das Konzept des Sprachbundes und stellte es 1928 beim internationalen Linguistenkongress in Den Haag vor:

Gruppen, bestehend aus Sprachen, die eine grosse Ähnlichkeit in syntaktischer Hinsicht, eine Ähnlichkeit in den Grundsätzen des morphologischen Baus aufweisen, und eine grosse Anzahl gemeinsamer Kulturwörter bieten, manchmal auch äussere Ähnlichkeit im Bestande der Lautsysteme, – dabei aber keine systematischen Lautentsprechungen, keine Übereinstimmungen in der lautlichen Gestalt der morphologischen Elemente und keine gemeinsamen Elementarwörter besitzen, – solche Sprachgruppen nennen wir Sprachbünde. (Trubetzkoy 1930: 17f.)

Der Sprachbund-Begriff des Prager Linguistenkreises ist seit einiger Zeit vor allem von Balkanologen als zirkulär angegriffen worden:

Wenn also dem „Sprachbund“ etwas Gutes nachgesagt werden kann, dann wäre es die Rangerhöhung der Balkanologie und die Stärkung des Selbstbewußtseins derer, die sie betreiben. Mehr und tiefer Greifendes hat er nicht geleistet, konnte er auch nicht; denn er ist kompletter Unfug, nämlich in logischer Hinsicht. [...] D]ie Auswahl der Objekte wird mit einer Kenntnis getroffen, die der Auswahl erst nachfolgen kann. (Reiter 1994: 3, 15)

Der Kritik halte ich entgegen, dass es durchaus möglich ist, den Sprachbund-Begriff nicht-zirkulär einzuführen und dass mit dem Postulat von Sprachbünden ein Erkenntnisgewinn einhergehen kann. Zunächst der Vorschlag einer nicht-zirkulären Definition, der weiter unten eine weitere, eher technische Definition, zur Seite gestellt wird:

Ein Sprachbund ist eine soziale Gemeinschaft von Menschen, deren Sprachen sich von (verwandten) Sprachen ihrer Umgebung durch gemeinsame grammatische Merkmale (Iso-  
linien) unterscheiden, die sich plausibler durch Sprachkontakt als anders, etwa durch Verwandtschaft, erklären lassen.

Es gab eine längere Diskussion darüber, ob Trubetzkoy bei seiner Sprachbund-Definition vergessen hat zu fordern, dass die beteiligten Sprachen geographisch benachbart sein sollten, weil er es für selbstverständlich hielt, oder ob er es gar nicht fordern wollte. In einem weniger bekannten (weil russischen) Aufsatz (Trubetzkoy 1923) fordert er einen gemeinsamen geographischen und kulturhistorischen Hintergrund. In diesem theologischen Traktat führt er nur en passant den Terminus *jazыkonoj sojuz* (Sprachbund) ein – es geht ihm vor allem um die Überlegenheit eines kulturpluralistisch verstandenen Christentums über alle anderen Religionen der Welt. Seine Beispiele für Sprachbünde: (1) der Ural-Altai-Bund, (2) der Mittelmeerbund und (3) in einer Fußnote der Balkanbund.

In meinem angeführten Definitionsvorschlag verzichte ich nun gänzlich auf die Forderung an die Geographie, denn bei Binnengewässern wie dem Mittelmeer oder dem nördlichen Mittelmeer, der Ostsee, beispielsweise ist a priori gar nicht klar, ob sie trennen oder verbinden: Sind Dänemark und Estland geographisch benachbart? Das Entscheidende ist aber, was Trubetzkoy mit der gemeinsamen Kulturgeschichte meint. Die Minimalforderung ist meines Erachtens ein gemeinsamer Markt. Für lexikalische Entlehnungen ist er allemal ausreichend. Doch erst Kinder mit mehr als einer Erstsprache schaffen vermutlich die Voraussetzung für grammatische Interferenz. Sprache ist jedenfalls nur eine Komponente eines Sozialbundes, daher ersetze ich die Forderung geographischer Nachbarschaft durch die der sozialen Gemeinschaft.

Den Anfangsverdacht für einen Sprachbund liefert eine Region, wobei diese, um Zirkularität zu meiden, nicht linguistisch definiert sein darf, sondern durch andere Befunde gestützt sein muss. Für Regionen wie etwa den Balkan, den Ostseeraum oder auch ganz Europa gibt es hinreichend außersprachliche Evidenzen. Im zweiten Schritt sucht man nun nach grammatischen Merkmalen der in der Region gesprochenen Sprachen und ordnet diese in einer Matrix an. Auch darin liegt noch keine Zirkularität, denn welche Sprachen einer Region mit welchen anderen eine besonders ausgeprägte Ähnlichkeit zeigen, erweist sich erst am Schluss, sollte also nicht zum Kriterium der Wahl der Isolinien werden. Welche Isolinien sollten nun aber ausgewählt werden und auf welcher Grundlage? Die Erfahrung zeigt, dass auch einige eindeutige Sprachkontaktphänomene sich zumindest teilweise mit den Sprach(familien)grenzen decken. Wenn unser Erkenntnisinteresse also den Gemeinsamkeiten gilt, die nicht durch Verwandtschaft bedingt sind, so konzentrieren wir uns auf Isolinien, die die Sprach(familien)grenzen queren. Die Liste der Isolinien ist a priori offen. Der bei Reiter (1994: 49) karikierte Gelehrte, der verunsichert von der hermetischen Geschlossenheit des Balkanentums seine abweichenden Ergebnisse in die Makulatur wirft, sei ermutigt, die Matrix zu erweitern, die gängigen durch neue Isolinien zu ergänzen oder zu ersetzen. Es ist nicht ausgeschlossen, sondern sogar wahrscheinlich, dass er dann andere Ergebnisse bekommen wird.

Alternative (technische) Definition des Sprachbund-Begriffs:

Unterzieht man eine Menge von in einer Region gesprochenen Varietäten im Hinblick auf eine Liste sprachlicher Merkmale, die zumindest die Bereiche Phonologie, Morphologie und Syntax abdeckt, einer Cluster-Analyse mit einer hinreichenden Anzahl von Clustern,

und erhält man dabei ein Cluster mit Varietäten verschiedener Sprachfamilien, so nennen wir dieses Cluster einen Sprachbund.

Nachbarschaft wird wie bei Trubetzkoy nicht explizit gefordert. Der Grund dafür liegt in folgendem Gedankenexperiment: Nehmen wir an, in einem Sprachbund seien die Sprachen X, Y und Z so angeordnet, dass X und Z westlich bzw. östlich an Y grenzen, jedoch nicht miteinander benachbart sind. Scheidet Sprache Y nun aus dem Bund aus, weil sie etwa mit einer südlich angrenzenden Sprache W einen neuen Bund eingeht, so will ich X und Z bei fortdauernden und früher durch Y vermittelten Gemeinsamkeiten weiterhin als (unzusammenhängenden) Sprachbund sehen. Es werden jedoch von vorneherein nur Sprachen einer Region, die sich aus Gründen der Zirkularität nicht sprachlich definieren darf, als Kandidaten zugelassen. Damit wird vermieden, dass beispielsweise zwei beliebige SVO-Sprachen mit vielen Vokalphonemen und fehlender Deklination (oder anderen willkürlich gewählten Merkmalen) einen Sprachbund bilden, auch wenn sie nie Sprachkontakt hatten und tausende Kilometer voneinander entfernt gesprochen werden.

Es ist jedoch Vorsicht geboten, da die Forderung, die Isolinien müssten die Sprach(familien)grenzen queren, nicht hinreichend ist. Es gibt durchaus Isolinien, die die formalen Bedingungen erfüllen, sich jedoch beim näheren Hinsehen keineswegs als Ergebnis von Sprachkontakt erweisen.

In niederdeutsch *fief*, lettisch *piēci*, russisch *п'ят'* (5<sup>e</sup>) beispielsweise schwindet der Nasal – im Hochdeutschen, Altpreußischen, Litauischen, Kaschubischen bleibt er erhalten. Die Isolinie geht also durch alle indogermanischen Sprachphyla des Ostseeraums, jedoch ist der Nasalschwund vor Frikativ wohl aus allgemeinen phonetischen Gesetzmäßigkeiten ableitbar und daher nicht notwendig kontaktinduziert.

Durch die Forderung der drei genannten Bereiche der Grammatik (Phonologie, Morphologie und Syntax) ist auch gleichzeitig die Mindestanzahl an Isolinien definiert. Damit wäre Jakobsons (1931, 1962) polytonaler Ostseeraum, der gleich noch thematisiert wird, kein Sprachbund im hier definierten Sinne. Als Mindestanzahl an Sprachen ergibt sich zwei, die nicht (allzu eng) miteinander verwandt sind. Damit wäre beispielsweise ein bei der Analyse sich ergebendes aus Lettisch und Estnisch bestehendes Cluster ein Sprachbund. Eine Mindestanzahl an Sprachen zu fordern, erscheint mir wenig sinnvoll. Betrachten wir die Varietäten Livisch, Süd- und Nordestnisch. Meistens werden sie zu zwei Sprachen zusammengefasst, man könnte sie allerdings auch als drei Sprachen sehen, oder als drei Varietäten nur einer Sprache – möglicherweise sogar unter Einschluss des Finnischen. Wenn wir nun also als Mindestanzahl an Sprachen eines Sprachbundes beispielsweise drei oder vier forderten, so würde die Entscheidung, ob Lettisch, Livisch und Estnisch einen Sprachbund bilden, davon abhängen, welche der ostseefinnischen Varietäten wir als Einzelsprachen werten wollen. Das wäre wenig hilfreich, daher habe ich mich entschlossen, nicht eine Mindestanzahl an Sprachen zu fordern, sondern mindestens zwei Sprachfamilien.

Damit sind noch lange nicht alle Fragen geklärt, sie verlagern sich jedoch. Aus der fruchtlosen Diskussion darüber, ob in einem bestimmten Fall ein Sprachbund vorliegt oder nicht, und ob der Begriff des Sprachbundes sinnvoll ist oder nicht, wird die hof-

fentlich fruchtbare Diskussion darüber, welche sprachlichen Merkmale für eine zu untersuchende Region relevant sind. Diese Diskussion steht für Europa als Region wie auch für kleinere Regionen innerhalb Europas noch aus. Ein wichtiges Kriterium ist, dass Isolinien möglichst nicht entlang von Sprachfamiliengrenzen verlaufen. Tun sie es, so erhält man keine Cluster-Sprachbünde im definierten Sinne, sondern Cluster aus verwandten Sprachen. Mit meiner Definition unverträglich wäre etwa folgender Standpunkt: Alle germanischen und romanischen Sprachen konvergieren seit Jahrtausenden auf allen Gebieten der Grammatik, daher bilden sie einen Sprachbund.

Mit meiner Definition ist durchaus verträglich, dass kleinere Sprachbünde sich durch Variation der Cluster-Anzahl als Teile größerer Sprachbünde erweisen. Dadurch wird der folgenden Kritik an einem Sprachbund im Baltikum der Wind aus den Segeln genommen: „We believe that the notion of Sprachbund tends to overemphasize the overall macro-contact“ (Koptjevskaja-Tamm/Wälchli 2001: 626).

Ich sehe meine Arbeit als eingebettet in die Areallinguistik Europas. Die betrachteten Kandidaten für Isolinien sind allerdings zum großen Teil sehr speziell nordosteuropäische Erscheinungen. Einige Isolinien finden über diesen Ostseeraum hinaus ihre Fortsetzung. In Bezug auf die meisten der vorgeschlagenen Merkmale dürfte die Isolinienkarte außerhalb des Baltikums jedoch eintönig aussehen.

## 2. Die sprachlichen Merkmale des Ostseeraums

Aus dem Ostseeraum werden folgende 14 Sprachen aus vier Sprachfamilien in die Untersuchung einbezogen: die ostseefinnischen Livisch, Estnisch, Finnisch, die baltischen Lettisch und Litauisch, die slavischen Polnisch, Kaschubisch, Russisch, und die germanischen Hochdeutsch, Niederdeutsch, Plautdietsch, Dänisch, Schwedisch und Jiddisch. Wünschenswert wäre ferner die Berücksichtigung von Saami, Romani oder Halbdeutsch, doch lasse ich sie gezwungenermaßen außen vor, weil ich keine gesicherten Informationen darüber habe, wie sie sich in Bezug auf die betrachteten Isolinien verhalten.

Ich wähle also auch zwei heimatlose Varietäten, die sich nie davon emanzipieren konnten, als Sprache einer Religionsgemeinschaft wahrgenommen zu werden, und deren Geschichte eng mit (Nord-)Osteuropa zusammenhängt: das Plautdietsche (also das rezente Niederpreußische) und das (Ost-)Jiddische. Wünschenswert wäre auch die Berücksichtigung lettischer, litauischer, estnischer etc. Nicht-Standardvarietäten, doch überstiege das den Rahmen dieses Aufsatzes. Die sprachlichen Merkmale (auf Karten als Isolinien dargestellt), die im Ostseeraum gehäuft auftreten, wurden entweder von einer Sprache in eine andere entlehnt oder es handelt sich möglicherweise auch um gemeinsame Neuerungen der beteiligten Sprachen.

1. *Akzent*: Die finno-ugrischen und (mit Einschränkungen) die germanischen Sprachen haben den Initialakzent, die baltischen und westslavischen Sprachen haben ihn teilweise entlehnt (Lettisch und zum Teil Kaschubisch), doch findet sich im Litauischen und Russischen noch der alte freie Akzent; das Polnische geht mit dem Paenultima-Akzent eigene Wege.
2. *Polytonie*: Erstmals wurde die These eines baltischen Sprachbundes von

Roman Jakobson (1931, 1962) aufgestellt. Sein Standpunkt ist in doppelter Hinsicht extrem: Er zählt so viele Sprachen dazu wie kein anderer und er beschränkt sich auf eine einzige Isolinie, die Polytonie. Zu diesem Bund gehören: „das Schwedische, das Norwegische mit Ausnahme der nordwestlichen Mundarten, die meisten dänischen Dialekte, einige norddeutsche Mundarten, das Nordkaschubische, das Litauische und Lettische, das Livische und Estnische.“ (1931: 234) Koptjevskaja-Tamm/Wälchli (2001: 640) unterscheiden jedoch mindestens drei verschiedene Erscheinungen unterschiedlichen Alters und unterschiedlichen Ursprungs. Es ist noch zu klären, ob es sinnvoll ist, diese mit Jakobson zu einer Isolinie zusammenzufassen.

3. *Vokalreduktion*: Einige Sprachen des Ostseeraums neigen zur Apo-/Synkopierung unbetonter Silben. Auffallend ist in diesem Zusammenhang, dass es zwischen dem Initialakzent und der Auslautreduktion wider Erwarten keinen allzu engen kausalen Zusammenhang gibt: Das Altpreußische reduziert bei freiem Akzent, das Finnische hat Initialakzent, jedoch keine Auslautreduktion.
4. *Quantitätsopposition der Vokale*: Die slavischen Sprachen haben sie abgebaut, jedoch ist dies im Kaschubischen eine recht neue Erscheinung. Der Sprachkontakt zum Niederdeutschen hat sie lange hinausgezögert.
5. Reichtum an fallenden wie steigenden Diphthongen an der südöstlichen Ostsee.
6. *Keine gerundeten Vorderzungenvokale*: Dies ist vermutlich ein Beispiel für den umgekehrten Einfluss der baltischen/slavischen Umgebungssprachen auf das Niederdeutsche: Während die Umlautentrundung im Süddeutschen häufig ist, finden wir sie im Niederdeutschen nur im äußersten Osten, im Plautdietschen.
7. *Vokalharmonie*: Das Estnische und das Livische haben sie im Gegensatz zum Finnischen abgebaut und sich damit den baltischen und slavischen Sprachen angenähert.
8. *Palatales Korrelationsbündel*: Im Gegensatz zum eurasischen Bund mit Litauisch, Polnisch, Russisch, etc. (vgl. Jakobson 1931, 1962), in dem es zu (nahezu) jedem Konsonanten eine palatale Entsprechung gibt, und auch im Gegensatz zu den germanischen Sprachen, die gar keine palatale Varianten der hier betrachteten Konsonanten kennen, gibt es im Baltikum (aber auch so ähnlich im Tschechischen) das palatale Korrelationsbündel: Zu den Phonemen /k, g, n, l/ gibt es durch Minimalpaare geschiedene palatale Entsprechungen /k̟, ɡ̟, n̟, l̟/ im Lettischen, Livischen, Finnischen, Plautdietschen, Kaschubischen etc. Im Lettischen und Ost-Niederdeutschen entstehen diese Phoneme möglicherweise ungefähr gleichzeitig im 13. Jahrhundert. Wenn diese historische Re-

konstruktion stimmt, hätten wir ein schönes Beispiel einer gemeinsamen Neuerung in nichtverwandten Sprachen.

9. *Sibilanten*: Diese bilden ein sehr komplexes Problem, das einer ausführlichen Untersuchung bedarf, daher an dieser Stelle nur erste Andeutungen. Will man sich nicht nur darauf beschränken, die Anzahl der Sibilanten (und eventuell getrennt davon die der Affrikaten) zu ermitteln, sondern die historische Entwicklung zu rekonstruieren, so fällt auf, dass in vielen Sprachen des Baltikums die Entwicklung [ʃ]>[s] stattfand. So finden wir im Lettischen und Russischen (unter finnougri-schem Einfluss?) häufig [s] an Stelle von Litauischem/Polnischen [ʃ]. Im Hochdeutschen fand der (eingeschränkte) Wandel [ʃ]>[s] im 13. Jahrhundert statt, im Niederdeutschen sehr viel später, jedoch umfassender, so dass die [sp, st]-Aussprache im Anlaut heute nahezu als niederdeutsches Schibboleth gilt. Der [ʃ]>[s]-Wandel findet sich übrigens auch in anderen Sprachen Europas, etwa im Französischen (vgl. die alten Lehnwörter *cash, push* etc. im Englischen).
10. *Verbalreaktion*: Hierin folge ich weitgehend Falkenhahn (1963), der auffallende Übereinstimmungen innerhalb von zwei Bündeln im Baltikum feststellt: In 8 von 10 Beispielen deckt sich das Lettische (und mit Einschränkungen das Estnische) mit dem (Nieder-)Deutschen, während das Litauische auffallend mit den slavischen Sprachen übereinstimmt.
11. *Obligatorische Personalpronomina*: Das Lettische und das Estnische verzeichnen eine deutliche Zunahme der Setzung von Personalpronomina (vgl. Stolz 1991: 45), möglicherweise nach germanischem Vorbild.
12. *Existenz von Deklinationssklassen*: Stolz (1991: 12, 42) geht so weit, das Livische, Estnische und Wotische nicht mehr als agglutinierende, sondern als flektierende Sprachen zu klassifizieren.
13. *Komitativ=Instrumental*: Sprachen mit intensivem Kontakt zum (Nieder-)Deutschen (Lettisch, Livisch, Estnisch, Finnisch, Slovenisch, Sorbisch etc.) neigen zur Angleichung der beiden (Nominal- bzw. Präpositional-)Kasus. In den lettischen Dainas wurden die Fälle noch sehr wohl unterschieden, wie heute noch im Russischen und Polnischen. Das Litauische nimmt eine Zwischenstellung ein.
14. *Illativ=Lokativ*: Im Gegensatz zum Versuch, diese Erscheinung als livisches Substrat oder livischen Einfluss im Lettischen zu erklären (vgl. Serebrennikov 1959: 243 ff.), vermute ich niederdeutschen Einfluss, da hier durch den Kasussynkretismus eine Unterscheidung nicht mehr möglich ist, während die ostseefinnischen Sprachen sich ja gerade durch einen ausgesprochenen Reichtum an Lokalkasus auszeichnen. Eher ist also das Livische mittelbar über das

Lettische oder unmittelbar durch das Niederdeutsche beeinflusst. Der gleiche Synkretismus zeigt sich übrigens im Balkan-Sprachbund und etwa auch im Kiezdeutschen, obwohl das Standarddeutsche und das Türkische die beiden Kasus streng unterscheiden.

15. *Possessivpronomina*: Diese Isolinie umfasst die baltischen und slavischen Sprachen, die bei Identität von Satzsubjekt und Possessor immer dasselbe Pronomen verwenden, und die südlichen ostseefinnischen Sprachen, die dies vermutlich vom Lettischen übernahmen.
16. *Superlativ mit aller+*: Viele Sprachen des Ostseeraums können den Superlativ mit der jeweiligen Übersetzung von *aller+* bilden, das häufig auf den Genitiv Plural zurückgeht. Dass der lettische Superlativ auf *vis+* jüngeren Datums ist, erkennt man daran, dass dieses Präfix trotz des lettischen Initialakzentes nie betont ist.
17. *Entlehnung von slavisch byle ‚irgend+‘*: Dies ist ein Beispiel von slavischem Lehngut im Plautdietschen (vgl. Siemens 2012: 211).
18. *Konjunktiv mit slavisch by und die slavische Partikel že*: Weitere Beispiele von slavischem Einfluss auf germanische Sprachen.
19. *Entscheidungsfragen*: Diese werden nach verschiedenen Mustern gebildet. Im Germanischen durch Verberststellung, im Russischen und Finnischen durch ein klitisches Morphem. Besonders aufschlussreich ist jedoch das hier als Isolinie betrachtete freie Morphem, das in den anderen Sprachen des Baltikums Entscheidungsfragen markiert. Diese werden im Litauischen mit *ar*, im Estnischen mit *kas*, im Lettischen mit *vai*, im Livischen mit *vói* (neben *kas*) eingeleitet. Diese Konstruktion von Entscheidungsfragen weist eine besonders enge gegenseitige Beeinflussung über die ostseefinnisch-baltische Sprachgrenze hinweg auf. Das estnisch-livische Verfahren mit freiem Morphem ist wohl baltischen Ursprungs. Das lettische *vai* ist wohl ostseefinnisches Lehnwort und ersetzt seit dem 18. Jahrhundert baltisches *ar*, doch hat *vai* im Finnischen und Estnischen nicht diese Funktion, sondern bezeichnet die Disjunktion ‚oder‘. Das Livische wiederum entlehnt aus dem Lettischen das ursprünglich ostseefinnische *vai* in seiner Funktion als Interrogativum. Überraschenderweise kennt allerdings auch das Wotische *vai* neben der Bedeutung ‚oder‘ auch als Fragepartikel (vgl. Stolz 1991: 65 ff., Koptjevskaja-Tamm/Wälchli 2001: 712ff.). Im Livischen findet sich neben der bei Koptjevskaja-Tamm/Wälchli (2001: 712) genannten Interrogativ-Partikel *vói* auf [www.vilx.lv](http://www.vilx.lv) auch *kas*.
20. *Gemischte Prä-/Postpositionale Systeme*: Stolz (1991: 81ff.) zufolge haben sich das Lettische und das Estnische in dieser Hinsicht angeglichen.

21. *Konzessiver Infinitiv*: In den Sprachen des Baltikums findet sich sehr häufig eine Verdoppelungskonstruktion, bei der der Verbstamm als Infinitiv wiederholt und topikalisiert wird, also etwa in einem lettischen Volkslied: *solīt sola* ‚versprechen versprach sie (zwar)‘. Die gleiche Konstruktion findet sich auch in der livischen Version dieses Liedes. Auch das Jiddische und das Plautdietsche (vgl. Siemens 2012: 200) drücken auf diese Weise eine Konzession aus, jiddisches Beispiel: *Reidn reidn ẕei nit*, ...  
Zum konzessiven Infinitiv gibt es noch reichlich Forschungsbedarf.
22. *Mehrfache Verneinung*: Die Entstehung mehrfacher Verneinung kommt zwar so häufig vor, dass es nicht notwendig eine gemeinsame Innovation und auch kein Sprachbund-Phänomen sein muss, die Stabilisierung hingegen, also das Ausbleiben von Jespersens Zyklus, möglicherweise schon.
23. *Kulturwortschatz*: Mit Kultur sind Alltag, Nahrung, Vieh, Kleidung, Werkzeuge etc. gemeint: alles, was auf dem Markt gehandelt wird. Lexikalische Entlehnungen allein sind noch lange kein Indiz für einen Sprachbund, doch werden diese schon in Trubetzkoy's (1930) Definition genannt und auch in neueren Untersuchungen immer wieder in die Betrachtung einbezogen.

	pol	kaš	russ	hd	nd	pld	sv	dän	jidd	lit	lett	liv	est	fin
Akzent	pu	ia	fa	ia	ia	ia	ia	ia	ia	fa	ia	ia	ia	ia
Polytonie	n	j	n	n	j	j	j	j	n	j	j	j	j	n
Vokalreduktion	n	j	j	n	j	j	j	j	j	n	j	j	j	n
Quantitätsopposition	n	j	n	j	j	j	j	j	n	j	j	j	j	j
Diphthongreichtum	n	n	n	n	j	j	n	n	n	j	j	j	j	j
/ü, ö/	n	n	n	j	j	n	j	j	n	n	n	n	j	j
Vokalharmonie	n	n	n	n	n	n	n	n	n	n	n	n	n	j
Palat. Korr.-bündel	n	j	n	n	n	j	j	n	n	n	j	j	j	j
Sibilantenphoneme	6	4	4	3	3	4	2	1	4	4	4	4	1	1
Verbalreaktion	lp	ksh	gel	gel	gel	gel	gel	gel	gel	lp	gel	?	gel	fin
Personalpronomina	n	n	j	j	j	j	j	j	j	n	j	j	j	n
Deklinationenklassen	j	j	j	j	j	j	j	j	j	j	j	j	j	n
Komitativ=Instrum.	n	n	j	j	j	j	j	j	j	n	j	j	j	n

Illativ=Lokativ	n	n	j	n	j	j	j	j	j	n	j	j	n	n
Possessivpronomen	sein	sein	sein	mein	mein	mein	mein	mein	sein	sein	sein	sein	sein	pořx
Superlativ mit <i>all-</i>	n	n	j	j	j	j	j	j	j	n	j	j	j	n
<i>byle</i> 'irgend-'	byle	byle	koj	irg	irg	byle	irg	irg	irg	kař	kaut	k	k	k
Partikel <i>ře, by</i>	sl	sl	sl	ge	ge	sl	ge	ge	sl	l	l	of	of	of
Entscheidungsfragen	czy	czy	kl	top	top	top	top	top	czy	ar	of	of	of	kl
Prä-/Postpositionen	prä	gem	gem	gem	post									
Konzess. Infinitiv	?	?	j	n	n	j	n	n	j	j	j	j	?	j
mehrf. Verneinung	j	j	j	n	j	j	n	n	j	j	j	j	n	n
Kultur-Wortschatz	n	j	n	j	j	j	j	j	n	n	j	j	j	n

Diese Matrix ist nicht sehr anschaulich. Sie muss erst noch durch Karten (vergleichbar mit den EUROTYP-Karten) ergänzt werden, auf denen die Isolinien und -bündel viel übersichtlicher sind. Die Erklärungen, die dieser Matrix zu Grunde liegen, bedürften einer viel ausführlicheren Erörterung, doch überstiegen sie dann den gegebenen Rahmen und werden daher, wie auch die noch zu zeichnenden Karten, in späteren Publikationen nachgeliefert.

### 3. Cluster-Analyse und Résumé

Ein Höchstmaß an Nicht-Zirkularität erreicht man, indem man statistische Methoden anwendet. So unterziehe ich nun also die gegebene Matrix einer SPSS-Cluster-Analyse (Two-Step-Algorithmus), um Muster und Ähnlichkeiten zu suchen. Als Anzahl der Cluster wähle ich 4, weil es auch 4 Sprachgruppen sind. Wären die Isolinien nicht gezielt danach ausgesucht, dass sie die Sprach(familien)grenzen queren, so würde man bei der Clusteranalyse die 4 Sprachfamilien als Cluster erwarten. Bei der vorliegenden Auswahl an Isolinien ergeben sich die folgenden 4 Cluster (Qualität > 0,5, also gut):

- Lettisch, Livisch, Estnisch, Plautdietsch (ehemals westpreußisches Niederdeutsch)
- Litauisch, Polnisch, Kaschubisch, Russisch, (Ost)Jiddisch
- Hochdeutsch, Niederdeutsch, Schwedisch, Dänisch
- Finnisch

Akzeptiert man den Ostseeraum als Region, und damit die betrachteten 14 Sprachen, ferner die Auswahl der genannten 23 Isolinien, so erhält man durch die Cluster-Analyse im Ostseeraum zwei Sprachbünde unter Beteiligung von jeweils drei der vier Sprachgruppen: einen im engeren Sinne Baltischen Sprachbund und einen südwestlich

angrenzenden litauisch-slavischen Sprachbund unter Einschluss des in dieser Gegend (zumindest früher) gesprochenen Ostjiddischen. Die verbleibenden germanischen Sprachen sowie das Finnische bilden Restcluster; sie sind nicht ganz so intensiv an Sprachkontakten im Ostseeraum beteiligt. Wenn der lange und intensive Sprachkontakt des Schwedischen und Finnischen sich hier nicht in einem eigenen Cluster widerspiegelt, so liegt das wohl daran, dass die spezifischen Merkmale dieser Gegend in meiner Auswahl der Isolinien unzureichend berücksichtigt wurden.

Was die Bezeichnung angeht, so ist sie letztlich arbiträr. Im Vergleich zu alternativen Vorschlägen wie etwa „*contact superposition zone* (or *Kontaktüberlagerungsareal* for those readers preferring German terminology)“ (Koptjevskaja-Tamm/Wälchli 2001: 728) gebe ich der bewährten Bezeichnung *Sprachbund* den Vorzug. Meine Kritik richtet sich jedoch keineswegs gegen die inhaltlichen Verbesserungsvorschläge bei Koptjevskaja-Tamm/Wälchli – es spricht nichts dagegen, sondern sogar viel dafür, den Sprachbund-Begriff zu reformieren – doch man muss etablierte Begriffe, die in die Kritik geraten, nicht gleich durch unhandliche neue ersetzen.

## Literatur

- Falkenhahn, Viktor: Die Bedeutung der Verbalrektion für das Problem eines litauisch-polnischen Sprachbundes. In: Zeitschrift für Slavistik 6, 1963, S. 893–907.
- Jakobson, Roman: Über die phonologischen Sprachbünde. In: Travaux du Cercle Linguistique de Prague, IV, 1931, S. 234–240.
- Jakobson, Roman: K karakteristike evrazijskogo jazykovogo sojuza. In: Roman Jakobson, Selected Writings I. 's-Gravenhage: Mouton & Co., 1962, S. 144–201.
- Koptjevskaja-Tamm, Maria/Wälchli, Bernhard: The Circum-Baltic languages: An areal-typological approach. In: Dahl, Östen/Koptjevskaja-Tamm, Maria (Hg.): The Circum-Baltic Languages. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 2001, S. 615–750.
- Reiter, Norbert: Grundzüge der Balkanologie: ein Schritt in die Eurolinguistik. Berlin: Osteuropa-Institut, 1994.
- Siemens, Heinrich: Plautdietsch: Grammatik, Geschichte, Perspektiven. Bonn: Tübingen, 2012.
- Serebrennikov, Boris A.: O nekotorych vozmožnyh priččinah proischoždenija illativnogo značenija u latyšskogo lokativa. In: Rakstu Krājums: Festschrift für Jan Endzelin. Rīga, 1959, S. 243–246.
- Stolz, Thomas: Sprachbund im Baltikum? Estnisch und Lettisch im Zentrum einer sprachlichen Konvergenzlandschaft. Bochum: N. Brockmeyer, 1991 (Bochum-Essener Beiträge zur Sprachwandelforschung, 13).
- Trubetzkoy, Nikolai S.: Vavilonskaja bašnja i smešenie jazykov. In: Evrazijskij vremenik, 3, 1923, S. 107–124.
- Trubetzkoy, Nikolai S.: Proposition 16 Über den Sprachbund. In: Actes du premier congrès international de linguistes à La Haye, du 10–15 avril 1928. Leiden: Sijthoff, 1930, S. 17–18.

## **Wie wurde der Tod des Kronprinzen Franz Ferdinand und seiner Gemahlin in der Presse verkündet? Eine diskurslinguistische Analyse der Todesanzeigen**

### **1. Einleitung**

Am 28. Juni 1914 wurden der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand und seine Frau in Sarajevo ermordet. Weltweit wird dieses Ereignis als Auslöser des Ersten Weltkrieges betrachtet. Die Nachricht verbreitete sich blitzartig. Die Presse in der Monarchie und im Deutschen Reich war überfüllt von den Einzelheiten über diese Tat.

In diesem Beitrag werden die Todesmeldungen in 41 Zeitungen bzw. Zeitschriften miteinander verglichen. Das Untersuchungskorpus besteht aus Todesanzeigen in serbokroatischer und deutscher Sprache. Alle untersuchten Todesanzeigen haben ein übergreifendes gemeinsames Thema: den Tod des Erzherzogs und seiner Gemahlin. Teilweise sind sie parallel, teilweise sukzessiv erschienen, abhängig vom Verlagsort und von der Häufigkeit des Erscheinens einzelner Zeitungen. Anhand von bestimmten Merkmalen werden die prototypischen Todesanzeigen ermittelt. Anschließend wird exemplarisch die Feinanalyse einer prototypischen Anzeige präsentiert. Dabei wird die Wortwahl unter die Lupe genommen und besonderes Interesse wird wertenden Ausdrücken geschenkt.

### **2. Zur Definition der Todesanzeige**

Es gibt bereits einige Untersuchungen, die sich ausführlich mit dem Thema Todesanzeigen befassen. Haus (2007: 16) bezeichnet Todesanzeigen als „versiegelte, mediale Urnen“ und spricht dem Sprachforscher die Rolle des Archäologen zu. Die Suche nach den 100 Jahre alten Todesanzeigen verlieh auch mir das Gefühl, eine Archäologin zu sein. Eckkrammer (1996: 14) definiert „den Begriff ‚Todesanzeige‘ als Überbegriff für sämtliche Anzeigen, die in Zusammenhang mit dem Ableben einer Person stehen.“ Eine sehr breit gefasste Definition des Begriffs Todesanzeige wäre die von Piitulainen (1993: 142): „X gibt an, daß Y gestorben ist“. Nun handelt es sich aber bei den Todesanzeigen, mit welchen der Tod des Kronprinzen und seiner Gemahlin verkündet wurde, um keine persönlichen Anzeigen, so dass keine Nennung der Anzeige aufgebenden Partei erfolgt. X wäre also in diesem Fall in den meisten Fällen einfach die Zeitung, in der die Anzeige erscheint. Eine Todesanzeige, die den Tod eines Monarchen verkündet, beinhaltet einige makrostrukturelle Bestandteile einer gewöhnlichen Todesanzeige, damit die Verkündung auch als eine Todesanzeige betrachtet werden kann. Oft beinhalten diese Todesanzeigen aber viel weniger Angaben zur Person als gewöhnliche Anzeigen, weil wenige Informationen genügen, damit jeder Bescheid weiß, um wessen

Tod es sich handelt. Sie sind nicht, wie es damals eher üblich war, in den Anzeigenteil einer Zeitung integriert, sondern sie sind ausnahmslos auf der ersten Seite der Zeitung und oft sind sie in einen anderen Text eingebettet. Damit sie aber unter die Kategorie Todesanzeige fallen, müssen sie wenigstens den Trauerrand und den Namen oder den Titel des Toten bzw. der Toten beinhalten. Haus (2007: 49) stellt in seinem kurzen historischen Überblick über die Todesanzeigen fest, dass seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert den semantischen Kern dieser Textsorte diese beiden Elemente bilden: der Name und der Trauerrand. Der Trauerrand gilt als ein universales Merkmal der Textsorte *Todesanzeige* in den Teilen der Monarchie, in welchen die untersuchten Zeitungen gedruckt wurden. Eckkrammer (1996: 167) stellt fest, dass dieser im deutschen Sprachraum textsortenkonstitutiv ist. Oft befindet sich innerhalb des Trauerrandes ein relativ langer Text, der ein Nachruf oder auch ein sehr ausführlicher Bericht über die Todesursache ist. Schon Piitulainen (1993: 177) hat festgestellt, dass sich die deutschsprachigen Todesanzeigen durch eine Texthaftigkeit auszeichnen. Da es sich hier um den Tod eines Monarchen handelt, kann von einer Texthaftigkeit ausgegangen werden, wobei manchmal die Texthaftigkeit außerhalb der Todesanzeige in einem Bericht vorhanden ist. Einige der untersuchten Todesanzeigen können auch als eine hybride Textsorte betrachtet werden, und zwar als eine Mischung aus einer Todesanzeige und einem Bericht.

### 3. Zur Analyse und dem diskurslinguistischen Ansatz

Das Textkorpus besteht aus insgesamt 41 Todesanzeigen aus 41 Zeitungen bzw. Zeitschriften, die überwiegend im österreichischen Teil der Monarchie gedruckt wurden. Außer diesen 41 Zeitungen habe ich mir auch 9 Zeitungen aus dem Deutschen Reich und 4 Zeitungen aus der Monarchie angeschaut, in denen es keine Todesanzeige, sondern lediglich einen Bericht über das Attentat gab. Die meisten Zeitungen waren online zu finden. Schwierigkeiten gab es mit der bosnischen Presse. Bis auf *Glasnik Zemaljskog Muzeja*, eine wissenschaftliche Zeitschrift, wurden sie noch nicht digitalisiert. Die gesamten Periodika aus dieser Zeit befinden sich im Landesmuseum. Das Landesmuseum von Bosnien-Herzegowina ist aber leider geschlossen. Die zweite Anlaufstelle war die Universitätsbibliothek. Dort gibt es auch keinen Zugang zu den Periodika, da sie gerade digitalisiert werden und man nicht genau weiß, wann dieser Prozess beendet wird. Die dritte Anlaufstelle war das Staatsarchiv, das nur Teile der Periodika aus dieser Zeit beherbergt. Dort konnten auch nur wenige Todesanzeigen gefunden werden, da der gebrauchte Jahrgang vieler Periodika fehlt. Das Staatsarchiv hat infolge von Demonstrationen im Februar 2014 gebrannt. Dabei sind auch einige Dokumente vernichtet worden. Das Korpus aus dem Gebiet von Bosnien-Herzegowina machen Todesanzeigen aus folgenden Zeitungen bzw. Zeitschriften aus: *Učiteljska zora*, *Sarajevoer Tagblatt*, *Glasnik Zemaljskog Muzeja* und *Sarajevski list*. *Učiteljska zora* war eine Art Lehrer magazin. Es erschien eine Sonderausgabe, damit die Trauer um den Thronfolger und seine Gemahlin gebührend ausgedrückt werden konnte. Acht Seiten werden diesem unglücklichen Ereignis und der Trauer gewidmet: rein textuelle Todesanzeige, eine Anzeige mit dem Foto des Thronfolgers, eine mit dem Foto der Herzogin, ein Nachruf und ein Protokoll von der Sondersitzung des Lehrerverbandes. Die Anzeige aus

Wie wurde der Tod des Kronprinzen Franz Ferdinand [...] in der Presse verkündet?

dem *Sarajevoer Tagblatt* wird in diesem Beitrag gesondert behandelt. *Glasnik Zemaljskog Muzeja* erschien halbjährlich. Die Januar-Juni-Ausgabe von 1914 beinhaltet eine rein textuelle Todesanzeige für das Thronfolgerpaar und zwei gesonderte mit den Fotos des Ehepaares. In der Tageszeitung *Sarajevski list* erschien vom 29. Juni bis zum 04. Juli jeweils ein Text auf der ersten Seite mit dem schwarzen Trauerrand und der Überschrift *Crni dani* (Trauertage oder schwierige Zeiten oder wörtlich übersetzt: schwarze Tage).

Da mehrere Texte mit einem gemeinsamen übergreifenden Thema analysiert werden sollten, hielt ich die diskurslinguistische Methode für angemessen. Alle Zeitungen sind innerhalb von einer Woche nach dem Attentat (29.06.1914–05.07.1914) erschienen, abhängig davon, ob die Zeitungen täglich oder an bestimmten Tagen in der Woche herausgegeben wurden. Mein Augenmerk habe ich als Erstes auf Wiederkehrendes gerichtet, um ein prototypisches Textmuster zu bestimmen. Daraus kristallisieren sich auch die eher untypischen Elemente, woraus auch bestimmte Schlüsse zu ziehen sind.

Die Vorlage für meine Analyse ist die diskurslinguistische Mehr-Ebenen-Analyse (DIMEAN) von Warnke/Spitzmüller (2008: 44), wobei anzumerken ist, dass es auf Grund des Umfangs dieser Arbeit nicht möglich war, alle Ebenen zu berücksichtigen. Bei der Analyse helfen mir auch die Analyseschritte, die Jäger (2009: 175) als Vertreter der kritischen Diskursanalyse verwendet, welche Folgendes umfassen: institutioneller Rahmen (Medium, Rubrik, Autor, eventuelle Ereignisse, denen sich das Fragment zuordnen lässt, bestimmte Anlässe für den betreffenden Artikel), Text-Oberfläche (graphische Gestaltung, Sinneinheiten, angesprochene Themen), sprachlich-rhetorische Mittel (sprachliche Mikro-Analyse), inhaltlich-ideologische Aussagen (Menschenbild, Gesellschaftsverständnis), Interpretation (die verschiedenen Elemente werden aufeinander bezogen). Diese Schritte und die DIMEAN schließen einander nicht aus.

Zu Analysezielen wurde ein Raster mit folgenden Angaben erstellt: Zeitungsdatum, Zeitungsort, Sprache, Kronprinz, Gemahlin, Trauerrand, Symbole, Spruch, bekanntgebende Partei, Anrede der Verstorbenen, Vorname, Name, Geburtsdatum, Sterbedatum, örtliche Herkunft, Todesursache, Spezifizierung des Versterbens, Sterbeort, Ausdruck der Trauer, kurzer Nachruf, Foto des Kronprinzen, Foto der Gemahlin. Diese Liste wurde größtenteils von Eckkammer (1996: 34ff.) übernommen, und nur um spezifische Elemente, wie Sprache, Kronprinz, Gemahlin, Foto des Kronprinzen und der Gemahlin erweitert.

#### 4. Auswertung der Datenbank

Die Zeitungen sind in der Woche vom 29. Juni bis zum 5. Juli 1914 erschienen. 10 von 41 Zeitungen waren eine Sonderausgabe oder die Todesanzeige wurde in einer Beilage gedruckt. 19 Zeitungen wurden am 29. Juni 1914 gedruckt. 20 wurden in Wien gedruckt, 4 in Sarajevo und alle anderen in anderen Teilen der Monarchie. Bis auf 4 Zeitungen bzw. Zeitschriften, die in serbokroatischer Sprache erschienen sind, sind alle in deutscher Sprache verfasst. In 9 Zeitungen gibt es nur eine Todesanzeige für den Thronprinzen und keine für die Herzogin. Alle Todesanzeigen sind von einem schwarzen Rand, dem sogenannten Trauerrand, umrandet. Von anderen typographischen Zeichen wurde das Kreuz (manchmal nur eins, manchmal zwei) 21-mal verwendet.

Nur ein einziges Mal, und zwar in dem bosnischen Lehrermagazin *Učiteljska zora* wurde auch ein Blumenkranz als Symbol verwendet. Nur 4-mal wird die bekanntgebende Partei genannt.

Wenn es um die Anrede von Franz Ferdinand geht, dann wird er am häufigsten als *Erzherzog* bezeichnet. An zweiter Stelle ist die Bezeichnung *Thronfolger*. Ganz selten werden die Anreden, wie *seine k. und k. Hoheit* oder *erhabener und ritterlicher Prinz* verwendet. Seine Frau wird ungefähr gleich oft als *Herzogin* und *Gemahlin* bezeichnet. Selten kommen die Anreden *Herr* und *Frau* vor. Beide gemeinsam werden auch ganz selten als *das hohe Paar*, *das Herzogspaar* oder *das Thronfolgerpaar* bezeichnet. In 37 Anzeigen wird der Vorname *Franz Ferdinand* verwendet, *Sophie* aber nur in 14. *Von Hohenberg* wird in 24 Anzeigen verwendet. In zwölf Anzeigen ist auch eine Abbildung des Prinzen vorhanden, die der Herzogin nur in acht. Manchmal sind es Fotos, manchmal nur Zeichnungen.

Das Geburtsdatum wird hier kein einziges Mal genannt. Das Sterbedatum wird 15-mal genannt, und zwar wird nicht immer der 28. Juni 1914 angegeben, aber man referiert mit Ausdrücken wie *gestern* oder *am Sonntag* auf dieses Datum. Der Ort der Herkunft scheint überflüssig zu sein und wird insgesamt nur einmal genannt. In 24 Anzeigen wird die Todesursache genannt. Verwendet werden Ausdrücke wie *Ermordung*, *Attentat*, *Mord* und 12-mal wird die Mordtat ausführlich beschrieben. 19-mal wird der Sterbeort genannt. Auf den Sterbeort wird mit den Ausdrücken *Sarajevo*, *die Hauptstadt Bosniens*, *Bosnien* referiert. 18-mal stellt der Text der Todesanzeige auch einen Nachruf dar.

Um den Prototyp zu bestimmen, wurden nur diejenigen Elemente, die eine Vorkommensrate von mindestens 75% aufzeigen, ausgewählt. Die prototypische Todesanzeige für den Thronprinzen und die Herzogin sieht demnach folgendermaßen aus:

- sie hat einen Trauerrand (100 %);
- es ist kein Spruch vorhanden (95 %);
- die bekanntgebende Partei wird nicht genannt (90 %);
- der Vorname des Erzherzogs wird genannt (90 %);
- der Prinz wird als Erzherzog bezeichnet (76 %);
- es ist zugleich eine Todesanzeige für den Thronprinzen und für die Herzogin (78 %);
- sie beinhaltet kein Foto der Herzogin (75 %)

Diese Analyse hat ergeben, dass folgende Zeitungen eine prototypische Todesanzeige für das Thronfolgerpaar aufgegeben haben: *Sarajevoer Tagblatt*, *Pilsner Tagblatt*, *Prager Abendblatt*, *Wiener Neueste Nachrichten*, *Feldkircher Anzeiger*, *Möhrisch-Schlesische Presse*, *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, *Fremden-Blatt*, *Naša sloga*, *Neue Freie Presse*, *Pester Lloyd Morgenblatt*, *Anzeiger für die Bezirke Bludenz und Montafon*, *Sport & Salon*, *Der Tiroler*.

Obwohl sie einige gemeinsame Elemente beinhalten, sehen sie nicht alle gleich aus. So sind einige auf den Namen und die Titel des Thronfolgerpaares begrenzt, wobei anzumerken ist, dass diesen Todesanzeigen immer ein Bericht über das Geschehnis

Wie wurde der Tod des Kronprinzen Franz Ferdinand [...] in der Presse verkündet?

in Sarajevo folgt, und andere sind durch Texthaftigkeit gekennzeichnet, d. h. sie beinhalten oft auch einen kurzen Bericht über das Attentat.



Czernowitzer Allgemeine Zeitung, 29. Juni 1914



Sarajevoer Tagblatt, 29. Juni 1914

## 5. Feinanalyse der Todesanzeige im *Sarajevoer Tagblatt*

Auf Grund des Korpusumfangs war es unmöglich, eine Analyse von allen Einzeltexten durchzuführen. Die Feinanalyse wird daher im Rahmen dieses Beitrags exemplarisch an der Todesanzeige aus dem *Sarajevoer Tagblatt* präsentiert.

### 5.1. Allgemeine Angaben zu der Zeitung *Sarajevoer Tagblatt*

Der Untertitel der Zeitung lautet: *Unabhängige Zeitung zur Wahrung der Reichsinteressen*. Dieser Untertitel an sich ist ein Oxymoron. Einerseits ist es eine unabhängige Zeitung, andererseits dient sie zur Wahrung der Reichsinteressen. Die Zeitung wurde in deutscher Sprache und in lateinischer Schrift gedruckt. Die Zeitung erschien außer am Montag und an Feiertagen täglich um 6 Uhr früh. Die Zeitung mit der Todesanzeige ist am 29. Juni 1914, an einem Montag, unter der Nummer 146 erschienen. Dies war der 7. Jahrgang der Zeitung. Die Zeitung hatte eine Wiener Administration. Auf der ersten Seite wird auch eine Sarajevoer Adresse für die Inseraten-Annahme genannt.

### 5.2. Gesamtcharakterisierung der Todesanzeige

Die Anzeige ist auf der ersten Seite der Zeitung gedruckt worden. Sie beinhaltet zwei Symbole: einmal den Trauerrand, der breiter ist als bei den anderen Zeitungen aus dem Textkorpus, und dann noch ein Kreuz über dem Textteil. Der Name des Verfassers der Todesanzeige wird nicht genannt.

### 5.3. Gliederung des Textteiles in Sinnesabschnitte und angesprochene Themen

Unter dem Kreuz erscheinen in Groß- und Fettschrift die Anreden und die Namen des Ehepaares: Erzherzog Franz Ferdinand und Herzogin Sophie v. Hohenberg. Der nachfolgende Text ist in vier Abschnitte mit Einzug gegliedert:

1. Unfassbarkeit und Trauer
2. Schande über Bosnien, das Attentat, die Freude des Volkes auf den Besuch des Thronfolgerpaars
3. Beschimpfung der Täter, Zerstörung des Familienlebens
4. Schuldfrage, Gerechtigkeit, Rechtfertigung

Daraus lässt sich schlussfolgern, dass die Reihenfolge der angesprochenen Themen nicht chronologisch ist. Zuerst wird über die Trauer, die Schande, das Attentat geschrieben, und danach über die Freude des Volkes über das Thronfolgerpaar. Die Anzahl der angesprochenen Themen deutet darauf hin, dass es sich hierbei um mehr als um eine einfache Todesanzeige handelt. Ein paar Zeilen reichen nicht aus. Es sind Elemente einer Todesanzeige zu erkennen, aber ebenso Elemente eines Berichtes.

Die Sinnesabschnitte beinhalten noch mehr angesprochene Themen, wie z.B. die Last für die Stadt, das Land, die Bevölkerung; die Gutmütigkeit des Kaisers und des

Wie wurde der Tod des Kronprinzen Franz Ferdinand [...] in der Presse verkündet?

Herrscherhauses gegenüber Bosnien; Neid der anderen Teile der Monarchie; das vorbildliche Familienleben; Mordbube als Schuldiger; Untersuchungsverfahren; Komplott.

#### 5.4. Wertende Ausdrücke

In der Anzeige sind viele wertende Ausdrücke zu finden, und zwar sowohl positive als auch negative. Die positiven beziehen sich auf das Ehepaar und auf das Land, die negativen auf den Mörder und die Tat. Die negativen Ausdrücke sind in der Überzahl. Es wird immer wieder darauf verwiesen, wie entsetzlich das, was geschehen ist, eigentlich ist.

Positive Ausdrücke sind: unser erhabener Kaiser, Fürsorge, durch das Gastrecht geheiligtem Besuche, Jubel, liebenswürdige Leutseligkeit, Herzen entzückt hatte, blühende Kinder, sonnig und beispielgebend, Vorurteilslosigkeit, gesittete Welt, Gerechtigkeit, die beiden verewigten, Unschuldige.

Negative Ausdrücke sind: das entsetzliche Ereignis, das unfassbare und so jäh über uns hereingebrochene Unglück, nasse Augen, Tränen, Neidgefühl, geschändet für alle Zeiten, Mordbuben, Revolver, auflauern, die geladene Mordwaffe in der Hand, Scheusale, Auswürfe der Menschheit, mit roher Gewalt, rauben, zerstören, Mackel, das unheilvolle Ereignis, unterschieben, Drahtzieher, sterbliche Überreste, Totenbetten, die Opfer eines groß angelegten Komplottes, Verachtung, Schuldige, das Entsetzliche.

Es gibt beinahe doppelt so viele negative wie positive Ausdrücke.

#### 5.5. Selbst- und Fremddarstellung

In dieser Todesanzeige werden der Kaiser, das Herrscherhaus, das Thronfolgerpaar, deren Kinder, das Familienleben ins positive Licht gerückt. Das wäre zum einen die Fremddarstellung. Hier gibt es auch noch eine zweite Fremddarstellung, und zwar die des Mörders und seiner Komplizen, die im negativen Licht gezeigt werden und von den Bosniern distanziert werden. Letztendlich gibt es auch eine Selbstdarstellung. Diese Selbstdarstellung ist die Darstellung der Bosnier, die an dieser entsetzlichen Tat unschuldig sein sollen. Es ist die Darstellung des Volkes, der Stadt, des Landes.

Die Analyse hat ergeben, dass in den meisten anderen Zeitungen ähnliche Berichte innerhalb oder außerhalb der Todesanzeige vorkommen. Diese unterscheidet sich durch die Selbstdarstellung von den meisten anderen und ist in dieser Hinsicht eventuell auch als etwas subjektiv zu betrachten. Hier wird auch nicht erwähnt, dass ein Serbe das Attentat verübt hat. Explizit wurde in nur etwa einem Viertel der untersuchten Anzeigen angeführt, dass der Attentäter ein Serbe war oder ein Mitglied oder Befürworter der „so maßlos auftretenden großserbisch-irredentistischen Agitation“ (*Innsbrucker Nachrichten*, 29. Juni 1914), „einer wahnwitzigen großserbischen Propaganda“ (*Morgenblatt. Reichspost*, 29. Juni 1914). Es wird von einem großserbischen Attentat (*Der Tiroler*, 30. Juni 1914), einem serbischen Studenten (*Christlich-soziale Arbeiter-Zeitung*, 4. Juli 1914), einem serbischen Gymnasiasten (*Eggenburger-Zeitung*, 3. Juli 1914), dem heißblütigen Serbenvolke (*Wiener Montags-Journal*, 29. Juni 1914) geschrieben. In den untersuchten bosnischen Zeitungen wird nicht darauf verwiesen, dass es sich bei dem Attentäter um einen Serben handelt. Hierbei ist anzumerken, dass viele serbisch orientier-

te Zeitungen am Tag nach dem Attentat verboten wurden und nicht mehr gedruckt wurden.

## 5.6. Grammatische Besonderheiten

Der Autor des Textes wird nicht genannt, aber der Gebrauch des Personalpronomens in der ersten Person Plural deutet darauf hin, dass der Verfasser ein Bosnier sein müsste. Einmal wird das Personalpronomen *wir* im Akkusativ („das unfassbare und so jäh über uns hereingebrochene Unglück“) und einmal im Nominativ („Wir haben schwer an dem Mackel zu tragen“) verwendet. Das Possessivpronomen *unser* wird an vier Stellen verwendet: unser erhabener Kaiser, unser Herrscherhaus, unsere Stadt, unserem Land. Damit wird ausgedrückt, dass für das Volk ihre Stadt, das Land, der Kaiser und das Herrscherhaus gleich wichtig sind.

Das Nachfeld ist dreimal durch längere Satzglieder oder durch mehrere Satzglieder besetzt. Durch die Verschiebung ins Nachfeld soll etwas hervorgehoben werden: „ob es denn möglich ist *das unfassbare und so jäh über uns hereingebrochene Unglück*“; „Bosnien [...] ist geschändet *für alle Zeiten durch einige Mordbuben*“; „den das unheilvolle Ereignis auf unsere Stadt geladen hat – *und nicht nur auf die Stadt allein, sondern auch auf das Land*“.

## 5.7. Zur Textfunktion

Das Merkmal der Texthaftigkeit ist bei den meisten untersuchten Anzeigen stärker ausgeprägt als bei gewöhnlichen Todesanzeigen. Aus dieser Texthaftigkeit ergeben sich auch mehrere Textfunktionen. In diesem Text, der mehr ist als eine reine Mitteilung über das Ableben einer oder mehrere Personen, kommt auch die Anteilnahme für die Kinder der Verschiedenen zum Ausdruck. Diese Anzeige ist zugleich auch ein Nachruf, aber auch ein Bericht über die Tat und eine Rechtfertigung, welche sowohl Selbst- als auch Fremdbewertung beinhaltet. Aus all dem ergeben sich mehrere Textfunktionen. Folgt man der Einteilung von Fandrych/Thurmair (2011: 30ff.), lässt sich feststellen, dass diese Todesanzeige ein wissensbezogener Text mit einer konstatierend-assertierenden, wissensbereitstellenden Funktion, aber auch einer bewertenden Funktion. Der Text hat auch einen appellativen Charakter. Der Autor appelliert an die Leser, für die Tat nicht ganz Bosnien zu beschuldigen. Dieser Text ist auch ein expressiv-sozialer, sinnsuchender Text, und er ist das wegen seiner phatischen Funktion und dabei denke ich in erster Linie an die Anteilnahme, die zum Ausdruck kommt.

## 6. Fazit

Die Korpusanalyse hat ergeben, dass die hier untersuchten Todesanzeigen den gemeinsamen Kern mit den gewöhnlichen Todesanzeigen haben, nämlich den Trauerand und den Namen des bzw. der Verstorbenen. Der Unterschied zu anderen Anzeigen liegt darin, dass auf der einen Seite nur wenige Daten ausreichen, damit jeder weiß, um wen es sich handelt und dass aber auf der anderen Seite diese Todesanzeigen oft eine starke Texthaftigkeit auszeichnet, die so weit geht, dass der Text an einem Bericht grenzt oder Elemente des Berichts beinhaltet.

Wie wurde der Tod des Kronprinzen Franz Ferdinand [...] in der Presse verkündet?

Die Analyse hat ergeben, dass die in Bosnien herausgegebenen Zeitungen oft ganze Seiten der Trauer um das Thronfolgerpaar widmeten. Die prototypische Todesanzeige ist entweder ganz schlicht und beinhaltet lediglich den Trauerrand und die Titel und Namen der Verstorbenen oder sie beinhaltet diese Elemente und einen längeren Text, in welchem von dem Geschehen berichtet wird und die Trauer zum Ausdruck gebracht wird.

Eine prototypische Todesanzeige ist die Anzeige aus dem *Sarajevoer Tagblatt*, in welcher die Trauer, das Attentat, die Freude des Volkes auf den Besuch beschrieben wird und in welcher der Täter beschimpft wird und die Schuldfrage angesprochen wird. Es werden jede Menge wertende Ausdrücke, und zwar vor allem negative über das Geschehnis verwendet. Der Autor wagt eine Selbstdarstellung, die Darstellung des eigenen Volkes, welches von der Schuldfrage befreit werden soll und stellt gleichzeitig die Verstorbenen als positiv, den Täter als negativ dar. Inwiefern hier von Objektivität die Rede sein kann, ist fraglich, denn es ist selbstverständlich, dass der Autor das bosnische Volk im positiven Lichte zeigen möchte. An dem Gebrauch der Pronomina ist zu erkennen, dass der Autor ein Bosnier sein müsste. Von den syntaktischen Besonderheiten ist die Verschiebung ins Nachfeld von zu betonenden Satzgliedern zu nennen. Diese Anzeige hat mehrere Textfunktionen, und zwar eine konstatierend-assertierende, wissensbereitstellende Funktion, eine bewertende und eine phatische Funktion. Insgesamt hat diese Analyse gezeigt, wie tragisch das Ableben der beiden Monarchen, aber auch das Attentat selbst für die ganze Monarchie und insbesondere für Bosnien war.

## Literatur

- Eckkrammer, Eva Martha: Die Todesanzeige als Spiegel kultureller Konventionen: eine kontrastive Analyse deutscher, englischer, französischer, spanischer, italienischer und portugiesischer Todesanzeigen. Bonn: Romanistischer Verlag, 1996.
- Fandrych, Christian/Thurmair, Maria: Textsorten im Deutschen. Linguistische Analysen aus sprachdidaktischer Sicht. Tübingen: Stauffenburg, 2011.
- Haus, Adrian: Todesanzeigen in Ost- und Westdeutschland. Ein sprach- und kulturwissenschaftlicher Vergleich. Todesanzeigen aus der Leipziger Volkszeitung und der Frankfurter Neuen Presse 1976 bis 2004. Frankfurt am Main [u. a.]: Peter Lang, 2007.
- Jäger, Siegfried: Kritische Diskursanalyse. Münster: UNRAST, 2009.
- Piitulainen, Marja-Leena: Die Textstruktur der finnischen und deutschsprachigen Todesanzeigen. In: Schröder, Hartmut (Hg.): Fachtextpragmatik. Tübingen: Gunter Narr, 1993, S. 141–181.
- Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen: Methoden und Methodologie der Diskurslinguistik – Grundlagen und Verfahren einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen. In: Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen (Hg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin [u. a.]: Walter de Gruyter, 2008, S. 3–54.

## Internetquellen

<http://anno.onb.ac.at/> (Stand: 01.09.2014)

<http://www.wlb-stuttgart.de/sammlungen/bibliothek-fuer-zeitgeschichte/digitalisierte-deutschsprachige-tageszeitungen-des-ersten-weltkrieges/> (Stand: 01.09.2014)

## Die Abfolge der Personalpronomina und Nominalphrasen im Deutschen und Bosnischen

### 1. Einführung

Die Frage *Was ist ein Pronomen?* mag vielleicht auf den ersten Blick überflüssig erscheinen. Obwohl viele Sprecher intuitiv zu wissen glauben, was ein Pronomen ist und welche Wörter als Pronomen zu bezeichnen sind, ist doch bei der Klassifizierung und bei der Definition der Wortklasse *Pronomen* größte Vorsicht zu empfehlen. Die Autoren sind sich nicht darüber einig, wie Pronomina zu definieren und zu klassifizieren sind. Die zweite Frage, der in meinem Artikel nachzugehen ist, bezieht sich auf die Definition der NPs (Nominalphrasen). Hier lassen sich zwei verschiedene Betrachtungsweisen herauskristallisieren, die ich in meiner Arbeit vorstellen werde. Die dritte Fragestellung, der ich mich in meinem Artikel widmen werde, bezieht sich auf die Abfolge der PPs (Personalpronomina) und NPs im Deutschen und Bosnischen. Es gilt zu überprüfen, in welcher Reihenfolge die PPs und NPs in einem Satz vorkommen können, wobei erwähnt werden sollte, dass es im Bosnischen keine Arbeiten gibt, die diese Problematik aufgreifen. Ein weiteres Ziel meines Artikels wird sein, Faktoren herauszuarbeiten und zu definieren, die die Reihenfolge der PPs und NPs beeinflussen können und natürlich auf die Unterschiede zwischen den zwei Sprachen aufmerksam zu machen.

### 2. Phrase

Sätze bestehen in der Regel aus Satzgliedern:

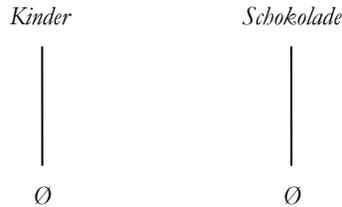
Kinder essen gern Schokolade./Djeca jedu rado čokoladu.

Dieser Satz besteht aus der Nominativergänzung *Kinder/Djeca*, der Modalangabe *gern/rado*, der Akkusativergänzung *Schokolade/čokoladu* und dem Prädikat *essen/jedu*, wobei erwähnt werden sollte, dass das Prädikat in manchen grammatischen Theorien nicht als Satzglied bezeichnet wird. Diese Satzglieder können erweitert werden, so dass sie dann aus mehreren Teilen bestehen:

Die kleinen Kinder essen sehr gern leckere Schokolade./Mala djeca jedu veoma rado ukusnu čokoladu.

Wenn ein Satzglied aus zwei oder mehreren Teilen besteht, betrachte ich es in Anlehnung an Engel (2004) oder Zifonun et al. (1997) als Phrase. Demzufolge sind die Satz-

glieder wie z.B. *Die kleinen Kinder/Mala djeca* als Phrasen zu bezeichnen. Kommen wir nun zu unserem ersten Beispiel *Kinder essen gern Schokolade* zurück. In meinem Artikel werde ich die Satzglieder *Kinder* und *Schokolade* ebenfalls als Phrasen bezeichnen, da Nomina nach Engel (2004: 287) im Text immer mit einem Artikel vorkommen, sei es auch der Nullartikel. Die Struktur dieser Phrasen sieht demzufolge so aus:



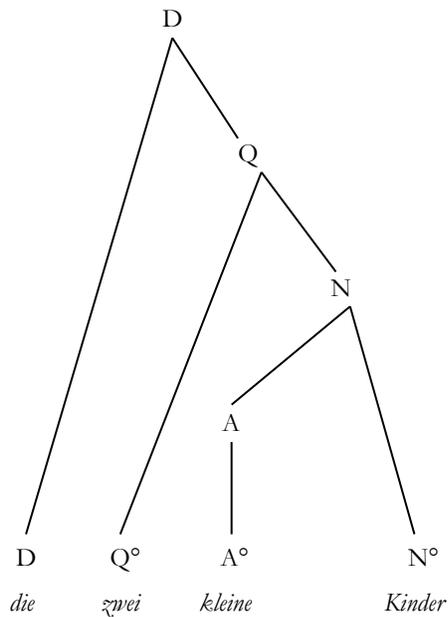
Obwohl im Bosnischen keine Kategorie *Artikel* existiert, werde ich die Satzglieder *Djeca* und *čokoladu* (= *Djeca rado jednu čokoladu.*) als Phrasen bezeichnen, da sie als Übersetzungsäquivalente der deutschen NPs *Kinder* und *Schokolade* fungieren.

Zifonun et al. (1997) verstehen unter dem Begriff *Phrase* eine Wortgruppe, die funktionell zusammengehört, weiterhin gehen Zifonun et al. (1997) davon aus, dass Phrasen keine finiten Verbformen beinhalten<sup>858</sup> und dass innerhalb jeder Phrase ein Wort existiert, von dem alle anderen Elemente dieser Phrase abhängen. Diese Elemente werden als Nukleus bezeichnet. Jede Phrase wird nach ihrem Nukleus benannt, d.h. auf Grund seiner Zugehörigkeit einer bestimmten Wortart.

## 2.1. Nominalphrasen

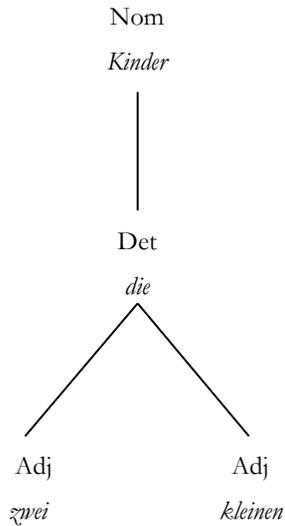
In der Literatur lassen sich zwei verschiedene Betrachtungsweisen herauskristallisieren, was die Analyse der NPs betrifft. Eine Gruppe der Autoren (es handelt sich vor allem um die Vertreter der Generativen Grammatik) geht davon aus, dass es sich bei der Phrase *die zwei kleinen Kinder* um eine Determinansphrase handelt, in der nicht das Nomen *Kinder* der Nukleus der ganzen Phrase ist, sondern das Determinativ *die*. Abney (1987) postulierte meines Wissens als Erster die Kategorie D(ET) als Nukleus einer Phrase, die er Determinansphrase (DP) nannte. Seine Theorie befürworteten Haider (1988), Bhatt (1990), Olsen (1991), Vater (1991/2000/2002/2012) und Zimmermann (1991) und wandten sie auch im Deutschen an. Die Struktur der erwähnten Phrase (hier etwas vereinfacht dargestellt) sieht nach dieser Theorie folgendermaßen aus:

<sup>858</sup> Im Gegensatz zur Dependenzgrammatik, wo ein Satz als Phrase bezeichnet wird, gehen Zifonun et al. (1997) davon aus, dass ein Satz keine Phrase ist. In der generativen Transformationsgrammatik gehören Sätze der Kategorie CP (coplementizer phrase) an (vgl. Jakendoff 1977, Stowell 1981, Vater 2000).



Symbole D°, Q°, A°, N° stehen hier für die Realisierung der Kategorien Determinativ (D), Quantor (Q), Adjektiv (A) und Nomen (N) an der Oberflächenstruktur. D regiert nach diesem Schema eine NP, die ihrerseits eine NP regiert. In der Literatur wird uneinheitlich über die Kategorie Q als Nukleus einer Phrase diskutiert. Die einen gehen davon aus, dass die Kategorie Q als Nukleus fungieren könne, die anderen halten Q bloß als einen Modifikator innerhalb der NP (vgl. dazu Löbel 1989, Bhatt 1990, Zimmermann 1991, Vater 2000). Der entscheidende Faktor, warum die Kategorie D als Nukleus der Phrase fungiert, ist nach Vater (2000) die Tatsache, dass D° als Träger der morphologischen Eigenschaften der ganzen DP fungiert. Das erklärt nach Olsen (1989/1991) auch die verschiedenen Deklinationstypen bei der Adjektivdeklination; die Adjektive werden schwach dekliniert, wenn die Position D° durch *der, dieser, solcher* usw. besetzt ist.

Eine andere Gruppe der Autoren definiert die Phrase *die zwei kleinen Kinder* als Nominalphrase, in der der Nukleus der Phrase das Nomen *Kinder* ist und nicht das Determinativ *die*. Die Struktur der erwähnten Phrase sieht nach dieser Theorie so aus:



Auf diese Weise wird diese Phrase u.a. von Engel (1994/2004) und Zifonun et al. (1997) definiert. Hier ist das Determinativ dem Nomen untergeordnet, obwohl sowohl Engel (1994/2004) als auch Zifonun et al. (1997) die Wichtigkeit des Determinativs stets betonen. Das Determinativ ist das Element, das aus einem Nomen eine NP macht, weshalb die Bahauptung, dass das Determinativ der Nukleus der Phrase sei, gerechtfertigt sein könnte. Trotzdem stimme ich Engel (1994/2004) und Zifonun et al. (1997) zu und definiere die Phrase *die zwei kleinen Kinder* als eine NP, in der das Nomen *Kinder* Nukleus der Phrase ist, da das Nomen die Struktur der ganzen Phrase bestimmt. Dies wird unter anderem auch daran deutlich, wenn man diverse Möglichkeiten der Erweiterung eines Nomens in Betracht zieht (vgl. dazu auch Engel 2004). Neben einem Determinativ kann ein Nomen erweitert werden durch Adjektive (*die kleinen Kinder*), Adverbien (*das Hans dort*), andere NPs (*das Hans meines Vaters*) etc.

### 3. Pronomen

Die erste Frage, die hier gestellt werden sollte, ist: *Ist das Pronomen eine Wortklasse?* Die GG (Generative Grammatik) geht nämlich davon aus, dass es keine Kategorie *Pronomen* gibt. Der Begriff *Pronomen* bezieht sich demnach nicht auf eine Wortklasse, es handelt sich dabei um eine Funktion der Determinantien (vgl. dazu u.a. Vater 2000/2012, Haider 1988, Abney 1987 und Olsen 1989/1991). Determinantien können dieser Theorie nach transitiv und intransitiv gebraucht werden.<sup>859</sup> Mit dieser Theorie können aber nicht unterschiedliche syntaktische Eigenschaften mancher Determinantien erklärt werden: z.B. bei *etwas Leckereres* vs. *dieser Mann*. Nach der GG handelt es sich bei *etwas*

<sup>859</sup> Transitiv bedeutet in diesem Kontext mit einem Nomen bzw. vor einem Nomen (= *etwas Leckereres*), intransitiv bedeutet autonomer Gebrauch (= Ich sage dir *etwas*).

und *dieser* um transitiv gebrauchte Determinantien. Meines Erachtens gibt es gravierende Unterschiede zwischen *etwas* einerseits und *dieser* andererseits. Bei der Phrase *etwas Leckereres* handelt es sich meines Erachtens um eine Pronominalphrase, bei der *etwas* Nukleus dieser Phrase ist, während es sich bei der Phrase *dieser Mann* um eine NP handelt, in der das Nomen *Mann* Nukleus der Phrase ist.

Geht man nun doch davon aus, dass Pronomen eine Wortklasse ist, was ich befürworte, stellt sich die Frage, wie Pronomina zu definieren und zu klassifizieren sind. Die traditionelle Grammatik macht im Grunde genommen Unterschiede zwischen Pronomina und Artikeln. Obwohl es auch innerhalb der traditionellen Grammatik Unterschiede in der Klassifikation der Pronomina gibt (vgl. Glinz 1971, Eisenberg 1999 u.a.), geht es im Großen und Ganzen um die vorhin erwähnte Klassifizierung. Bei der diachronen Betrachtungsweise muss man der traditionellen Grammatik natürlich Recht geben. Geht man aber von der synchronen Betrachtungsweise aus, so fallen einige Probleme bei der traditionellen Klassifizierung der Pronomina auf. Das meines Erachtens wichtigste Problem ist syntaktischer Natur und bezieht sich auf die Phrasenbildung. Sowohl das Lexem *etwas* als auch das Lexem *dieser* wird in der traditionellen Grammatik als Pronomen bezeichnet. Was die traditionelle Grammatik aber nicht zu erklären vermag, ist die völlig unterschiedliche Funktion dieser Lexeme innerhalb einer Phrase: *etwas Leckereres* vs. *dieser Mann*. *Etwas Leckereres* ist meines Erachtens eine Pronominalphrase, während *dieser Mann* nicht als Pronominalphrase bezeichnet werden kann. Auf Grund dieser Unterschiede stellt sich die Frage: Können sowohl *etwas* als auch *dieser* trotz dieser Unterschiede zur Wortklasse *Pronomen* gehören?

Engel (2004) scheint mir diese Probleme am besten gelöst zu haben. Er geht davon aus, dass Pronomina innerhalb einer solchen Phrase nie attributiv gebraucht werden können. Demnach ist *dieser* kein Pronomen, sondern ein Determinativ. Ich stimme Engel (2004) zu und definiere Lexeme wie *dieser* und alle anderen, die die gleiche Funktion innerhalb einer Phrase wie *dieser* haben, nicht als Pronomina, sondern als Determinative.

### 3.1. Personalpronomina

PPs gelten als prototypische Vertreter eines Pronomens und werden von fast allen grammatischen Theorien als Pronomen bezeichnet. Als PPs werden im Deutschen folgende Lexeme bezeichnet:

- |                |             |
|----------------|-------------|
| 1. ich         | 1. wir      |
| 2. du          | 2. ihr, Sie |
| 3. er, sie, es | 3. sie      |

PPs werden von manchen Autoren in zwei Gruppen eingeteilt: Die PPs der ersten und zweiten Person werden mancherorts als *Partnerpronomina* oder *deiktische Personalpronomina* bezeichnet, während die PPs der dritten Person als *reine Verweispronomina* oder *anaphorische Personalpronomina* bezeichnet werden (vgl. Engel 1988/1994/2004, Hoberg 1997,

Hofmann 1994). Im Bosnischen (vgl. Jahić et. al. 2004) werden als PPs folgende Le-xeme bezeichnet:

1. ja	1. mi
2. ti	2. vi
3. on, ona, ono	3. oni

Was an dieser Stelle besonders hervorgehoben werden sollte, ist, dass PPs im Bosni-schen im Obliquus zwei morphologische Formen haben können (enklitische und be-tonte Form), während im Deutschen nur eine morphologische Form existiert:

Nom	<i>ich</i>	vs.	<i>ja</i>
Gen	<i>meiner</i>	vs.	<i>me/mene</i>
Dat	<i>mir</i>	vs.	<i>mi/meni</i>
Akk	<i>mich</i>	vs.	<i>me/mene</i>

Analog dazu existieren auch in anderen Personen zwei morphologische Formen, was ich an dieser Stelle nicht weiter bearbeiten werde.

#### 4.1. Abfolge der PPs und NPs

Wegen der einfacheren Analyse werde ich dieses Kapitel in vier Teile gliedern:

- Abfolge der PPs im Nominativ und NPs im Nominativ
- Abfolge der PPs im Nominativ und NPs im Obliquus
- Abfolge der PPs im Obliquus und NPs im Obliquus
- Abfolge der PPs im Obliquus und NPs im Nominativ

##### a) Abfolge der PPs im Nominativ und NPs im Nominativ

Im Deutschen wird das PP vor einer NP realisiert:

Sie werden übrigens noch viel studieren müssen, ehe **Sie Richter** werden. (FK, 69)

Die NP kann vor dem PP realisiert werden, wenn die NP einen Nebensatz einleitet:

Laß ihn jetzt, Du siehst ja, **was für ein Mensch er** ist. (FK, 179)

Im Bosnischen wird das PP ebenfalls vor einer NP realisiert:

Bio je pažljiv, kao da sam **ja bolesnik** a ne on. (MS, 153)

Die Abfolge der Personalpronomina und Nominalphrasen im Deutschen und Bosnischen

Was die möglichen Unterschiede zwischen den zwei Sprachen angeht, soll erwähnt werden, dass das PP im Nominativ in der Funktion des Subjektes im Bosnischen aus grammatischen Gründen nicht realisiert werden muss:

S vremenom je postao **mlad i hrabar silahdar na sultanovom dvoru**, ... (IA, 24)

Im Deutschen muss das PP realisiert werden, so dass es dadurch zu Unterschieden zwischen den analysierten Sprachen kommen kann:

Mit der Zeit wurde er **ein junger und tapferer Waffenträger am Hofe des Sultans**, ... (IA, 24)

### b) Abfolge der PPs im Nominativ und NPs im Obliquus

Im Deutschen muss das PP im Nominativ vor der NP im Obliquus realisiert werden:

Beide prüften K.s Nachthemd und sagten, daß er jetzt **ein viel schlechteres Hemd** werde anziehen müssen, ... (FK, 11)

Die einzigen Beispiele in meinem Korpus, in denen die NP vor dem PP realisiert ist, sind diejenigen, in denen die NP einen Nebensatz einleitet:

K. fragte mit den Blicken, **welchen Verkehr er** denn hier störe – ... (FK, 80)

Im Bosnischen steht das PP in der Regel ebenfalls vor der NP:

Otac je živio u naivnom uvjerenju da sam **ja bratu** moguća zaštita ... (MS, 75)

Im Gegensatz zum Deutschen kann das PP auch nach einer NP realisiert werden:

**Jednom iskazu mi** pridajemo neki smisao, ... (SF, 10)

Weitere Unterschiede zwischen den kontrastierten Sprachen beziehen sich auf die bereits erwähnte unterschiedliche grammatische Struktur der Sätze; im Bosnischen muss die Position des Subjektes aus grammatischen Gründen nicht besetzt werden:

..., bez drugog smisla osim što služi **meštanima i njihovoj stoci** za prelaz, ... (IA, 9)

Im Deutschen dagegen muss diese Position besetzt werden:

..., ohne anderen Sinn, als daß **sie den Ortsbewohnern und ihrem Vieh** zum Übergang dient, ... (IA, 9)

### c) Abfolge der PPs im Obliquus und NPs im Obliquus

Auch hier wird das PP in der Regel vor der NP realisiert:

Nun müssen Sie **mir** aber **die Hand** reichen, ...“ (FK, 29)

Bei dieser Kombination kann es durch Intonation bzw. Thema-Rhema-Einfluss zur Permutation<sup>860</sup> kommen; das PP kann nach der NP realisiert werden, falls PP ein rhematisches Satzglied ist und dadurch auch betont ist:

„Es ist besser, Sie geben **die Sachen uns**, als ins Depot“, sagten sie, ... (FK, 11)

Solche Abfolgen werden auch markierte Abfolgen genannt (vgl. Lenerz 1977), da sie eigentlich nur unter bestimmten Umständen möglich sind, z.B. in unserem Fall durch den Einfluss der Intonation bzw. Thema-Rhema-Einfluss.

Im Bosnischen wird das PP in der Regel ebenfalls vor der NP realisiert:

Osudivši ga, predavši **ga vlastima**, prešao bih preko svoje zbunjenosti, ... (MS, 59)

Zur Permutation kann es im Bosnischen in folgenden Fällen kommen:

- a) Enklitika können im Bosnischen nicht am Anfang eines Satzes realisiert werden, was zur Folge hat, dass enklitische Formen des PPs nach einer NP realisiert werden müssen, wenn die erste Position im Satz durch eine NP besetzt ist:

Luč, palite luč! **Konopac mi** dajte. (IA, 42)

- b) Betonte Formen des PPs können in der Regel immer nach einer NP realisiert werden:

Učinio si veliko **zlo i njemu i meni**. (MS, 326)

Abfolgen wie im letzten Beispiel sind im Bosnischen viel häufiger anzutreffen als im Deutschen, was uns zum ersten möglichen Unterschied zwischen diesen zwei Sprachen bringt. Im nächsten Beispiel ist das PP vor der NP realisiert:

Man sollte doch glauben – ich selbst glaubte es zuerst – jetzt könnte ich **ihnen die Sache** vollständig überlassen. (FK, 185)

---

<sup>860</sup> Unter Permutation verstehe ich in diesem Kontext die Änderung einer Abfolge.

Im bosnischen Übersetzungsäquivalent ist das PP in der betonten Form realisiert, die, wie bereits gesagt, sowohl vor als auch nach einer NP realisiert werden kann. Im konkreten Übersetzungsäquivalent ist das PP nach der NP realisiert:

Pomislili biste – u početku sam i ja tako mislio – da bih sada **stvar** mogao potpuno preputiti **njima**. (FK, 161)

Ein weiterer Unterschied bezieht sich auf die Sätze, die vorhin unter *a* kurz besprochen worden sind:

Luč, palite luč! **Konopac mi** dajte. (IA, 42)

Da es sich hier um einen Satz im Imperativ handelt, muss im Deutschen das finite Verb am Anfang des Satzes realisiert werden, was natürlich zur Folge hat, dass das PP und die NP nach dem finiten Verb realisiert werden müssen. Im deutschen Übersetzungsäquivalent ist das PP vor der NP realisiert:

„Einen Kienspann, zündet einen Kienspann an! Reicht **mir den Strick!**“ (IA, 43)

Das finite Verb kann auch im Bosnischen am Anfang des Satzes realisiert werden. In dem Fall müsste die enklitische Form des PPs vor der NP realisiert werden (= *Dajte mi konopac*).

Auch unterschiedliche Rektion der Verben in den beiden Sprachen kann zu Unterschieden führen:

..., da pridem muftiji i nazovem **ga antiohijskom kozom**, to može da bude samo đavolov grijšni mig. (MS, 161)

...: vor den Mufti hintreten und **ihn eine antiochianische Ziege** nennen – das konnte nur ein verworfener Teufelswink sein. (MS, 134)

Das Verb *nazvati* regiert im Bosnischen neben dem Nominativ ein Element im Akkusativ und Instrumental, während sein Übersetzungsäquivalent, das Verb *nennen*, neben dem Nominativ zwei Elemente im Akkusativ regiert.

#### d) Die Abfolge der PPs im Obliquus und NPs im Nominativ

Auch hier wird das PP meistens vor einer NP realisiert:

Aber K. schien es nun wieder verdächtig, daß **ihm der Fabrikant** die Papiere nicht zeigen wollte ... (FK, 141)

Im Gegensatz zu anderen bisher besprochenen Kombinationen kommt es bei dieser Kombination viel häufiger zu Permutationen:

K. sah nur, daß **ein Mann sie** in einen Winkel bei der Tür gezogen hatte ... (FK, 57)

Im von mir betrachteten Korpus ist die Abfolge NP – PP mit sehr hohen ca. 35 % vertreten. Weiterhin ist zu erwähnen, dass in meinem Korpus vor einem PP meistens thematische NPs realisiert sind, aber trotzdem kann man nicht von einer Regel, dass vor einem PP nur thematische NPs realisiert werden können, wie Zubin/Köpcke (1985) das machen, sprechen, da ich einige Belege mit unbestimmten (rhematischen) NPs vor einem PP sammeln konnte (siehe das letzte Beispiel). Man kann höchstens von einer Tendenz sprechen, dass vor einem PP im Obliquus eine thematische NP im Nominativ realisiert wird. Es ist ebenfalls wichtig zu erwähnen, dass eine NP nicht vor einem PP in der Funktion eines freien Dativs realisiert werden kann:

Einen Augenblick schnürte sich **ihm die Kehle** zusammen, ... (TM, 14)

Im Bosnischen wird das PP vor der NP realisiert:

..., umirila bi **me muzika poznatih rečenica** kojima vjerujem, ... (MS, 49)

Zur Permutation kann es im Bosnischen in folgenden Fällen kommen:

- a) Enklitika können im Bosnischen nicht am Anfang eines Satzes realisiert werden:

**Tosun-efendija ga** je predstavio novom povereniku. (IA, 68)

- b) Betonte Formen des PPs können in der Regel immer nach einer NP realisiert werden:

Sinoć ga je slučaj doveo do mene, a sad je **slučaj mene** doveo da mu vidim kraj. (MS, 69)

Unterschiede zwischen den beiden Sprachen sind möglich, wenn im Deutschen die NP vor dem PP realisiert ist, während im Bosnischen das PP in der enklitischen Form realisiert ist, die ihrerseits vor der NP realisiert werden muss:

..., sve dok **ga majka** ne probudi i tako ne oslobodi mučnog sna. (IA, 12)

..., bis **die Mutter sie** weckt und aus dem quälenden Traum erlöst. (IA, 12)

Im nächsten Beispiel ist das PP vor der NP realisiert:

Sie wissen wie **mich Frau Grubach**, ..., geradezu verehrt ... (FK, 38)

Im bosnischen Übersetzungsäquivalent ist das PP in der betonten Form realisiert, die, wie bereits gesagt, sowohl vor als auch nach der NP realisiert werden kann. Im konkreten Beispiel ist das PP im Bosnischen nach der NP realisiert:

Vi znate da gospođa **Grubach**, ..., **mene** naprosto obožava ... (FK, 30)

## 5. Schlussfolgerung

Die Abfolge der PPs und NPs scheint im Deutschen zumindest in der geschriebenen Sprache ziemlich fest geregelt zu sein, d.h. für mögliche Permutationen scheint es wenig Spielraum zu geben. Einzig in den beiden letzten von mir analysierten Kombinationen (PP im Obliquus und NP im Obliquus/PP im Obliquus und NP im Nominativ) wurden mögliche Permutationen beobachtet, wobei es bei der ersten Kombination nur unter dem Thema-Rhema-Einfluss/Intonation zur Permutation kommen konnte. Einzig bei der letzten Kombination kommt es öfters zur Permutation. Im Bosnischen ist die Abfolge dieser Elemente viel freier als im Deutschen, d.h. im Bosnischen kommt es viel häufiger zu Permutationen. Dies ist vor allem deshalb möglich, weil im Bosnischen, aber auch im Kroatischen und Serbischen, neben den enklitischen Formen des PPs auch betonte Formen existieren, die nicht an eine bestimmte Position im Satz gebunden sind, d.h. sie können ohne irgendwelche Einschränkungen sowohl vor als auch nach einer NP realisiert werden.

## Literatur

### Fachliteratur

- Abney, Steven: *The English Noun Phrase in its Sentential Aspect*. Cambridge: MIT Press, 1987.
- Bhatt, Christa: *Die syntaktische Struktur der Nominalphrase im Deutschen*. In: *Studien zur deutschen Grammatik*, 38. Tübingen: Gunter Narr, 1990.
- Eisenberg, Peter: *Grundriß der deutschen Grammatik. Der Satz*. Stuttgart, Weimer: J. B. Metzler, 1999.
- Engel, Ulrich: *Deutsche Grammatik*. Heidelberg: Groos, 1988.
- Engel, Ulrich: *Syntax der deutschen Gegenwartssprache*. Berlin: Erich Schmidt, 1994.
- Engel, Ulrich: *Deutsche Grammatik (Neubearbeitung)*. München: Iudicium, 2004.
- Glinz, Hans: *Deutsche Grammatik II. Kasussyntax – Nominalstrukturen – Wortarten – Kasusfremdes*. In: Glinz, Hans/Sitta, Horst/Brinker, Klaus/Klein, Josef (Hg.): *Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft*. Bad Homburg: Athenäum, 1971.
- Haider, Hubert: *Die Struktur der deutschen NP*. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 7, 1988, S. 32–59.

- Hoberg, Ursula: E4 Die Linearstruktur des Satzes. In: Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (Hg.): Grammatik der deutschen Sprache. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 1997.
- Hofmann, Ute: Zur Topologie im Mittelfeld. Pronominale und nominale Satzglieder. (Linguistische Arbeiten 307). Tübingen: Max Niemeyer, 1994.
- Jackendoff, Ray: X-Syntax. A Study of Phrase Structure. Cambridge, Mass.: MIT Press, 1977.
- Jahić, Dževad/Halilović, Senahid/Palić, Ismail: Gramatika bosanskoga jezika. Zenica: Dom štampe, 2004.
- Lenerz, Jürgen: Zur Abfolge nominaler Satzglieder im Deutschen (Studien zur deutschen Grammatik 5). Tübingen: Gunter Narr, 1977.
- Löbel, Elisabeth: Q as a functional category. In: Bhatt, Crista/Löbel, Elisabeth/Schmidt Claudia (Hg.): Syntactic Phrase Structure Phenomena in Noun Phrase and Sentences. Amsterdam: Benjamins, 1989, S. 133–158.
- Olsen, Susan: Das Possessivum: Pronomen, Determinans oder Adjektiv? In: Linguistische Berichte 120, 1989, S. 133–153.
- Olsen, Susan: Die deutsche Nominalphrase als „Determinansphrase“. In: Olsen, Susan/Fanselow, Gisbert (Hg.): >DET, COMP und INFL< Zur Syntax funktionaler Kategorien und grammatischer Funktionen. (Linguistische Arbeiten 263). Tübingen: Max Niemeyer, 1991, S. 35–56.
- Stowell, Timothy A.: Origins of Phrase Structure. Cambridge: MIT Press, 1981.
- Vater, Heinz: Determinantien in der DP. In: Olsen, Susan/Fanselow, Gisbert (Hg.): >DET, COMP und INFL< Zur Syntax funktionaler Kategorien und grammatischer Funktionen. (Linguistische Arbeiten 263). Tübingen: Max Niemeyer, 1991, S. 15–34.
- Vater, Heinz: „Pronominantien“ – oder: Pronomina sind Determinantien. In: Thieroff, Rolf/Tamrat, Matthias/Fuhrhop, Nanna/Teuber, Oliver (Hg.): Deutsche Grammatik in Theorie und Praxis. Tübingen: Max Niemeyer, 2000, S. 185–199.
- Vater, Heinz: Einführung in die Sprachwissenschaft. München: Wilhelm Fink, 2002.
- Vater, Heinz: Referenz. Bezüge zwischen Sprache und Welt (Fokus 38). Trier: Wissenschaftlicher Verlag, 2012.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno: Grammatik der deutschen Sprache. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 1997.
- Zimmermann, Ilse: Die Syntax der Substantivgruppe: Weiterentwicklungen der X'-Theorie. In: Zimmermann, Ilse (Hg.), 1991, S. 1–32.
- Zubin, David A./Köpcke, Klaus-M.: Cognitive constraints on the order of subject and object in German. In: *Studies in Language* 9.1., 1985, S. 77–107.

## Quellen

- Andrić, Ivo: Na Drini ćuprija. Sarajevo: Svjetlost, 1966. (IA)
- Andrić, Ivo: Die Brücke über die Drina. Suhrkamp, 2003. (IA)
- Frojd, Sigmund: Dostetka i njen odnos prema nesvesnom. Matica srpska, 1960. (SF)

Kafka, Franz: Der Proceß. 10. Auflage. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, 2003. (FK)

Kafka, Franz: Proces. Sarajevo, 2004. (FK)

Mann, Thomas: Tonio Kröger. 39. Auflage. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, 2002. (TM)

Selimović, Meša: Derviš i smrt. Beograd: Beogradski izdavačko-grafički zavod, 1986. (MS)

Selimović, Meša: Der Derwisch und der Tod. Salzburg, Wien: Otto Müller, 1994. (MS)